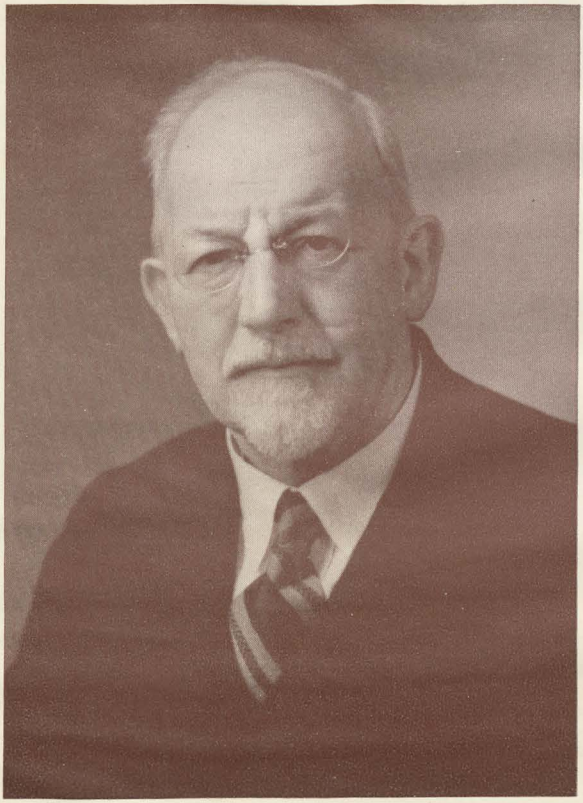


Bruno Ehrlich

geboren zu Danzig am 28. Mai 1868

Festschrift

Bruno Ehrlich
zum 70. Geburtstag dargebracht

Herausgegeben
von
Hanns Bauer, Werner Neugebauer
und Werner Radig

Elbing 1938
Selbstverlag der Elbinger Altertumsgesellschaft e. V.

10181
Biblioteka Publiczna w ELBLĄGU
91302 /12100
724

Elbinger Jahrbuch, Heft 15

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

Alle Rechte einschließlich Übersetzungsrecht vorbehalten

Druck: Westpreußische Zeitung, Elbing

Hochverehrter, lieber Herr Professor!

Zu Ihrem 70. Geburtstag drängt es uns, Ihnen die herzlichsten Glück- und Segenswünsche der Elbinger Altertumsgesellschaft und aller Mitarbeiter an dieser Festschrift auszusprechen.

Wir kennen Sie als den bewährten Führer der Elbinger Altertumsgesellschaft, deren Aufgaben Sie sich seit mehr als zwei Jahrzehnten mit aller Begeisterung und Tatkraft und Ihrem reichen Wissen gewidmet haben. Daß unsere Gesellschaft einen wesentlichen Bestandteil im Kulturleben Elbings darstellt, verdanken wir Ihrem unermüdlichen Einsatz. Mit reifem Urteil und trefflicher Kennerschaft haben Sie vor allem diejenigen Gebiete der Heimatforschung gefördert, die Ihnen Herzenssache sind, voran die völkische Vorgeschichtswissenschaft. Indessen haben Sie aber auch stets Wert darauf gelegt, die Geschichte des heimischen Lebensraumes in allen ihren vielverzweigten Äußerungen zu pflegen oder von Ihren Mitarbeitern betreuen zu lassen.

Zu Ihren organisatorischen Erfolgen in der Altertumsgesellschaft und im Städtischen Museum, das eine hervorragende Pflegestätte heimatlicher Geschichte, Volkskunde und Naturkunde bildet, gesellt sich Ihr unumstrittener Ruf als ostdeutscher Gelehrter, den heute alle Mitarbeiter dieser Festschrift im großdeutschen Reiche und im befreundeten Ausland in aufrichtiger Würdigung seiner Lebensarbeit grüßen.

Die Elbinger Altertumsgesellschaft und die Mitarbeiter wünschen Ihnen auch weiterhin Gesundheit und Schaffensfreude. Möge Ihre Arbeit noch viele Früchte tragen!

Die Herausgeber

Elbing, am 28. Mai 1938.

Das Städtische Museum in Elbing und sein Leiter

Die berufenen Stätten zur Pflege und Fortentwicklung des ererbten Kulturgutes unserer Vorfahren sind die deutschen Gemeinden. Nächst der Familie sind sie die lebenswichtigsten Zellen der Volksgemeinschaft und des nationalsozialistischen Staates. Als gebietlich klar umgrenzte und organisierte örtliche Lebenskreise des Volkstums haben sie durch die Deutsche Gemeindeordnung die Aufgabe zugewiesen erhalten, die „in der örtlichen Gemeinschaft lebendigen Kräfte zur Erfüllung öffentlicher Aufgaben der engeren Heimat zusammenzufassen" sowie „das Wohl ihrer Einwohner zu fördern und die geschichtliche und heimatliche Eigenart zu erhalten". In diesem weiten Wirkungskreis der Gemeinden kommt der Kulturpflege und in ihr der „Heimatpflege" eine besondere Bedeutung zu, weil gerade durch sie das Gemeinschaftsgefühl immer wieder neu geweckt und gestärkt wird. Die Heimat, ihre Landschaft, ihre Geschichte, ihr Menschenschlag bilden den Schoß des uralten Erbgutes, das im Brauchtum, im Lied, in der Sage und Dichtung, in der Mundart, der Volkskunst und in vielen anderen Formen lebendig geblieben ist und bleibt. Aus dem unmeßbaren Wert dieser lebenspendenden Kräfte des Volkstums ergibt sich für jede Gemeinde die zwingende Notwendigkeit, als Hüterin und Wahrerin deutscher Kultur bewußte Heimat- und Volkstumspflege zu betreiben.

Eine der wichtigsten Einrichtungen zur Heimatpflege ist das Heimatmuseum, das zum mindesten in jeder größeren deutschen Gemeinde vorhanden ist. In den etwa 2000 in Deutschland bestehenden Heimatmuseen, deren Träger hauptsächlich Gemeinden sind, ist in vielen Jahrzehnten durch liebevolles Verständnis und sehr viel Kleinarbeit eine Fülle kostbaren deutschen Kulturgutes zusammengetragen worden. Diese Zeugnisse geben uns Kunde von der Lebensweise unserer Ahnen bis in die frühesten Zeiten zurück und vermitteln uns durch Anschauung ein besonders eindringliches und wirksames Bild unserer Heimat- und Volkstumsgeschichte und ihrer Zusammenhänge. Sie erfüllen uns mit Ehrfurcht vor den früheren Geschlechtern, aber auch mit Stolz auf deren Leistungen und erziehen uns dadurch zur Heimatliebe und Achtung vor der Überlieferung. Zugleich bilden sie einen starken Ansporn, in den Bahnen der Vorfahren weiterzuwandeln und deutsche Art, Kultur und

Sitte mit gleicher Liebe zu pflegen, wie es jene getan. Dem Forscher erweisen sie sich außerdem als wertvolle Fundgrube und Quelle für seine wissenschaftlichen Arbeiten.

Über die für alle deutschen Gemeinden allgemein geltende, aus ihrem Wesen und ihrer Aufgabenstellung sich ergebende Verpflichtung zur Museumspflege hinaus besteht im deutschen Osten noch ein besonderer Grund, bewußt und in stärkstem Maße Museumspflege zu betreiben. Unsere ostdeutsche Heimat ist seit Jahrtausenden nordisch-germanischer Boden und seine Bewohner gehören mit zu den Schöpfern und Trägern einer arteigenen deutschen Kultur. Wenn von fremder Seite unser Anspruch auf diesen Boden und die Tatsache bestritten wird, daß unser deutsches Volk hier eine seiner Art entsprechende eigene Kultur hervorgebracht und fortentwickelt hat, dann haben die deutschen Gemeinden als Kulturbollwerke die Aufgabe, diesen Geschichtsfälschungen mit zu begegnen und das Bild unserer Geschichte durch die unwiderleglichen Beweisstücke der Vergangenheit von Irrtümern und falschen Auffassungen befreien zu helfen. Die Heimatmuseen, insbesondere, soweit sie sich gleichzeitig der Vorgeschichtsforschung widmen, sind berufen, hier stärkste Mitarbeit zu leisten und sie haben sich der Erfüllung dieser Aufgabe seit Jahren mit ständig wachsenden Erfolgen unterzogen. Eine tatkräftige Unterstützung der Museumsarbeit ist daher nicht nur eine kulturelle, sondern vor allem im deutschen Osten geradezu eine hohe nationale Pflicht unserer Gemeinden. Je mehr Verständnis und Förderung eine Gemeinde ihrem Museum zuteil werden läßt, desto größer wird auch der Nutzen der Museumsarbeit für das ganze Volk sein.

Wie viele andere deutsche Gemeinden, besitzt auch die Stadt Elbing seit mehr als sieben Jahrzehnten ein Städtisches Museum, das sich aus kleinsten Anfängen zu einem ansehnlichen Kulturinstitut entwickelt hat und auf eine wechselvolle Geschichte zurückblickt, in der die Frage der räumlichen Unterbringung des Museums eine wesentliche Rolle spielte.

Im Jahre 1864 beschloß der damalige Elbinger Magistrat, eine Münzsammlung sowie eine Sammlung von Modellen, Waffen und historischen Merkwürdigkeiten, die sich von altersher im Besitz der Stadt befanden und in der Gymnasialbibliothek untergebracht waren, im obersten Geschoß des alten Rathauses in ein bis zwei besonders dazu bestimmten Zimmern zu vereinigen und aus ihnen den Grundstock eines Städtischen Museums zu bilden. Zugleich sollten in diesen Räumen die damals noch im „Industriehause" befindlichen Gegenstände der „Conventshalle" — einer Stiftung des Elbinger Kaufmanns und Geschichtsfreundes Johann Jacob Convent — aufgestellt werden. Die Überführung der Gegenstände fand in den Jahren 1865 bzw. 1867 statt. Damit war die Gründung des Elbinger Museums vollzogen.

Zur Beaufsichtigung und Verwaltung der so gebildeten Altertums- und Kunstsammlung setzte der Magistrat 1868 eine besondere Kommission — bestehend aus einem Magistratsmitgliede und zwei von der Stadtverordneten-Versammlung gewählten Mitgliedern — ein, die als solche bis 1935 bestand und alsdann in einem auf Grund der Deutschen Gemeinde-Ordnung gebildeten „Beirat für Kultur- und Kunstpflege und kulturelle und wissenschaftliche Einrichtungen" aufging.

Die Sammlungen des Museums erfuhren 1878 eine bedeutende Erweiterung durch die Zuführung der wertvollen vorgeschichtlichen Sammlungen der Elbinger Altertumsgesellschaft. Der damalige Vorsitzende der Gesellschaft, Dr. Otto Anger, übernahm zugleich als Kustos die Beaufsichtigung des Museums. Altertumsgesellschaft und Museum, deren Leitung seitdem stets in einer Hand lag, haben seither in vorzüglicher Weise zusammengearbeitet und sich gegenseitig unterstützt und ergänzt. Die Gesellschaft erwies sich immer als eifriger Förderer der Museumsarbeit und hat sich dadurch besondere Verdienste um die Allgemeinheit erworben.

Nach der im Jahre 1883 erfolgten Versetzung von Dr. Anger als Gymnasialdirektor nach Graudenz verwaltete kurze Zeit der Buchhändler Meißner das Städtische Museum. Von 1884 bis 1916 ruhte das Amt des Kustos in Händen des Professors Dr. Robert Dorr. Seiner 32jährigen Tätigkeit verdankt das Museum seinen ersten Aufschwung und die Begründung seines wissenschaftlichen Rufes. Seit 1916 steht das Museum unter Leitung von Professor Dr. Bruno Ehrlich, dessen Verdienste im Folgenden noch besonders gewürdigt werden.

Unter der zielbewußten Führung der beiden letztgenannten Museumsleiter haben die Sammlungen des Städtischen Museums vornehmlich durch zahlreiche, oft sehr wertvolle Stiftungen von Privatpersonen und Firmen sowie durch die große Schenkung der Elbinger Altertumsgesellschaft im Jahre 1929, aber auch durch viele Funde aus den vom Museum selbst vorgenommenen Ausgrabungen und käufliche Neuerwerbungen eine fortschreitende Vermehrung und Vergrößerung erfahren.

Sechs Jahrzehnte hindurch konnten diese Sammlungen jedoch nur unvollkommen ausgewertet und der Allgemeinheit erschlossen werden, weil das Museum dauernd unter einem Mangel an ausreichenden und geeigneten Ausstellungsräumen litt. Bis 1924 führte das Museum ein Wanderdasein. 1893 siedelte es aus dem alten Rathaus in das Erdgeschoß des neuerbauten Rathauses an der Friedrichstraße über. Hier fanden die Sammlungen erstmalig eine geordnete Aufstellung, wenn auch die Räume unzulänglich waren. Nach neun Jahren wurden indessen jene Räume von der Stadtverwaltung für Bürozwecke benötigt. So mußte das Museum 1912 in die Aula des ehemaligen Realgymnasiums in der

Kalkscheunstraße überführt werden. Aber auch diese Unterkunft erwies sich als unzweckmäßig und nicht zureichend, da sie keine Ausstellung, sondern nur eine Lagerung und Ordnung der Sammlungen zuließ.

Erst zwölf Jahre später erhielt das Museum sein erstes eigenes Gebäude, das alte Industriehaus in der Heilig-Geiststraße 4, das nach einer gründlichen Instandsetzung im Frühjahr 1924 vom Museum bezogen werden konnte. Vom gleichen Jahre ab erhöhte die Stadtverwaltung den Etat des Museums, der vor der Inflation nur bis zu 1000 M. betragen hatte, sehr erheblich. Damit war endlich die Möglichkeit zur Entfaltung einer fruchtbaren Museumstätigkeit gegeben. Zu dem ersten Gebäude gesellte sich 1928 ein zweites, das westlich angrenzende Haus der ehemaligen Ullrich'schen Brauerei, Heilig-Geist-Straße 3. Dieses Haus stand dem Museum aber zunächst nur teilweise und erst von 1931 ab in vollem Umfange zur Verfügung. Ausgestattet mit einer schönen Alt-Elbinger Diele und traulich wirkenden Wohnräumen, eignete es sich ganz besonders zur Darstellung der bürgerlichen und bäuerlichen Wohnkultur. Ein weiterer Schritt zur Verbesserung folgte 1932 durch den Einbau einer Zentralheizung. Manche Schäden, die sich früher infolge des Mangels einer regelmäßigen und gleichmäßigen Beheizung bemerkbar gemacht hatten, konnten dadurch abgestellt werden. Im Jahre 1936 erhielt das Museum als drittes eigenes Gebäude das östliche Nachbarhaus, Heilig-Geist-Straße 5. Durch seine Hinzunahme konnten nicht nur weitere Ausstellungs-, sondern auch einigermaßen ausreichende Arbeitsräume, an denen es bisher fehlte, geschaffen werden. Das Gebäude wird z. Zt. durch Umbauten zweckentsprechend hergestellt. Die Vermehrung des Hausbesitzes des Museums hat eine Umgruppierung der Museumsbestände erforderlich gemacht, die gegenwärtig noch nicht abgeschlossen ist.

Während das frühere Ullrich'sche Gebäude, wie erwähnt, die Gegenstände der städtischen und bäuerlichen Wohnkultur enthält, sind in den übrigen beiden Häusern in sachlicher und chronologischer Ordnung die reichhaltigen, der Kenntnis der Vorgeschichte, Volkskunde, Naturkunde, allgemeinen Kulturgeschichte und der Geschichte der kirchlichen Kunst dienenden Sammlungen aufgestellt. Ein weiterer Teil der Bestände lagert noch und wird zur Aufstellung gelangen, sobald die im Gange befindlichen Bauarbeiten beendet sind. In ihren jetzigen Räumlichkeiten kommen die ausgestellten Gegenstände durch zweckmäßige Anordnung gut zur Geltung. An den Wohnräumen wird allgemein die echte Wirkung gelobt.

Das Äußere der Museumsgebäude erfuhr im Jubiläumsjahr der Stadt Elbing 1937 eine Verschönerung durch Erneuerung der Fassade und des mittelalterlichen Beischlages der ehemals Ullrich'schen Brauerei. Unlängst ist auch vor dem Hause Heilig-Geist-Straße 4 der einstmals vorhanden gewesene, später abgerissene Bei-

schlag wiederhergestellt worden. Der Anblick der Gebäude hat dadurch sehr gewonnen und fügt sich stilecht in das mittelalterliche Bild der übrigen Häuser der Heilig-Geist-Straße ein. Auf diese Weise ist auch ein Stück Mitarbeit an der von der Stadtverwaltung erstrebten Wiederherstellung des ursprünglichen Aussehens der Altstadt Elbing geleistet worden.

Im letzten Jahrzehnt ist somit ein großer Teil der Voraussetzungen für eine gedeihliche Tätigkeit des Museums geschaffen worden. Der Stadtverwaltung bleibt aber in dieser Hinsicht noch manches zu tun übrig. So fehlen z. B. noch immer genügend Lagerräume sowie Räume zur Aufstellung der im Museumsbesitz befindlichen Gemäldesammlung. Aufgabe der nächsten Jahre wird es sein, hierin Wandel zu schaffen. Zur Errichtung und Instandhaltung der Gebäude und zur Erweiterung der Sammlungen hat die Stadt Elbing trotz ihrer durch die jahrelange Erwerbslosigkeit tausender Volksgenossen verursachten schwierigen Finanz- und Wirtschaftslage alljährlich beträchtliche Mittel aufgewendet. Allein der Ordentliche Haushalt des Museums ergibt seit 1924 folgendes Leistungsbild:

Jahr	Personalkosten RM	Sachliche Kosten RM	Sonstiges RM	Gesamtausgaben RM	Einnahmen einschließlich Beihilfen RM	Städtischer Zuschuß RM
1924	2 129,80	3 375,63	1 105,82	6 611,25	1 500,—	5 111,25
1925	3 924,84	10 615,01	84,09	14 623,94	4 288,83	10 335,11
1926	4 601,36	9 011,58	309,76	13 922,70	6 834,96	7 087,74
1927	6 452,88	7 827,48	386,83	14 667,19	4 977,08	9 690,11
1928	8 041,87	9 090,63	8 773,35*)	25 905,85	13 033,34*)	12 872,51
1929	8 723,79	8 557,23	3 883,03*)	21 164,05	9 676,44*)	11 487,61
1930	8 892,89	8 308,19	553,63	17 754,71	13 634,17	4 120,54
1931	8 631,62	8 700,16	3 698,54*)	21 030,32	10 650,62*)	10 379,70
1932	5 456,96	5 667,90	12 599,70*)	23 724,56	16 299,19*)	7 425,37
1933	5 420,95	7 039,34	3 102,29	15 562,58	6 589,95	8 972,63
1934	5 945,02	7 001,09	14 795,02*)	27,741,13	14 479,83*)	13 261,30
1935	8 688,46	12 661,92	11 087,52*)	32 437,90	18 251,32*)	14 186,58
1936	8 310,19	24 836,49	1 838,78	34 985,46	16 845,34	18 140,12

Das Rechnungsjahr 1937 ist noch nicht abgeschlossen.

*) einschl. größerer durchlaufender Posten bzw. Restausgaben.

Dazu treten noch wiederholte hohe außerordentliche Aufwendungen für bauliche Arbeiten und dergl.

In der Einnahmespalte der vorstehenden Übersicht sind erhebliche Beihilfen und Zuschüsse enthalten, die dem Museum dankenswerterweise von verschiedenen Seiten, insbesondere der Provinzialverwaltung der Provinz Ostpreußen, vom Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, vom Landkreis Elbing teils regel-

mäßig, teils außerordentlich zuflossen und ihm die Erfüllung seiner Aufgaben erleichterten. Diese Beihilfen kamen sowohl der räumlichen Ausgestaltung des Museums als auch der Bereicherung seiner Sammlungen zugute. Zur Förderung der von ihm durchgeführten Ausgrabungen erhielt das Museum außerdem nennenswerte Beihilfen vom Ministerium und Oberpräsidium, vom Stellvertreter des Vertrauensmannes für bodengeschichtliche Altertümer im Regierungsbezirk Westpreußen, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft (Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft) und dem Landkreis Elbing.

Dank seiner günstigen Entwicklung, vor allem in den letzten Jahren, und der tatkräftigen Unterstützung und Förderung durch Reich, Staat, Provinz und andere Stellen hat unser Museum nicht nur örtliche, sondern auch überörtliche Bedeutung erlangt. Diese äußert sich insbesondere in der großen Zahl seiner Besucher aus nah und fern, unter ihnen zahlreicher Fachgelehrter, auch des Auslandes. Trotz manchmal monatelanger Schließung, verursacht durch Umzüge, Umbauten, Neuordnung der Sammlungen usw., hatte das Museum seit Jahren regelmäßig 7—8000 Besucher. 1935 betrug die Besucherzahl sogar weit über 9000. Zu dieser Steigerung hat wesentlich die in diesem Jahre durchgeführte Sonderausstellung „Frische Nehrung — eine landeskundliche Schau" beigetragen. In dem guten Besuch des Museums, der zweifellos nach Beendigung der Ordnung und Neuaufstellung der Sammlungen weiter steigen wird, kommt überzeugend der Wert des Museums als Volksbildungsmittel zum Ausdruck.

Auch eine Erhöhung seines wissenschaftlichen Rufes kann das Städtische Museum für sich buchen. Es verdankt diese in erster Linie den unter Leitung von Professor Ehrlich durchgeführten zahlreichen Ausgrabungen, die unschätzbaren Fundstoff zutage förderten und zur Aufhellung der Vorgeschichte unserer engeren Heimat entscheidend beitrugen. Am bedeutsamsten erscheint die Entdeckung des Steinzeitdorfes Succase, die ein neues Licht auf die Indogermanisierung des Nordostens wirft. Und durch die Wikingerfunde auf dem Neustädterfeld in Elbing wurde die vielumstrittene Trusofrage endlich geklärt. Auch die Ausgrabungen der Überreste des Elbinger Ordensschlosses haben wertvolle, geschichtsergänzende Aufschlüsse geliefert.

Entwicklung, Ausbau und Bedeutung verdankt das Elbinger Museum hauptsächlich ehrenamtlichen Kräften. Neben dem Leiter haben sich insbesondere der langjährige Konservator des Museums, Konrektor i. R. Paul Pahnke und Professor i. R. Dr. Traugott Müller um das Museum verdient gemacht. Seit einigen Jahren sind im Museum auch hauptamtliche Kräfte tätig: Museumsassistent Dr. Werner Neugebauer seit 1934, ferner zwei Gehilfinnen, ein Hausmeister und mehrere Arbeiter. Sie alle, in erster Linie die ehrenamtlichen Kräfte, haben dem Museum Zeit und Kraft gewidmet und an seinem Aufstieg

teilgehabt. Ihnen dafür an dieser Stelle Dank und Anerkennung auszusprechen, ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis.

Ein besonders herzliches Wort des Dankes gebührt dem verdienstvollen derzeitigen ehrenamtlichen Leiter des Museums, Professor Dr. Bruno Ehrlich! Seit 1916 — zweiundzwanzig Jahre hindurch — hat er in steter Pflichttreue und Aufopferung gewissenhaft und fleißig seines Amtes gewaltet. Bis zu seiner Versetzung in den Ruhestand als Professor am Staatlichen Gymnasium in Elbing opferte er dem Museum den größten Teil seiner Freizeit und seither seine ganze Kraft. Unermüdlich war er im Museumsdienst entweder in seiner eigentlichen Wirkungsstätte oder in Wind und Wetter bei Ausgrabungsarbeiten draußen im Freien tätig, den Mitarbeitern ein Beispiel und Vorbild. Jederzeit stellte er sein reiches Wissen und seine Erfahrungen dem Museum zur Verfügung. Als tatkräftiger Mann mit Verständnis und scharfem Blick für die Erfordernisse und Entwicklungsmöglichkeiten des Museums, war er stets die treibende Kraft des Museumsgedankens. Beharrlich verfolgte er das ihm vorschwebende Ziel und hat es deshalb auch erreicht. Die heutige Ausgestaltung des Elbinger Museums, sein Umfang, Wert und Ansehen sind hauptsächlich sein persönliches Werk. Ich erfülle daher nur eine selbstverständliche Ehrenpflicht der Stadtgemeinde, wenn ich unserem Museumsleiter für die Dienste, die er der Allgemeinheit durch seinen Einsatz für das Museum geleistet hat, namens der Stadt Elbing hiermit meinen aufrichtigen Dank zum Ausdruck bringe. Das Bewußtsein, im Sinne unseres Führers seine Pflicht getan und in seiner Heimat ein bleibendes Kulturwerk geschaffen zu haben, wird ihm gewiß der schönste Lohn seiner Arbeit sein.

Am 28. Mai vollendet Professor Dr. Ehrlich sein 70. Lebensjahr. Mit meinen Glückwünschen zu diesem Ehrentag verbinde ich zugleich meine besten Wünsche für sein persönliches Wohlergehen und einen ungetrübten Lebensabend. Möge es Herrn Professor Dr. Ehrlich vergönnt sein, noch viele Jahre hindurch Freude und Anteil an seinem Werk zu haben, ihm auch weiterhin seine bewährte Kraft zu schenken und tätige Mitarbeit zu leisten an der ferneren erfolgreichen Fortentwicklung unseres Museums!

Heil Hitler!

gez. Woelk, Oberbürgermeister.

Die Mitarbeiter:

Hugo Abs, Standesbeamter und Stadtinspektor i. R., Elbing. — Gustav Aßmann, Lehrer, Elbing. — Dr. Hanns Bauer, Bibliotheksdirektor, Elbing. — Dr. Julius Becker, Studienrat, Rostock. — Paul Bielefeldt, Regierungsbaurat i. R., Elbing. — Dr. Dietrich Bohnsack, Assistent am Landesamt für Vorgeschichte, Königsberg. — Dr. Helene Deppner, Studienassessorin, Elbing. — Dr. Otto Dibbelt, Studienrat, Kolberg. — Dr. Carl Engel, Professor am Deutschen Herderinstitut, Riga. — Dr. Otto Erwin Frentzel, Kaufmann, Elbing. — Dr. Wilhelm Gaerte, Direktor des Prussia-Museums, Königsberg. — Dr. Otto-Friedrich Gandert, Abteilungsdirektor am Märkischen Museum, Berlin. — Waldemar Heym, Studienrat und Museumsleiter, Marienwerder. — Dr. Erich Keyser, Direktor des Landesmuseums für Danziger Geschichte, Oliva, und Professor an der Technischen Hochschule Danzig. — Dr. Otto Kleemann, Kustos am Landesamt für Vorgeschichte, Königsberg. — Dr. Christian Krollmann, Bibliotheksdirektor i. R., Königsberg. — Karoline Krüger, Ostseebad Kahlberg. — Dr. Wolfgang La Baume, Direktor des Staatlichen Museums für Naturkunde und Vorgeschichte und Professor an der Technischen Hochschule Danzig. — Dr. Traugott Müller, Professor, Elbing. — Dr. Birger Nerman, Professor, Stockholm. — Dr. Helene Neugebauer, Elbing. — Dr. Werner Neugebauer, Assistent am Städtischen Museum, Elbing. — Dr. Wilhelm Petzsch, Professor an der Universität Greifswald. — Dr. Franz Pfützenreiter, Direktor des Landesmuseums Oberschlesien, Beuthen. — Dr. Werner Radig, Professor an der Hochschule für Lehrerbildung, Elbing. — Gertrud

Raschke, Ratibor. — Alfred Ruppelt, Lehrer und Museumsleiter, Marienburg. — Dr. Bruno Th. Satori-Neumann, Berlin. — Reinhard Schindler, Assistent am Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, Danzig. — Dr. Hans Schmauch, Studienrat, Marienburg, Dozent an der Staatl. Akademie Braunsberg. — Dr. Bernhard Schmid, Oberbaurat, Provinzialkonservator für den Regierungsbezirk Westpreußen, Marienburg. — Mag. phil. Martha Schmiedehelm, Assistentin am Archäologischen Kabinett der Universität Dorpat/Tartu. — Dr. Leonhard Schulze, Stadtbaurat, Elbing. — Dr. Eduard Šturms, Riga, Leiter des Staatlichen Historischen Museums in Mitau-Jelgava. — Dr. Heinrich Wolfrum, Dozent an der Hochschule für Lehrerbildung, Elbing.

Abhandlungen

Die Tiefe in der Frischen Nehrung

Von Erich Keyser

Die Lage und das Alter der Tiefe in der Frischen Nehrung sind seit langem von der landesgeschichtlichen Forschung des Preußenlandes untersucht, aber nur selten zutreffend dargestellt worden. Denn nur wer die genaue Bekanntschaft der Nehrungs-Landschaft mit der sicheren Kenntnis der geschichtlichen Überlieferung vereinigt, vermag eine zuverlässige Antwort auf die Frage zu geben, wo einst die Frische Nehrung von Ausgängen aus dem Frischen Haff durchbrochen war und wie lange diese Durchbrüche bestanden haben. Es soll hier grundsätzlich von der Geschichte der Nehrung in jenem Zeitraum abgesehen werden, aus dem schriftliche Quellen noch nicht vorliegen; sie setzen erst mit dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung ein, begleiten dann aber die natürlichen Veränderungen der Nehrung so genau, daß diese deutlich zu übersehen sind. Nur ist es zum vollen Verständnis der Verhältnisse notwendig, daß alle Nachrichten im Zusammenhange betrachtet und ohne Rücksicht auf überkommene Vorurteile und die im Schrifttum geltenden Meinungen überprüft und gewürdigt werden.[1])

Der älteste Bericht über das Frische Haff und die Frische Nehrung ist in dem Buche des Jordanes über die Geschichte der Goten erhalten, das im Jahre 551 geschrieben wurde: „ad litus oceani, ubi tribus faucibus fluenta vistulae fluminis ebibuntur." Wie er mitteilt, befand sich das Land der Widiwarier „an der Küste der Ostsee, dort wo die Wasser der Weichsel in drei Tiefen in diese einfließen". — Skandinavien „liegt vor der Mündung der Weichsel, welche auf dem Sarmatischen Gebirge entspringt und gegenüber von Skandinavien auf der Grenze zwischen dem Land der Germanen und dem Land der Skythen in drei Mündungen in den nördlichen Ozean fließt". Die Widiwarier wohnten, wie früher die Gepiden, „auf dem Weichselwerder, das rings von Untiefen umgeben ist". Zweifellos ist mit diesem Werder das heutige Weichsel-Nogat-Delta gemeint. Die flachen Gewässer des Haffs wurden als Untiefen bezeichnet. Unklar ist dagegen, wo die drei Ausgänge der Weichselwasser zu suchen sind.

Die bisherige Forschung betrachtete die „tres fauces" als Mündungsarme der Weichsel und zwar als die Danziger Weichsel, die Elbinger Weichsel und die Nogat oder als die Weichsel, die Schwente und die Nogat. Diese Auffassung beruhte auf einer unzutreffenden Übersetzung der Worte des Jordanes, die sich auch bei Martens, Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit 3. Aufl. S. 12 findet: „An der Küste des Ozeans, wo sich in diese die Vistula mit drei Mündungsarmen ergießt"; denn es ist deutlich gesagt, daß nicht die „Weichsel", sondern „die Wasser der Weichsel" münden und daß dies in den Ozean, also in die Ostsee, geschieht. Die genannten drei Weichselarme sind aber niemals unmittelbar in die Ostsee, sondern stets in das Frische Haff eingemündet, wie Bertram[2]) richtig bemerkt hat. Dagegen sind „die Wasser" oder „die Fluten" der Weichsel durch das Haff hindurch in die Ostsee eingeflossen und zwar durch „Tiefe" oder „Balgen", wie im Mittelalter gesagt wurde. Das Wort fauces bezeichnet Enge, Schlund und veranschaulicht damit richtig die Eigenart der Durchbrüche durch die Nehrung. Die Beschreibung des Jordanes ist somit völlig eindeutig und verweist entgegen der bisherigen Annahme auf „Tiefe" auf der Frischen Nehrung, deren genaue Lage von Jordanes leider nicht angegeben wird. Wenn die späteren Verhältnisse schon für diese frühe Zeit vorausgesetzt werden dürfen, kann je ein Tief bei Weichselmünde und bei Lochstedt vermutet werden; der Ort des dritten Tiefs kann dagegen nicht ermittelt werden. Es ist dem Bericht des Jordanes jedoch mit Sicherheit zu entnehmen, daß zu seiner Zeit das Weichselwerder, das Frische Haff mit seinen Untiefen und die Frische Nehrung, die durch drei Tiefe durchbrochen war, schon vorhanden gewesen sind.

Die nächste Beschreibung der Hafflandschaft ist in dem Reisebericht des Wikingers Wulfstan erhalten. Als dieser im 9. Jahrhundert zu Schiffe von Haithabu bei Schleswig nach Truso im Preußenlande reiste, reichte das Frische Haff noch bis Danzig im Westen und bis Ladekopp im Süden. Es war deshalb die unbehinderte Schiffahrt von dem heutigen Weichselmünde bis zum heutigen Elbing möglich. Wulfstan hat, wie aus seinem Bericht einwandfrei hervorgeht, diese Strecke auch befahren. Er schreibt: „Wendenland lag für uns den ganzen Weg bis nach Weichselmünde auf der Steuerbordseite." Da Wulfstan von Westen her kam, lag das Wendenland rechts von der Fahrtrichtung, also im Süden. „Die Weichsel ist ein sehr großer Strom und trennt Witland und Wendenland. Dies Witland gehört den Esten. Die Weichsel fließt heraus aus dem Wendenland und fließt in das Estenmeer. Und dieses Estenmeer ist wenigstens 5 Meilen breit. Dann kommt der Elbing im Osten in das Estenmeer aus dem See, an dessen Ufer Truso steht, und sie münden beide zusammen in das Estenmeer, der Elbing im Osten von dem Estenlande und die Weichsel im Süden von

dem Wendenlande. Und dann nimmt die Weichsel dem Elbing seinen Namen und fließt von dem Estenmeer nordwestlich in die Nordsee. Deshalb nennt man diese Stelle Weichselmünde." Wer die Ausdehnung des Frischen Haffs vor der Verlandung seines Westteiles und vor der Eindeichung der Weichsel sich vergegenwärtigt, kann über den Sinn dieser Worte nicht zweifeln. Wulfstan kam vom Westen her an der Küste der Ostsee entlang gesegelt. Bei dem Weichselmünder Tief fuhr er in das Estenmeer, wie damals das Frische Haff genannt wurde, hinein und sah die Weichsel im Süden und den Elbingfluß im Osten in dieses Haff einmünden. Die Weichsel kam, wie er erfahren hatte, aus dem Wendenland im Süden und bildete bei Weichselmünde die Grenze zwischen dem Wendenland und dem Witland, das den Esten gehörte, im Osten. Der Elbingfluß kam aus dem Estenland, dem heutigen „Ostpreußen", und zwar aus einer Bucht des Haffs, deren Rest der heutige Drausensee ist. Da seine Wasser mit den viel größeren Fluten der Weichsel sich vereinigten und mit diesen nordwestlich in die Ostsee abflossen, wurde die gemeinsame Mündung der beiden Ströme Weichselmünde und nicht etwa Elbingmünde genannt. Von der Mündung des Elbingflusses aus lag und liegt auch heute noch Weichselmünde im Nordwesten, wie es jede Karte richtig ausweist. Ob im 9. Jahrhundert noch andere Tiefe, als das bei Weichselmünde vorhanden waren, geht aus dem Bericht Wulfstans nicht hervor.[5])

Auch dieser Bericht ist von der gesamten Forschung bisher mißverstanden worden, weil diese die westliche Grenze des Frischen Haffs dort annahm, wo sie im 19. Jahrhundert gelegen hat, also nur wenig weiter westlich, als die Mündungen der Nogat und des Elbing. Die Forschung wurde in dieser Annahme durch die Worte Wulfstans bestärkt, daß die Weichsel und der Elbing gemeinsam in das Estenmeer, das Frische Haff, münden. Denn wenn unter der Weichsel die Elbinger Weichsel oder, wie einige Forscher meinten, die Nogat verstanden wurde, schien der Bericht genau zu stimmen, da die Elbinger Weichsel, die Nogat und der Elbing in neuerer Zeit in nächster Nähe in das Frische Haff einfließen. Unter dieser Voraussetzung konnte die von Wulfstan genannte Weichsel nicht als die heutige Danziger Weichsel und Weichselmünde nicht als der heutige Ort Weichselmünde bei Danzig betrachtet werden. Denn es konnte dann nicht gesagt werden, daß die Wasser der Weichsel und des Elbing gemeinsam bei diesem Weichselmünde in die Ostsee einfließen; sie hätten sich sonst im Laufe der Elbinger Weichsel stromaufwärts bewegt. Auch ist unter jener Voraussetzung die andere Bemerkung richtig, daß Wulfstan sicherlich die verschiedenen Weichselarme genau beschrieben hätte, wenn er durch sie hindurchgefahren wäre. Die von Wulfstan beschriebene Mündung der Weichsel wurde deshalb nicht bei Weichselmünde, sondern in einem Tief bei Vogelsang oder Kahlberg auf der

Frischen Nehrung gesucht. Da ältere Zeugnisse für ein solches Tief nicht vorlagen, wurde versucht, das Vorhandensein aus Grenzbeschreibungen des 13. Jahrhunderts und Mauerfunden an Helings-Seeweg bei Vogelsang zu erweisen. Die Angabe Wulfstans, die Weichselwasser wären nordwestlich in die Ostsee geströmt, war zwar mit der örtlichen Ansetzung der Weichsel-Nogat-Mündung unweit Elbing und eines Tiefs bei Vogelsang nicht zu vereinigen, wurde aber von Kolberg in dem Sinne gedeutet, daß das Tief in nordwestlicher Richtung die Nehrung durchquert habe. Diese Erklärung ist gezwungen. Denn selbst wenn jenes Tief in dieser Richtung verlaufen wäre, hätte Wulfstan eine solche Tatsache kaum erwähnt, da sie völlig nebensächlich war. Alle diese Auslegungen sind jedoch hinfällig und überflüssig geworden, seitdem H. Bertram[4]) die frühere Ausdehnung des Frischen Haffes bis nach Danzig erwiesen hat. Merkwürdigerweise hat er dieses westliche Haff zur Zeit Wulfstans für wenig schiffbar gehalten und im Banne der damals herrschenden Auffassung die Weichsel Wulfstans als die Nogat und das „Weichselmünde" des Seefahrers als ein Tief in der Nehrung betrachtet. Die Schiffbarkeit des Danziger Haffs ist aber nicht mehr zu bezweifeln, seitdem die Funde von drei großen Booten bei Danzig-Ohra in den Jahren 1933 und 1934 sie so anschaulich wie möglich bezeugt haben.[5]) Streitig ist nur noch, ob dieses Danziger Haff zur Zeit Wulfstans eine offene Wasserfläche war oder bereits so sehr mit Inseln und Untiefen angefüllt war, daß die Schiffahrt nur über breitere Laken und die seit der Verlandung des Haffs hervortretenden Stromläufe der Danziger und der Elbinger Weichsel erfolgen konnte. Diese Ansicht wird mit guten Beobachtungen von P. Sonntag vertreten.[6]) Die von ihm angestellten Berechnungen über das Alter eines älteren Außendeltas am Sasper-See überzeugen zwar nicht, da ein Vergleich mit der zeitlichen Dauer der Bildung der Westerplatte deshalb nicht zulässig ist, weil die Ursachen und die Voraussetzungen der beiden Deltabildungen verschieden waren. Es ist aber bemerkenswert, daß Sonntag, obwohl er den offenen Zustand des Danziger Haffs leugnet, Wulfstan über die Danziger Weichsel, das anschließende Haff und den Elbing-Fluß nach Truso gelangen läßt. Er sagt mit Recht: „Es erscheint mir noch die natürliche Lösung der Frage und die einfachste Deutung, die man dem Reisebericht des alten Seefahrers geben kann." Die vermeintlichen Tiefe in der Nehrung sind nach seinen Untersuchungen weder nachzuweisen, noch für den Bericht Wulfstans zu verwenden, „da die Angaben über den Reisekurs mit ihrer Lage in Widerspruch stehen". Sonntag hat deshalb richtig das Weichselmünde Wulfstans dem Danziger Weichselmünde gleichgesetzt. Er griff damit auf die ältere Auffassung von Fr. Neumann zurück, der bereits betont hatte, daß das Haff früher weiter nach Westen gereicht habe.[7]) Die Schiffbarkeit dieser westlichen Hafffläche braucht

jedoch zur Erklärung von Wulfstans Bericht gar nicht vorausgesetzt zu werden, sie wird vielmehr durch ihn selbst erwiesen. Denn wenn, wie er darlegt, die Weichsel im Süden in das Haff einmündete, kann dies, wie die Karte Bertrams lehrt, nur etwa auf der Strecke zwischen Schöneberg und dem Danziger Haupt geschehen sein. Das Haff hat sich also westwärts im 9. Jahrhundert mindestens bis in diese Gegend erstreckt. Allein in einem solchen Falle konnte Wulfstan sagen, daß der Elbing im Osten, d. h. östlich von der Weichselmündung, in das Haff floß. Er konnte aber diese Auffassung auch nur dann gewinnen, wenn er südlich der Nehrung von dem Danziger Weichselmünde das Haff ostwärts nach Truso durchfuhr. Denn nur bei dieser Fahrtrichtung lag für ihn die Weichselmündung im Süden, die Elbingmündung im Osten und Weichselmünde wiederum hinter ihm umgekehrt im Nordwesten. Denn „Weichselmünde" befindet sich auf jeder nach Norden gerichteten Landkarte genau im Nordwesten von Truso-Elbing. Schließlich spricht auch die vielfach bemerkte Bodenständigkeit der Orts- und Flußnamen dafür, daß das Weichselmünde Wulfstans keine andere Örtlichkeit als der heutige Sprachgebrauch bezeichnet.

Die Verlandung des Frischen Haffs in seinem westlichen Becken behinderte und sperrte in den folgenden Jahrhunderten den Abfluß seiner Gewässer durch das alte Tief von Weichselmünde. Auch die seewärtige Verbindung Elbings konnte seitdem nicht mehr über Weichselmünde, wie zur Zeit Wulfstans, erfolgen. Sie war auf ein im Nordosten des Haffs gelegenes Tief angewiesen. Die Geschichte dieser Tiefe ist seit langem heftig umstritten und bedarf daher einer erneuten Klarstellung. Die Überlieferung, die seit dem 13. Jahrhundert in mehrfachen Urkunden und Chroniken ihren Niederschlag gefunden hat, bezeugt, daß drei Tiefe längere Dauer und größere Bedeutung für die Schiffahrt gehabt haben. Das „erste Tief" bei Lochstedt, „das alte Tief" gegenüber Balga und das „neue Tief" bei Pillau. Diese drei Tiefe sind auch auf der Karte des Preußenlandes von Caspar Henneberger aus dem Jahre 1592 verzeichnet.

Das Tief von Lochstedt wird in einer Urkunde aus dem Jahre 1258 erwähnt, durch die der Bischof von Samland und der Deutsche Orden das Samland und die Frische Nehrung unter sich verteilten. Außer dem Samland, das bis in die Gegend des späteren Fischhausen gerechnet wurde, werden Witlandesort und die Frische Nehrung genannt. Beide Landschaften waren durch die Balga getrennt, die im Südwesten durch „Nergienort", die Spitze der Nehrung, und im Nordosten durch „Witlandesort", begrenzt wurde. Die genaue Lage der Balga ist aus der beiderseitigen Vermessung der bischöflichen und der ritterlichen Teilgebiete zu erkennen. Der Bezirk, der als Witlandesort benannt wird, begann an der späteren Nordostgrenze des Kirchspiels Lochstedt zwischen den Dörfern Le-

gehnen und Dargen und erstreckte sich bis zur Balge in einer Küstenlänge von 4,5 Kilometer und somit bis etwa 500 Meter südwestlich der Burg Lochstedt. Die geologische Karte zeigt an dieser Stelle noch eine Senke, die in einer Breite von 250—400 Meter vertorft ist. In der Gegend des Tiefs führt jetzt ein Weg vom Haff zur Heilanstalt am Seestrande. Das Tief durchquerte die Nehrung in nordwestlicher Richtung. Die gleiche Lage ergibt sich aus der Vermessung der Teilgebiete auf der Nehrung. Sie begannen an der Grenze gegen Pommerellen bei dem Orte Liep und dehnten sich nord-ostwärts 50 Kilometer bis zur Balge aus, die danach an der gleichen Stelle lag, die sich aus der Vermessung von Witlandesort ergeben hat. Sogar die Breite der Balge ist mit 500 Meter durch die Messungen noch festzustellen. Auf der hohen Düne nordwestlich des Tiefs lag, wie Dusburg berichtet, die Burg Witlandesort, die nach dem dort wohnhaften Samländer Laukstite, Lokstet und später Lochstädt genannt wurde. Dort war bereits 1246 die Fischereigrenze für die Lübecker vereinbart worden. Auch war der Komtur Heinrich Stange im Winter 1252/53 von See aus dort gelandet, als er einen Feldzug gegen die Samländer unternahm. Wie Grunau erzählt, hatte der Fürst Seleyno im Kampfe gegen den Orden im Jahre 1263 das Tief besetzt. Da der Orden nach diesen Erfahrungen Wert darauf legte, die wichtige Durchfahrt zu beaufsichtigen und zu bewachen, entschloß er sich zum Bau einer Burg in Witlandesort und veranlaßte daher den Bischof von Samland, ihm im Jahre 1264 einen ihm gehörigen Landstreifen an dieser Stelle abzutreten. Die Burg wurde 1270 erbaut.

Die Vermessung von Witlandesort im Jahre 1258 ergab folgende Teilstücke zwischen der Balge und der Grenze zwischen Legehnen und Dargen: II, III, I, II, III, I, II, III, I, II, III, I, II, III, I, I, zu je 1 Seil = 16 Seile, daran anschließend II, III, I, II, III, I, I, III, I, zu je 10 Seile = 90 Seile, zusammen 106 Seile = 4,5 Kilometer. Die Grenze zwischen Legehnen und Dargen wird in dem Grenzvertrag von 1331 beschrieben,[8]) 1 Seil ist gleich 42 oder nach Panzer[9]) 43 Meter. Die Ziffern I, II, III, bezeichnen die drei Teilgebiete, die im Vertrag von 1258 festgelegt wurden. Die Gebiete II und III fielen an den Orden, das Gebiet I an den Bischof von Samland. Die in der Urkunde genannten Ortsbezeichnungen ad Velowe, ad Eryno und ad Kayme-Labegowe beziehen sich auf die Kammerämter Wehlau, Rynow mit Galtgarben und Gaymen-Labiau, denen die einzelnen Teilgebiete zugewiesen wurden.[10]) Der Abdruck der Urkunde im Samländischen Urkundenbuch hat die beiden Ortsnamen Kaymen und Labegowe nicht getrennt und dadurch zu Mißverständnissen verleitet. Panzer und nach ihm Loch haben entgegen der älteren, richtigen Auffassung Toeppens die 16 Seile als die Uferlänge betrachtet und die Lage des Waldes Wogrim zur Berechnung mit verwendet. Es ist dies falsch und auch unnötig, da die Teilungsurkunde ausdrück-

lich diesen Wald als einen Teil des Samlandes und nicht von Witlandesort aufführt. Der Wald hat deshalb nordöstlich der oben bezeichneten Grenze des Kirchspiels Lochstedt gelegen. Die beiden Strecken von 16 Seilen und von 90 Seilen wurden durch den Burgberg von Lochstedt getrennt; denn dieser lag genau 16 Seile = rund 700 Meter von der Balge entfernt. Die 16 Seile lange Strecke war also die Entfernung zwischen der Balge und der Burg Lochstedt, die 90 Seile lange Strecke die Entfernung von dieser Burg bis zur Grenze zwischen Legehnen und Dargen.

Die Vermessung der Nehrung ergab folgende Teilstücke zwischen Liep und Nergienort an der Balga: I zu 52 Seilen, I zu 4 Ruten, III zu 3 Ruten, II zu 3 Ruten, III und II zu je 52 Seilen, I zu 1½ Meilen, III zu 1 Meile, I, III, II zu je ½ Meile, I, III, II zu je 30 Seilen, I, III, II zu je 7 Seilen, zusammen 1168 Seile = 50 Kilometer. Die Ziffern I, II, III bezeichnen die gleichen Teilgebiete, wie bei der Vermessung von Witlandesort. Die Strecke von 1168 Seilen = 50 Kilometer entspricht genau der Entfernung von der Balge bei Lochstedt bis zur Staatsgrenze bei Liep. Die 3 mal 7 = 21 Seile waren die Strecke bei den sieben Hügeln nordwestlich von Neuhäuser. Die 3 mal 30 = 90 Seile reichten von dort bis kurz vor Pillau. Die folgenden 5 Meilen = 39 Kilometer reichten bis kurz vor Schmergrube, die folgenden 157 Seile = 6,7 Kilometer von dort bis nach Liep. Es ist bemerkenswert, daß in der Vermessung auf der ganzen Strecke kein weiteres Tief erwähnt wird. Es war somit im Jahre 1258 dort auch keines vorhanden. Die letzten 52 Seile = 2,1 Kilometer umfaßten die Strecke von Liep bis Kahlberg. Das eine Seil dürfte in dem Dünental vor dem „Kamel" gelegen haben.

Die bisherige Forschung ist bei der Aufmessung dieser Strecke auf der Landkarte durch die Worte „ex ista parte Kampekin" irregeführt worden, die in der Urkunde bei der Erwähnung der Strecke von 1½ Meilen genannt werden. Diese Worte besagen nicht, daß die 1½ Meilen des Teilgebietes I unmittelbar östlich von Kampekin lagen, wie Panzer angenommen hat, sondern daß die Strecke von 1½ Meilen sich ergab, wenn diese auf der Haffseite der Nehrung, auf der Kampekin gelegen war, und nicht auf der Seeseite vermessen wurden. Denn wie die Landkarte zeigt, war die Küste der Nehrung an dieser Stelle bei der heutigen Reichenauhöhe am Haff länger als an der See, da dort der Lange- oder Kielmannshaken in das Haff vorspringt. Die nordöstlich anschließenden Teilstücke III und II haben am Haff und an der See ungefähr die gleiche Länge von je 1 Meile, genau so viel wie das Teilstück I auch an der Seeseite lang war. Mit dieser Erklärung, die sich aus dem natürlichen Zustande der Nehrung ergibt, dürfte auch der jahrzehntelange Streit über Kampekin zunächst dahin entschieden sein, daß die Urkunde von 1258 über

diesen Ort nichts anderes bezeugt, als daß er am Haff und nicht nordöstlich von Liep gelegen war.[11])

Das Lochstedter Tief war die wichtigste Schiffahrtsstraße für die Anwohner des Haffs im 13. und frühen 14. Jahrhundert. Es wurde etwa seit 1320 in dieser Eigenschaft durch die „Balge" ersetzt und verfiel der allmählichen Versandung. Das Tief von Lochstedt wurde deshalb seitdem gelegentlich die „alte Balge" genannt. Es wurde dort noch 1441 Fischerei-Zehnten erhoben.[12]) Der Schiffahrt scheint es kaum mehr gedient zu haben. Auf einer Karte aus der Zeit um 1500 wird die Breite des Tiefs mit 25 Faden, seine Länge mit 74 Faden und seine Tiefe mit 4 Faden angegeben.[13]) Im Jahre 1561 wurden der Bischof von Ermland und die Städte Elbing und Braunsberg zur Lieferung von Baustoffen für „Lochstedt bei dem Tief" aufgefordert. Seitdem verschwindet das Lochstedter Tief aus der Überlieferung.[14])

Wie die Verhandlungen zwischen dem Orden und dem Bischof von Samland im Jahre 1258 einwandfrei bezeugen, war damals auf der Strecke zwischen Lochstedt und Liep kein weiteres Tief vorhanden. Erst im Anfang des 14. Jahrhunderts wird ein neues Tief genannt, die Balge gegenüber Rosenberg und der 1239 gegründeten Ordensburg Balga. Dieses Tief wird auf der Karte Hennebergers als „Alttief" bezeichnet und ist unter dem gleichen Namen auch auf der großen Karte der Nehrung eingetragen, die Georg von Strackewitz 1650 gezeichnet hat. Es lag nach dieser Karte westlich vom „Schwarzenbusch" und mehrere Kilometer von dem heutigen Tief bei Pillau entfernt. Es wird in der Überlieferung stets Balge genannt. Da es große Bedeutung für die Schiffahrt Elbings hatte, wurde es von Elbinger Ratsherren verwaltet. Sie begegnen als „Schäffer zur Balge" seit 1324 und erhoben dort den Pfundzoll und das Pfahlgeld von allen durchfahrenden Schiffen.[15]) Dieses Recht wurde der Stadt Elbing im Jahre 1341 von dem Hochmeister Dietrich von Altenburg bestätigt. Die Balge bildete demnach in der Mitte des 14. Jahrhunderts die wichtigste Ausfahrt aus dem Haff.

Damit würden die folgenden Nachrichten Grunaus für die Zeit Siegfrieds von Feuchtwangen (1303—1310) übereinstimmen. „In der Zeit dieses homeisters im augstmonden war ein solch erschrecklich sturm und ungewitter, damit man auch meinte, das land solt vergehn. In diesem sturmen sich erfüllete das schone tieff beim schloß Lochstetten, und ein anders ausriß gem schloß Balga über und Praunsperg. Da auch das tieff zwischen Foglern und der Schmeergrub erfüllete, und nur ein tieff plib ins habe aus dem mere."[16]) Das an dieser Stelle erwähnte Tief zwischen Voglers und Schmergrube kann nur kurze Zeit bestanden haben, da es sonst niemals bezeugt wird.

Die Balge war auch im 15. Jahrhundert die wichtigste Zufahrt zum Haff. Im Jahre 1402 verfügte der Hochmeister, daß alle landwirtschaftlichen Erzeugnisse aus den Komtureien Königsberg, Elbing, Christburg, Balga, Brandenburg und Osterode und aus dem Bistum Ermland durch dieses Tief und nicht über Danzig seewärts verschifft werden sollten.[17]) Die Schiffe, die von Königsberg über See in die Weichsel wollten, fuhren zur Balge hinaus und von Weichselmünde die Weichsel aufwärts.[18]) In der Balge spielten sich daher auch wichtige Kampfhandlungen ab, als es galt, den Handel der Haffstädte und besonders Königsbergs lahmzulegen. In dem Ständekrieg haben die Danziger versucht, durch Schiffe und Truppen die Fahrt durch die Balge zu beaufsichtigen und auch durch Versenkung von Steinkästen und Verpfählung zu sperren.

Als holländische Schiffer sich an das Gebot des Danziger Rats, die Balge zur Fahrt nach Königsberg zu benutzen, nicht kehrten, wurden sie gefangen gesetzt. Der Friedensvertrag von 1466, der die Besitzverhältnisse auf der Nehrung erneut ordnete, erwähnte wiederum nur „das tieff" als Verbindung zwischen dem Haff und der See.[19]) Seine Unterhaltung wurde seitdem durch den Königsberger Rat oder durch hochmeisterliche Beamte beaufsichtigt. Die Versandung war jedoch schon im Jahre 1508 so groß geworden, daß die Schiffe auf Grund gerieten.

In dem erneuten Kriege zwischen Danzig und dem Orden bemühten sich daher die Danziger in den Jahren 1519 und 1520, die Balge endgültig zum Versanden zu bringen. Ihr Versuch mißlang an dieser Stelle ebenso, wie bei dem „neuen Tief", das, wie sogleich gezeigt werden wird, inzwischen entstanden war und die Schiffahrt an sich gezogen hatte.[20]) Trotzdem nahm die Versandung durch die natürlichen Vorgänge immer mehr zu. Die Stände im Ordensgebiet hofften zwar, die Balge retten zu können. Im Jahre 1521 sollten die Münzgefälle „zu dem Tieffen gebrauchet werden".[21]) Besonders die drei Städte Königsberg waren besorgt und beantragten im gleichen Jahre zu beraten: „wie und in was gestalt dem Tieff zu helfen stunde, wan zu besorgen stet, wo ein gewaltiger storm aus der sehe steigend beide tieff zusammenreyßen mochte".[22]) Trotzdem galt die Balge auch noch im Jahre 1525 als die wichtigste Zufahrt zum Haff; denn ihre freie Benutzung wurde in dem Vertrage zwischen dem Hochmeister und dem König von Polen ausdrücklich sichergestellt.[23])

In den folgenden Jahrzehnten scheint die Balge stärker versandet zu sein. Die Städte Königsberg beschlossen im Jahre 1559 nach einer Besichtigung des „alten und des neuen Tiefs" das Tief (die Balge) „zu verzeunen und zu verschlagen, mit Holz und Strauch aufs fleißigste zu vermachen, damit der Sand häufen tut und also sich engerte."[24]) Diese Arbeiten hatten keinen Erfolg. Dennoch im Kriegsjahre 1577 fuhren Danziger Schiffe durch das Balgische Tief in das Haff, auch

hatte der Herzog von Preußen dort Schiffe zur Abwehr der Danziger aufgestellt. König Stephan gestattete den Elbingern die Erhebung des Pfahlgeldes von allen Gütern, die aus Elbing durch das Tief ausgeführt wurden.[25]) Die Stelle des „alten Tiefs" wird auch noch in einer Strandbeschreibung aus dem Jahre 1583 erwähnt; doch ist aus dem Bericht nicht ersichtlich, ob das Tief noch Wasser führte.[26]) Es scheint kurz darauf endgültig versandet zu sein. Denn der polnische König Sigismund III. wollte im Jahre 1603 „das alte Tief durch die Nehrung aufräumen" lassen, um wiederum die Schiffahrt hindurchzuleiten. Dieser Plan wurde jedoch nicht ausgeführt.

Obwohl somit das Tief, das gewöhnlich die Balge genannt wurde, noch in der Mitte des 16. Jahrhunderts vorhanden war, hatte inzwischen ein anderes Tief überragende Bedeutung erhalten. Es begegnet zuerst zum Jahre 1376 als das „neue Tief". Die Komture von Elbing und Balga schlichteten damals einen Streit zwischen dem Bischof von Ermland und der Stadt Braunsberg „uf dem sande bie dem Nuwentyfe uf der Nerge".[27]) Dieses Tief wurde im Jahre 1426 von dem Obersten Marschall und Vertretern der Städte Königsberg und Elbing und im Jahre 1431 von dem Vogt von Leske besichtigt, „ob ihm zu helfen". Wie aus einem Bericht aus dem Jahre 1436 hervorgeht, lag dieses Tief „zwischen dem Tiefe (Balge) und Lochstedt". Häufige Stürme hatten die Dünen bei Pillau gefährdet. In den Jahren 1445 und 1446 wurde versucht, „das neue Tief zu der Balge zu dämmen". Da man ein weiteres Einreißen der Nehrung befürchtete, kam sogar der Ständetag im Jahre 1447 „ufr Nerunge beim neuen Tiyffe ken der Balga" zusammen und beschloß „eine steure czu seczen auf alle dy, dy beim habe wonen — so lange, das das neue Tiyf verfüllet und wydder czu redlikeit gebracht werde". Diese Steuer wurde im Jahre 1448 eingezogen. Eine gleiche Steuer hatte der ermländische Bischof bereits 1445 bei Braunsberg vergeblich einzutreiben versucht und unternahm dasselbe wiederum 1450. Da in den hierüber vorliegenden Schreiben ausdrücklich bemerkt wird, daß die „steur uff dy Pillau" bestimmt war, ist nicht zu zweifeln, daß das neue Tief bei Pillau gelegen war.[28]) Es wurde auch als das „neue Tief bey Wogram" bezeichnet. Die getroffenen Maßnahmen brachten nur zeitweilige Abhilfe. Die Königsberger beantragten daher 1453 die Erhebung einer neuen Steuer zur Ausbesserung beider Tiefe „als von des Pillawer und des tiffes wegen in der Balge".[29]) Im Jahre 1497 wurde die Gegend bei Pillau durch große Sturmfluten gefährdet. Ein gewaltiger Sturm riß anscheinend an der gleichen Stelle, an der das „neue Tief" schon mehr als hundert Jahre gelegen hatte, eine neue breite Öffnung in die Nehrung hinein. Das Pillauer Tief erhielt dadurch seine endgültige Gestalt bis zur Gegenwart. Es wurde als das „Königsbergische" und später fast stets als das „Pillauer" Tief bezeichnet.

Außer den genannten Tiefen bei Weichselmünde, Lochstedt, Pillau und der Balge haben vielleicht kurze Zeit noch einige kleinere Durchbrüche durch die Nehrung bestanden. So versuchte Kolberg ein Tief bei Schmergrube zu erweisen und glaubte es dort 1873—75 in einem Düneneinschnitt finden zu können.[30]) Die einzige Quelle, die über dieses Tief berichtet, ist die Angabe Grunaus, daß zur Zeit des Hochmeisters Siegfrieds von Feuchtwangen das Tief zwischen Voglers und Schmergrube versandet war.[31]) Dagegen ist aus der Urkunde über die Teilung des Samlandes aus dem Jahre 1258, wie oben dargelegt wurde, das Vorhandensein eines Tiefs zwischen Liep und Schmergrube nicht nur nicht zu bezeugen, sondern gerade zu widerlegen. Die Grenze Pommerellens lag auch nicht bei Schmergrube, sondern, wie Kolberg selbst richtig vermerkt, bei Liep, wo auch die Verwaltungsbezirke der Komtureien Elbing und Königsberg sich schieden. Alle Nachrichten über diese Grenze schweigen über ein Tief bei Liep, Kahlberg oder Schmergrube. Dies Schweigen ist nicht anders zu erklären, als daß eben dort kein Tief vorhanden war; denn es wäre sonst sicher zur Kennzeichnung der Grenze erwähnt worden. Soweit das von Grunau erwähnte Tief überhaupt bestanden hat, dürfte es keine lange Dauer und in jedem Falle keinen Wert für die Schiffahrt gehabt haben. Wenn im Jahre 1611 ein „Tief der Frauenburgschen" nördlich von Schmergrube erwähnt wird, so ist wahrscheinlich das alte Tief bei der Balge gemeint.[32])

Panzer vermutete ein weiteres Tief bei Bodenwinkel, da er die Vermessung des „einen" Seils, angeblich längs der Nehrung, in der Urkunde über die Teilung der Nehrung vom Jahre 1258 nicht anders erklären zu können glaubte und berechnete seine Lage für die Gegend vor Bodenwinkel.[33]) Die obige Untersuchung hat gezeigt, daß die Grenze des ordensritterlichen Gebietes auf der Nehrung bereits nordöstlich von Liep lag und daß auch das eine Seil quer über die Nehrung hinweggemessen war.

Dagegen ist vielleicht ein älteres Tief in der sog. Primislawa zu suchen, deren Name und Lage noch aus dem heutigen Ortsnamen Prinzlaff an der Elbinger Weichsel hervorgeht. Sie soll nach der Überlieferung des 13. Jahrhunderts in der Richtung des gegenwärtigen Weichseldurchstichs zwischen Schiewenhorst und Nickelswalde in die Ostsee gemündet sein. Es kann dies nur in einer Zeit geschehen sein, als das Danziger Haff wenigstens am Südrande der Nehrung noch in Resten vorhanden war. Wahrscheinlich ist das Primislawa-Tief durch die Verlandung des Danziger Haffs gerade auf der Südseite gegen das Weichselwasser abgeriegelt und damit auch seine Versandung durch die Küstenströmung erleichtert worden. Größere Bedeutung hat auch dieses Tief wie die übrigen im wesentlichen nur vermuteten Tiefe nicht gehabt.

Ein Tief bei Kahlberg wurde von einigen Forschern deshalb fälschlich angenommen, weil sie die Angaben der Quellen mit dem vermeintlichen Tief bei Schmergrube, Bodenwinkel und Vogelsang nicht recht vereinigen konnten; es ist völlig aus der Luft gegriffen.

Die zahlreichen Karten der Frischen Nehrung, die im Staatsarchiv Danzig seit dem 16. Jahrhundert erhalten sind, zeigen keine anderen Tiefe, als die genannten. Die beiden ältesten Karten stammen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts (vgl. Taf. I—III). Die große Karte von Strackwitz aus dem Jahre 1650[34]) vermerkt nur das „alte Tief", die Balge, und das „Pillausche Tief". Alle anderen Karten zeigen nur das Pillausche Tief.[35])

Ein neuer Durchstich durch die Nehrung außerhalb der Tiefe, die schon bestanden oder bestanden hatten, wurde im Jahre 1577 geplant. König Stephan wollte untersuchen lassen, ob ein neues Tief auf der Nehrung, soweit diese zum „Königlichen Preußen" gehörte, hergestellt werden konnte; denn die Elbinger Schiffahrt wurde bei der Benutzung der beiden Tiefe im „Herzoglichen Preußen" durch die dortige Erhebung von Zöllen sehr behindert. Auch König Johann Kasimir verfolgte ähnliche Ziele. Die Nehrung sollte bei Vogelsang durchstochen und die Einfahrt in dieses Tief auf der Seeseite durch die „Johannesburg" im Südwesten und die „Casimirburg" im Nordosten geschützt werden. Auch dieser Plan wurde nicht ausgeführt. Den einzigen Hinweis auf diesen Plan bietet die Karte des Danziger Staatsarchivs 300 PK. IX 14,1 aus der Zeit um 1660. Diese Karte zeigt ein breites Tief zwischen Vogelsang und Pröbbernau. Sie ist aber sehr flüchtig gezeichnet und unrichtig. Denn eine Kirche war, wie es die Karte angibt, bei Vogelsang südwestlich von dem geplanten Tief niemals vorhanden. Die Karte ist abgebildet bei Sonntag.[36]) Alle anderen Quellen schweigen über einen Durchstich der Nehrung zu dieser Zeit, er war also auch nicht vorhanden. Gänzlich abwegig ist es schließlich, das sog. „Elbinger Tief" auf die Nehrung zu versetzen. Es lag an der Einmündung des Elbingflusses in das Haff.[2])

Die Überlieferung bezeugt somit nur folgende Tiefe von längerer Dauer und größerer Bedeutung auf der Frischen Nehrung:

1. Das Tief bei Weichselmünde, das schon von Wulfstan und wahrscheinlich auch bereits von Jordanes erwähnt wird und durch alle Jahrhunderte bestanden hat, bis es nach der Ausbaggerung des „Neuen Fahrwassers" im Jahre 1847 zugedämmt wurde.

2. Das Tief bei Lochstedt, das schon 1246 bezeugt wird und wahrscheinlich auch bereits in die Zeit des Jordanes zurückgeht. Es verfiel seit dem 14. Jahrhundert der Versandung, hat aber noch bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts bestanden.

3. Das „alte Tief", die Balge, das in dem ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts entstanden war und zuletzt 1583 erwähnt wird.

4. Das „neue Tief" bei Pillau, das seit 1376 genannt wird und seit seiner Vergrößerung im Jahre 1497 zur wichtigsten und seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zur einzigen Ausfahrt aus dem Frischen Haff wurde.

Anmerkungen

[1]) Die wichtigsten Untersuchungen über die Tiefe der Nehrung sind: M. Toeppen, Historisch-comparative Geographie von Preußen, 1858, S. 134 f.; Derſ., Elbinger Antiquitäten, 1871, S. 219 ff.; A. Kolberg, Wulfstans Seekurs usw.: Zeitschrift für die Geschichte des Ermlands 6, 1878, S. 63 ff.; K. Panzer, Die Verbindung des Frischen Haffs mit der Ostsee in geschichtlicher Zeit: Altpr. Monatsschr. 26, 1889, S. 259 ff.; E. Loch, Das Lochstedter Tief in historischer Zeit. Progr. Altstädt. Gymn. Königsbg. 1903; H. Bonk, Das Lochstedter Tief in historischer Zeit: Altpr. Monatsschr. 42, 1905, S. 82 ff.; W. Quade, Die historischen Tiefe in der Frischen Nehrung: Mitt. d. Westpr. Gesch.-Ver. 24, 1925, S. 1 ff.

[2]) in: Bertram, La Baume u. Kloeppel, Das Weichsel-Nogat-Delta: Quellen u. Darst. z. Gesch. Westpreußens 11, 1924, S. 37.

[3]) Scriptores rer. Pruss. I, S. 732 ff.

[4]) H. Bertram, Die Entwicklung des Deich- u. Entwässerungswesens im Gebiet des Danziger Deichverbandes, 1907, u. Das Weichsel-Nogat-Delta, 1924, S. 33.

[5]) O. Lienau, Die Bootsfunde von Danzig-Ohra aus der Wikingerzeit, 1934.

[6]) P. Sonntag, Hela, die Frische Nehrung und das Haff: Schriften der Naturforsch. Gesellschaft in Danzig N. F. 14, 1915, S. 57 ff.

[7]) Fr. Neumann, Truso, Wislemund und Witland: Neue Preuß. Prov.-Bl. 2. Folge 6, 1854, S. 304 ff.

[8]) Samländ. Urkundenb. I n. 271.

[9]) a. a. O. S. 284.

[10]) Vgl. L. Weber, Preußen vor 500 Jahren, 1878, S. 514, 527, 530, 542.

[11]) Die Behauptung Panzers, daß es kein Tief bei Lochstedt, sondern nur die Balge gegenüber der gleichnamigen Ordensburg gegeben habe, beruht darauf, daß er den in den Quellen mehrfach vorkommenden Ausdruck Balga als Eigennamen betrachtete und nur auf das Tief gegenüber der Ordensburg bezog, weil dieses unter jenem Namen in den Quellen des 14. und 15. Jahrhunderts häufig erwähnt wird. Er übersah, daß die Bezeichnung Balga sehr wohl gleichzeitig für mehrere Tiefe gebraucht werden konnte.

[12]) Panzer a. a. O. S. 263 Anm. 3. Die Erwähnung der „alten Balge" in einem Schreiben des Pflegers von Lochstedt an den Marschall in Königsberg bezeugt, daß er das ihm benachbarte Tief von Lochstedt meinte.

[13]) Loch a. a. O. S. 9. Die Karte war im Staatsarchiv Königsberg unter der Nummer 417 verzeichnet.

[14]) Loch a. a. O. S. 10.

15) Die Karte von Strackwitz im Staatsarchiv Danzig 300 P. K. V. 423. P. Himmelreich, Elbinger Chronik hg. v. M. Toeppen, 1881, erwähnt „ſchäffer zur Balge", „proviſores und pfundherren", „procuratores" zu den Jahren 1324, 1332, 1334, 1335, 1338, 1348, 1353, 1366, 1376, 1378, 1382, 1383, 1384, 1385, 1388, 1390, 1411, 1415, 1416, 1418, 1419, 1420; ebd. S. 13, 15, 16, 18, 19, 21, 24, 26—30; 34; 36; 38; vgl. M. Toeppen; Ständeakten I, S. 271. Elbing führte dort auch Bauarbeiten aus 1353, 1378 und 1380 (ebd. S. 19 und 24). Auf Befehl des Hochmeiſters übernahm der Königsberger Rat zuerſt 1412, regelmäßig ſeit 1422 die Verwaltung des Tiefs (M. Toeppen, Elbinger Antiquitäten, S. 22 f).

16) S. Grunau, Preuß. Chronik I, S. 482. Irrtümlich berichtet Grunau denſelben Vorgang noch zum Jahre 1395: „in diſem jar am tag Lamperti hub ſich an ein nordenſtorm und werte funf tag, in welchen ſich erfüllete das tieff by Lockſtetten und ein newes ken dem Roſichenberg ausriß und war zehen faden tieff zum erſten und iſt noch heute das beſte ins landt von Preußen."

17) Codex dipl. Warm. III. n. 366: „man ſul ſie nyrne andirs, wenne czur Balge verſchiffen und vordan von dannen czu der ſee wert und nyrne andirs ausfüren." Im Jahre 1401 ging ein Schiff, das aus der Balge kam, unter. E. Sattler, Handelsrechnungen d. dt. Ordens, 1887, S. 269.

18) Toeppen, Ständeakten I, S. 561. Die Königsberger beklagten ſich 1432 „das der pfuntmeiſter in der Balye und ouch czu Danczik pfuntczoll nympt von den großen burdingen, die buſſen umme von Konigsberg in die Wyſſel zegeln". 1432. Ebd. I, S. 690: „was gutt in die Balye gefurt wirt mit bordingen und cleynen ſchiffen", 1435.

19) Grunau, Chronik II, S. 222 f.

20) Neuere Karten und Schriftſteller unterſcheiden für die Zeit um 1500 die „Balge", das „alte Tief" und das „neue Tief" bei Pillau und verſuchen vergeblich, die örtliche Lage dieſer drei Tiefe zu einander zu beſtimmen. Tatſächlich waren ſeit der Sturmflut von 1497 nur 2 Tiefe vorhanden, das Neue Tief bei Pillau und das Alte Tief oder die Balge.

21) Toeppen, Ständeakten V, S. 658.

22) Ebd. V, 661, vgl. V, S. 654 über Vorgänge bei dem Tief.

23) Grunau, Chronik III, S. 35 f. Friedensvertrag zwiſchen Hochmeiſter und Polen: „Das Tief vor der Balge aus der ſehe ins Hab, auch wor ſonſt ſolche tiefe und einfahrten ſein wurden, ſo woll auch das heupt der Weiſell ſamptt allen fließern ſollen frei ſein, und ein iglicher mag fahren gen Königsberg, Braunsberg und Elbing, dem alten zoll ohne ſchaden."

24) Toeppen, Die Friſche Nehrung a. a. O., S. 90.

25) G. Coy, Elbinga a Gedanenſibus oppugnata 1577, hg. v. M. Toeppen, 1890, S. 5, 18 und 95: „in oſtio maris Balgenſi", „per oſtium Balgenſe". Die Chroniſten des 17. und 18. Jahrhunderts wie Knoff, Ramſey und Braun ſowie Toeppen verſtanden unter dem oſtium Balgenſe fälſchlich das Pillauer Tief. G. Zamehl, Beſchreibung der Stadt Elbing, berichtet nach Toeppen, Beiträge uſw. S. 76, daß im Kriege 1577 beide Tiefe, die alte Balge und das Pillauer Tief befahren worden ſind: „Sind alſo die Danziger anno 1577 durch die Pillau ins Haff kommen, weil ſie daſelbſt keinen Widerſtand fanden, in dem daß der Herzog in Preußen kurz zuvor ſeinen militem praeſidiarium und zugefertigete Schiffe, die im Balgiſchen Tief gelegen hatten, von dannen abgefordert gehabt."

26) Panzer a. a. O., S. 270 ff.

[27]) Codex dipl. Warm. III n. 11. Dieses Tief wird stets dadurch gekennzeichnet, daß es „uf dem sande" und auf der Nehrung lag. Es befand sich daher nicht auf der 1264 Witlandesort genannten Strecke nordöstlich des Lochstedter Tiefs. „Offm sande neesth dem tiffen" lag auch der Sandkrug, dessen Handfeste 1411 von dem Komtur zu Balga in Vertretung des Obersten Marschalls ausgestellt wurde. Der Krug lag „zwischen beiden Tiefen", zwischen dem alten Tief, der Balge, und dem neuen Tief bei Pillau; er wurde 1497 bei der Sturmflut zerstört und später auf der Nordseite des Pillauer Tiefs bei Wogram wieder errichtet. Die Handfeste für diesen neuen Krug wurde 1539 ausgestellt. Loch a. a. O., S. 14 ff.

[28]) Toeppen, Ständeakten II S. 179, III S. 19 und S. 673, Panzer a. a. O. S. 274 ff. verzeichnen Nachrichten aus der Mitte des 15. Jahrhunderts über alle Territorien und Städte am Haff, die an Bauarbeiten „in der Pillau" und beim „Mittel Hof" sich beteiligt haben. Diese Arbeiten fanden „uff Newentiffe" statt.

[29]) Toeppen ebd. III S. 655.

[30]) Wulfstans Seekurs: Zeitschrift für Geschichte des Ermlandes 6, 1878, S. 27 ff.

[31]) Grunau I, S. 182.

[32]) Toeppen, Beiträge zur Geschichte des Weichseldeltas S. 95.

[33]) Panzer a. a. O. S. 285.

[34]) Staatsarch. Danzig 300 PK. V. 423, dazu der Entwurf I a 24.

[35]) Vgl. besonders 300 PK. III 795=III 617 (1718), V 498 (706), III 643 (1601, 1709), 166 (um 1700), V 499 (1766).

[36]) Hela, die Fr. Nehrung u. d. Haff: Schriften d. Naturf. Ges. in Danzig N.F. 14, 1915, S. 41.

[37]) Vgl. Grunau I, S. 689.

Die jüngsten natürlichen Anlandungen im Mündungsgebiet des Elbingflusses

Von Traugott Müller

Während das Weichsel-Nogat-Delta seit der Ordenszeit die Möglichkeit bot, Siedlungsland zu schaffen, und diese in der Gegenwart in erhöhtem Maße bei der Anlage der Nogathaffkampen ausgenutzt wurde, ist das Mündungsgebiet des Elbing mit Ausnahme des linken Ufers bis jetzt fast ungestört geblieben.[1]) So lag der Gedanke nahe, dieses Gelände, soweit in der — geologisch gesprochen — jüngsten Vergangenheit eine natürliche Anlandung erfolgte, einer etwas sorgfältigeren Untersuchung zu unterziehen.

Die Veranlassung, mich mit diesem Gebiet näher zu befassen, bot der Fund einer Anzahl von Menschenknochen, der von Frau Gertzen-Koggenhöfen dem Städtischen Museum Elbing vor einer Reihe von Jahren gemeldet wurde. Als ich kurze Zeit darauf den Fund und die Fundstelle besichtigte, stellte sich heraus, daß diese westlich der damals als Dornbusch bezeichneten Haltestelle, die jetzt den Namen Gr. Röbern trägt, lag. Leider war auch nicht ein Knochen an der von den Arbeitern angegebenen Stelle liegen geblieben. Die dort vorgenommenen Grabungen bezweckten die Gewinnung von Flußkies, der mit der Haffuferbahn zum Wiederaufbau der Holzbearbeitungsfabrik von Wittkowski dorthin geschafft wurde. Nach einigen Tagen brachte einer der Arbeiter eine zerbrochene Tonpfeife, die angeblich bei dem menschlichen Skelett gelegen hatte. Sie entsprach der Form und Technik nach den Tonpfeifen, die in Bruchstücken im Schutt aus der Zeit Friedrichs des Großen und wohl schon früher vorkommen.

Seit dieser Zeit habe ich öfter diesen Geländeabschnitt, der allerdings nicht mehr auf Flußkies abgebaut wird, aber immerhin noch einige, wenn auch nicht über 1 Meter tiefe Aufschlüsse liefert, allein und in Begleitung von Herrn Dr. Grahle-Berlin und Herrn Max Schulz-Elbing aufgesucht.

Nach dem Meßtischblatt 467, Cadinen,[2]) liegt der in Frage kommende Teil westlich der Haffuferbahn und umfaßt einen etwa trapezförmigen Streifen, der

im NW. von einem niedrigen Deich, im SW. von den als „Dornbusch" bezeichneten Gehöften (Taf. IV, b), im SO. von dem zu diesen führenden Feldweg und nach NNO. von dem zu einem noch nicht auf dem angegebenen Meßtischblatt eingetragenen Gehöft führenden Feldweg begrenzt wird. Man gelangt zu dieser Stelle am leichtesten, wenn man vom Haltepunkt Gr. Röbern der Haffuferbahn die östlich derselben verlaufende Chaussee nach Norden geht. 225 Meter nördlich dieses Haltepunktes überquert ein Feldweg das Bahngeleise und führt nach Dornbusch, die südöstliche Grenze des oben angeführten Streifens bildend. Dem ganzen Abschnitt ist neueres Wiesengelände vorgelagert (Taf. IV, c).

Auf diesem Gelände befinden sich mehrere verhältnismäßig flache Aufschlüsse (Taf. IV, a). Die am weitesten südöstlich gelegenen begleiten den oben genannten Feldweg auf der der Bahn zugewandten Seite. Zahlreiche auf der Fläche gelegene Gruben, von denen einige fast unmittelbar an den Deich heranreichen, vermitteln einen Einblick in die Lagerung der Erdschichten. Leider waren bei den letzten Besuchen durch den hohen Wasserstand des Haffes die tieferen Stellen der Beobachtung entzogen. Die kartographischen Darstellungen des hier in Frage kommenden Gebietes sind im allgemeinen für die Erkennung des Alters der Schichten wenig günstig. Die älteren Karten versagen im allgemeinen völlig, schon weil der Maßstab ein viel zu großer ist, um Einzelheiten zu erkennen, außerdem ist ja auch die Grenze zwischen Land und Wasser in den Anlandungsgebieten schwer zu ziehen, ganz besonders am Frischen Haff, dessen Wasserstand nach der Richtung und Stärke des Windes Unterschiede bis 2 Meter zeigt. Die bei Solger[3]) gegebene Darstellung „Alter Schuttkegel und junges Delta der Weichsel" zeigt für die Mündung des Elbing „Flußdelta der jüngeren Humuszeit" an. Nordmann[4]) hat auf der beigegebenen Karte: „Die Entstehung der Sekundären Delten der Elbinger Weichsel und der Nogat nach archivalischen Quellen kartographisch dargestellt" nur das linke Ufer des Elbing in fünf verschiedenen Zonen: a) vor 1300, b) nach 1554, c) vor 1632, d) von 1741/45, e) 1802/3, f) vor 1908, g) 1929, wiedergegeben. Das rechte Ufer, auf das sich meine Beobachtungen beziehen, ist völlig frei gelassen. Bei Bertram[5]) sind zwei wertvolle Karten vorhanden:[1]) „Das Weichseldelta um das Jahr 1300. Nach den in den Jahren 1907 und 1922 hergestellten Rekonstruktionen; Maßstab 1 : 100 000". In ihr ist die „Jetzige Landgrenze" eingezeichnet, die das „Vrische Mer (Hab)" auf der rechten Seite des Elbing an seiner Mündung 25 Millimeter, das sind 2500 Meter in Wirklichkeit landeinwärts sich ausdehnen läßt. Auf der dem Werke beigegebenen „Übersichtskarte des Weichsel-Nogat-Deltas" in demselben Maßstabe sind „die unter dem Meeresspiegel liegenden Flächen dunkel angelegt". Nach dieser Darstellung durchfließt der Elbing südlich des „Bollwerkes" ein

BIBLIOTEKA PELPLIŃSKA

solches durch künstliche Entwässerung zur Benutzung durch den Menschen trockengelegtes Gebiet.

Der gleiche Verfasser hat 1935 eine sehr lehrreiche Karte herausgegeben,[8]) auf der durch verschiedene Farbgebung die in den verschiedenen Zeitabschnitten eingedeichten Flächen bezeichnet sind. Hiernach ist die rechte Seite der Elbingmündung „im 14. Jahrhdt. eingedeicht, beschränkt trockengelegt und hauptsächlich als Weideland benutzt worden". Das „Bollwerk" ist nach seinen Angaben eine ordenszeitliche Siedlung, deren Umgebung vor 1348 entwässert wurde.

Die verschiedenen Erdschichten, die an der Mündung des Elbing auftreten, lassen sich als mineralische, biogene und gemischte unterscheiden. Zu der ersten Gruppe gehören die Flußkiese, die entweder als reine Quarzablagerungen oder als gelbliche Quarzsande auftreten, die zahlreiche kleinere und größere Brocken von diluvialen Geschieben enthalten (Taf. IV, b mittlere Schicht; e, f). Die biogenen Bildungen umfassen solche pflanzlicher Herkunft, vorwiegend torfartige, meist aus Holz und anderen Pflanzenresten bestehende Absätze. Die zoogenen Schichten sind a) aus Fischknochen bestehende, in verhältnismäßig geringer Menge auftretende Ablagerungen und b) Schneckenbänke, die in mehreren Lagen sich zwischen den Flußsanden vorfinden. Als gemischte Erdschichten sind humöse Sande anzusprechen, die in der obersten Lage als Ackerkrume zu finden sind (Taf. IV e, f). Die obere Schicht ist humusreicher, die untere ärmer an zersetzten organischen Stoffen und ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß beim Umpflügen des Ackerbodens der Pflug bisweilen tiefer in das Erdreich eingedrungen ist als sonst und dadurch den Sand aus den darunter liegenden Schichten mit der Ackerkrume gemischt hat.

Von den mineralischen Schichten ist der aus wasserhellen Quarzkörnern bestehende Flußkies fast vollständig abgebaut. Weite Verbreitung besitzen die unter den gemischten Schichten liegenden gelblichen Quarzsande. 100 Körner wiesen folgende Zusammensetzung auf: Heller Quarz 79, gelber Quarz 10, Feldspat 1, Feuerstein 1; die übrigen 9 Körner waren Bruchstücke verschiedener Mineralien und Gesteine. In verhältnismäßig geringer Menge fanden sich Bruchstücke von Muschelschalen.

Die durch Zersetzung von Pflanzenstoffen entstandenen schwarzbraunen Ablagerungen, die in sehr verschiedener Mächtigkeit zwischen den Flußsanden auftreten, enthielten verschiedene Holzstücke, Reste von Sumpf- und Moorpflanzen, die im einzelnen nicht zu bestimmen waren. Deutlich zu erkennen waren die Rhizome einer Schachtelhalmart, die an einzelnen Internodien knollenartige Verdickungen zeigten. Nach Sachs[7]) treten derartige Bildungen bei *Equisetum arvense* auf. *Equisetum Telmateja* kommt wegen des Standortes nicht in Frage.

Neben den pflanzlichen Resten finden sich in größerer Menge die aus tierischen Körpern hervorgegangenen Absätze, soweit die Aufschlüsse einen Einblick gewähren.

Die eigenartigste Erdschicht, die ich auffinden konnte, ist die Fischknochenschicht. Sie besteht überwiegend aus bräunlich gefärbten Knochen und ihren Bruchstücken, die zum größten Teil nur von einer Fischart, dem Gemeinen Stichling, *Gasterosteus aculeatus* L. stammen, und zwar der von Benecke[8]) als *var. trachurus*, „mit länglichen Knochenschienen gepanzert" bezeichneten. Möbius und Heincke[9]) nennen diese Abart „Salzwasserform, *var. trachurus*, Rauhschwänzigen Stichling" und kennzeichnen ihn „Größer und schlanker, mit ganz bepanzerten Seiten, gekieltem Schwanze, stärkeren und längeren Stacheln."

Die genauere Untersuchung lehrte, daß die mineralischen Bestandteile dieser Schicht nur verhältnismäßig gering sind. Sie setzen sich nach der Zählung von 50 Körnern zusammen aus: Wasserheller Quarz 38, trüber Quarz 3, milchiger Quarz 3, Kalk 3, Feldspat 2, feinkörniger Granit 1.

Von den Knochen sind wohl die an Stelle der Schuppen auftretenden Knochenplatten am häufigsten, dann folgen die Wirbelkörper und am deutlichsten zu erkennen die Stacheln. Sie maßen 7,0; 8,0; 9,8 und 10,4 Millimeter. Nach Möbius und Heincke lassen sich als Lokalformen der westlichen Ostsee von der Salzwasserform zwei Gruppen unterscheiden: eine gedrungene mit kürzeren, aber dickeren, am Rande bedornten und gezähnten Stacheln und eine schlankere mit längeren, aber dünneren und mehr glatten Stacheln. In unserer Schicht ist nur die erstere vertreten. Die Knochenschicht ist in der letzten Zeit von mir nicht aufgefunden worden. Nach meinen Beobachtungen betrug die größte Mächtigkeit 2,5 Zentimeter. M. E. ist eine derartige Knochenschicht im norddeutschen Flachland noch nicht festgestellt worden. Die Sammlungen in Danzig und Königsberg enthalten m. W. keine Proben ähnlicher Beschaffenheit. Auch in den Bohrregistern habe ich Angaben über gleichartige Schichten nicht gefunden. Der Hinweis bei den letztgenannten Verfassern lautet: „Im Sommer sterben oft Millionen von Stichlingen, besonders in dem sogen. Kleinen Kiel, einer Ausbuchtung des Hafens innerhalb der Stadt, und werden dann haufenweise an den Strand gespült." Wahrscheinlich haben sich ähnliche Vorgänge bei uns abgespielt, so daß dann die Körper der zu Grunde gegangenen Stichlinge zusammengespült und von Flußkies bedeckt wurden. Eine Bestätigung dieser Annahme wurde mir brieflich durch Herrn Dr. H. Lüttschwager-Zoppot gegeben, der im Schutzgebiet Messina östlich Neufähr Anhäufungen von toten Stichlingen selbst beobachtet hat.

Vereinzelte Knochen finden ſich auch in den Schneckenbänken. So konnte ein Bruchſtück der Rippe wahrſcheinlich eines größeren Wiederkäuers unmittelbar einer Conchylienbank entnommen werden.

Unweit des Deiches lagen die Überbleibſel des Knochengerüſtes eines größeren Säugers, die leider durch die Einwirkungen der Außenwelt ſtark gebleicht und außerordentlich morſch geworden waren. Die infolge der Einwirkung der Sonne faſt weiß erſcheinenden Knochen gehörten wahrſcheinlich einem Rind an und legten den Gedanken nahe, daß dieſes, vielleicht aus allerneueſter Zeit ſtammend, dort vergraben worden war. Eine genauere Betrachtung des am beſten erhaltenen Calcaneus zeigte, daß die urſprüngliche Färbung des Knochens ein helles Braungelb war, was auf ein größeres Alter, über 100 Jahre, hinweiſt. Die Knochen ſelbſt waren mit einem Überzuge von Grünalgen beſetzt. Außerdem hatte ſich auch auf einer Gelenkfläche eine Flechte angeſiedelt, die nach den Angaben von Leunis[10]) als *Parmelia stellaris* Ach. anzuſprechen iſt.

Verzeichnis der Conchylien

a) Schnecken

1. *Radix auricularia* Linné
2. *Radix ovata* Drapernaud
3. *Radix ovata f. baltica* Nilsson
4. *Coretus (Planorbis) corneus* Linné
5. *Valvata piscinalis* Müller
6. *Valvata antiqua* Sowerby
7. *Valvata contorta* Menke
8. *Valvata naticina* Menke
9. *Paludina fasciata* Müller
10. *Paludina fasciata f. diluvianiformis* Hilbert
11. *Bithynia tentaculata* Linné
12. *Neritina fluviatilis* Linné

b) Muſcheln

13. *Unio pictorum* Linné
14. *Unio tumidus* Retzius
15. *Anodanta spec.*
16. *Sphaerium rivicola* Lamarck
17. *Sphaerium solidum* Normand
18. *Sphaerium corneum* Linné
19. *Pisidium amnicum* Müller
20. *Pisidium casertanum* Poli
21. *Pisidium ponderosum* Stelfox

In diesem Verzeichnis fehlt neben anderen Conchylien *Vivipara vera s. Paludina vivipara.* Nach Paul Ehrmann[11]) lebt diese in stehenden Gewässern, während die unter 9 angeführte Art in langsam fließenden Gewässern vorkommt, woraus sich das Fehlen der *P. vivipara* erklären läßt.

Die genaue Untersuchung der Verteilung der einzelnen Arten lehrt, daß nur zwei von ihnen in bestimmten Schichten vorherrschen. Am stärksten vertreten ist *Paludina fasciata,* weniger *Bithynia tentaculata.* Die letztere findet sich vorwiegend in der Nordostecke des Geländes, und in diesen Schichten fehlen die Paludinen fast vollständig. Welches die Ursache für diese Erscheinung ist, läßt sich z. Zt. nicht feststellen.

Merkwürdigerweise fehlen in den aus Schneckengehäusen und Muschelschalen bestehenden Schichten zwei Arten, die in der Gegenwart im Frischen Haff vorkommen:

1. *Lithoglyphus naticoides* Férussac, die Schwimm-Sumpf-Schnecke, wanderte in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts in Norddeutschland ein[12]) und findet sich in den sandigen Ablagerungen des Frischen Haffs.

2. *Dreyssena polymorpha* van Beneden, die Schafklauen-Muschel, neuerdings Wandermuschel genannt, über deren wissenschaftlichen Namen der genannte Conchyliologe ebenfalls ausführliche Angaben gemacht hat,[13]) ist nach den Feststellungen von Eduard von Martens 1825 zum ersten Mal durch C. E. v. Bär im Frischen und Kurischen Haff beobachtet worden. A. Hensche führt diese Muschel als häufig vor.[14])

Aus dem Fehlen beider Weichtiere läßt sich mit Sicherheit erkennen, daß die Schichten vor 1825 abgelagert worden sind.

Die Lagerung der einzelnen Schichten war leider bei den verhältnismäßig dürftigen Aufschlüssen, zumal kein Bohrapparat zur Verfügung stand, nur annähernd festzustellen. Ein schematisches Bild derselben ergab folgende Anordnung:

1. Ackerkrume 20—27 cm
2. humöser Sand 5—7 cm
3. gelbliche Quarzsande } Mächtigkeit
   z. T. ersetzt durch Flußkiese } nicht festzustellen
   unterbrochen von Conchylienbänken von verschiedener Mächtigkeit (Taf. IV b, e, f), gelegentlich torfartigen Anhäufungen von Pflanzenresten.

Von Resten, die auf die Anwesenheit des Menschen schließen lassen, ist nur ein einziges Scherbenstück aufgefunden worden. Es stellt ein Randstück eines mittelalterlichen mausgrauen Gefäßes dar, das für die Ordenszeit kennzeichnend ist. Allerdings kann dieses aus einer stromaufwärts gelegenen Stelle herrühren und nach seiner jetzigen Fundstelle durch das Wasser mitgeführt worden sein.

Neben den Bodenfunden bieten die uns überlieferten schriftlichen Nachrichten bedauerlicherweise nur wenig Anhaltspunkte für die Zeit der Ablagerung der einzelnen natürlichen Anlandungen. Die bei Fuchs[15]) sich findenden Angaben geben über das rechte Elbingufer nur geringe Auskunft.

Es steht zu erwarten, daß die im verflossenen Jahre hier von der Geologischen Landesanstalt Berlin ausgeführten Arbeiten eine eingehendere Darstellung der geologischen Verhältnisse dieses eigenartigen Gebietes bringen werden.

Für die mir zuteil gewordene Unterstützung danke ich allen, besonders den Herren Dr. Grahle-Berlin und Max Schulz-Elbing, der die Bestimmung der Mollusken bereitwilligst vorgenommen hat.

Von den in dieser Arbeit aufgeführten Schichten und ihrem Inhalt sind Proben im Städtischen Museum aufbewahrt.

Anmerkungen

[1]) Toeppen, M., Beiträge zur Geschichte des Weichseldeltas, 1894.

[2]) Herausgegeben 1911, Einzelne Nachträge 1929.

[3]) Solger, F., Der Boden Niederdeutschlands nach seiner letzten Vereisung, 1931. S. 43, Abb. 10.

[4]) Nordmann, Rudolf, Neulandbildung am Frischen Haff im letzten Halbjahrtausend, 1937.

[5]) Bertram, Hugo G. Ph., Die physikalische Geschichte des Weichseldeltas (Teil I von: Das Weichsel-Nogat-Delta von H. Bertram, W. La Baume und O. Kloeppel, 1924).

[6]) derſ., Die Eindeichung, Trockenlegung und Besiedlung des Weichseldeltas seit dem Jahre 1300 in ihrer geopolitischen Bedeutung, Zeitschr. d. Westpr. Geschichtsvereins, Heft 72, 1935.

[7]) Lehrbuch der Botanik, S. 402.

[8]) Fische, Fischerei und Fischzucht in Ost- und Westpreußen 1881, S. 73.

[9]) Die Fische der Ostsee, 1883, S. 67.

[10]) Synopsis der Pflanzenkunde, 3. Bd., S. 1679.

[11]) in Brohmer, P., Fauna von Deutschland, S. 472.

[12]) Friedel, Ernst, Brandenburgia III, S. 138.

[13]) Friedel a. a. O., IV. S. 383.

[14]) Preußens Molluskenfauna 1861.

[15]) Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebietes, 1. Bd., S. 333—402.

Die Funde des Elbinger Kreises im Prussia-Museum

Von Otto Kleemann

Es mag mit der verwaltungsmäßigen Verbundenheit der Unterweichselprovinz mit Ostpreußen, wie sie bis in das letzte Viertel des vorigen Jahrhunderts bestand, und mit dem daraus folgenden Übergewicht der Landeshauptstadt Königsberg zusammenhängen, daß auch die wissenschaftlichen Forschungen dort einen Mittelpunkt sahen. Daher besitzt das Königsberger Prussia-Museum eine große Zahl westpreußischer Vorzeitfunde. Diese Festgabe soll die Gelegenheit bieten, die in Königsberg befindlichen Funde des Elbinger Kreises vorzulegen. Wenn noch einige Stücke aus dem übrigen Westpreußen dazukommen, so sind diese, in innerem Zusammenhange mit jenen stehend, als Fundstoffbekanntgabe für wissenschaftliche Einzelarbeiten der gesamtwestpreußischen Vorzeit nicht ohne Wert. Denn es ist heute nicht ganz einfach, die Unterlagen für die so notwendigen Sammelbearbeitungen zu beschaffen[1]), seit die politische Ordnung vor zwanzig Jahren die einheitliche Zusammenfassung der Vorzeitforschung im Gebiete der unteren Weichsel verhindert.

Abb. 1. Tolkemit, Kr. Elbing

Ein wertvolles Fundstück stellt ein Knochengerät aus der Gegend von Tolkemit, Kr. Elbing dar (Abb. 1). Es wurde laut Inventar (Nr. 16 228) im Jahre 1893 von einem Arbeiter gekauft. Die Kenntnis der Fundstelle und Fundumstände, unter denen es geborgen wurde, fehlt und ist auch nicht mehr zu ermitteln. Das Stück stellt eine Harpune mit doppelseitigen Widerhaken, von denen der oberste leicht beschädigt ist, dar. Die Harpune ist früher offenbar länger gewesen, jedoch abgebrochen und zur weiteren Benutzung nochmals am unteren Ende zurechtgeschnitten. Mit ihrer Doppelreihe von Widerhaken liegt hier das erste Stück aus Ost- und Westpreußen vor, da von dort sonst nur einreihige Harpunen bekannt sind. Engel möchte daher das Stück in eine zeitliche Verbindung

mit doppelreihigen Harpunen bringen, die sich an ostbaltischen Wohnplätzen der Jungsteinzeit bis in die Metallzeit hinein finden.[2]) Eine Zeitbestimmungsgrundlage für diese Stücke würde ein Grab aus Tamse auf der Insel Moon mit einer Bootaxt und einer doppelreihigen Harpune sein.[3]) Besonders wegen des Unterschiedes zwischen jenen nur noch an der Spitze mit Widerhaken versehenen Speerblättern und unserem harpunenartigen Stück besteht für die Weichselmündungsgegend kein Anlaß, das Tolkemiter Stück als Spätling in andersartiger Umgebung anzusehen. Viel näher liegt die Verbindung über die nicht weiter ausgeführte Ansetzung in die Litorinazeit von Gaerte[4]) hinaus mit anzylus-maglemosezeitlichen, zweireihigen Harpunen, die z. B. in Polen häufiger nachgewiesen sind.[5]) Vielleicht ist das Bruchstück einer einreihigen Harpune aus Flatow (Grenzmark Posen-Westpreußen) genau so früh anzusetzen (Abb. 2). Es stammt aus dem Städtischen Torfbruche, wo es von einem Prof. Praetorius im Jahre 1881 aufgelesen und weiter verschenkt wurde: Prussia Inv. PÖG I 2213. Sein Merkmal bekommt dieses Stück, das nur in einem unteren Teile mit der Schaftzunge erhalten ist, durch die Verzierungen, die die Oberseite und auch die Ränder bedecken. An den Rändern sind einfache Zickzackreihen eingeritzt. Der Widerhaken ist auf der Ober- und Unterseite quergestrichelt. Das sonstige Muster der Oberseite ist geteilt, die untere Hälfte trägt drei langlaufend Zickzacklinien, von denen zwei so nahe zusammengerückt sind, daß sie fast eine Rautenreihe darstellen; die obere Hälfte wird durch vier querliegende Zickzacklinien abgegrenzt und zeigt sparrig gegeneinander gestellte Strichgruppen. Dadurch ist eine Vergleichsmöglichkeit mit einigen dänischen Fundstücken der Maglemosekultur gegeben,[6]) die sich für unsere nach der Form des Widerhakens sicherlich mittelsteinzeitliche Harpune auch zeitlich auswerten läßt.

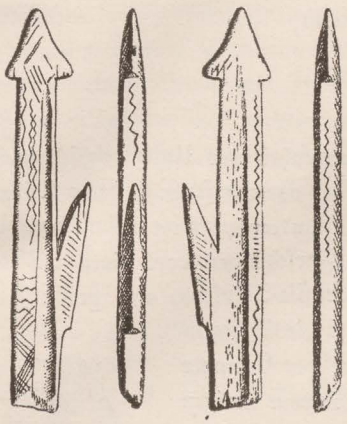


Abb. 2. Flatow, Grenzmark Posen-Westpr.

Bis jetzt ist eine einfache runde Knochenspitze aus Abrau, Kr. Tuchel (Taf. V,a) im Schrifttum noch nicht genannt worden, die ebenfalls Professor Praetorius im Jahre 1881 aus dem dortigen Torfbruche barg: Prussia Inv. PÖG I 2212. Die Spitze gehört wahrscheinlich mit vielen Vergleichstücken in die mittlere Steinzeit. Das Stück ist geeignet, eine gleichzeitige Fundlücke für die Tucheler Heide zu füllen.

Ein Fund, der ebenfalls Beachtung verdient, ist eine Amphore mit der Fundortangabe „Försterei Wiek bei Tolkemit" (Taf. V, b). Es handelt sich offenbar um ein Gefäß der schnurkeramischen Kultur. Daher liegt es nahe, die Fundstelle an der bekannten Ansiedlung am Haffufer unweit der Försterei Wiek[7]) zu vermuten und die obige Ortsangabe in den für die Steinzeitforschung Ostpreußens geläufigen Namen Wiek-Louisental abzuändern. Das Gefäß wird wahrscheinlich aus einer Siedlungsgrube stammen. Bei seiner verhältnismäßig geringen Größe ist der gute Erhaltungszustand daher erklärlich. Auch sonst sind in Wiek-Louisental noch kleinere Gefäße geborgen worden.[8]) Im allgemeinen stammen von dort jedoch nur Scherben. Unser Topf trägt in Form und Verzierung die Merkmale der jüngeren Schnurkeramik, wie sie sich in ihrem östlichen Ausbreitungsgebiet allgemein zeigt. In Ost- oder Westpreußen fehlt ein Vergleich, den statt dessen schlesische, polnische und brandenburgische Gefäße bieten.[9]) Aus Mitteldeutschland sind im Schrifttum zu wenige Gefäße der jüngeren Schnurkeramik abgebildet, als daß sich für bestimmte Töpfe eine mitteldeutsche Verbindung herstellen ließe. Die wenigen vergleichbaren Gefäße[10]) lassen die Vermutung eines erneuten Zuströmens schnurkeramischer Volksbestandteile von dort nicht aufkommen, obwohl der bekannte Bernburger Scherben aus Willenberg, Kr. Stuhm dies möglich machen könnte.[11]) Für die älterschnurkeramische Funde aus Ost- und Westpreußen[12]) und dem übrigen Ostdeutschland[13]) liegt der Vergleich und Schluß auf unmittelbare Verbindung durch Einwanderung nahe.

An das Ende der Bronzezeit und selbst schon in die Eisenzeit = P VI gehört ein bronzener Bügelring aus Wöklitz, Kr. Elbing (Taf. VI, a). Er gehört zu dem ältesten Bestande des Prussia-Museums (Inv. KAS. 1169), der bereits im Anfang des 19. Jhdts. gesammelt und im Staatsarchiv aufbewahrt worden ist. Unser Fundstück ist ein bezeichnender Vertreter der frühgermanischen Kultur im Elbinger Gebiet; es verkörpert die westpreußische Spielart dieser Bügelringe mit Vogelkopfenden, die „dicht an den Ring angelegt und mit ihm durch Guß verbunden sind".[14]) Ein anderer in Königsberg aufbewahrter, gleichartiger Ring aus Schöneberg, Kr. Marienburg (Taf. VI, b) verdient ebenfalls, im Bilde bekannt zu werden. Gefunden ist er in den Sandbergen des Ortes (Inv. OPM 3828).

Wesentlich umfangreicher ist die Menge der Funde aus den ersten Jahrhunderten nach der Wende der Zeitrechnung. Einen geschlossenen Grabfund stellen eine Terrine und vier Fibeln dar. Die Fundortangabe ist lückenhaft: „aus der Gegend von Elbing" und läßt die Verbindung mit einem bestimmten Gräberfeld nicht zu. Die Sachen wurden 1872 von Prof. v. Wittich der Phys.-Ökonom. Gesellschaft Königsberg geschenkt. Der Vorbesitzer war Baumeister Hegewald in Elbing. Die Terrine von gelblichbraun-grauer Farbe, mit fast glatter

Oberfläche, hat Doppelkegelform, bauchigen Unterteil, geschweiften Oberteil und ausladenden Rand. Über den Umbruch läuft ein ungenau gezeichnetes Band aus einer mit einfachen Linien gesäumten Zickzacklinie. Die Größe des Topfes ist: Höhe 20 cm, Mdm. 21 cm, Bdm. 10,6 und weitester Dm. 28,4 (Inv. Prussia 1284). Der Topf ist ziemlich gut erhalten; nur an zwei Stellen ist der Rand ausgebrochen. Da der Topf zu einem Drittel mit Leichenbrand gefüllt ist, so ergibt sich seine Bestimmung als Urne. Ob die Fibeln in der Urne oder daneben in der Branderde lagen, und welche Grabsitte anzunehmen ist, muß alles mangels Unterlagen unbehandelt bleiben. Drei von den Fibeln sind einander völlig gleich (Inv. Prussia 120/127) und gut erhalten. Sie gehören zu Almgrens Fibelgruppe mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse. Der breite Bügel mit dem schwachen Kamm ist mit Linien und besonders mit Kreisen oder mit Punktkreisen verziert. Die vierte Fibel ist dagegen in schlechtem Zustand. Der Fuß ist unvollständig, die Nadel offenbar aus der Rollenhülse ausgebrochen und verloren. Diese Fibel trägt alle Merkmale der Verflachung der ehemals kräftigen Profilierung; von ihr ist nur noch der Kamm am Kopf übrig geblieben. Der Fuß schließt breit ab. Der blechförmige Bügel zeigt als neuartigen Schmuck drei Fazetten. Die Zeitbestimmung des Grabes ist nicht zweifelhaft; das Gefäß stammt aus der zweiten Hälfte des 2. Jahrhunderts n. Ztr. Unmittelbare Vergleichstücke sind zwar nicht häufig;[15]) bekannter ist die Form an Gefäßen mit Henkeln auf dem Oberteil.[16]) Ebenso, wenn nicht schon an dem Übergange zum 3. Jahrhundert, müssen die Fibeln zeitlich geschätzt werden. Fibeln und Topf sind im Nordweichselland dieser Zeit üblich und sogar in ihrer Häufigkeit gegenüber einer lockeren Verbreitung in den übrigen ostdeutschen Ländern her beheimatet.[17]) Das vorgelegte Grab ist also eine gotische Bestattung.

Ähnlich sind auch die übrigen Gegenstände zu beurteilen. Unter der Inv. Nr. 4052 ist ein doppelkegelförmiger Topf von der halben Größe des vorigen mit geraden Wänden, Höhe 10 cm, Mündungsdurchmesser 9,2 cm, Bodendm. 6,5, weit. Dm. 12 cm, von grauer Farbe und mit stark bestoßener Oberfläche aufbewahrt. Er enthielt etwas Leichenbrand und dazwischen einige Rostblüten, die von einer nicht aufbewahrten Eisenbeigabe stammen. Offenbar liegt wieder ein Brandgrab vor, dieses Mal freilich ohne weiter erhaltene Beigaben. Das Gefäß ist wie der anfangs beschriebene Steinzeittopf im August des Jahres 1873 von dem Förster Arendt aus der Försterei Wiek, Kr. Elbing geschenkt worden. Es wurde nach seinen Angaben am Fuße des Haffufers „bei seiner Försterei" lose gefunden. In dem Fundort Wiek-Louisental mag neben den steinzeitlichen Siedlungsüberresten ein gotisch-germanisches Gräberfeld vorliegen. Die zeitliche Stellung unseres Topfes ist durch einige Vergleichstücke gesichert, die z. B. in Wöklitz,

Kr. Elbing im Grab 5[18]) und in Pettelkau, Kr. Braunsberg, Grab 8[19]) vorgefunden worden sind.

Reichhaltig ist das Fundergebnis aus dem Orte Grunau-Höhe, Kr. Elbing. Von hier sind im Juni 1868 aus „Tonurnen in alten heidnischen Preußengräbern" geborgen und von Goldarbeiter Bonshof in Elbing nach Königsberg verkauft worden:

„2 silberne Schildkopfarmbänder der bekannten westpr. Art
2 bronzene Armbänder, leicht oval, breiter dreikantiger Querschnitt an den Enden, ein kleines Stück in der Mitte ist stabförmig mit leicht gekerbtem Grat. Der Rand ist durchweg gekerbt. Das eine Band ist nicht vollständig erhalten. Dm. 7 × 6, 3—6 × 5, Br. 1 und 0,5
2 bronzene Schnallen mit Riemenkappe, die bei einer Schnalle leicht beschädigt ist. Der Bügel der größeren Schnalle trägt schwache Kante
3 bronzene Fibulastücke
1 kleine Fibula, gut erhalten
1 Fibulanadel
2 beschädigte Bronzestücke
1 zerbrochene Silberfibula."

Die Stücke sind sämtlich unter Nr. II, 9 im Inventar verzeichner. Leider fehlt heute schon einiges, so die Silberfibula und die beiden beschädigten Bronzestücke. Da im Inventar keine Zeichnung vorliegt, so läßt sich über diese Funde nichts aussagen. Das eine Stück des Paares silberner Schildkopfarmbänder wurde im Jahre 1871 an das Germanische Museum in Nürnberg abgegeben, wo es noch liegt. Unter der Bezeichnung „3 Bronzefibulastücke und 1 Fibulanadel" müssen zwei Fibeln mit zweilappiger Rollenkappe und Sehnenhülse verstanden werden, von denen die eine leicht beschädigt ist und die Spirale und Nadel verloren hat und die andere gleichartige nur in Bruchstücken erhalten ist. Ein wertvoller Fund ist die kleine Fibel mit umgeschlagenem Fuß, von kleiner Armbrustbauart und mit unterer Sehne (Taf. V, g). Der Nadelhalter ist hülsenförmig; der Fibelfuß trägt einige Schmucklinien. Die beiden Schnallen zeigen das übliche Bild dieser Art. Dagegen weichen die bronzenen Armbänder (Taf. V, d, e) von denen eins beschädigt ist, durch die Kürze des stabrunden Teiles und die Länge der bandförmigen Enden von den meist gleichartigen ab. Ähnlich erscheint das Schildkopfarmband (Taf. VI, l). Diese Merkmale sichern ihren zeitlich späten Ansatz.[20]) Denn diese Grunauer Funde werden alle aus gotischen Gräbern bereits des 3. Jahrhunderts stammen.

Ein anderer, bisher noch nicht zusammen abgebildeter und behandelter Fund aus Podwitz, Kr. Kulm muß an die Wende zum 3. Jahrhundert gesetzt werden.

Am 18. 2. 1876 wurden von dem Landrat von Stumpfeldt in Kulm getauscht (Inv. Prussia III 43, 708):

1 eiserner Sporn
1 bronzene Riemenzunge von breiter Form mit ringförmigem Ende (Taf. V, f)
1 bronzene Riemenzunge von schmaler Form mit schwach profilierter Spitze und Linienmuster auf der Oberseite, die zur Hälfte abgebrochen und verloren ist (Taf. V, t)
1 bronzene Schnalle mit verziertem, halbkreisförmigem Bügel und Knöpfen an den Enden der Achse (Taf. V, u)
1 bronzene Schnalle mit großem rechteckigem Bügel, Doppeldorn und breiter Riemenkappe (Taf. V, v).

Der eiserne Sporn ist leider nicht erhalten; er wurde am 28. 11. 1901 an Dr. Forrer-Straßburg weitergegeben, einer Persönlichkeit, deren Namen man bei dem damals üblichen Austausche wissenschaftlichen Studienstoffes häufig begegnet. Es ist eine gewisse Entschädigung, daß der sehr geschmackvoll gebildete Sporn aus Belschwitz, Kr. Rosenberg (Taf. V, q) im ehemaligen Westpreußen und zwei ostpreußische Sporen aus Medenau und Dollkeim, Kr. Fischhausen als Vergleichstücke bereits im Inventar vermerkt sind. Das Podwitzer Stück wird also ein gedrungener Knopfsporn gewesen sein mit fazettiertem Stachel, den alle drei Vergleichstücke tragen; die Knöpfe muß man sich aber wohl in der üblichen Art am Bügel sitzend denken, wie sie die beiden ostpreußischen Sporen zeigen. Der Belschwitzer Sporn fällt hier aus. Die Fundgeschichte vermerkt für Podwitz, daß sämtliche Altsachen „in einer Brandgrube zusammen mit Urnenscherben und zwei Urnen mit Henkeln gefunden wurden, die indessen beim Herausnehmen zerfielen". Damit ist ein weiteres gotisches Grab mit reichlichen Beigaben gesichert. Von diesen ist der Riemensenkel (Taf. V, t) ungewöhnlich; ein Vergleichstück fehlt vorläufig. Wahrscheinlich ist die Verzierung des unteren Endes eine Restbildung des plastischen Schmuckes an den älteren Riemensenkeln. Für die späte Zeitbestimmung spricht an unserem Stücke die flache, platte Ausführung. Außerdem ist noch die ganz erhaltene Schnalle bemerkenswert. Solche Schnallen mit rechteckigem Rahmen und Doppeldorn sind, wie bereits Blume erwähnt, in Westpreußen sehr selten; um so häufiger begegnet man ihnen im ostpreußischen Gebiet, besonders bei den masurischen Kulturgruppen[21]), die diese Form trotzdem übernommen haben werden.

Der bereits genannte Sporn aus Belschwitz, Kr. Rosenberg (Prussia II 12, 75) ist ebenfalls noch nicht abgebildet worden (Taf. V, q). Das schwarzbraungrün mit Edelrost überzogene Fundstück fällt durch seine sorgfältige Herstellung auf. Der Werkstoff ist Bronze, die besonders am Stachel noch erkennbar versilbert

ist. Die beiden Endköpfe sind dreifach mit Strichen verziert; der Grat der Schenkel trägt Kerben. Besonders schön wirkt der leicht aufgebogene, fazettierte Stachel auf der Ringgrundfläche. Der Sporn besitzt eine besondere Bedeutung durch die Stellung der Knöpfe, auf die Jahn besonders hinwies.[22]) Die Knöpfe stellen nicht wie bei den anderen Knopfsporen das Ende des Bügels dar, sondern sitzen auf dem einfach rund abschließenden Bügel wenig oberhalb des Endes. Sie sind mit dem Bügel zusammengegossen; eine Nietung kann nicht in Frage kommen. Die Zeitstellung gibt Jahn mit der zweiten Hälfte des 2. Jhdts. n. Ztr. an. Dieses Fundstück wurde bereits am 28. 2. 1868 von Herrn von Mülverstedt der Prussia übersandt und ist wahrscheinlich kurz vorher auf einem Gutsacker in Belschwitz gefunden worden.

Sehr viel früher sind aber bereits die Altsachen gesammelt worden, die unter der Fundortbezeichnung Wöklitz, Kr. Elbing aufbewahrt werden. Durch Hinweis auf einen bereits 1825 veröffentlichten Fundbericht hat Jakobson nachweisen können[23]), daß hier eine Fundortverwechslung mit dem benachbarten Orte Meislatein vorgekommen ist. Im Prussia-Inventar ist noch bei diesen Stücken vermerkt, daß eine silberne Armbrustfibel „im Mai 1826 aus dem Berge bei Meislatein ausgegraben" und unter KAS 444 aufbewahrt dazugehört. Es stammen also nun aus Meislatein folgende Funde:

1. silberne Armbrustfibel (Taf. V, f).
2. bronzener Riemensenkel, schmal, profiliert, mit erhaltener Niete.
3. bronzener Sporn mit Nietplatten, 1 eiserne Niete erhalten, neben dem leicht profilierten Stachel sind auf dem Bügel und zwei kreuzförmigen Fortsätzen Kreise eingeschlagen, an den Bügeln sind Eisenrostflecken und darin Gewebereste (Taf. V, r).
4. Vier kleine bronzene Brillenspiralen mit je einem Ringe in der Mitte (Taf. VI, k).
5. ein bronzener Ringanhänger mit Doppelknöpfen besetzt; in der Öse hängt ein in einfacher Spirale gewickelter Draht (Taf. V, k).
6. ein bronzener Ringanhänger in Radform und mit verlängerten Speichen, reich mit Knöpfen besetzt. Die Öse an dem einen Arm ist ausgebrochen und durch einen Drahtring ersetzt worden (Taf. V, i).
7. ein gebundener Anhänger mit grünlicher Glaskugel. Die bronzenen Bänder sind zu dreien um den einen geraden mit der Aufhängeöse herumgewickelt. Leicht beschädigt, Öse ausgebrochen (Taf. V, h).
8. vier bronzene Anhänger, ein rechteckiger mit Strichmuster, eine doppelkegelförmiger, gekerbter mit oberer und unterer Grenzplatte, der Fuß scheint ab-

gebrochen zu sein, ein birnenförmiger, ein kugliger mit gekreuzten Linien (Taf. V, l—o).

9. zwei kleine bronzene Schellen an einem Drahtring (Taf. VI, f).
10. kleine eiserne Lanzenspitze mit Grat, Spitze umgebogen. L. 14; Blattl. 8; u. Tüllenende beschädigt (Taf. V, c).
11. zusammengerostete bronzene Kette, unbestimmte Eisenteile und ein bronzener Fingerring mit Spiralverschluß (diese und die folgenden Stücke: Taf. VI, c—e, h, i).
    - 4 Bronzespiralröllchen
    - 1 geriefelte wasserhelle Glasperle
    - 1 geriefelte Tonperle, 1 nachgemacht geriefelte, gelbe Grundfarbe, dunkelrot Kamelie
    - 5 lackrote und ockergelbe Emailperlen von kleiner bis mittlerer Größe, gedrückt, kugelig, gekerbt, kubooktaedrisch
    - 1 goldüberfangene Glasperle
    - 1 Mosaikperle mit Sternauge
    - 2 blaue Glasperlen
    - 4 blaue, kubooktaedrische Glasperlen
    - 1 dichte, graue Glasperle, gekerbt
    - 1 weingelbe Glasperle, ringförmig mit aufgesetzten lackroten Augen auf Kegelgrundlage
    - 1 Bronzeperle längsgerippt
    - 1 Bernsteinperle (Taf. VI, g).

Ganz offenbar sind diese Fundstücke zeitlich nicht einheitlich. Das älteste Stück wird die bronzene Riemenzunge sein. Ihre kräftige Profilierung ist bezeichnend für den frühen Zeitansatz in die ersten beiden Jahrhunderte, der sich allgemein aus einigen geschlossenen Funden ergibt.[24]) Die meisten übrigen Schmucksachen werden schon in das 3. Jahrhundert zu verlegen sein. Es kann kein Zweifel sein, daß sie sämtlich als Halsschmuck in Ketten oder als einzelne Anhänger gedient haben. Bei diesen Stücken ist es nicht unwesentlich, zu prüfen, ob sie in dem Kulturgut des Weichselbezirks in dieser Zeit bereits häufiger nachgewiesen sind. Dies ist für die verschiedenen Perlen aus Glas und Email der Fall. Die Bronzespiralröllchen, z. T. auch in Bronze und Bernstein bekannte Kettenanhängsel (Berlocks) und der sogenannte gebundene Anhänger aus grünem Glas sind ebenfalls nicht unbekannt.[25]) Der ringförmige Anhänger ist bereits einige Male in Westpreußen vertreten,[26]) jedoch kommt er weit häufiger in Ostpreußen vor, wo auch der andere radförmige Anhänger üblich ist.[27]) Es scheint so, als ob hier eine Beeinflussung

der Weichſelkultur durch die maſuriſche Kultur vorliegt. Auch die Brillenſpiralen und das Bronzekettchen, die wahrſcheinlich zuſammenhingen, und der Fingerring gehören hierzu.[28]) Gleichartige Fundſachen aus dem preußiſchen Gebiete ſind bekannt, im germaniſchen Gebiete fehlen ſie. Unbeſtimmt muß die Zeitſtellung der kleinen Lanzenſpitze bleiben. Der Form nach gehört ſie am eheſten dem 3. Jahrhundert an. In dieſer Zeit beſitzt ſie zahlreiche Vergleichſtücke,[29]) jedoch nur in Oſtpreußen; im gotiſchen Gebiete fehlen Waffen in Gräbern. Erſt die SS.-Ausgrabung Alt-Chriſtburg 1937 zeitigte den erſten gotiſchen Schildbuckel.[30])

Wichtiger als dieſe Altſachen aus einer Zeit, in der das gotiſche Gebiet dicht beſiedelt war, ſind die beiden folgenden Stücke: die ſilberne Fibel und der bronzene Sporn. Beſonders die Fibel fällt auf (Taf. V, f). Sie gehört zu den Armbruſtfibeln mit hohem Nadelhalter. Der Armbruſtbau iſt ungewöhnlich lang gezogen, die Spirale mit Sehne nimmt nur die Hälfte davon ein. Der Bügel trägt auf der geknickten Mitte einen langen Knopf, der ſich auf dem Bügelkopf wiederholt. Überall iſt durch Perldrähte ein prächtiges Ausſehen erreicht worden. Der Fuß iſt von einer rautenförmigen, an der unteren Spitze abgeſchnittenen Platte gebildet; unter ihm ſitzt der hohe Nadelhalter. An ſich iſt ſchon die Verbindung einer an Fibeln mit umgeſchlagenem Fuße gewöhnlichen Fußplatte mit dieſer altertümlichen Raſt bemerkenswert.[31]) Wichtig iſt der Vergleich mit einer Fibel des gotiſchen Gräberfeldes in Nikolajewka (Ukraine). Die Übereinſtimmung iſt ſo weitgehend, daß die kulturelle Verbindung beider Fundgebiete ſicher iſt, auch wenn das ukrainiſche Fundſtück aus einem Grabzuſammenhange des 3. Jahrhunderts ſtammt und unſer Stück mit ſeiner überkräftig profilierten Form wohl ſchon in das 4. Jahrhundert gehört. Ähnlich iſt der Sporn (Taf. V, r) zu beurteilen. Nietplatten, Muſter mit querliegenden und gekreuzten Strichen und eingeſchlagenen Kreiſen auf dem fazettierten Bügel und den kreuzförmigen Fortſätzen und profilierter Stachel ſind Zeichen für eine ſpäte Zeitlegung. In Oſtpreußen gehören dieſe Sporen in die Stufe D (400—600).[33]) Der Meislateiner Fund wird mit einem Anſatz in das hohe 4. Jahrhundert richtiger eingeordnet ſein.[34]) Auch die mittelgroßen, gedrückt-kugeligen Emailperlen von ockergelber und lackroter Farbe ſind im 2. oder 3. Jahrhundert nicht recht unterzubringen. Als völkerwanderungszeitliche Beigaben ſind ſie und auch die Glasperle mit Kegelaufſätzen und aufgeſetzten roten Augen, wahrſcheinlich auch die Bernſteinperle mit eingeritzten Kreiſen früheſtens ins 4. Jahrhundert zu ſetzen.[35]) Dieſe Funde gehören bereits in die Völkerwanderungszeit, in der beſonders das Weichſelmündungsgebiet von der Abwanderung ſtark betroffen worden iſt. Wenn es auch durch Zuſammenſtellen aller in dieſe Zeit gehörigen Funde gelungen iſt, die früher aufgetauchte Vermutung der Beſiedlungsleere zu widerlegen,[36]) ſo iſt der zahlenmäßige Rückgang der Funde

offenbar. Diese neuentdeckten Fundstücke bereichern wiederum den diesbezüglichen Fundstoff.

Weisen diese letzten Funde auf die Bedeutung der Elbinger Gegend in der Völkerwanderungszeit hin, so verweist uns das als Abschluß vorzulegende Fundstück auf dieselbe Erscheinung in der Wikingerzeit. Das Weichselmündungsgebiet, besonders Elbing-Truso und die wikingischen Beziehungen im Baltikum, sind in den letzten Jahren häufig behandelt worden.[37]) Vom 8. bis ins 11. Jahrhundert reichen die Belege. Das bis jetzt noch nicht vorgelegte Ortband aus Meislatein (Taf. V, w) wird wohl das jüngste bis jetzt bekannte Fundstück sein. Es wird um das Jahr 1100 eingeordnet werden müssen.[38]) Der Mittelteil ist sehr entartet; die nicht erhaltenen Arme werden lang gewesen sein, wie ein Vergleichstück aus Saalau, Kr. Insterburg[39]) und Wiskiauten, Kr. Fischhausen[40]) zeigt.

Anmerkungen

[1]) Engel — La Baume, Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenland.

[2]) Katalog Rigaer Ausstellung 1930, Tf. IV 2, 3 aus Rinnekalns Kr. Wolmar. Prähist. Ztschr. V S. 514 (Ebert) sind dieselben Fundstücke als aus Pernau (mittelstztl.) stammend bezeichnet.

[3]) Tallgren, Zur Archäologie Estis, S. 57.

[4]) Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, S. 19, Abb. 5 A

[5]) Kozłowski, Jüngere Steinzeit in Polen, Taf. I, 3.

[6]) Aarboger 1903, S. 254, 267, 275.

[7]) P. B. XXIV, S. 115 ff. (Ehrlich).

[8]) Gaerte, Die steinzeitl. Keramik Ostpreußens, Abb. 167, 186, 196.

[9]) Sprockhoff, Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg, Tf. 24 c. — Altschlesien VI (1936), S. 60 ff. (Boege), hier auf S. 62, in den Anm. 2—5 weitere Hinweise.

[10]) Mannus XXV, S. 261 m. Abb. 10, 13. Götze — Höfer — Zschiesche, Vor- und frühgeschichtliche Altertümer in Thüringen, Tf. II, 19, aus Langenbogen, Mansfelder Seekreis.

[11]) Engel, Vorgeschichte der altpreuß. Stämme, Tf. 37 e. — Der Grabfund aus Schraplau, Kr. Merseburg (Altschlesien V, S. 37 ff., W. Schultz), weist die Gleichzeitigkeit der Walternienburger, also der älteren Stufe der W.B.kultur mit der älteren Schnurkeramik nach.

[12]) Engel — La Baume, Kulturen und Völker der Frühzeit, S. 53, Abb. 8 c = Mannus XXVIII (1936), S. 430, Abb. 8. — Elb. Jb. 12/13 (1936), Tf. XIX, 3, aus Succase Haus IX = Mannus XXVIII, S. 367, Abb. 4, 6. — a. a. O. Tf. XIX, 4, aus Succase Haus XII, S. 59 f. behandelt nicht klar die Zugehörigkeit des Topfes zu dem unteren Haus XII oder dem oberen Haus XII A; ersteres scheint wahrscheinlich. In diesem Zusammenhang ergeben sich vielleicht sogar Folgerungen für den Besiedlungsablauf in Succase. — Gaerte weist in Eberts Reall., Bd. IX, S. 266, bereits auf den Unterschied der Alt- und Jungstufe innerhalb der ostpreußischen Schnurkeramik hin.

[13]) Altschlesien VI, S. 61, Abb. 5, aus Steinau, Kr. Wohlau.

[14]) Engel, Vorgeschichte der altpr. Stämme, S. 258 u. Anm. 717.

[15]) Elbinger Jb. 5/6, S. 127, Abb. 4 oben.

[16]) Blume, Die germanischen Stämme zwischen Oder und Passarge I, Abb. 165, 168. Blume a. a. O., S. 128.

[17]) Almgren, Nordeuropäische Fibelformen, S. 17/18 u. 60.

[18]) Elbinger Jb. 5/6, S. 127, Abb. 4, unten.

[19]) Prussiabericht XXII, S. 108, Abb. 95.

[20]) Blume, a. a. O. partim. Hier ist auch die Beweisgrundlage für die Zeitbestimmung der weiter unten behandelten Funde.

[21]) Hollack — Peiser, Das Gräberfeld von Moythienen, Tf. VIII, 60 c, mehrfach in den Gräberfeldern von Kl. Puppen und Wawrochen, Kr. Ortelsburg, im Prussiamuseum.

[22]) Jahn, Reitersporn, S. 53.

[23]) Elbinger Jb. 5/6, S. 133. — Dorr, Übersicht über die prähistor. Funde im Stadt- und Landkreis Elbing, S. 43.

[24]) Blume a. a. O., S. 53, Abb. 57, gibt unser Stück wieder.

[25]) Blume a. a. O., S. 95, 99—103.

[26]) Blume a. a. O., S. 90, vgl. Prähist. Zeitschr. V, 1913, S. 95, Abb. 107, aus Nikolajewka (Ukraine).

[27]) Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 140 a, c, i, k.

[28]) Gaerte a. a. O., Abb. 178.

[29]) Gaerte a. a. O., Abb. 195 b.

[30]) Vorläufiger Bericht in Ortsakten Prussiamuseum; wie Gaerte a. a. O., Abb. 198 a.

[31]) Almgren a. a. O., S. 96.

[32]) Ebert, Südrußland im Altertum, Abb. 122.

[33]) Tischler — Kemke, Ostpreußische Altertümer, Tf. XVII.

[34]) Kossinna, Germanische Kultur im 1. Jhrtaus. n. Chr, S. 51.

[35]) Blume a. a. O., S. 110 ff.

[36]) Mannus 1936, S. 31 (Petersen). Unter Nr. 228 ist der Fingerring aus Meislatein gemeint.

[37]) Elbinger Jb. 1933, S. 262 (Langenheim); 1937, S. 1 (Ehrlich), S. 19 (Neugebauer).

[38]) Monteliusfestschrift — Arne, Einige Schwertortbänder aus der Wikingerzeit, S. 387 f.

[39]) Nadraunen Nr 53 (Insterburg), S. 209. Das Stück ist hier mit einem Ordensschwert aus dem 14. Jhrhdrt. zusammen abgebildet und soll nach Prussia Inv. II 40, 218/19, mit ihm zusammen gefunden sein. Jedoch bereits dem Inventarisator sind auf Grund eines Hinweises von Blell Zweifel daran gekommen. Es ist auch nicht wahrscheinlich, weil die Ordensschwerter des 13. und 14. Jhrhdrts keine Ortbänder besitzen (Prussiabericht 6 (1879), S. 45). Siehe auch Prussia 14 (1887/88), S. 77 ff. Bujack.

[40]) Prussiamuseum Königsberg, noch unveröffentlicht.

Gebänderte Feuersteingeräte aus Ostpreußen

Von Wilhelm Gaerte

Schon öfters ist das Vorkommen von Waffen und Geräten aus gebändertem Feuerstein Gegenstand der Behandlung gewesen. So hat Wilke[1]) diese Erscheinung in den Kreis seiner völkerkundlichen Betrachtung gezogen. Die Karte, die er entworfen hat, ist allerdings sehr unvollständig, Ostpreußen erscheint hier ganz leer an Funden. Eine Berichtigung der Arbeit Wilkes verdanken wir dem Altmeister Kossinna, der in demselben Bande der Mannus-Zeitschrift[2]) für die Provinz Ostpreußen 25 Stück vermerkt. Seit Erscheinen der angeführten Abhandlungen haben sich die Funde gebänderter Feuersteingeräte in Ostpreußen um eine nennenswerte Anzahl vermehrt,[3]) so daß es angebracht erscheint, sie einmal listen- und kartenmäßig der Wissenschaft vorzulegen. Bei der Aufstellung des Fundortverzeichnisses ist das Memelgebiet und der Regierungsbezirk Westpreußen mitberücksichtigt worden. Diesem Gesamtgebiet entstammen nicht weniger als 68 dicknackige Beile und Schmalmeißel. Hinzu kommen 6 Stück, für die kein genauer Fundort vorliegt.

Wie aus der Fundort-Karte (Abb. 1) hervorgeht, häuft sich das Vorkommen im südlichen Teil der Provinz, in Masuren. Diese Erscheinung ist leicht erklärlich. Ostpreußen verdankt den gebänderten Feuerstein seinem steinzeitlichen Handel mit auswärtigen Gebieten, wo diese Gesteinsart zu Hause war, d. h. in natürlichem Vorkommen ansteht. Nach Ergebnissen polnischer Forschungen handelt es sich um die Juraschichten des südlichen Teiles der Wojewodschaft Kielce (Polen), wo bereits mancherorts Fundstellen von gebändertem Feuerstein festgelegt worden sind.[4]) So ist es nur zu natürlich, daß das masurische Gebiet, da es dem Ursprungslande des gebänderten Feuersteins zunächst liegt, auch das häufigste Vorkommen dieser Einfuhrware aufweist.

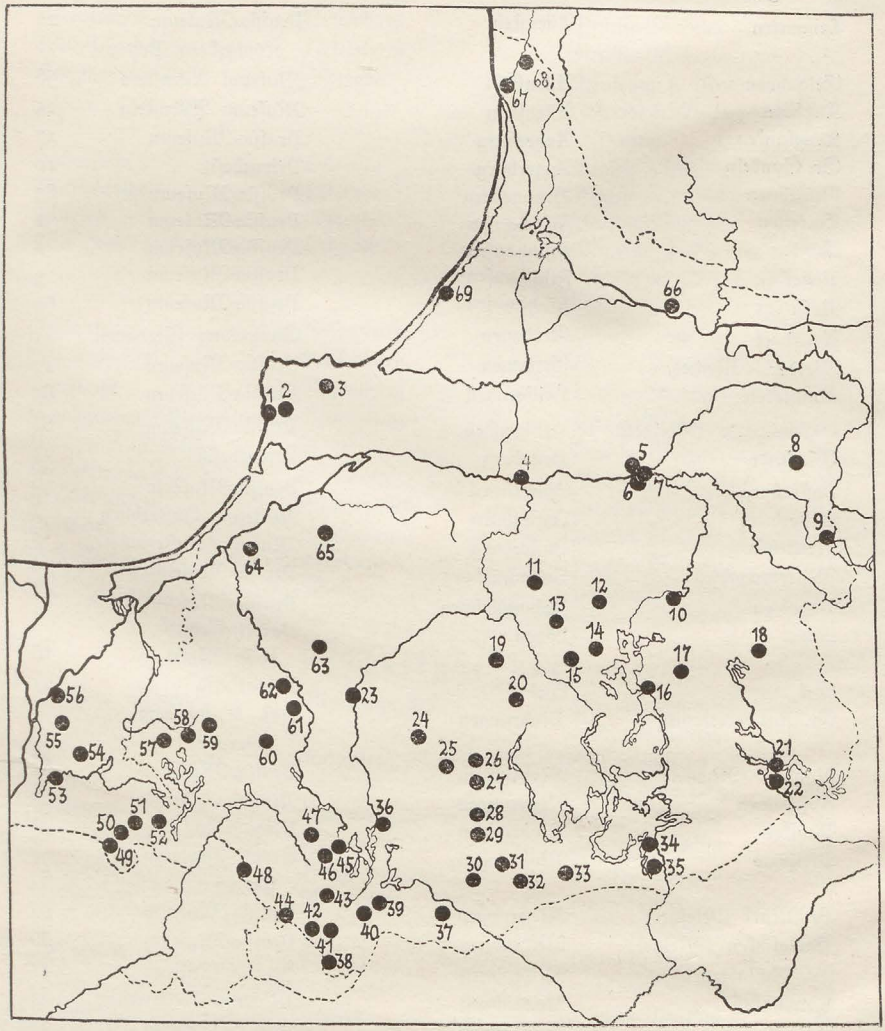


Abb. 1. Ausbreitungskarte der gebänderten Feuersteingeräte in Ostpreußen

A. Ostpreußen

Fundort	Kreis	Museum	Nr. auf der Karte
Tengutten	Allenstein	Prussia-Museum Königsberg Pr.	24
Gelguhnen	Allenstein	Museum Allenstein	36
Kutzborn	Allenstein	Museum Allenstein	25
Kruglanken	Angerburg	Prussia-Museum	17
Gr. Sunkeln	Angerburg	Privatbesitz	10
Migehnen	Braunsberg	Prussia-Museum	63
Corjeiten	Fischhausen	Prussia-Museum	1
Gauten	Fischhausen	Prussia-Museum	2
Pobethen	Fischhausen	Prussia-Museum	3
Rossitten	Fischhausen	Prussia-Museum	69
Arnsdorf	Gerdauen	Sammlung Gerdauen	11
Werder (Meißel)	Gerdauen	Prussia-Museum	12
Nausseden	Heiligenbeil	Prussia-Museum	65
Erreitswalde (Meißel)	Heiligenbeil	Prussia-Museum	64
Guttstadt	Heilsberg	Privatbesitz	23
Insterburg	Insterburg	Prussia-Museum	6
Insterburg	Insterburg	Museum Insterburg	7
Nettienen	Insterburg	Museum Insterburg	5
Mittelpogobien	Johannisburg	Prussia-Museum	35
Pogobien	Johannisburg	Prussia-Museum	34
Lötzen	Lötzen	Vaterl. Gedenkhalle Lötzen	16
Lyck	Lyck	Privatbesitz	21
Gr. Ruppertswalde	Mohrungen	Hist. Sammlung Osterode	59
Näglack (Meißel)	Mohrungen	Prussia-Museum	61
Koschainen	Mohrungen	Museum Danzig	58
Paulken	Mohrungen	Privatbesitz	62
Pfeilings	Mohrungen	Städt. Museum Elbing	60
Pr. Mark (Meißel)	Mohrungen	Prussia-Museum	57
Bartoschken (Meißel)	Neidenburg	Prussia-Museum	39
Gr. Schläfken	Neidenburg	Prussia-Museum	41
Kownatken	Neidenburg	Museum Neidenburg	43
Sadeck	Neidenburg	Prussia-Museum	37
Thalheim (Meißel)	Neidenburg	Museum Neidenburg	42
Scharnau	Neidenburg	Sammlung Oberrealschule Graudenz	38
Gr. Borken	Ortelsburg	Städt. Museum Elbing	26
Gr. Schöndamerau	Ortelsburg	Museum Ortelsburg	29
Olotowken	Ortelsburg	Museum Ortelsburg	30

Fundort	Kreis	Museum	Nr. auf der Karte
Kokosken	Ortelsburg	Prussia-Museum	33
Olschöwken (Meißel)	Ortelsburg	Museum Ortelsburg	28
Wawrochen	Ortelsburg	Prussia-Museum	31
Wilhelmsthal	Ortelsburg	Prussia-Museum	32
Bergling	Osterode	Museum f. Naturkunde u. Vorgeschichte Danzig	44
Hohenstein	Osterode	Prussia-Museum	46
Marienfelde	Osterode	Prussia-Museum	48
Mörken	Osterode	Prussia-Museum	45
Wittigwalde	Osterode	Museum f. Naturkunde u. Vorgeschichte Danzig	47
Cremitten	Rastenburg	Prussia-Museum	19
Alt-Rosenthal	Rastenburg	Prussia-Museum	15
Langeneck	Rastenburg	Prussia-Museum	14
Sausgörken (Meißel)	Rastenburg	Prussia-Museum	13
Umgegend v. Rößel	Rößel	Prussia-Museum	20
Gr. Karmionken	Sensburg	Museum Sensburg	27
Daugelischken	Stallupönen	Prussia-Museum	9
Lukoschen	Stallupönen	Prussia-Museum	8
Sokolken	Treuburg	Prussia-Museum	18
Wehlau	Wehlau	Prussia-Museum	4

B. Westpreußen

Brandau (Meißel)	Marienwerder	Heimatmuseum Marienwerder	53
Dakau	Rosenberg	Heimatmuseum Marienwerder	54
Guhringen	Rosenberg	Prussia-Museum	49
Neudeck (Meißel)	Rosenberg	Prussia-Museum	50
Neudeck	Rosenberg	Prussia-Museum	51
Sommerau	Rosenberg	Heimatmuseum Marienwerder	52
Mirahnen	Stuhm	Heimatmuseum Marienwerder	55
Willenberg	Stuhm	Prussia-Museum	56

C. Memelgebiet

Birkenwalde		Städt. Museum Elbing	68
Pogegen		Museum Tilsit	66
Luisenhof		Prussia-Museum	67

Anmerkungen

[1]) Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer, Mannus Bd. IX, 1917, S. 39, Taf. VI.

[2]) Meine Reise nach West- und Ostpreußen, ebendort S. 147; vgl. ferner Kossinna, Erläuterungen zur Karte der Funde gebänderter Feuersteingeräte (Mannus Bd. X, S. 202 ff., Taf. 4).

[3]) Schon bis 1927 hatte sich die Zahl der bekannt gewordenen ostpreußischen Funde auf 37 gesteigert (vgl. Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, unter „Ostpreußen", Bd. IX, S. 254 — Gaerte).

[4]) Wiadomski Archeol. Bd. V, S. 1899 ff.; Bd. VI, S. 162 f.; ebenda Bd. VIII, (Krukowski); Przegląd Archeol. Bd. II—III, S. 9 (Kozłowski); Kostrzewski, Wielkopolska, 2. Aufl., S. 24 und 239; Mannus, Bd. XVI, 1924, S. 304 f. (v. Richthofen); Ebert, Reallexikon der Vorgeschichte, unter „Gebänderte Feuersteingeräte", Bd. IV 1, S. 181 f., (Kostrzewski); K. Hucke, Der Flint und seine Bearbeitung in der Vorzeit (Zeitschrift für Geschiebeforschung, 12. Bd., 1936, S. 165 ff.).

Mattenabdrücke auf jungsteinzeitlichen Tongeräten von Succase, Kreis Elbing

Von Gertrud Raschke

Unter der Fülle des Fundmateriales aus den schnurkeramischen Siedlungen von Succase, Kreis Elbing,[1]) fanden sich auch einige Zeugnisse über die Textilkunst dieses nordischen Volkes. Wenn wir es hier auch nur mit kleinen Abdrücken auf Tongeräten zu tun haben, so beantworten sie uns bei sorgfältiger Behandlung doch manche Frage über das wirtschaftliche Leben jener Zeit. Da der gesamte Osten Deutschlands, durch die verschiedensten Gründe bedingt, in der Erhaltung der allzu leicht vergänglichen Stoffe, wie z. B. dem Holz oder den Textilien jeder Art, für diese frühe Zeit nicht so glücklich daran ist, wie der Süden Deutschlands und die Schweiz in den jungsteinzeitlichen Pfahlbausiedlungen des Bodensees, so sind wir hier auf die kleinsten Hinweise darüber angewiesen.

In unserem Fall haben wir es mit Abdrücken mehrerer Mattengeflechte zu tun, die aber alle miteinander dieselbe Bindungsart, die sogenannte Zwirnbindung zeigen. Ihre genaue Darstellung und der Arbeitsvorgang erfolgen nach der Beschreibung der Gegenstände. Taf. VII. Nr. 1—3 zeigen sämtliche Stücke außer Inventarnummer 5146/5.

Kleiner runder Netzsenker aus Ton von schwärzlicher Farbe (Inv. Nr. 5146/5). Sie scheint nicht auf die bekannte Moorpatina zurückzugehen, eher ist anzunehmen, daß der Gegenstand zur Erzielung einer größeren Haltbarkeit mit einer besonderen Schicht überzogen worden ist. Durchmesser der Breitseiten des Netzsenkers 5:4,8 cm. Stärke 1:1,3 cm. An einer Stelle sitzt eine Durchlochung mit leichter Ausschleifung nach der Innenseite des Stückes. Auf beiden Breitseiten sind deutlich Abdrücke eines Geflechtes zu erkennen, die auf der einen Seite fast die ganze Oberfläche bedecken, auf der anderen sich nur in der Nähe des Randes in deutlicher Ausprägung zeigen. Der Abdruck stammt von einer aus grasartigem Material bestehenden Matte, die in der sogen. Zwirnbindung geflochten ist. Sie ist verhältnismäßig sorgfältig gearbeitet, da man auch bei genauerer Untersuchung keine gröberen Unregelmäßigkeiten an dem Geflecht entdecken kann. Eine genauere Feststellung des dazu verwendeten Werkstoffes ist nicht mehr möglich, da sich an der Oberfläche des Tones kein Atom des Werkstoffes festgehalten hat. Man ist lediglich auf die oben bereits angegebene Vermutung angewiesen. Der Netzsenker ist bei seiner

Herstellung in noch feuchtem, also ungebranntem Zustand, wie schon Prof. Ehrlich in seinem Bericht angibt, auf einer solchen Matte getrocknet worden. Aus der Form des Mattenabdruckes ist ersichtlich, daß der Gegenstand zum genauen Übertrocknen von der einen auf die andere Seite gewendet worden ist. Eine Abbildung dieses Netzsenkers ist nicht gegeben worden, da er in seiner Form und dem Mattenabdruck fast gänzlich dem von Inv.Nr. 5146/39 ähnelt.

Netzsenker (Inv.Nr. 5146/39, Taf. VII. Nr. 3) von gleicher Form wie Inv.Nr. 5146/5. Sein Durchmesser beträgt 5,5:5,6 cm. Farbe graubraun. Stärke 1,2:0,9 cm. Die Ausschleifung an der Durchlochung ist hier stärker ausgeprägt als bei Inv.Nr. 5146/5, der Gegenstand muß also länger im Gebrauch gewesen sein. Auf beiden Breitseiten des Netzsenkers ist ein selten schöner Abdruck eines feinen Mattengeflechtes in Zwirnbindung zu sehen. Die Lage des Geflechtes auf Taf. VII, Nr. 3 ist die natürliche Laufrichtung der Fäden im Arbeitsvorgang. Die Fadenrichtung dieser Matte ist von einer Ebenmäßigkeit, wie sie nur selten bei derartigen Abdrücken gefunden werden. Sie gibt uns in vieler Hinsicht gute Aufschlüsse. Es kann genau festgestellt werden, daß es sich hier um keinen gesponnenen Faden, sondern nur um einen geschmeidigen Grashalm, der kaum irgendwelchen Vorbereitungen unterlag, handelt. Über die Stärke und Länge der einzelnen Querfäden gibt bei einiger Vorsicht der Plastilinabdruck Taf. . . . ., Abb. 4 Auskunft. Länge des Fadens in der Querlage durchschnittlich 3—5 mm. Breite etwa 1—1,5 mm. Deutlich ist auf dem Plastilinabdruck unter dem Querfaden der Längsfaden zu erkennen, der ungefähr die Stärke von 2 mm gehabt haben muß. Die andere Seite des Netzsenkers zeigt den Mattenabdruck etwas verzerrt, auch scheint dieses Teilchen der Matte nicht so regelmäßig gearbeitet worden zu sein. Da sich auch hier die Abdrücke auf beiden Seiten zeigen, ist der Netzsenker vor dem Brande genau wie Inv.Nr. 5146/5 behandelt worden. Nach der Fadenstärke und der ganzen Art der Matte zu urteilen, könnte man annehmen, daß die beiden eben beschriebenen Netzsenker vor dem Brande auf ein und derselben Matte zum Trocknen gelegen haben.

Großer fast kreisrunder Netzsenker (Inv.Nr. 5146/18, Taf. VII, Nr. 2) mit hoher gleichmäßiger Kante. Durchmesser auf beiden Seiten 8 cm. Stärke 3:2,5 cm. Farbe rotbraun und schwarz gefleckt. Die Durchlochung sitzt in 2 cm Entfernung vom Rande und ist an der schmalsten Stelle zu diesem hin ausgeschliffen. Der Ton ist weniger sorgfältig als bei den beiden vorhergehenden Stücken geschlämmt. Auf der ganzen Oberfläche des Netzsenkers, also den Breit- und Schmalseiten, ist der Abdruck eines Mattengeflechtes zu erkennen, das nach dem Positiv des Plastilinalabdruckes ebenfalls in der Zwirnflechtung hergestellt worden ist. Der wenig gut durchgearbeitete Ton und die Unregelmäßigkeit der Oberfläche haben trotz der Schwere des Senkers einen sauberen Abdruck der Matte auf beiden Seiten verhindert. So ist nur an wenigen Stellen eine genaue Indentifizierung der Geflechtsart möglich gewesen. Der Werkstoff besteht wieder aus Gras. Die Länge des Querfadens konnte mit 2 mm gemessen werden. Die Stärke beträgt durchschnittlich 1 mm. Der umflochtene Längsfaden muß verhältnismäßig scharf gewesen sein, da er sich in seiner Form tief in den Ton eingeprägt hat. Seine Stärke dürfte 1—1,5 mm betragen haben. Organische Reste des Werkmaterials konnten an keiner Stelle mehr festgestellt werden. Auch dieser Netzsenker ist auf der Trockenmatte gewendet worden.

Zu dreiviertel erhaltenes bootförmiges Gefäß (Inv.Nr. 5150/115, Taf. VII, Nr. 1). Länge des Gegenstandes noch 12,8:10,5 cm. Lichter Durchmesser der Öffnung 6,8 cm.

Boden 7 cm. Höhe 3,3 cm. Farbe grauschwarz. Der Ton ist fein geschlämmt und mit Glimmer durchsetzt. Der Boden ist nicht besonders ausgeprägt. Auf ihm zieht sich an einer Seite längs des Randes in leicht schräger Richtung ein 10 cm langer und 2 cm breiter Abdruck einer feinen gleichmäßigen Matte in Zwirnbindung hin. Der Plastilinabdruck läßt erkennen, daß sie von den bereits beschriebenen Stücken die im Material zarteste Matte ist. Die dazu verwendete Grasart, vor allem für den Querfaden, muß von besonderer Feinheit gewesen sein, da der Längsfaden scharf hervortritt. Die Stärke des Querfadens beträgt 1 mm, die durchschnittliche Länge 1,5 mm, die Stärke des senkrechten Fadens auch 1,5 mm. Nach der Lage der Querfäden, die sehr dicht nebeneinander liegen, muß es ein sehr festes Geflecht gewesen sein.

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß die in der schnurkeramischen Siedlung gefundenen Mattenabdrücke in der Bindung durchweg einheitlich sind, und da die Gegenstände aus verschiedenen Häusern stammen, muß diese Art des Flechtens im vorgeschichtlichen Succase recht beliebt gewesen sein. Man darf, nach den Abdrücken zu urteilen, von mindestens drei verschiedenen Matten sprechen, die sich trotz der gleichen Flechtart untereinander in der Art der Genauigkeit und Sorgfalt bei der Herstellung und in der Wahl des Werkstoffes wohl unterscheiden. Das Material, das aus gröberen und feinen Grashalmen bestand, ist sicherlich in der Nähe der Behausung der jungsteinzeitlichen Siedler gewachsen. Diese Matten dienten nicht allein als Unterlagen für die zu trocknenden Tongegenstände, sondern waren, da keine Dielung vorhanden war, der eigentliche vor Kälte schützende Bodenbelag im jungsteinzeitlichen Bauernhaus.

Sehen wir uns die beiden wichtigsten Textilarten der Vorzeit, besonders für die jüngere Steinzeit, etwas genauer an. Es sei vorausgeschickt, daß sie in ihren Übergängen schwer auseinander zu halten sind. Man unterscheidet demnach zwei große Gruppen in der Herstellung eines vorgeschichtlichen Stoffes, die Geflechte und die Gewebe. Im folgenden sollen in aller Kürze ihre wesentlichsten Unterschiede angeführt werden.

Das Geflecht, zweifellos das Primäre in der Entwicklung der vorgeschichtlichen Textilkunst, kann seinen Ursprung bis weit in die ältere Steinzeit zurückverlegen; denn schon das einfache Ineinanderbiegen und Verflechten der Zweige und Ruten für die Hütte mag dem Menschen der eiszeitlichen Kulturen als Vorbild zu weiteren und vollkommeneren Geflechten gedient haben. Gräser, Binsen, Schilf und Bast standen ihm in reicher Fülle zur Verfügung, die er mit einigem Geschick ohne irgendwelche Vorrichtung und Behandlung zu Matten, Gewändern, Taschen u. dergl. verflechten konnte. Für die jüngere Steinzeit haben wir aus den Schweizer Pfahlbauten, besonders aus Robenhausen, eine überraschende Fülle der verschiedensten Arten von Geflechten in so vollkommener Ausführung, daß sie sich getrost neben den modernsten handwerklichen Flechtarbeiten sehen lassen können,[2]) vor

allem wenn man bedenkt, mit welchen einfachen Geräten derartige Kunstwerke hergestellt worden sind.

Bei dem Geflecht haben wir es bei dem Gewebe mit zwei Fadenlagen zu tun, die aber in der Art ihrer gegenseitigen Verbindung unterschiedliche Funktionen ausüben. Das Geflecht besteht aus dem Geflechtsstrang[3]) (der Längsfaden bei den Geflechten von Succase) und dem Geflechtsstreifen (der Querfaden von Succase). Der erstere verharrt bei der Verarbeitung größtenteils in seiner ursprünglichen Lage, ist also passiv, während der Geflechtsstreifen die Bindung bildet, also den aktiven Teil darstellt. Zur Herstellung eines Geflechtes ist selten eine Vorrichtung, d. h. eine Art Geflechtsstuhl notwendig. Man arbeitete die Matten, Taschen, Gewandteile usw. aus freier Hand und benützte höchstens ein Stäbchen oder eine Art Häkelnadel aus Holz oder Knochen zum Durchziehen des Geflechtsstreifens. Derartige Geräte sind aus den Schweizer Pfahlbauten bekannt.

Die Weberei nun setzt bereits eine besondere Kenntnis und Behandlung der Pflanzenfaser und auch des Tierhaares voraus und verlangt immer irgendeine wenn auch noch so einfache Vorrichtung, zur Befestigung des Längs- oder senkrechten Fadens, den Webstuhl. In der Weberei ist dieser Faden unter dem Namen dr Kette, der Quer- oder waagerechte Faden als Schuß bekannt. Auch hier kann man davon sprechen, daß die Kette den passiven und der Schuß den aktiven Faden darstellt. Durch die am Webstuhl befestigten Kettenfäden wird mit Hilfe einer Vorrichtung, in der Jungsteinzeit ist es wahrscheinlich ein Stäbchen gewesen, der Schuß je nach der Art des Musters durch die Kette geführt und mit dem hölzernen Webschwert festgeschlagen. Bildliche Darstellungen dieser Art sind für die früheste Zeit aus den Gräbern des mittleren Reiches seit der XII. Dynastie[4]) bekannt. Sie dürften in einfacherer Weise auch in Mitteleuropa angewendet worden sein. Soweit der Unterschied zwischen flechten und weben.

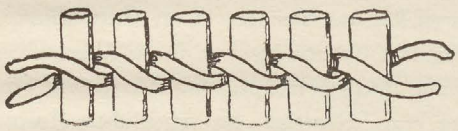


Abb. 1. Schema der einfachen Zwirnbindung nach Vogt
1/1 nat. Größe

Unter den jungsteinzeitlichen Geflechten der Schweizer Pfahlbauten führt Vogt[5]) die Geflechte in Zwirnbindung als die am häufigsten gefundenen an. Sie erscheinen dort in drei Varianten. Er bezeichnet sie mit A, B, C. Die Flechtart von Succase kann demnach zur Variante C gerechnet werden. Eine schematische

Darstellung dieser Bindung gibt Abb. 1 wieder. Das Geflecht aus der jungsteinzeitlichen Siedlung von Niederwil, Kanton Thurgau in der Schweiz, Taf. VII, Nr. 5, stellt den Rest einer in Zwirnbindung geflochtenen Tasche dar. Sie bildet eine besonders gute Parallele zu unseren Matten. Die Bezeichnung Zwirnbindung, das bedeutet zwiefach gebunden, die Bindung besteht also aus zwei Fäden, ist insofern treffend, als sie sich durchaus der Zwirnungsweise eines einfachen Fadens, der eigntlich aus zwei Fäden zusammengedreht ist, anschließt, nur mit dem Unterschied, daß sich bei diesen Geflechten zwischen die Umwindungen der beiden Fäden noch der Geflechtsstrang schiebt. Kommen diese umschlingenden Querfäden in mehreren Reihen dicht nebeneinander zu liegen, so entsprechen sie dem Geflecht Taf. VII, Nr. 5, und somit unseren Matten. Für den Arbeitsvorgang dieser Flechtart sind mehrfach Erklärungen gegeben worden u. a. auch von A. Götze[6]), der darin einen Vorläufer der Brettchenweberei sieht. Die am einfachsten und klarsten und sicherlich auch am häufigsten angewandte Arbeitsweise dafür dürfte die von E. Vogt[7]) erprobte sein. Die Verfasserin versuchte sie in der gleichen Weise und kann sich nur den Ausführungen E. Vogts anschließen: Es ist das Flechten aus freier Hand auch bei diesen Matten. Eine Befestigung der Geflechtsstränge zur Mattenherstellung, wie sie in der Literatur des öfteren angeführt wird, ist sicherlich auch in der Vorzeit mitunter vorgenommen worden, war aber nicht unbedingt notwendig. Wird die Arbeit aus freier Hand ausgeführt, „so hält die linke Hand die Kettenstränge fest, die rechte führt abwechselnd den einen dieser beiden Zwirnstreifen unter einem Kettenstrang durch nach oben",[8]) in wechselnder Richtung je nach der Drehung des Zwirnes. Es wird immer nur ein Zwirnfaden vorgenommen. Bei einiger Fertigkeit erfordert die Herstellung einer großen Matte nicht allzuviel Zeit. Diese Flechtart ist während der jüngeren Steinzeit auch vielfach zur Herstellung von Körben verwendet worden,[9]) und es ist nicht ausgeschlossen, daß zum Tragen großer Gefäße, besonders der henkellosen, Körbe dieser Art gedient haben, wie ja in Schlesien in der frühen Bronzezeit die sogen. binsenverzierten Gefäße den vollkommenen Abdruck derartiger Geflechte zeigen als Nachahmung der sie einst umgebenden Hülle.

Anmerkungen

[1]) Ehrlich, Bruno, Succase, eine Siedlung der jungsteinzeitlichen Schnurkeramiker im Kreise Elbing. Elbinger Jahrbuch, Heft 12/13, S. 70.

[2]) Vogt, Geflechte und Gewebe der Steinzeit. Monographien zur Ur- und Frühgeschichte der Schweiz. Band I.

[3]) Lehmann, J., Flechtwerke aus dem Malaischen Archipel. Veröffentl. aus dem Städt. Völkermuseum, Frankfurt a. M. Band IV, 1912.

[4]) Johl, E. H., Altägyptische Webestühle. Untersuchungen zur Geschichte und Altertumskunde Ägyptens. Band VIII. Leipzig 1924.

[5]) Vogt, a. a. O. Seite 12, ff.

[6]) Götze, A., Brettchenweberei im Altertum. Zeitschrift für Ethnologie, Band XL, 1908. Seite 481 ff.

[7]) Vogt, a. a. O. Seite 19.

[8]) Vogt, a. a. O. Seite 19.

[9]) Vogt bildet in seiner Arbeit mehrere gut erhaltene steinzeitliche Körbe aus Cueva de los Murciélagos, Provinz Granada, Spanien, ab.

Neue Schmuckschilde der frühen Bronzezeit

Von Otto-Friedrich Gandert

Die Schmuckschilde der frühen Bronzezeit haben schon in Standardwerken unserer Wissenschaft bei Montelius[1]) und Kossinna[2]) Erwähnung gefunden. Ihre Zahl stieg langsam, aber stetig und beträgt jetzt mit den fünf Schilden, die hier neu vorgelegt werden können, sechzehn Stück von zwölf Fundorten.

Den zusammenfassenden Überblick gab Seger 1924[3]). Im Jahre 1928 berichtigte Kossinna[4]) Segers formenkundliche Reihe ein wenig, indem er das Schönfelder Stück (Taf. VIII, Nr. 1) vor das Zedlitzer (Taf. VIII, Nr. 2) stellte. Man muß ihm hierin zustimmen, denn nicht nur die spitzovale Form der Zedlitzer Platte führt über die von Schönfeld hinaus, sondern es drängt auch bereits die im Mittelstreifen angebrachte Winkelzier auf die künftige Dreiecksbildung des Unterteiles hin (vergl. Alt-Bydschow Taf. VIII, Nr. 3). Ferner zeigte Kossinna die Weiterbildung und schloß die im Inneren ungeteilten Stücke wie Birkau (Taf. VIII, Nr. 7) als Schlußglied an. — 1935 kam W. Bohm[5]) noch einmal darauf zurück, als sie die damals bekannten drei märkischen Schmuckschilde besprach. Bei dieser Gelegenheit nannte sie erstmalig auch die von Groß-Schenkenberg.[6])

Die Formenkunde dieser Schmuckgattung steht somit in wesentlichen Zügen fest. Eine Abbildungsreihe soll sie noch einmal vor Augen führen (Taf. VIII) und ein Überblick dazu gegeben werden.

Die Entwicklung dieser Schmuckplatten ist ein Stück Kunstgeschichte der frühen Metallzeit. Am Anfang stehen vielleicht die paarig auftretenden, löffelförmigen Knochenplatten der jungsteinzeitlichen Schnurkeramik, wie sie von Wiskiauten, Kr. Fischhausen[7]) bekannt sind. Sie haben ihr Gegenstück in denen von Lobositz in Böhmen[8]) und schließlich in Nohra, Kr. Grafschaft Hohenstein.[9]) Lobositz geht schon zur Voraunjetitzer Stufe über, Nohra gehört ganz dazu. Diese löffelförmigen Platten sind in dem ostpreußischen und böhmischen Falle mit einer den Rand begleitenden Zickzackkante und einem ebensolchen Mittelstreifen ver-

ziert. Ich halte es nicht für ausgeschlossen, daß als Vorbild für diese Platten ursprünglich einmal eine naturgegebene Form gedient hat, nämlich der Schnabel des Löffelreihers *(Platalea leucorodia L.)* In Form und Größe gleicht der Oberschnabel des Löffelreihers diesen Beinplatten, mit dem Unterschiede, daß sie noch eine Ausbuchtung haben. Am merkwürdigsten aber ist die seltsame, wie Kerbschnitzerei wirkende Einfassung des Schnabels, die natürlich nur sichtbar wird, wenn die Hornhaut abgezogen oder vergangen ist. Diese Einfassung könnte Veranlassung zur Nachbildung gegeben haben, wobei der am naturgegebenen Vorbild nicht vorhandene Mittelstreifen auf den Gürtelplatten eine künstlerische Zutat wäre. Das Verbreitungsgebiet des mitteleuropäischen Löffelreihers würde nicht gegen diese Ableitung sprechen.

Der breitovale Teil der Gürtelplatten könnte über uns noch unbekannte Zwischenformen hinführen zu der länglich-ovalen Form der Bronzeplatten von Schönfeld und Zedlitz.

Steinzeitlicher Geschmack spricht aus der malerischen Flächenbedeckung dieser Platten und findet seinen Höhepunkt in der von Alt-Bydschow, wo die Angst vor der leeren Fläche eine reiche malerische Ausgestaltung bewirkt. Zugleich beginnt die bogige Form des oberen Teiles der Platte und die dreieckige des unteren. Damit haben sich in der Gestaltung — von den Knochenplatten her gesehen — die Verhältnisse umgekehrt und der ursprünglich ovale Teil ist zum dreieckigen Unterteil geworden.

Nunmehr bemächtigt sich ein neuer Formwille der Zierplatten und steuert vom malerischen Sehen hinweg zur plastischen Wirkung. Die in Alt-Bydschow beginnende Ausbuchtung regt die Phantasie an und führt den charakteristischen Schmuckschild herbei, in welchem die ganze Entwicklung gipfelt.

Die bei Alt-Bydschow vorgezeichnete Dreiteilung bleibt lange Zeit Leitmotiv. Weil im bogigen Oberteil die Zierbänder den Schwung mitmachen, das nietentragende Mittelstück aber geradlinig begrenzt wird, müssen auch auf der älteren Platte von Falkenwalde (Taf. VIII, Nr. 4) gerade Linien und Rippen den Nietenteil einfassen. Weil in Alt-Bydschow nach unten hängende Winkel anschließen, bleiben auch weiterhin die Winkel am Leben (bis zur Form Marwedel, Taf. VIII, Nr. 5). Die auf malerische Wirkung bedachte Querstrichlung der Zierbänder hält sich noch in Falkenwalde I, hat sich aber in Falkenwalde II bereits verloren.

Das plastische Sehen erfordert die starke, technisch nicht bedingte Heraushebung der Scheinnieten. In Falkenwalde I tritt sie bereits ein. Dann werden die Ausschnitte und der Bogen des Oberteiles ausgeprägter in Falkenwalde II und in Marwedel (Taf. VIII, Nr. 5).

Phöben (Taf. IX, b) und Punitz (Taf. VIII, Nr. 6) gehen einen Schritt weiter und verzichten auf die Füllung des spitzen Unterteiles mit Winkeln, behalten aber noch die Einfassung des Nietenteiles. Sie wird schließlich in Birkau (Taf. VIII, Nr. 7) und Cummeltitz ganz aufgegeben und führt somit unter gleichzeitiger Übersteigerung des Ausschnittes und des bogigen Oberteiles zur ungeteilten Innenfläche.

Inmitten dieser Entwicklung ist ein Seitenzweig zu beobachten, nämlich die schon bei Falkenwalde II sichtbare Angleichung der oberen Nietenbegrenzung an den Bogen des Oberteiles. Die beiden Schmuckschilde von Marwedel (Taf. VIII, Nr. 5), der eine von Groß-Schenkenbrg (Taf. IX, e) und der Tuchheimer haben diese Eigenheit.

Weiter muß noch hervorgehoben werden, daß das neue Stück von Phöben (Taf. IX, b) in der Entwicklungsreihe zwischen Marwedel und Punitz steht, denn es hat wohl das Winkelmuster im spitzen Unterteil schon aufgegeben, die übersteigerte Schildform von Punitz aber noch nicht angenommen. Die Punitzer Platte ist in dieser Beziehung sogar über das Birkauer Schlußglied unserer Reihe hinausgewachsen.

Wenn über die Tragweise der Schmuckschilde eine Vermutung geäußert werden darf, dann die, daß es sich wie bei den jungsteinzeitlichen Knochenplatten um Gürtelbelag handelt. Diese Annahme würde allerdings voraussetzen, daß sie paarig getragen wurden, wohl mit dem Bogenteil zur Körpermitte weisend. Nur ein Grabfund könnte die Entscheidung darüber bringen, ob wir sie als Gürtelplatten oder, wie Seger meint, als Brustschmuck auffassen müssen.

In der Verteilung der Schmuckplatten auf illyrisches und germanisches Gebiet (Karte Abb. 1) ergibt sich jetzt, nachdem der Liste Kossinnas drei neuere Funde hinzugefügt werden können, insofern eine Verschiebung, als den sieben illyrischen nun fünf germanische gegenüberstehen. Der Stückzahl nach sind sogar ebensoviel aus germanischem Gebiet wie aus illyrischem bekannt. Und doch behielt Kossinna recht, wenn er die jenseits der Illyriergrenze gefundenen Schmuckschilde für illyrische Einfuhrware erklärte, denn es sind wiederum nur Erzeugnisse mitten aus dem Entwicklungsgange heraus, die Anfangs- und Endglieder aber fehlen im germanischen Bereiche weiterhin. — Im folgenden werden die zum Teil noch unbekannten Schmuckschilde vorgelegt.

1. Groß-Schenkenberg, Kr. Herzogtum Lauenburg (Taf. IX, c—e)

In der Vorgeschichtlichen Abteilung des Naturhistorischen Museums zu Lübeck bemerkte ich vor einigen Jahren drei Schmuckschilde ausgeprägter Form, von denen W. Bohm[10]) zwei genannt hat. Sie tragen die Katalognummern 1908/469, 1 u. 2. und 1929/113. Auf

Grund freundlicher Angaben und Skizzen von Fräulein Schmidt-Römhild und Herrn Benick, dem Leiter der Vorgeschichtsabteilung, denen ich hierdurch herzlich danke, kann eine nähere Beschreibung gegeben werden.

Gefunden wurden die drei Platten im Jahre 1908 beim Sandholen von der Kuppe eines Hügels bei Groß-Schenkenberg an der Niendorfer Scheide zusammen mit einem Bronzedolch und einem Randbeil. Auch Gewebe- und Lederreste sollen dabei gelegen haben. Fast könnte man aus diesem Befunde auf Grabbeigaben schließen. Die beiden ersten Platten wurden dem Museum von Dr. R. Struck geschenkt, die dritte wurde 1929 von einem Händler in Lübeck erworben.

Alle drei Schmuckschilde sind stark dunkelgrün mit hellen Stellen und Patinawucherungen, aber nicht aus Weißbronze hergestellt, wie die Nr. 6 und 10—12 unserer Liste. Beschädigungen sind besonders am spitzen Unterteil zu bemerken. Die jetzigen Längenmaße betragen bei Nr. 1 10 cm, bei Nr. 2 8,7 cm und bei 1929/113 10 cm. Die größte Breite kann auch nicht mehr vollständig angegeben werden. Nr. 1 und 2 stimmen in Form und Verzierung völlig überein. Die Begrenzung des Mittelteils mit den großen Scheinnieten ist durch geradlinige flache Rippen zwischen seichten Rillen ausgeführt (vergl. Brandenburg-Plauerhof).

Das dritte Stück dagegen hat als obere Begrenzung des Nietenteiles bogige Rippen wie die von Falkenwalde II, Marwedel und Tuchheim. Bei allen drei Schmuckschilden von Groß-Schenkenberg geschah die Befestigung in der üblichen Weise durch eine längliche Öse an der Rückseite in Höhe der Scheinnieten. Diese ist bei Nr. 2 durchgebrochen.

2. Brandenburg-Plauerhof, Stadtkreis Brandenburg (Taf. IX, a)

In der Schulsammlung von Plaue, Kr. Westhavelland befindet sich ein Schmuckschild, auf dessen Vorhandensein mich Herr Museumsleiter Vogler in Genthin freundlich aufmerksam machte. Für das Ausleihen zur Veröffentlichung habe ich Herrn Rektor Trapp in Plaue zu danken. Die Plauer Schule erhielt die Bronzeplatte von Hauptmann Kreusler, dem früheren Besitzer des Gutes Plauerhof, welches jetzt zum Stadtkreis Brandenburg einbezogen ist, mit allerlei anderen Altertümern geschenkt. Die Bronzeplatte war etwa 1911 beim Abräumen einer Torfschicht zur Freimachung des darunterliegenden Tones für Ziegeleizwecke gefunden worden. Die Fundstelle heißt „Totenkopf" und liegt auf dem Münchwerder an der Nordwestseite des Plauer Sees.[11]) Ebendort fand man u. a. ein unvollständiges frühes Bronzerandbeil mit stark gebogener Schneide, ganz niedrigen Rändern und einer leicht angedeuteten Rast, die beiderseits durch einen unregelmäßigen Schlitz durchbrochen wird.[12]) Die Moorpatina läßt auf den Torf als Fundschicht schließen. Auch ein prächtiger Frühlatènehalsring mit hohlen Petschaftenden von dort zeigt Moorpatina. Unser Schmuckschild dagegen weist einen satten dunkelgrünen Edelrost mit stumpfem Glanz und einigen hellen Stellen auf. Er muß in einem anderen Boden gelegen haben und kann mit dem Randbeil nicht zusammen gehören. Der spitze Unterteil ist — wohl beim Auffinden — schräg durchgebrochen. Der Bruch läßt rötliche, keineswegs übermäßig zinnreiche Bronze erkennen. Die größte Länge beträgt 13,7 cm, die größte Breite etwa 7 cm.

Die Verzierung besteht oben in zwei feinen Rillen, die von der Mitte der Ausschnitte an von flachen Rippen begleitet werden. Überhaupt ist der Widerstreit zwischen Rillen und Rippen das Kennzeichen dieser Schmuckschilde von der Form Falkenwalde I (Taf. VIII, Nr. 4) an. Am Unterteil beginnen wieder die Rillen ihre Vorherrschaft auszuüben. Im Mittelteil sitzen

die oben stumpfen Kegelnieten und sind begrenzt durch je drei geradlinige flache Rippen. An die unteren, deren Verbindung mit der Randeinfassung nicht nachzuweisen ist, schließen die entsprechenden Winkel an, jedoch so, daß man insgesamt den Eindruck von drei ineinandergestellten geschlossenen Dreiecken hat. Die Platte vom Plauerhof würde hierin kein Gegenstück haben. Wegen der Abscheuerung an den Ecken läßt sich völlige Klarheit darüber nicht gewinnen.

Die Öse an der Rückseite sitzt übrigens nicht in der Mitte und somit unter den Nieten, sondern etwas seitlich davon. Formenkundlich gehört der Einzelfund vom Plauerhof neben Groß-Schenkenberg 1 und 2.

3. Phöben, Kr. Zauch-Belzig
(Taf. IX, b)

Der Ausgangspunkt für diese Veröffentlichung war der Schmuckschild von Phöben, den das Märkische Museum mit den Restbeständen der Sammlung Stimming-Groß-Wusterwitz soeben erwarb.[13]) Über die Fundumstände kann nichts weiter gesagt werden. Der ebenfalls in die erste Stufe der Bronzezeit gehörige Hortfund von Phöben, aus fünf massiven Bronzehalsringen und fünf Spiralfingerringen bestehend und in einem Tongefäß aufgefunden,[14]) hat damit nichts zu tun. Vorläufig muß also der Schmuckschild als Einzelfund gewertet werden.

Er ist leicht gewölbt, nicht so bretteben wie der vom Plauerhof. Der Edelrost glänzt dunkelgrün und hat, besonders an der Rückseite, stellenweise weißlichen Überflug. Eine Abscheuerung inmitten des Dreieckes zeigt rötlichen Bronzeglanz. Im Mittelteil befindet sich rechts von der unteren Kegelniete ein winziges Loch; ob Gußfehler oder gewollte Durchbohrung, ist kaum zu entscheiden. In der entsprechenden linken Ecke wirkt eine Unebenheit wie der Versuch einer Ausbesserung durch Zulöten. Die Rückseite ist jedoch an dieser Stelle gleichmäßig eben. — Die Länge beträgt 12,9 cm, die größte Breite etwa 7,1 cm.

Die Form des Phöbener Schmuckschildes schließt sich der vorigen an, ist aber nicht so sorgfältig behandelt. Anfangs zwei, von den Ausschnitten an drei Rippen bilden die Einfassung. Der Mittelteil ist durch je zwei gerade Rippen zwischen Rillen eingefaßt. Entscheidend aber und die Stellung dieses Schmuckstückes in der formenkundlichen Reihe bestimmend ist, daß das Dreieck leer bleibt. Wenn auch die Zinnarmut im Gegensatz zu der Weißbronze der Stücke von Punitz usw. und die Formgebung noch altertümlich ist, so tritt doch wegen des Fortfalles der Winkelfüllung die Phöbener Platte unmittelbar vor die von Punitz.

Hiermit sei die Betrachtung der frühbronzezeitlichen Schmuckschilde abgeschlossen. Sie sollte ein Gruß an unseren hochverehrten Jubilar aus der Mark und aus der Reichshauptstadt sein, ein Gruß, verbunden mit den besten Wünschen für weiteres frohes Schaffen zum besten der ostdeutschen Vorgeschichtsforschung!

Verzeichnis der bisher bekannten Schmuckschilde
(in formenkundlicher Reihenfolge)

1. Schönfeld, Kr. Strehlen?, Schlesien	1.	Bronze
2. Zedlitz, Kr. Steinau, „	1.	„
3. Alt-Bydschow, Bez. Neu-Bydschow, Böhmen	1.	„

4.	Falkenwalde, Kr. Prenzlau, Brandenburg	2. Bronze
5.	Marwedel, Kr. Dannenberg, Hannover	2. „
6.	Tuchheim, Kr. Jerichow II, Prov. Sachsen	1. Weißbronze
7.	Groß-Schenkenberg, Kr. Herzogt. Lauenburg, Schlesw.-Holstein	3. Bronze.
8.	Plauerhof, Stadtkreis Brandenburg, Brandenburg	1. „
9.	Phöben, Kr. Zauch-Belzig, Brandenburg	1. „
10.	Punitz, Kr. Lissa, Polen	1. Weißbronze
11.	Cummeltitz, Kr. Guben, Brandenburg	1. „
12.	Birkau A. H. Bautzen, Staat Sachsen	1. „

Abb. 1. Ausbreitungskarte der Schmuckschilde der frühen Bronzezeit

Anmerkungen

[1]) Montelius, O., Die Chronologie der älteſten Bronzezeit in Norddeutſchland und Skandinavien. Braunſchweig 1900, S. 37 u. 45—46.

[2]) Koſſinna, G., Die indogermaniſche Frage archäologiſch beantwortet. Zeitſchr. für Ethnologie 34. 1902, S. 193.

[3]) Seger, H., Schmuckſchilde der frühen Bronzezeit, Altſchleſien 1, 1924, S. 76 ff.

[4]) Koſſinna, G., Beiträge zur Bronzezeit im mittleren Elbgebiet, Abhandl. u. Berichte aus d. Muſ. f. Natur- und Heimatkunde in Magdeburg V, 1928, S. 279 ff.

[5]) Bohm, W., Die ältere Bronzezeit in der Mark Brandenburg, 1935, S. 24—25.

[6]) Es gibt jedoch drei und nicht nur zwei Schmuckſchilde von Groß-Schenkenberg.

[7]) Gaerte, W., Urgeſchichte Oſtpreußens, 1929, S. 48.

[8]) Weinzierl, R. von, Mitt. Anthrop. Geſ. Wien 45, 1895, Abb. 67.

[9]) Grimm, P., Mannus, 24, 1932, S. 248, Abb. 4.

[10]) Bohm, a. a. O., S. 24.

[11]) Die Angabe der Fundgeſchichte und -umſtände wurde von den Herren Lehrer Telſemeyer und Lehrer Mangelsdorf in Plaue in dankenswerter Weiſe zur Verfügung geſtellt.

[12]) Vergleichbar dem Randbeil Taf. 1, 8 bei Bohm a. a. O.

[13]) Der Hauptbeſtandteil dieſer reichhaltigen Sammlung befindet ſich ſeit 1927 im Muſeum Genthin.

[14]) Muſeum Potsdam, vergl. Bohm a. a. O., S. 105.

Ein bronzezeitlicher Vogeltutulus aus Schweden

Von Birger Nerman

Gerne hätte ich Herrn Prof. Dr. Ehrlich zu seinem 70. Geburtstag mit einem Aufsatz erfreuen wollen, der irgend einen Zusammenhang mit seinen hochverdienten Trusoforschungen haben könnte. Leider ist mir dies aus verschiedenen Gründen unmöglich gewesen. Statt dessen muß ich mich hier mit einem Beitrag, der einen vereinzelten bronzezeitlichen Gegenstand betrifft, begnügen. Ich hoffe jedoch, daß auch dieser bescheidene Aufsatz als ein Ausdruck dafür betrachtet werden wird, wie hoch die Forschung des Jubilars auch in Schweden geschätzt ist.

*

Statens Historiska Museum zu Stockholm besitzt seit 1892 den in Taf. X, a, b, abgebildeten unvollständigen Gegenstand (Inv.-Nr. 9058 : 6). Man weiß nur, daß er in der südschwedischen Provinz Blekinge unfachmännisch gefunden worden sein soll.

Wie aus Taf. X, a, b hervorgeht, kann das Stück als ein „Tutulus" bezeichnet werden; wie solche ist es auch an der Unterseite mit einem Quersteg für die Befestigung versehen. Im Inventar des Museums ist es auch als ein Tutulus mit noch daranhaftendem Gußkopf bestimmt worden. Indessen handelt es sich nicht um einen Gußkopf, sondern um eine dreieckige Scheibe, deren freie Seite mit einer Leiste versehen ist. Auf der entgegengesetzten Seite des Knopfes tritt ein platter Stab hervor. Leider ist vom Stab nur ein kleines Bruchstück erhalten; im Bruch sieht man den Rest eines Loches.

Die dreieckige Scheibe vermittelt den Eindruck eines Vogelschwanzes. Daß diese Deutung richtig sein muß, geht aus einem auf Taf. X, c abgebildeten Fundstück hervor, das einem Hortfunde der Per. IV der Bronzezeit von Vietgest bei Güstrow in Mecklenburg entstammt, zu dem noch andere, aber verschollene ähnliche Tierfiguren gehört haben sollen.[1])

Meines Erachtens hängen diese nordeuropäischen Vogelbilder mit ähnlichen kaukasischen zusammen; jedenfalls kenne ich aus dem Kaukasus die nächsten Ver-

gleichsstücke. Ich gebe hier auf Taf. X, d und e zwei Vogelbilder aus dem Kaukasus wieder, die aus dem großen Gräberfelde bei Koban nördlich von Tiflis stammen.[2]) Wie wir sehen, haben diese ganz ähnliche Schwänze wie unser schwedisches Stück. Die fraglichen Vogelfiguren gehören der jüngsten Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit an, was zu der Zeitstellung des mecklenburgischen Stückes gut paßt; im Kaukasus-Gebiet beginnt die Eisenzeit schon während der jüngeren nordischen Bronzezeit.

Die schwedischen und mecklenburgischen Vogelfiguren könnten also von Verbindungen zwischen dem germanischen Gebiet und dem Kaukasus während der Per. IV der Bronzezeit zeugen. Aus einer etwas jüngeren Zeit, der Per. V oder VI der Bronzezeit, kennen wir aus Gotland eine Bronzenadel mit einem Widder- und einem Menschenkopf,[3]) die, wie Arne[4]) und Hansson[5]) hervorgehoben haben, wahrscheinlich aus dem Kaukasus-Gebiet eingeführt worden ist. Arne[4]) hat auch bemerkt, daß die großen gotländischen Bronzescheiben der 1. Periode der Eisenzeit[6]) Vergleichsstücke aus dem Kaukasus besitzen. Und ich habe hinzugefügt,[7]) daß drei gotländische Bronzenadeln mit paarweise aufgerollten Spiralen[8]) sowie eine gotländische Bronzenadel[9]) mit rundem und sprossenversehenem Kopf, die ebenfalls der 1. Periode der Eisenzeit angehören, kaukasische Vorbilder besitzen.

Ich kann hier nicht näher auf diese bemerkenswerten Verbindungen zwischen dem germanischen Gebiete und dem Kaukasus eingehen. Ich hoffe, sie an einer anderen Stelle näher erläutern zu können, und erwähne nur, daß — wie ich glaube zeigen zu können — noch mehrere in Skandinavien gefundene Gegenstände der jüngeren Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit aus dem Kaukasus eingeführt oder von dort beeinflußt sein müssen.

Anmerkungen

[1]) Sprockhoff, Jungbronzezeitliche Hortfunde Norddeutschlands (Periode IV), Mainz 1937 (= Kataloge des Römisch-Germanischen Zentralmuseums zu Mainz, Nr. 12), S. 22, 55 f., Taf. 30, Fig. 10.

[2]) Nach Mat. arch. Kaukaza VIII, Taf. XXXV, Fig. 2.

[3]) Montelius, Minnen, Fig. 1337.

[4]) Rig 1926, S. 28.

[5]) Hansson, Gotlands bronsalder (= K. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens Handlingar 37:1, 1927), S. 44 f.; die Nadel ist dort abgebildet: Taf. 30, Fig. 148.

[6]) wie Almgren-Nerman, Die ältere Eisenzeit Gotlands, Fig. 11.

[7]) Ymer 1933, S. 148.

[8]) Hansson a. a. O., S. 45, Fig. 9; Ymer 1933, S. 147, Fig. 1.

[9]) Almgren-Nerman a. a. O., Fig. 10.

Die Entstehung einer ostbaltischen Tüllenbeilform

Von Eduard Sturms

Von einigen namhaften Forschern[1]), die den ostbaltischen Fundstoff der jüngeren Bronzezeit gelegentlich besprochen haben, wird das hier abgebildete Tüllenbeil (Taf. XI, Nr. 1) als unter skandinavischem Einfluß entstanden angesehen. Seine Ähnlichkeit mit den Mälarbeilen und namentlich mit den mehr verwaschenen Formen derselben ist tatsächlich nicht zu leugnen; zieht man des weiteren die festländische Verbreitung derselben in Betracht und berücksichtigt man weiter, daß sie in drei Fundstücken[2]) auch aus dem ostbaltischen Gebiet bekannt geworden sind, so scheint dieser Annahme nichts im Wege zu stehen. Es gälte nur noch, einige Verschiedenheiten in der Verzierung der skandinavischen und ostbaltischen Beile zu überwinden bzw. formenkundlich zu erklären, um die Ableitung der ostbaltischen Beile von den skandinavischen als stichhaltig hinzunehmen.

Zu erklären wäre nämlich, weshalb bei den ostbaltischen Beilen die bei dem Vorbild in der Höhe der Öse den Körper umlaufenden vier oder fünf Rippen fehlen, und weshalb die drei auseinanderlaufenden Rippen der Mälarbeile hier durch drei senkrechte ersetzt worden sind. Sollte die Herleitung stimmen, so wäre bei der verhältnismäßig großen Anzahl der ostbaltischen Beile zu erwarten, daß darunter auch die Übergangsformen sich nachweisen ließen. Da solche jedoch fehlen, so ist die Herleitung der ostbaltischen Beile von den skandinavischen formenkundlich unwahrscheinlich. Es darf im Gegenteil vermutet werden, daß die erwähnten Verschiedenheiten auf eine andere Ursprungsform und einen anderen Entwicklungsgang zurückweisen, welche in keinem Zusammenhang mit den Mälarbeilen stehen.

Die Ausgangsform aller ostbaltischen Tüllenbeile der jüngeren Bronzezeit ist m. E. in dem Verwahrfund von Littausdorf, Kr. Fischhausen vertreten. Diese Beile (wie Taf. XI, Nr. 2) haben einen langen kräftigen Körper, der unverziert und nur mit einer stark ausgeprägten Imitation der Schafträndер versehen ist. Solche Beile gehören ohne Zweifel[3]) in die vierte Periode der Bronzezeit. Die Form kommt auf dem ostbaltischen Gebiet nur in drei oder vier Funden vor. Ihre Weiterentwicklung in der fünften Periode läßt sich Schritt für Schritt nicht verfolgen. Aus einzelnen typologisch datierbaren Funden ersieht man, daß diese Entwicklung zunächst die-

selbe Richtung eingeschlagen hat, wie wir sie bei den Tüllenbeilen des nordischen Kreises beobachten können: die Beile verringern sich beträchtlich, so daß schließlich von ihnen nur der unverzierte Schneidenteil[4]) übrig geblieben ist, der wohl als Aufsatzschneide für die Holzstiele aufzufassen ist. Gleichzeitig macht sich aber das Bestreben bemerkbar, diese Entwicklung rückgängig zu machen, indem man das Tüllenende des Beiles mit einer zylindrischen Verlängerung versieht.[5]) Auch die Mälarbeile verdanken ihre Entstehung dieser Neuerung, die zugleich auch die niedrige Lage der Öse bei diesen Beilen erklärt.[6])

Auf dem ostbaltischen Gebiet ist die geschilderte Entwicklung scheinbar deshalb nicht so weit gegangen, weil die Beile hier vorzugsweise als Kriegswaffen gebraucht wurden. Aus dem Littausdorfer Typus (Taf. XI, Nr. 2) entwickelt sich hier noch im Laufe der vierten Periode eine kürzere und leichtere Beilform, als deren Vertreter das Beil aus Czierspienten, Kr. Johannisburg [Prussia-Mus. II S. 1, 8] (Taf. XI, Nr. 3 a) angesehen werden kann. Beim Vergleich mit der Ausgangsform fällt hier Folgendes auf: erstens erscheint zwischen den Randleisten eine senkrechte Rippe und zweitens ist der Hals bzw. die Entfernung zwischen dem Tüllenring und den oberen Randleistenbogen kürzer, der Tüllenring aber breiter und massiver geworden. Die mit der Zeit fortschreitende Verkürzung der Halspartie hat eine weitere Verbreitung des Tüllenringes zur Folge, der schließlich zu dem für die ostbaltischen Beile so bezeichnenden „gewölbten Kopf" (O. Tischler) führt. Der gewölbte Kopf vertritt bei denselben die erwähnte zylinderförmige Tüllenverlängerung der skandinavischen (und norddeutschen) Beile; bei den einen ist es ein mechanischer Zusatz, bei den anderen — den ostbaltischen Beilen — die Folge einer organischen Entwicklung.

Diese Stufe der Entwicklung haben die ostbaltischen Beile erst in der sechsten Periode erreicht, um sich dann in verschiedene, teils örtliche, teils zeitliche Abarten zu zerspalten.[7])

Eine eigenartige Abart ist der hier zu behandelnde Typus, der nach seinem Vorkommen im Hortfund von Skandau, Kr. Gerdauen als „Skandau-Typus" bezeichnet werden kann. Die Entstehung dieses Typus aus den „Tüllenbeilen mit gewölbtem Kopf" wird deutlich durch die Taf. XI, Nr. 3 b—d veranschaulicht.

Bei dem Beil mit „gewölbtem Kopf" aus Allenstein (Taf. XI, Nr. 3 b)[8]) ist zwischen den Randleisten die Vertikalrippe deutlich zu sehen; das obere Ende der Öse sitzt auf der Kopfwölbung, das untere hingegen schon unterhalb des Randleistenbogens; die Öse und die Randleisten bilden somit keine ununterbrochene geschweifte Rippe mehr, wie bei dem aus Czierspienten (Taf. XI, Nr. 3 a) das der Fall war.

Die nächste Entwicklungsstufe zeigt das Beil aus Wosnitzen, Kr. Sensburg (Taf. XI, Nr. 3 c)[9]); bei diesem ist die Kopfwölbung verschwunden, die waage-

rechte Rinne zwischen derselben und dem Beilkörper noch deutlich sichtbar; die Öse setzt sich am Kopf noch niedriger an.

Eine weitere Stufe vertritt das Beil aus Sausgörken, Kr. Rastenburg (Taf. XI, Nr. 3 d)[10]; hier ist der zylindrische Kopfteil bedeutend verlängert, die Öse noch weiter herabgeglitten; die Grenze zwischen dem „Kopf" und dem Körper ist durch eine schmale waagerechte Rinne gekennzeichnet, die mit einem scharfen Umbruch in zwei Rillen zwischen den Randleisten und der Mittelrippe übergeht.

Die letzte Stufe dieser Entwicklung stellt der Typus (Abb. 1) dar: jegliche Grenze zwischen dem Kopf und dem Körper ist hier verschwunden und auf den Breitseiten sind nur die drei Vertikalrippen bzw. zwei Vertikalrillen übrig geblieben. Die Öse ist noch weiter herabgeglitten, in gewissem Sinne „mittelständig" geworden.

Verfolgt man nach den Abbildungen die ganze Entwicklungsreihe, so wird es deutlich, daß der Skandau-Typus alle Überreste der Ursprungsform — des Littausdorfer Typus — in sich birgt und in keiner Abhängigkeit von den Mälarbeilen steht. Der Nachweis einer einheimischen Entstehung dieser Beilform, der einzigen, für die eine skandinavische Entstehung angenommen worden ist, zeigt, daß das ostbaltische Gebiet in der jüngeren und jüngsten Bronzezeit von dem skandinavischen Kulturkreis in seiner Entwicklung unabhängig gewesen ist.

Anmerkungen

[1]) So: Kostrzewski, J., Wielkopolska w czasach przedhystorycznych², S. 76, Anm. 280. Tallgren, A. M., in Eurasia septentrionalis antiqua 11, 1937, S. 36.

[2]) Vergl. ESA 11 (1937) S. 24, Karte S. 24 Fig. 45. — Senatne un Mäksla, Riga 1936, I, S. 65, Abb. 7:18.

[3]) Vgl. Verf., Die ältere Bronzezeit im Ostbaltikum, S. 53 f.

[4]) Vgl. z. B. O. Montelius, Minnen Nr. 1058, 1061—1063.

[5]) Montelius a. a. O., Nr. 1078, 1178.

[6]) Vgl. ebendort Nr. 994, 995 mit Nr. 1054, 1055.

[7]) Diese sind von E. Engel, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme, Bd. I S. 306 ff. behandelt worden; eine Sondergruppe hat J. Kostrzewski in ESA 4 (1929) S. 149 ff analysiert.

[8]) Prussia-Mus. Prov.-M. 45. — Gleichartige Beile stammen auch aus Goyden, Kr. Mohrungen (Prussia-Mus. VII, 12 578) und Marienwerder (Mus. Danzig 10 663).

[9]) Prussia-Mus. VII, 11 915. — Ähnliche Formen stammen aus Norkitten, Kr. Insterburg (Prussia-Mus. III, 724) und Födersdorfer Forst, Kr. Braunsberg (Prussia-Mus. Prov. M. 2028).

[10]) Prussia-Mus. VIII, S. 129, 755. — Gleichartige Formen stammen aus Lochstädt, Kr. Fischhausen (Pruss.-Mus. V 8434 a), Sansgarben, Kr. Rastenburg (Pruss.-Mus. VII, 9815), eine ähnliche aus Münsterwalde, Kr. Marienwerder (Pruss.-Mus. KAS 164).

Ein Ringanhänger mit Vogelfiguren aus Masuren

Von Martha Schmiedehelm

In der Sammlung des Prussia-Museums in Königsberg befindet sich ein eigenartiger ringförmiger Anhänger aus Haasznen, Kr. Treuburg, im östlichen Masuren (Taf. XII, a). Er zeigt die Besonderheit, daß an seinem Außenrande zu beiden Seiten gleichgerichtet zwei kleine im Guß hergestellte Vogelfiguren sitzen; unten hat er zur Verzierung einen Vorsprung mit drei kleinen Kugeln; oben hat er eine Öse, mittels der er an einem Drahtring mit zurückgebogenem Ende hängt, der wohl das Bruchstück einer Spirale bildet, wie solche in der frühkaiserzeitlichen Kultur des östlichen Masurens häufig sind.[1]) Der Anhänger ist 1913 von F. E. Peiser auf dem Gräberfeld Haasznen ausgegraben worden. (Prussia Mus. VII, 74, 9268.) Das außerordentlich beigabenreiche Grab 63, aus dem er stammt, enthält u. a. noch drei weitere Radanhänger, davon zwei schlichte, mit profiliertem Querschnitt (Taf. XII, b) und eins mit traubenförmigen Randverzierungen (Taf. XII, c), eine kräftig profilierte Fibel (Taf. XII, d), eine bronzene Rollenkopfnadel (Taf. XII, e) u. a. m. Durch die Beigaben ist die zeitliche sowie die kulturelle Stellung des Fundes gegeben. Die kräftig profilierte Fibel entspricht etwa Almgren's Fig. 80, die er ins Ende der älteren Kaiserzeit versetzt, und ist auch sonst in einigen Exemplaren aus Masuren bekannt.[2]) In die gleiche Zeit gehört auch die Nadel mit Rollenkopf (Taf. XII, e), die in der älteren römischen Eisenzeit eine für die ostmasurische Kulturgruppe typische Erscheinung bildet und hier öfters in Vergesellschaftung mit Fibeln der beiden ersten nachchristlichen Jahrhunderte u. dgl. auftritt.[3]) Es ist eine altertümliche Form, die auch in Ostpreußen Vorbilder in der jüngeren Bronzezeit und in der vorrömischen Eisenzeit hat und in der das Beharrungsvermögen der ostmasurischen Kulturgruppe besonders klar zum Ausdruck gelangt.[4]) Altertümliche Formen sind auch die Ringanhänger (Taf. XII, b—c). Ring- und radförmige Anhänger kommen ebenfalls in Ostpreußen bereits in der jüngeren Bronzezeit vor.[5]) Unseren Ringen (Taf. XII, b und c) beinahe genau entsprechende Stücke sind in Wilkassen, Kr. Lötzen, gefunden worden (Prussia-Mus. III, 88, 899); die Funde von Wilkassen werden um so enger mit

denen aus Haasznen verbunden, als auch hier einige Rollenkopfnadeln vorliegen Wie der übrige Fundstoff aus Wilkassen und Haasznen bezeugt und wofür auch die geographische Lage dieser Fundorte spricht, sind diese beiden Gräberfelder der ostmasurischen Kulturgruppe zuzurechnen. Im übrigen kommen sowohl im west- als auch im ostmasurischen Gebiet Ringe von etwa gleichem Querschnitt und gleicher Größe wie der Ring des Anhängers (Taf. XII, b) vor, jedoch ohne Öse; zu dem Ringanhänger mit traubenartigen Verzierungen (Taf. XII, c) sind Verf. z. Z. außer dem obenerwähnten Fundstück von Wilkassen keine genauen Vergleiche bekannt. Diese Anhänger dürfen wohl mit den Ringen mit Kugelverzierungen von der Form Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 140 a, die in einigen Stücken aus dem ost- und westmasurischen Gebiet vorliegen, in Zusammenhang stehen, mit dem Unterschied, daß die Kugeln hier traubenartig zu Gruppen vereint sind. Den letzten Zug mögen sie von solchen Radanhängern wie Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 140 c entlehnt haben. Alle diese Ring- und Radanhänger haben ihre Vorstufen in der La-Tènekultur des Donaugebietes. Z. B. sind Ringanhänger mit Kugelverzierungen sehr allgemein auf dem Burgberg Stradonitz in Böhmen[6]), ebenso im Velem St. Vid in Ungarn.[7]) Die Funde des letztgenannten Ortes sind für uns besonders wichtig, weil sie in der Anordnung der Kugelverzierungen verschiedene Wechselbeziehungen zwischen den rad- und ringförmigen Anhängern zeigen[8]) und weil sie auch solche Ringanhänger aufweisen, die flachen Querschnitt mit erhabenen Rändern haben wie unser Anhänger (Taf. XII, c)[9]).

Unser Anhänger mit den Vogelfiguren (Taf. XII, a) steht zweifellos mit den eben beschriebenen Ringanhängern in Verbindung. Der untere Vorsprung mit den kleinen Kugeln erinnert an die traubenartigen Verzierungen beim Ring (Taf. XII, c) und an die Randverzierungen der Radanhänger wie Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 140 : c,[10]) mit denen unser Ring den schlichten, etwa kreisförmigen Querschnitt gemein hat. Für die uns hier besonders angehenden Vogelfiguren finden wir aber auf ostpreußischem Boden keine Erklärung. Lassen sich nun die Ringanhänger mit Kugelverzierungen zwanglos von den donauländischen La-Tènezeitlichen Vorbildern ableiten, so müssen wir für die Vogelfiguren noch etwas tiefer zurückgreifen. Vogelmotive, u. a. auch sitzende Vogelgestalten sehr ähnlich denen unseres Ringes, wie auch verschiedene andere Tiermotive, waren bekanntlich sehr beliebt in der hallstättischen Kulturwelt.[11]) Recht auffallende Ähnlichkeit mit dem Anhänger von Haasznen zeigen zwei ringförmige Zierrate aus Norditalien (Taf. XII, f, g), die, wenngleich etwa um das doppelte größer als unser Anhänger, einen ähnlichen rundstabigen Reif zeigen, der am äußeren Rande mit sitzenden, kleinen Vogelfiguren versehen ist; der Ring (Taf. XII, f) hat solch ein Vögelchen außerdem noch in der Mitte. Beide Zierrate stammen aus

dem spätHallstattzeitlichen Gräberfeld Casaletto, nördlich des Po; dasselbe Gräberfeld hat außerdem 2 Certosibeln und eine Kahnfibel geliefert.[12]) Auch an Fibeln der Hallstattzeit kommen sowohl in Mittel- als Norditalien (u. a. in Villanova) ähnliche Vogelfiguren vor.[13]) Sie haben wohl in der Hallstattkultur einen religiösen Sinn gehabt, denn sie finden sich z. B. an einer kleinen, in Villanova gefundenen Bronzestatuette wieder, die Montelius als ein Bildnis der Aphrodite betrachtet.[14]) Bezeichnenderweise sitzen auch hier zwei Vögelchen auf einem Ring, den sie auf dem Kopf trägt.

Wir müssen somit annehmen, daß dieses Vogelmotiv seinerzeit mit der hallstättischen Kulturwelle nach Masuren gelangt ist. Ob sie nun aus dem Kulturraum der Donauländer hierher gekommen sind, oder ob sich hierin auch italischer Einfluß äußert, muß dahingestellt bleiben. Da nun Sprockhoff zufolge zum mindesten ein kleiner Teil des unter den italienischen hallstattzeitlichen Funden auftretenden Bernsteins immerhin von der Samlandküste stammt,[15]) so muß es auch Beziehungen zwischen Ostpreußen und Italien gegeben haben, wenngleich dieselben sich wohl nicht unmittelbar, sondern durch Zwischenhandel über Böhmen und Mähren vollzogen.[16]) Vogelmotive, die wohl ihrerseits ebenfalls auf die Hallstattkultur zurückzuführen sind, gibt es auch unter dem provinzialrömischen Kulturgut[17]); in Ungarn beispielsweise leben sie auch in der Völkerwanderungszeit weiter, wie ein in mancher Beziehung dem Anhänger von Haasznen gleichender Zierrat aus dem Gräberfeld Csuny (Taf. XII, h)[18]) zeigt. Wenngleich es also nicht unbedingt ausgeschlossen ist, daß das Vogelmotiv unseres Anhängers unter südlichen Einflüssen entstanden ist, die Masuren in der älteren römischen Kaiserzeit erreicht haben, so möchte Verf. in ihnen doch viel eher ein Überbleibsel der späten Hallstattkultur sehen. Ostmasuren war schon durch seine abseitige Lage das gegebene Gebiet zur Erhaltung alter Überlieferungen; Engel hat gezeigt, daß auch die La-Tènezeit hier nicht zur eigentlichen Entfaltung gelangte, sondern sich auch in diesem Zeitabschnitt die Entwicklung im Rahmen der hallstättischen Formenwelt abspielte.[19]) Dadurch ist die Brücke zwischen der Hallstattzeit und der nachchristlichen Eisenzeit gegeben. Wie wir oben sahen, geben die Rollennadel und die Anhänger unserem Fund ein altertümliches, an die Bronzezeit erinnerndes Gepräge. Im übrigen ist unser Anhänger nicht die einzige aus der südlichen Hallstattkultur abzuleitende Form in Masuren. Auch für das andere hier vertretene Tiermotiv — die Rinderköpfe mancher Fibeln[20]) —, für manche Messer und Messerverzierungen, für die Tonware u. a., auf das alles hier einzugehen zu weit führen würde, lassen sich Vorstufen in der Hallstattkultur finden.

Anmerkungen

[1]) Vergl. W. Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, Abb. 140, f.

[2]) O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen. 2. Aufl. Mannus-Bibl. Nr. 32, 1923, S. 39 ff., Taf. IV: 80. — H. Moora, Die Eisenzeit in Lettland II. Verhandl. d. Gelehrten Estnischen Gesellschaft XXIX, 1938, S. 68.

[3]) Gaerte, a. a. O. Abb. 132 b — H. Jankuhn, Zur Besiedlung des Samlandes in der älteren römischen Kaiserzeit. Prussia Bd. 30 (Kbg. 1933), S. 210 f. Über die Kulturgruppen Ostpreußens s. E. Engel, Die kaiserzeitlichen Kulturgruppen zwischen Weichsel und finnischem Meerbusen ... Prussia Bd. 30, S. 261 ff. — E. Engel u. W. La Baume, Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande, 1937, S. 131 ff.

[4]) Engel, a. a. O. S. 276 f. Vgl. die Rollennadeln bei E. Engel, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I, 1935, Taf. 103 : b—d; 120 : e, f.

[5]) Vgl. Engel, Altpreuß. Stämme I, Taf. 104 : c—e u. S. 251.

[6]) J. L. Píč, Le Hradišcht de Stradonitz, 1906, Taf. XI : 1—10, 12, 14—22 u. a.

[7]) K. v. Miske, Die prähistorische Ansiedelung von Velem St. Vid, 1908, Taf. XL : 54—69, XLVI : 5, 7, 9, 12—16 u. a.

[8]) Z. B. traubenartig angeordnete Kugeln am Ring bei v. Miske, a. a. O. Taf. XLVI : 5; einzelne Knöpfe an den Radanhängern Taf. XL : 64—66.

[9]) v. Miske, a. a. O. Taf. XLVI : 16; XLVI : 5 u. 13.

[10]) Genauer noch an die Verzierungen des wohl gleichzeitigen Zierrates von unbekanntem Fundort bei Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, Abb. 140 : k.

[11]) S. z. B. E. v. Sacken, Das Grabfeld von Hallstatt, 1868, Taf. VIII : 8; XXII : 3; XXIV : 4, 6—8.

[12]) O. Montelius, La civilisation primitive en Italie, 1895, Série B. Pl. 65 : 4, 5, die Kahnfibel abgeb. Pl. 63 : 1; Text S. 321 u. 327.

[13]) Montelius, a. a. O., Série A, Pl. II : 16; III : 18; V : 35—37; VIII : 86, 89.

[14]) Montelius, a. a. O., Série B, Pl. 91 : 1.

[15]) E. Sprockhoff, Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit, Vorgeschichtliche Forschungen H. 7, 1930, S. 147.

[16]) a. a. O. S. 145 f. und die Karte Taf. 45.

[17]) Vgl. z. B. G. Behrens, Die Wangionensiedlung Alzey in Rheinhessen, Mainzer Ztschr. XXXII, 1937, S. 106, Abb. 16.

[18]) J. Hampel, Alterthümer des frühen Mittelalters in Ungarn, III, 1905, Taf. 127 Grab 63 : 5.

[19]) Engel, Altpreuß. Stämme, S. 120.

[20]) z. B. Gaerte, a. a. O., Abb. 169 : a, b.

Einige Steinkistenfunde aus dem Kreise Bütow in Pommern

Von Wilhelm Petzsch

Zwei Kulturen beherrschen in der frühen Eisenzeit das Bild der Vorgeschichte Ostdeutschlands, im Süden die Lausitzer Kultur, im Norden die Gesichtsurnen- oder Steinkistenkultur. Beide sind gekennzeichnet durch eine übergroße Fülle von Fundstücken, vor allem keramischer Art, so daß man meinen sollte, es gäbe auf dem Gebiet dieser Kulturen längst keine offenen Fragen mehr. Und doch kann man das heute nur von der Lausitzer Kultur sagen, und auch von dieser gilt das nur in großen Zügen. Anfänge, formenkundliche Entwicklung, zeitlicher Ablauf der Entwicklung und Schicksale der Lausitzer Kultur stehen im ganzen fest, und nur ihr Verbleib nach der Abwanderung von deutschem Boden ist noch ungeklärt und damit eine völlige Sicherheit über das Volkstum ihrer Träger bisher nicht erreicht. Umgekehrt ist bei der Gesichtsurnenkultur völkische Zugehörigkeit, politisches Geschehen und Verbleib ihrer Träger wohlbekannt; auch die Entstehung dieser Kultur ist durch neuere Arbeiten hinreichend geklärt. Dafür ist aber die Klärung der formenkundlichen und zeitlichen Entwicklung bis heute noch nicht einmal in Angriff genommen. Wohl geben einige wenige Funde mit Certosafibeln bestimmte Anhaltspunkte für die Spätzeit der Entwicklung, wohl sind die Anfänge der Kultur in dem Zeitalter der ersten Germanisierung Ostpommerns und des Weichselmündungsgebietes in den Grundzügen klargestellt durch die Arbeiten von E. Petersen,[1] H. J. Eggers[2] und W. Petzsch,[3] aber von einer lückenlosen Kenntnis des Entwicklungsverlaufes sind wir noch weit entfernt. Es wird dazu nötig sein, die von Petersen zuerst festgestellte Großendorfer Gruppe der V. Bronzezeitperiode, ihre Verknüpfung mit der kolonialgermanischen Steinhügelgräberkultur der IV. Periode und ihren Übergang in die reine Gesichtsurnenkultur der VI. Periode scharf herauszuarbeiten. Ein Mittel dazu bietet die Behandlung von geschlossenen Grabfunden. Es wird von keiner Seite bestritten, daß die Steinkisten Familien- oder Sippengräber darstellen. Die Anzahl der Urnen, also der Bestattungen ist

meist nicht allzu groß; nur ausnahmsweise wird die Zahl von zehn Bestattungen erreicht; sechs kommen häufiger vor. Selbst wenn wir annehmen müßten — was keineswegs die Regel sein wird —, daß jede Bestattung einer Generation zuzuweisen wäre, dann kämen wir nur in seltenen Fällen über eine Belegungsdauer von 150 bis 200 Jahren für eine Steinkiste hinaus. Meist werden es nicht mehr als 100 Jahre sein. Eine gewisse Sicherheit ist nur da zu gewinnen, wo wir die Gesichtsurnen nach der Art ihrer Verzierung dem männlichen oder weiblichen Geschlecht zuweisen können. Findet sich also in einer Steinkiste eine Männerurne neben einer Frauenbestattung, so werden wir an ein Ehepaar denken und beide Urnen als im wesentlich gleichzeitig betrachten dürfen. Aber auch wenn der Fall nicht so klar liegt, werden wir damit rechnen können, daß der Inhalt einer Steinkiste höchstens einen Zeitraum von 150 bis 200 Jahren umfaßt. Hat man nun Friedhöfe, an denen eine größere Anzahl von Steinkisten gefunden ist, so mag es wohl möglich sein, die einzelnen Gruppen, die sich aus den Steinkisten ergeben, mit einander zu verknüpfen und damit einen längeren Entwicklungszeitraum zu erfassen.

Nur selten hat man Gelegenheit, innerhalb einer Steinkiste durch auffallende Besonderheiten ältere und jüngere Fundgruppen zu unterscheiden. Dieser Fall liegt vor in einer Steinkiste von Strussow im Kreise Bütow.

Das Dorf Strussow liegt 8 Kilometer westlich von Bütow am Westrande eines Tales, durch das ein Bach, in süd-nördlicher Richtung aus dem Kathkower See kommend, dem Großen See bei Borntuchen zufließt. Sowohl westlich wie östlich dieses Tales sind auf den Begleithängen seit 50 Jahren Steinkistenfunde gemacht worden, auf der Ostseite besonders gerade gegenüber dem Dorfe bei dem Gehöft Patzer. Hier untersuchte im Jahre 1936 der Kreispfleger für Bodenaltertümer des Kreises Bütow, Lehrer Lietzau, eine Steinkiste, deren Decksteine beim Pflügen angekratzt waren. Die Kiste hatte eine Länge (Nord-Süd) von 1,60 m und eine Breite von 0,60 m. Sie enthielt acht Urnen, von denen Nr. 7 völlig vergangen war, so daß von ihr nur der Mützendeckel und der Leichenbrand sowie kleine Tonreste erhalten waren. (Abb. 1, Taf. XIII). An der nördlichen Schmalseite standen drei Urnen (Nr 1—3), in geringem Abstande nach Süden zwei (Nr. 4—5), während eine 6. Urne etwa in der Mitte der Kiste stand. Im südlichen Abschnitt, deutlich von den anderen getrennt, standen die Urnen Nr. 7 und 8. Während die Höhe der Steinkiste im Raum der Urnen 1—6 etwa 50 cm betrug, war hier im Südteil der Boden 10 cm tiefer gelegt, obwohl die Urne 8 nicht höher ist als die Urnen 1 und 2. Es liegt hier also eine nachträgliche Erweiterung der Kiste vor. Da der vorletzte Seitenstein in SO eine kräftig nach W vorspringende Ecke hat (Abb. 1), so kann man annehmen, daß bei ihm ursprünglich die Kiste abschloß. Da Urne 7 nicht erhalten ist, so bleibt Urne 8 danach die jüngste Bestattung. Beide unterscheiden sich auch durch ihre helle gelbe oder braune Farbe von den anderen Urnen, die sämtlich schwarz sind; Nr. 4 und 6 haben allerdings einen gelben Deckel, der bei Nr. 6 aus einer Schale gebildet wird. Form und Verzierung der Urnen sind aus den Abbildungen klar zu ersehen; die Maße sind folgende:

Urne 1: Höhe 28 cm (Hals 9 cm), Bauchdurchmesser 21,6 cm, Deckel 11 cm Dm Höhe 5,5 cm.

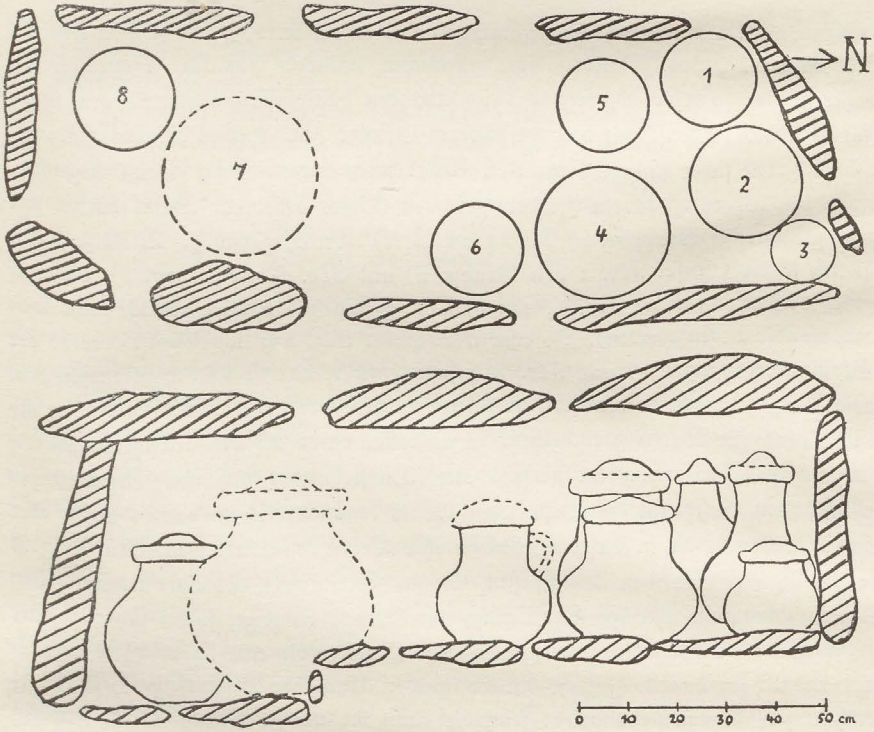


Abb. 1. Struſſow, Kr. Bütow: Steinkiſte nach einer Skizze

Urne 2: Höhe 28 cm (Hals 12,5 cm), gr. Dm. 25 cm, Deckel Dm. 11 cm, Höhe 7,5 cm.
„ 3: Bodenteil zerſtört), gr. Dm. 13,5 cm, von da ab Höhe 7 cm, Deckel Dm. 9 cm, Höhe 4 cm.
„ 4: Höhe 22 cm, gr. Dm. 26,5 cm, Deckel 14,5 cm, Höhe 4,5 cm.
„ 5: Höhe 18 cm, gr. Dm. 19,5 cm, Deckel Dm. 14 cm, Höhe 7 cm.
„ 6: Höhe 20 cm, gr. Dm. 19 cm, Bandhenkel (abgebrochen) 3 cm breit, Deckſchale Dm. 12 cm, Höhe 6,5 cm, Standfläche Dm. 5,2 cm.
„ 7: Gefäß zerſtört, Deckel Dm. 16,5 cm, Höhe 5,5 cm.
„ 8: Höhe 23,5 cm, gr. Dm. 23 cm, Deckel Dm. 13 cm, Höhe 6 cm.

Es laſſen ſich auch abgeſehen von den jüngſten Beſtattungen Nr. 7 und 8 einige Gruppen unterſcheiden. Ganz für ſich ſteht in der Mitte Nr. 6, eine Henkelkanne mit Deckſchale. Sie fällt völlig aus dem Rahmen der anderen Gefäßformen heraus und gehört überhaupt nicht in den üblichen Formenbeſtand der Geſichtsurnenkultur hinein. Doch fand ſich eine ähnliche Kanne in dem großen Steinkiſtengrab von Braunswalde, Kr. Stuhm,[4]) das dem jüngeren Abſchnitt der älteren Eiſenzeit angehört. Nach der Verzierung ſind die übrigen Urnen in zwei Gruppen zu

trennen; Nr. 1 und 4 gehören zusammen und ebenso Nr. 2, 3 und 5; von letzteren gehören Nr. 3 und 5 wieder enger zusammen, während sich Nr. 2 durch seinen höheren und schärfer abgesetzten Hals und den bauchigeren Unterteil von ihnen stärker abhebt. Ebenso hat von der anderen Gruppe Nr. 1 einen höheren Hals als Nr. 4. Die sicher jüngste Urne Nr. 8 hat einen kurzen Hals, so daß möglicherweise der höhere Hals ein Zeichen größeren Alters bedeutet. Dann hätten wir zwei gleichartige Gruppen: a) Nr. 1 und 4; b) Nr. 2, 3 und 5. Beide zerfallen in eine ältere Stufe: Nr. 1 von Gruppe a) und Nr. 2 von Gruppe b), und eine jüngere Stufe: von a) Nr. 4, von b) Nr. 3 und 5 (die beide zeitlich nicht weit auseinander liegen werden). Ob nun Nr. 1 mit Nr. 2 gleichzeitig ist oder ob der Beginn der Gruppe b) mit Nr. 4 zusammenfällt, das ist schwer zu entscheiden. Die Verschiedenheit in der Art der Verzierung könnte auf die Verschiedenheit des Geschlechts der Toten zurückgehen. Das wäre dann bei den Mützenurnen die folgerichtige Fortsetzung der verschiedenen Darstellungen auf den Gesichtsurnen je nach dem Geschlecht des Bestatteten. Wir kommen also im ganzen auf 4 oder 5 Generationen, die in dieser Steinkiste ihre Toten bestattet haben. Auffällig ist das völlige Fehlen von Beigefäßen, die in Steinkisten höheren Alters selten fehlen. Eine ganz ähnliche Verzierung, wie Urne 1 sie zeigt, findet sich auf einer Urne aus einer Steinkiste von Zeblin, Kr. Bublitz, die eine Certosafibel enthielt und dadurch in das 6. Jahrh. datiert wird[5]). Ungefähr um dieselbe Zeit könnte auch unsere Steinkiste angelegt sein, die dann bis ins 5. Jahrh. belegt gewesen sein kann.

Wie ich in meiner Arbeit „Steinhügelgräber von Pyaschen“[3]) nachgewiesen habe, führt eine gerade Linie von den kolonialgermanischen Steinhügelgräbern der IV. Periode der Bronzezeit über die Großendorfer Stufe zur Gesichtsurnenkultur. Die von Peterse n[1]) zuerst erkannte Übergangsstufe der V. Periode von Großendorf spielt für die Herausbildung der eigentlichen Gesichtsurnenkultur eine wichtige Rolle. Der scharfgebrochene Doppelkegel der IV. Periode bekommt in der Großendorfer Stufe gerundeten Umbruch und leicht eingeschwungene Konturen des Oberteils[6]) Kappendeckel, Deckschalen und Henkeltassen bilden ein Erbe der IV. Periode. Auch aus dieser Stufe sind Steinkisten im Kreise Bütow vorhanden.

6 Kilometer nördlich von Bütow liegt das Dorf Gustkow. 1 Kilometer nördlich des Dorfes steigt das Gelände bis zu einer Höhe von 140 m an, um sich dann gleichmäßig zu einem sumpfigen Bachtal, das die Anhöhe nördlich umfaßt, zu senken. Auf der höchsten Höhe fand sich eine Steinkiste von 90 cm Länge und 50 cm Breite. Sie enthielt 3 Bestattungen, bestehend aus je einer Urne mit einem Beigefäß. Welches von den Beigefäßen zu jeder Urne gehört, ist nicht beobachtet.

Alle drei Urnen haben die Gestalt des verflachten Doppelkegels. Am stärksten hat die ursprüngliche Form bewahrt die Urne 2 mit tiefliegendem Umbruch und ziemlich gerad-

wandigem Oberteil (Taf. XIV, a). Dann dürfte Nr. 1 folgen und zuletzt Nr. 3 mit abgesetztem Standring und ganz leicht ausgeschwungenem Rand. Alle drei Urnen sind unverziert; der Ton ist hellgelb. Die Maße sind

Urne 1: Höhe 22 cm, Dm. Rand 24 cm, Bauch 27,5 cm.
„ 2: Höhe 18,5 cm, Dm. Rand 18,5 cm, Umbruch 22 cm.
„ 3: Höhe 15 cm, Dm. Rand 16,5 cm, Bauch 18 cm.
Beigefäß 4: Höhe 10 cm, Dm. Rand 12,5 cm.
„ Nr. 5: Höhe 11 cm, Randdm. 9,5 cm.
„ Nr. 6: Höhe 8,5 cm, Randdm. 7 cm.

Die Beigefäße zeigen eine größere Mannigfaltigkeit in den Formen. Von besonderem Interesse ist das doppelhenklige Gefäß Nr. 4 (Taf. XIV, b). Es ist eine niedrige Terrinenform mit stark zusammengedrücktem Körper, eingezogenem Hals und kräftig ausschwingendem Rand. Den Hals-Schulterwinkel überspannen zwei kräftige Henkel. Die Schulterverzierung besteht aus waagerechten gleichlaufenden Rillen und davon nach unten ausgehenden Sparrenmustern. Auf der größten Bauchweite sitzt eine Delle, umgeben von drei breit und flach eingetieften Halbbögen, die bekannte Jungstufe der Lausitzer Buckelverzierung. Doch hat die Gefäßform nichts mit der Lausitzer Kultur zu tun; es ist dieselbe Form, wie sie sich in dem Hügelgrab Nr. 15 von Pyaschen[7]) aus der IV. Periode fand, nur daß letzteres Gefäß etwas höher und weniger zusammengedrückt ist. — Beigefäß Nr. 5 ist ein Henkeltöpfchen (Taf. XIV, f) der gewöhnlichen breiten Form mit demselben kräftig eingerissenen Sparrenmuster wie Nr. 4, eine Form, deren Vorläufer aus der IV. Periode wir ebenfalls aus Pyaschen kennen[8]). Ungewöhnlicher in der Form und Verzierung ist dagegen das Beigefäß Nr. 6 (Taf. XIV, c), dem noch ein zweites gleicher Art entsprach, das aber bei der Bergung völlig zerfiel. Die Farbe ist dunkel, fast schwarz. Der Hals des Henkelkännchens ist höher und von der Schulter stärker abgesetzt; ebenso ist der Fuß deutlich abgesetzt, so daß dieses Kännchen zu Urne 3, die ebenfalls einen abgesetzten Fuß hat, gehört haben wird. Die Verzierung zeigt dasselbe Sparrenmuster wie Nr. 5, nur in „falscher Schnurtechnik", durch den Abdruck eines gedrehten Ringes hergestellt. In der Lausitzer Kultur erscheint diese Technik erst in der Göritzer Stufe, also wesentlich später.

So zeigen sich auch in dieser Steinkiste von Gustkow verschiedene Entwicklungsstadien. Es ist denkbar, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß das Beigefäß Nr. 4 zu der ältesten Urne Nr. 2 gehört hat. Beide weisen noch stärksten Zusammenhang mit den Formen der IV. Periode (Pyaschen) auf. Etwas jünger ist Urne Nr. 1, zu der das Henkeltöpfchen Nr. 5 als Beigefäß gehört haben kann. Wieder weiter entwickelt ist Urne 3 mit den beiden Henkelkännchen Nr. 6 und 7.

Ein ähnlicher Fall liegt aus derselben Großendorfer Stufe in einer Steinkiste bei Polschen, Kr. Bütow, vor. Dieses Dorf liegt 10 Kilometer östlich von Bütow unmittelbar

an der Grenze. Hier wurde 1935 am Rande einer Kiesgrube von Arbeitern der Inhalt einer Steinkiste geborgen. Die sofort vorgenommene Nachuntersuchung durch den Pfleger für Bodenaltertümer ergab, daß es sich um zwei Urnen mit drei Beigefäßen gehandelt hatte. Die Gefäße sind bis auf eines gut erhalten; ihre Farbe ist braun. Ihre Form erlaubt die Zuweisung zur Großendorfer Gruppe. Urne 1, ein tonnenähnliches Gefäß, das aus dem abgeschliffenen Doppelkegel entstanden ist (Taf. XIV, k), enthielt eine Bronzenadel mit profiliertem Kopf und rillenverziertem Hals (Taf. XIV, m). Dazu gehört wohl ein flacher Deckel von 16,8 cm Dm. und 3,7 cm Höhe; denn der Randdurchmesser von Urne 1 beträgt 15,8 cm von Urne 2 dagegen 18 cm. Urne 2 hat eine ähnliche Grundform (Taf. XIV, l), aber bei ihr ist ein Hals durch eine Hohlkehle abgegliedert. Danach darf man sie als eine jüngere Entwicklungsstufe betrachten. Seiner Größe nach könnte auch das Gefäß Nr. 3 als Urne gedient haben (Taf. XIV, i). Da es zerbrochen war, kann der Leichenbrand bei der unsachgemäßen Bergung verloren gegangen sein; doch ist der wirkliche Sachverhalt nicht mehr einwandfrei festzustellen; es kann auch ein Beigefäß gewesen sein. Die Form ist ungewöhnlich, aber bereits auf dem Gräberfelde von Großendorf vertreten[9]), sie geht wohl auf Formen der IV. Periode wie die des Gefäßes von Saaben, Kr. Rummelsburg[10]) zurück. Doch deutet die Verzierung in „falscher Schnurtechnik" auf ein etwas jüngeres Alter hin. Wenn das Gefäß wirklich ein Beigefäß war, dann würde man es am ehesten mit Urne 2 zusammenbringen. War dagegen das Gefäß Nr. 3 eine Urne, dann könnte die Schale (Taf. XIV, g) als Deckschale dazu gehören, da das Gefäß einen Mündungsdurchmesser von 11,5 cm, die Schale einen von 13,5 cm besitzt. Doch ist in der Großendorfer Stufe, die auch Schalen als Beigaben kennt[11]) der flache Kappen- oder Falzdeckel gebräuchlicher. Sicher ein Beigefäß ist die kleine Henkeltasse, ebenfalls mit leicht abgesetztem Hals und breiten, flachen senkrechten Furchen. Wie die Gräber von Pyaschen gezeigt haben, sind Henkeltassen schon in der IV. Periode vorhanden, aber noch nicht mit geschweiftem Halse und unverziert. Der Halsabsatz und eine ganz leise beginnende Fußabgliederung sprechen für ein jüngeres Alter innerhalb unserer Steinkiste, so daß es zu Urne 2 (oder 3) gehören wird.

Die Maße der Gefäße sind:

Henkeltäßchen 5: Höhe 5 cm, Randdm. 4,7 cm, gr. Dm. 6 cm.
Urne 1: Höhe 15 cm, gr. Dm. 19,2 cm, Randdm. 15,8 cm.
„ 2: Höhe 17 cm, gr. Dm. 21 cm, Randdm. 18 cm.
Gefäß 3: Höhe 14,5 cm, gr. Dm. 15 cm, Randdm. 11,5 cm.
Schale 4: Höhe 5 cm, Randdm. 13,5 cm.

Auch die Steinkiste von Polschen ist also nur wenige Generationen in Gebrauch gewesen und weist zwei, höchstens drei Entwicklungsstufen auf, die mit den beiden jüngeren von Gustkow gleichlaufen. Daß die Großendorfer Stufe, die in Großendorf selbst in Flachgräbern auftritt, im Kreise Bütow in Steinkisten vorkommt, kann nicht überraschen, da in den Steinhügelgräbern von Pyaschen der Einbau von echten Steinkisten in den oberen Teilen des Hügels bereits erfolgt ist.[12])

Diese wenigen Beispiele aus Ostpommern sollten zeigen, daß es sehr wohl möglich ist, durch zusammenfassende Untersuchungen geschlossener Funde zu mehr oder weniger sicheren Ergebnissen zu gelangen, die eine formenkundliche und zeitliche Gliederung der frühgermanischen Steinkistenkultur ermöglichen. Diese Unter-

suchung einzelner Steinkisten muß fortgeführt werden auf solchen Gräberfeldern, wo mehrere oder gar viele Steinkisten beieinander liegen. Man muß da zu ähnlichen Ergebnissen kommen wie bei der Untersuchung von Urnenfriedhöfen, wo die fortschreitende Belegung des Friedhofes den Beginn und das Ende der Besiedlung erkennen läßt. Dann wird die große Masse der Funde, die jetzt einer Bearbeitung der Gesichtsurnenkultur so erschwerend im Wege steht, nicht mehr ein Hindernis sein für die Weiterarbeit.

Anmerkungen

[1]) Petersen, Ernst, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen, 1929.
[2]) Eggers, H. J., Das Fürstengrab von Bahn. Balt. Stud. 1936.
[3]) Petzsch, W., Mitteilungen aus d. Vorgeschichtl. Seminar d. Univ. Greifswald, Bd. X, 1937.
[4]) La Baume, Wolfgang, Urgeschichte der Ostgermanen, Bild 23.
[5]) Kunkel, Otto, Pommersche Vorgeschichte in Bildern, Abb. 23/24.
[6]) La Baume, a. a. O., Bild 9.
[7]) Petzsch, a. a. O., Tf. XIII c.
[8]) ebenda, Taf. XV a.
[9]) La Baume, a. a. O., Bild 9 k.
[10]) Petzsch, a. a. O., Taf. XV b.
[11]) La Baume, a. a. O., Bild 9 l.
[12]) ebenda, Bild 22.

Ein frühgermanisches Wohnhaus in Lärchwalde, Kr. Elbing

(Wiederherstellungsversuch)

Von Paul Bielefeldt

Ausgrabungen in Lärchwalde bei Elbing auf dem Gelände der heutigen Pionierkaserne legten in den Jahren 1933 bis 1935 inhaltreiche Kulturschichten frei. Bodenfunde — Töpferware, Steingeräte, eine Bronzesichel — ergaben das Vorhandensein einer größeren Siedlung der Ostgermanen der späten Bronzezeit und der ältesten Eisenzeit. Unter der germanischen Siedlung (etwa 1200—500 v. d. Ztr.) lag — durch Flugsand getrennt — eine Siedlung der Jungsteinzeit (etwa 2000—1800 v. d. Ztr.). Die Ergebnisse der Grabungen die unter Leitung von Prof. Dr. Ehrlich-Elbing mit Unterstützung des Konrektors i. R. Voigtmann-Königsberg und Dr. W. Neugebauer-Elbing ausgeführt wurden, hat Neugebauer in einem ausführlichen Grabungs- und Fundbericht zusammengestellt.[1])

Die Funde aus der jungsteinzeitlichen Siedlung waren zu dürftig, um über ihren Hausbau Aufschluß geben zu können. Man muß sich hier ähnliche Hausanlagen wie in dem nahen Succase am Frischen Haff vorstellen, also Pfostenhäuser, bei denen die Hauswände aus zumeist dicht nebeneinander gestellten, oft doppelreihigen, senkrecht in das Erdreich eingelassenen Pfosten gebildet wurden, die durch Flechtwerk aus Zweigen verbunden oder (zwischen den Pfostenreihen) mit Erde, Laub u. ä. hinterfüllt und mit Moos gedichtet waren.[2]) Diese Bauweise ist bei der Lärchwalder Siedlung der ausgehenden Bronzezeit jedenfalls nicht mehr geübt worden; denn jetzt stehen, wie die Grabungsergebnisse deutlich erkennen lassen, die Pfosten nicht mehr in dichter Reihung, sondern in Abständen von wenigstens zwei Metern, ja bis zu sechs Metern. Die Pfosten sind also nicht mehr selbst Wandbildner, sondern geben für die einzelnen Wandfelder nur das Gerippe. Eine fortschreitende Bauentwicklung liegt demnach nicht vor. Die Siedlung der Jungsteinzeit war vollkommen verfallen und mit Sand überweht, als die Frühgermanen das gleiche Gelände zu ihrem Wohnplatz erwählten.

Die Untersuchung des Grabungsgeländes war dadurch erschwert, daß die Schachtungsarbeiten gleichzeitig ausgeführt werden mußten. Die Grundrisse der Häuser waren daher vielfach zerstört, bevor sie untersucht und aufgenommen werden konnten. So konnte von der Gesamtanordnung der Siedlungsanlage leider kein rechtes Bild gewonnen werden. Es muß sich aber um ein stattliches Dorf gehandelt haben. Trotz aller ungünstigen Umstände trat jedoch auf Fundstelle XXIII, 1/34, beschrieben im Grabungsbericht S. 121 ff., ein ziemlich klarer Hausgrundriß zu Tage. (Taf. XV, a.) Brocken gebrannten Lehms im Zuge der Pfostenstellungen bezeichneten den Verlauf der Außenwände. Hiernach ergab sich die Umrißlinie eines Hauses von etwa vier Metern Breite und zehn Metern Länge mit fast vollkommen rechtwinklig zueinander gestellten Wänden. Also eine recht geräumige Behausung! Die Querschnitte durch die Pfostengruben lassen, hier wie an den anderen Fundstellen, eine eigenartige, besonders sorgfältige Gründung der Pfosten erkennen. (Taf. XV, b.) Die Erbauer haben sich nämlich nicht damit begnügt, die Pfosten in die einfach ausgehobenen Gruben zu versetzen, sondern fütterten die Gruben zuvor mit einer fettigen Masse aus — vermutlich in der Absicht, die Pfosten gegen Feuchtigkeit zu schützen. Erst dann sind die Pfosten eingebracht und mit dem vorhandenen Erdboden hinterfüllt worden. Die Tiefe der Pfostenlöcher betrug durchschnittlich 0,50 Meter unter der damaligen Erdoberfläche.

Die aufgefundenen Lehmstücke deuten auf eine Lehmbekleidung der Wände hin. Um Wände aus Flechtwerk kann es sich hier aber nicht gehandelt haben, da die Pfosten zu weit auseinander standen, als daß zwischengespanntes Flechtwerk freitragend gehalten hätte. Die Wände mußten zudem stark genug sein, um die Lasten der Balkenlage und des Daches aufzunehmen. Der Lehm kann nur zum Fugenverstrich und Verputz steifer massiver Holzwände gedient haben, wenigstens weisen Abdrücke im Lehm darauf hin. Es ist also an eine Wand aus wenigstens auf zwei Seiten glatt bearbeiteten, waagerecht verlegten, kräftigen Stämmen zu denken, deren etwas zugespitzte Enden in sorgfältig hergestellte Nuten der starken Pfosten eingelassen waren (Taf. XV, c) ähnlich, wie es für Seelze im Wiederherstellungsversuch von Schroller angenommen, und wie es jüngst in Biskupin klar zu Tage getreten ist.[3]) Das Handwerksgerät für solche schon vorgeschrittene Zimmerarbeit, Werkzeuge aus Stein und Bronze, später aus Eisen, war vorhanden. Die naturgemäß auftretenden Lagerfugen der Wandhölzer wurden mit Lehm gedichtet. Die inneren Wandflächen mögen wohl schon mit glattem Lehmputz versehen gewesen sein, der als Wandbekleidung hinter der Herdstelle wegen der Feuersgefahr ein Erfordernis war. Gangbare Türen mit Verschlußriegel sowie mit Läden verschließbare Fensteröffnungen können angenommen werden.

Der Verlauf der Außenwände ist klar aus der Pfostenstellung abzulesen, hier bestehen keine Zweifel. Anders steht es mit der Deutung der Pfostenlöcher 12, 13, 14 und 15. Man kann sich aber vorstellen, daß bei 12 ein Pfosten geplant war, der im Grundriß dem Pfosten 2 entsprach. Die Pfosten 2 und 12 sind mit großer Wahrscheinlichkeit als Stützen der Firstpfette anzusehen. Vielleicht schon während der Aufrichtung der Wandpfosten wurde eine Abänderung der ursprünglich einräumigen Anlage in ein zweiräumiges Wohnhaus vorgenommen. Für den Pfosten 12 war zu diesem Zeitpunkt zwar die Grube ausgehoben, der Pfosten aber nicht mehr versetzt. Die Firstpfette konnte durch die nunmehr aufgestellten Pfosten 13 und 15 abgefangen werden. Ein größerer Pfosten bei 14 ist nach neuerlicher Prüfung des Grabungsberichtes nicht anzunehmen, da die Grube erheblich unregelmäßig war.

Die Stellung der Pfosten 2 und 13/15 läßt darauf schließen, daß über dem Gebäude ein Walmdach gespannt war, dessen Walmspitzen von diesen Pfosten gestützt werden mußten. Bei einem Giebeldach hätten die Pfosten in der Flucht der Giebelwände stehen müssen. Daß den Germanen in dieser Zeit Walmdächer bekannt waren, ist u. a. aus der gleichzeitigen Hausurne von Königsaue Kr. Aschersleben ersichtlich.[4]) Nimmt man für den Versuch einer Wiederherstellung des vorliegenden Hauses das durch solche Hausurnen gegebene Hausbild zu Hilfe, so kann man mit guten Gründen über den hier vorhandenen Grundriß den Aufriß des Hauses zeichnen, wie ihn die Abbildung auf Tafel XVI zeigt.

Man hat, wie Funde im Moorboden (letzthin in Biskupin) erkennen lassen, zu dieser Zeit recht wohl verstanden, Bauhölzer sachgemäß, man möchte sagen nach den Regeln der Zimmermannskunst, herzurichten und miteinander zu verbinden. Verblattungen, Bohrungen, Nagelung mit Holznägeln waren bekannt. Die Wandhölzer wurden nach geeigneter Stärke und Länge gewählt. Die ungleiche Entfernung der Pfosten voneinander ist wohl der ungleichen Länge der vorhandenen Hölzer zuzuschreiben. Wenn man sich auch, z. B. bei der Herstellung der Sparren und der Dachlatten, mit entrindeten, sonst aber nicht weiter bearbeiteten Stangen begnügt haben wird, so war doch bei der Herstellung der Holzverbindungen keine Nachlässigkeit zugelassen; denn das Haus hatte, da es ungeschützt auf mäßiger Anhöhe stand, manchen kräftigen über das Weichselmündungsgebiet wehenden Sturm zu überdauern. Zur Dachdeckung wird Stroh oder Schilf verwendet worden sein. Auch die dichte und haltbare Deckung mit diesen Baustoffen verlangte erhebliches technisches Können.

Nach dem Wiederherstellungsversuch ist eine zweiräumige Hausanlage vorausgesetzt. Auf keinen Fall kann es sich hier um ein Haus mit offener Vorhalle [wie bei Buch[5])] gehandelt haben, da bei den Pfosten 11, 18 und 6 im Verlauf der

Außenwände, wie bereits erwähnt, Reste des Lehmverstriches gefunden wurden. Der kleinere Raum mag als Stall gedient haben. Der größere Raum war jedenfalls Wohnraum. In ihm befand sich in einer Ecke der Herd, eine Feuer- und Kochstelle mit Rost aus vermutlich kreisförmig gestellten Feldsteinen; dieser Herd war bereits von den Schachtarbeiten zerstört, ehe seine Form festgestellt werden konnte. Er wird in derselben Art gebaut gewesen sein wie die anderen gleichzeitigen Herde auf diesem Fundgelände.[6]) Der Rauch der Feuerstelle zog durch den Dachraum und die Öffnungen in der Walmspitze ins Freie. Für den größeren Raum ist als Fußboden ein Lehmestrich anzunehmen, wie es die Fundstelle XXVI, 14/34 in Lärchwalde ergab.[7])

Über die Innenausstattung des Hauses mit Ausnahme des Tongerätes gaben die örtlichen Funde keine Auskunft. Die Geräte aus Holz sind vergangen. Die Gegenstände aus Metall sind wahrscheinlich verschleppt. Der Fund einer Bronzesichel ist bereits erwähnt. Er gibt zusammen mit den aufgefundenen Mahl- und Reibsteinen einen Hinweis auf die Betätigung der Siedler im Ackerbau. Sonst werden die Bewohner Fischfang im nahen Gewässer des Elbingflusses und im Frischen Haff betrieben haben, wie aus Spuren von Fischgräten im Kulturboden hervorgeht.

Wir sind nicht in der glücklichen Lage, hier die Einzelheiten der frühgermanischen Wohnräume nachzuweisen. Aber auch aus den kargen Resten erwächst uns eine Vorstellung der Wohnkultur, die unsere Vorfahren ihr Eigen nannten, wenn wir Funde von anderen Stellen zum Vergleich heranziehen, die durch Wasser (im Moorboden) gut erhalten, uns viele Aufschlüsse schenken.[8])

Schrifttum

[1]) Elbinger Jahrbuch, Heft 12/13, 1936, S. 99 ff.

[2]) Elbinger Jahrbuch, Heft 12/13, 1936, S. 41 (Ehrlich).

[3]) Mannus, 26. Jahrgang, 1934, S. 65 ff. – Kostrzewski, Józef, Osada bagienna w Biskupinie, w pow. żnińskim, Przegląd Archeologiczny, 1936, S. 121 ff.

[4]) Behn, Friedrich, Hausurnen, Vorgesch. Forsch. I, 1, 1924, Tf. 10 d; e; S. 29 f; 99 f. 99 f.

[5]) Kiekebusch, A., Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin, 1923, S. 32.

[7]) Neugebauer a. a. O., S. 133 und Taf. XXVIII d.

[7]) Neugebauer a. a. O. S. 133 und Taf. XXVIII d.

[8]) Vgl. die zahlreichen Wiederherstellungen vorgeschichtlicher Häuser bei Lechler, Jörg, 5000 Jahre Deutschland, Leipzig 1935.

Das Volkstum früheisenzeitlicher Burgen an der germanisch-baltischen Völkergrenze

Von Werner Radig

Es ist reizvoll, dem Wechselspiel der Kräfte an einer uralten Volkstumsgrenze nachzugehen. Während in der Jungsteinzeit die indogermanisierende Schnurkeramik hierzulande alle heimischen Kulturen weit nach dem Osten überzog und zugleich zusammenhielt, setzte sich in der Bronzezeit innerhalb der indogermanischen Völker das Altgermanentum vom Altbaltentum deutlich ab. In der west- und ostpreußischen Landschaft tritt diese Volkstumsgrenze[1]) klar in die Erscheinung. (Karte Abb. 1.) Vorgeschaffen von der Natur als Ostgrenze geschlossener Rotbuchenbestände war die sog. Alle-Passarge-Linie bereits Urindogermanengrenze, denn bis dahin griff die Großsteingräberkultur vor, ehe die schnurkeramische Streitaxtkultur jene Grenze überschritt. Seit der älteren Bronzezeit scheidet sie, wie gesagt, Urgermanen von den Urbalten. Und noch in der Großgermanenzeit der ersten Jahrhunderte nach der Zeitr. wie der „Völkerwanderungszeit" bleibt sie Volkstumsgrenze zwischen den ostgermanischen Stämmen, die im Weichselland siedeln, insbesondere den Goten und Gepiden einerseits und den altpreußischen Stämmen andererseits. Letztere schieben sich erst später westwärts vor.

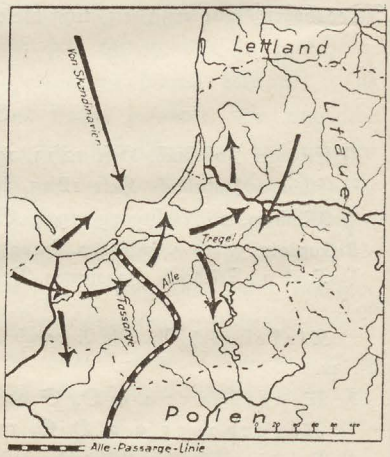


Abb. 1. Altgermanische Kulturströme in Ostpreußen und die Alle-Passarge-Linie, nach E. Engel

Das Ausbreitungsgebiet der Altgermanen (Urgermanen und Frühostgermanen) und der Altbalten (Flachgräberfelder und Hügelgräber der westmasurischen Gruppen) stellt sich folgender-

maßen dar[2]) (Karte Abb. 2): In der jüngeren Bronzezeit vollendet sich die Ostausbreitung der Altgermanen über die Weichsel bis an den Weststrand der Elbinger Höhe in der urgermanischen Siedlung von Lärchwalde, die noch weiteres Hilfsmittel unserer Volksforschung sein wird, und im Gräberfeld der Großendorfer Gruppe von Crossen, Kr. Preußisch-Holland. Im Kreis Stuhm gibt es eine ganze Reihe von Fundplätzen, ver-

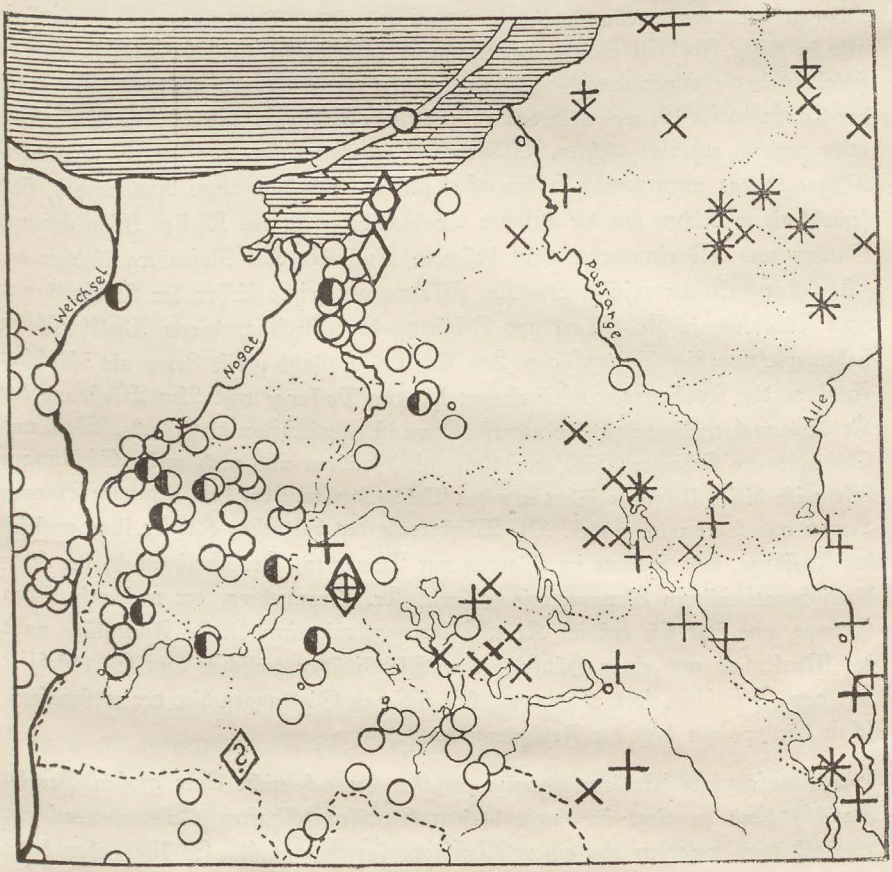


Abb. 2. Spätbronzezeitliche und früheisenzeitliche Besiedlung an der germanisch-baltischen Völkergrenze mit den Burgen (◊). Halbgefüllte Ringe: Spätbronzezeitliche Fundplätze; leere Ringe: Früheisenzeitliche Fundplätze; alle Ringe altgermanisch. — Stehende Kreuze (+): Spätbronzezeitliche Fundplätze; liegende Kreuze (×): Früheisenzeitliche Fundplätze; alle Kreuze altbaltisch. (Fundplätze mit Benutzung in der Bronze- und Eisenzeit haben ineinander gezeichnete Kreuze usw.) — Nach E. Engel und W. La Baume umgezeichnet und durch die Burgen ergänzt.

einzelte auch in den Kreisen Marienwerder und Rosenberg. Dagegen fehlt die vorgermanische Besiedlung nach dem bisherigen Wissensstand im Kr. Mohrungen, denn dort ist der westliche Nachbar nur noch Linken, Kr. Stuhm. Die Fundplätze Altstadt bei Christburg und „Alt-Christburg" sind dagegen als Flachgräberfeld und Siedlung der westmasurischen Gruppe der Altbalten eingetragen, wozu wir weiter unten Stellung nehmen. Im Norden liegt erst südlich von Braunsberg auf dem Ostufer der Passarge der Fundplatz von Lunau. Am Narien-See liegen Hügelgräber der westmasurischen Gruppe. Die Volkstumsgrenze verläuft also in dieser Frühzeit westlich der Passarge. — In der frühen Eisenzeit schiebt sich die ostgermanische Gesichtsurnenkultur als kontinuierliche Fortsetzerin der Großendorfer Gruppe über das ganze östliche Westpreußen hin. Die Besiedlung wird zugleich erheblich dichter. Während die großen Werdergebiete des Weichsel-Nogat-Deltas naturgemäß siedlungsfrei bleiben (mit nur einer Ausnahme), sind sowohl die westlichen wie die östlichen Weichselhöhen in den Kreisen Marienburg, Stuhm und Marienwerder dicht besiedelt. Auch der Kr. Rosenberg ist von der Gesichtsurnenkultur erfüllt. Im Kr. Mohrungen zeigte bisher der Westteil nur zwei Fundplätze in Pr. Mark und Schliewe; das Glockengrab von Alt-Christburg haben wir nun hier hinzuzufügen. Im Kr. Pr. Holland greift Lomp als östlichster Fundort der Frühgermanen überhaupt bis zur Passarge vor. Am Westrand des Kr. Braunsberg liegt noch Kreuzdorf. Dann ist es wiederum der Nord-, West- und Südrand der Elbinger Höhe, der dicht mit Gräbern und noch mehr Siedlungen besetzt ist; dieser Umstand führt uns der Volkstumsfrage der dort liegenden Burgen Lenzen und Tolkemita näher. Die Westgrenze des baltischen Kreises liegt westlich der Passarge. Sie beginnt im Norden mit Wermten, Kr. Heiligenbeil, der samländisch-natangischen Gruppe, mit Schreit, Kr. Braunsberg, der westmasurischen Gruppe, und setzt sich erst im Kr. Mohrungen mit einer Reihe Fundplätze nahe des Narienſees und einer Häufung von Siedelplätzen zwischen dem Gr. Gehlsee und dem Geserichsee fort. Dort verzahnt sich das Siedlungsgebiet der westmasurischen Gruppe mit dem der Frühgermanen.

Die aufgezeigte Volkstumsgrenze entbehrt dennoch nicht einer großen Problematik,[3]) denn sie liegt in einem breiten Streifen lebhaften Kulturaustausches, weshalb man geradezu von einer Mischzone sprechen muß. Es liegt aber keine eigene Mischkultur vor, sondern gerade eine Grenzkultur vorwiegend frühgermanischer Prägung. Den besten Beweis bietet das Vorhandensein von Burgen, die immer dort aufzutreten pflegen, wo Volkstums- und Kulturgrenzen laufen, wo umstrittener Boden liegt. Die bisher entdeckten und mehr oder weniger untersuchten Burgen jener Zeit sind die Tolkemita, die Hünenburg von Lenzen und der Schloßberg von Alt-Christburg.

1. Tolkemita bei Tolkemit, Kr. Elbing: Südlich der kleinen Fischerstadt Tolkemit liegt auf einem nach Nordnordwesten gerichteten Bergsporn, der von zwei Schluchten eingeschlossen wird, die Wallruine einer Vorzeitburg, die den Namen Tolkemita trägt, im Volksmunde aber die „alte Burg" genannt wird. Das Meßtischblatt von Tolkemit (1:25 000, Nr. 397) läßt eine reichgegliederte Landschaft erkennen. Recht steil fällt hier die Elbinger Höhe nach dem Frischen Haff zu ab. Vom Spitzberg im Hinterland der Burg fällt das Gelände bis zum Bergsporn von 125,6 m bis zu 72,8 m der Wallkrone ab. Nach dem Südosten ist die Burg durch einen Abschnittsgraben und Abschnittswall vom Hinterland abgeriegelt und dadurch geschützt, wie es der Plan (Abb. 3) noch am Ostrand angibt. Dann folgt ein „Außenhof", dem sich die eigentliche Ringwallanlage an-

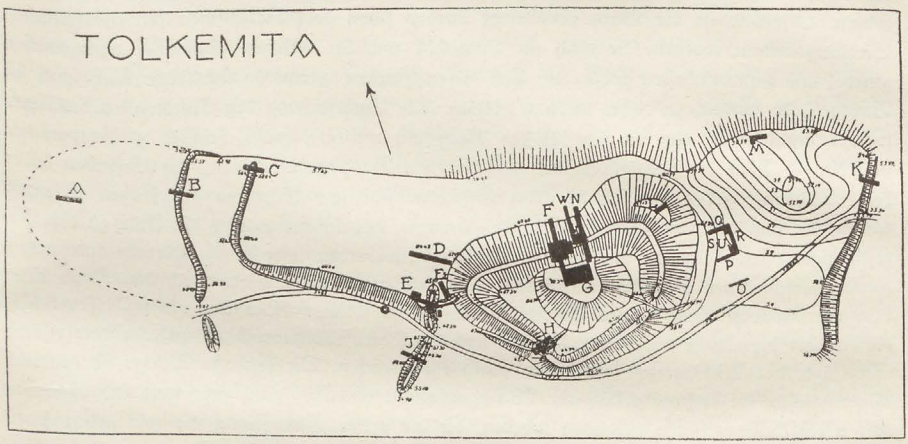


Abb. 3. Tolkemit, Kr. Elbing: Plan der Tolkemita, nach M. Ebert und Br. Ehrlich
Maßstab etwa 1 : 4025

schließt. Innerhalb dieses „Kernwerkes" lag nicht nur ein Innenhof (Wallkessel), sondern ein ausgesparter Erdhügel, wie er in frühgeschichtlichen Anlagen sehr oft begegnet. Nach dem Bergsporn zu schützen drei Abschnittswälle mit Vorgräben den Zugang zum Kernwerk. Der innerste Vorwall greift bis an die Schlucht des Mühlengrundes heran. Die nordöstliche Schlucht ist derartig steil, daß ein Angriff von dieser Seite unmöglich war. Die langgestreckte Burganlage ist etwa 340 m lang und 110 m breit. Der etwas viereckige Ringwall mißt 60 × 45 m. Die Wallkrone steigt von der Umgebung bis zu 7 m an, läßt also stattliche Erdschüttungen erkennen. Auf ihrer Höhe genießt man einen köstlichen Fernblick auf das Vorland, auf das Frische Haff, die Nehrung und die offene See. Die in den Jahren 1926, 1928 und 1930 von Max Ebert[4]) und Bruno Ehrlich[5]) hier

ausgeführten Ausgrabungen, die noch fortgesetzt wurden und nicht abgeschlossen sind, brachten hauptsächlich folgende Ergebnisse:

„Bei allen Wällen des Kernwerks wie der beiden Außenwerke wurde festgestellt, daß ihnen Gräben vorgelagert waren und daß sie Holzerdebefestigungen auf der Wallkrone getragen haben. Diese Holzerdebefestigungen bestanden offenbar nur aus Plankenwänden, die im Innern mit Steinen und Erde ausgefüllt waren und auf Holzfundamenten ruhten. Solche Holzfundamente bestanden bei den Wällen der Außenhöfe nur aus einzelnen Schwellen, während im Wallinnern des Nordwalles des Kernwerks rostartige Holzpackungen in 5 bis 6 Schichten übereinander und in weiteren Abständen voneinander als Unterstützungen der Mauern aufgedeckt wurden. Ob bei dem Bau der Holzerdmauern auch Pfosten Verwendung gefunden haben, hat bisher noch nicht einwandfrei festgestellt werden können. Zwar zeigten sich an der Außen- und Innenseite der Holzmauern Gruben, die den Eindruck von Pfostenlöchern machten. Doch erwiesen sich einige von ihnen deutlich als Abfallgruben, da sie reichlich mit Scherben, auch ganzen Gefäßen, Tierknochen, Fischschuppen und Fischgräten gefüllt waren. Offenbar ist die Burg über einer vorher schon dort befindlichen früheisenzeitlichen Siedlung erbaut worden, die auch im Innenhof und im östlichen Außenhof nachgewiesen wurde, und zum mindesten gehört ein Teil dieser Gruben, zumal da sich solche auch sonst im Burggelände fanden, zu dieser alten Siedlung. Die Untersuchung des Nordwalles des Kernwerkes ergab aber, daß es sich bei der Burg um mehrere, wahrscheinlich 3 Bauperioden handelt. — Über die Zeitstellung der verschiedenen Bauperioden können die Scherben leider keine Auskunft geben, da sich in allen Schichten fast nur Scherben der frühen Eisenzeit finden, die aus dem umliegenden Gelände stammen, das immer wieder die Erde zu den Befestigungswerken hergeben mußte. Die Datierungen werden aber durch Metall- und andere Funde verschiedener Perioden ermöglicht. Die früheste Schicht wird durch den Fund einer bronzenen Rollenfibel und eines Bronzedrahtringes mit blauer Glasperle als früheisenzeitlich, die darüber befindliche durch eine D-Fibel und durch ein Bronzearmband und mehrere eiserne Streitäxte der Wikingerzeit als dieser zugehörig erwiesen. Die früheste Anlage ist demnach ostgermanisch, die spätere gehört der Wikingerperiode an. Nur ganz vereinzelt sind Scherben von Drehscheibengefäßen gefunden worden, die die dritte Bauperiode, die wir neben jenen beiden noch anzunehmen haben, der jüngsten heidnischen Zeit zuweisen."[5])

Eine Durchsicht der Keramik führt im Vergleich zur Tonware der frühostgermanischen Siedlung von Elbing-Lärchwalde[6]) u. a. Orten zu folgendem Ergebnis.

Beherrschend im Formenschatz sind wohl die gerauhten Töpfe verschiedener Größe, tiefe Näpfe und flache Schalen. Die letztgenannten haben eine glatte Oberfläche. So nennen wir den Mittelscherben 4402,5 (Taf. XVIII, x) eines großen Vorratsgefäßes mit gekniffener Schulterleiste, glattem Halsteil, gerauhtem Unterteil; mit Bandösenhenkel, braun, glatt. Ähnlich ist ein großer Mittelscherben 4402,7 eines Vorratstopfes mit Bandösenhenkel an der Schulter und glattem Hals, aber schlickgerauhtem Körper von schwarzbrauner Farbe. Am häufigsten sind wohl die Töpfe und Näpfe mit steilem Hals und geradem oder etwas verdickten Mündungsrand: 3932,78 (Taf. XVIII, w) Randscherben eines steilwandigen Topfes mit geradem Mündungsrand, schmalem, glatten Halsteil und schlickgerauhtem Körper; braun, innen glatt und schwärzlich. 4427,3 Randscherben eines Napfes mit glattem verdickten Rand; unter glattem Halsstreifen die gerauhte Wandung. 4435,30 Randscherben eines Topfes mit steilem glatten Rand; schlickgerauht, braun, in Halshöhe eine Warze oder Knubbe. 3932,42 Randscherben eines Topfes mit verbreitertem Mündungsrand, steilwandig;

glatter, schmaler Randstreifen, dann aufgerauht. — Recht zahlreich sind auch die großen Schalen vertreten: 3932,78 (Taf. XVIII, n) Randscherben einer weitmundigen, geradwandigen Schale mit leicht verdicktem Mündungsrand; braun, glatt. 4435,21 (Taf. XVIII, l) Randscherben einer großen Schale mit verbreitertem Rand (Mundsaum) und randständigem Bandhenkel, von Zipfelpaaren eingefaßt; auf dem Saum eingedrückte Schrägstriche; außen graubraun, innen rotbraun, glatt. 4402,5 (Taf. XVIII, o) Randscherben einer großen Schale mit Mundsaum und waagerechtem Zipfelpaar; schwarzgrau, glatt. Zwei Striche (rezent vom Pflug geschürft?). 3932,77 Randscherben einer Schale mit roh verbreitertem Mündungsrand; dunkelgrau, glatt. 3932,103 Randscherben einer großen Schale mit steilem Hals und leicht auswärts gewipptem Mündungsrand; braun, glatt. 3932,33 Randscherben einer großen Schale mit geradem Rand; schwärzlich, glatt. Ferner Randscherben Taf. XVIII, m (4402,6) und Taf. XVIII, q (3970,9). — Über Verzierung und Henkelbildung geben weitere Beispiele Auskunft: 3932,15 (Taf. XVIII, t) Randscherben eines Napfes mit geradem Mündungsrand; mit Reihen von Fingernageleindrücken; hellbraun, glatt. 4435,9 (Taf. XVIII, f) Randscherben eines tiefen Napfes oder Topfes mit steilem, geraden Mündungsrand; mit Reihen von Schrägeinschnitten; außen braun, glatt, innen schwärzlich. 4435,1 (Taf. XVIII, y) Mittelscherben eines mittelgroßen Gefäßes mit Reihen eingedrückter, paralleler Striche und Schrägstriche; dunkelbraun, glatt. 4435,2 (Taf. XVIII, p) Randscherben eines großen Topfes; mit konischem Halsteil und geradem Mündungsrand; unterhalb des Randes zwei Stabeindrücke; rotbraun, glatt, etwas abgelaugt. 4435,11 Mittelscherben mit schräg gestellten, unregelmäßig verteilten, flachen Fingernageleindrücken; ziegelrot, glatt, Bruch grau. 4427,3 Randscherben eines Napfes mit geradem Mündungsrand und schräg gestelltem Randzipfel; dunkelgrau, glatt. 4435,13 Randscherben eines Topfes mit gekniffenem (gewelltem!) Mündungsrand, steilem Hals, leicht geschweift; hellbraun. 3932,87 Randscherben eines rohen Henkelnapfes mit randständigem Bandhenkel, obenauf mit Fingerdellenpaar; braun, glatt; dazu ein ähnlicher Henkelscherben eines kleineren Napfes. 4807,11 Randscherben eines bauchigen Topfes mit steilem Halsteil; auf der Schulter flache Fingernageleindrücke; braun, glatt. 4435,31 Mittelscherben eines mittelgroßen Gefäßes (Doppelkegel?), in dessen Umbruch ein senkrechtes (!) Ösenloch gestochen ist, eingerahmt von Schrägkerben; braun, glatt. 4435,34 (Taf. XVIII, u) Randscherben eines großen Topfes mit kräftigem Bandhenkel (in der Mitte zusammengedrückt, beinahe Stabhenkel) mit steilem, geraden Mündungsrand; braun, innen schwärzlich, glatt. — Bemerkenswert sind feinere, dünnwandige Gefäße: 4435,9 Mittelscherben eines geschweiften Halsteiles, braun, dünnwandig; Hals- und Schulterscherben einer Vase mit abgesetzter Schulter, dunkelbraun, geglättet, dünnwandig. 4402,25 Randscherben einer Tasse oder eines Napfes mit steilem Hals; hellrot geflammt, glatt. 3932,87 Randscherben eines dünnwandigen, kleinen Gefäßes mit ausladendem Halsteil, geradem Rand und schmaler Schulter; schwarzbraun, glatt. 3932,127 Mittelscherben eines Täßchens mit verlaufendem Hals, gewölbter Schulter; graubraun, glatt, dünnwandig. — Es bleiben noch die Siebgefäße zu nennen: 3932,8 (Taf. XVIII, v) Randscherben eines Siebgefäßes mit steilem Mündungsrand und gewölbter Wand; außen glatt, braun. 3932,78 (Taf. XVIII, r) Mittelscherben eines Siebgefäßes; außen glatt, innen uneben, hellbraun. 4435,15 Randscherben eines dickwandigen Siebgefäßes mit größeren Löchern, braun (Bes. Städt. Mus. Elbing.)

Schon jetzt kann festgestellt werden, daß das Gepräge der Tolkemiter Tonware demjenigen von Lärchwalde entspricht und den Formenvorrat sogar noch bereichert.

Der Volkstumsfrage dienen ſchließlich noch die 1934 von Profeſſor Bruno Ehrlich ſelbſt geborgenen Bronzen.[7]) Wir dürfen hoffen, daß auch die Grabungsergebniſſe der letzten Unterſuchungen von unſerem Jubilar bald vorgelegt werden.

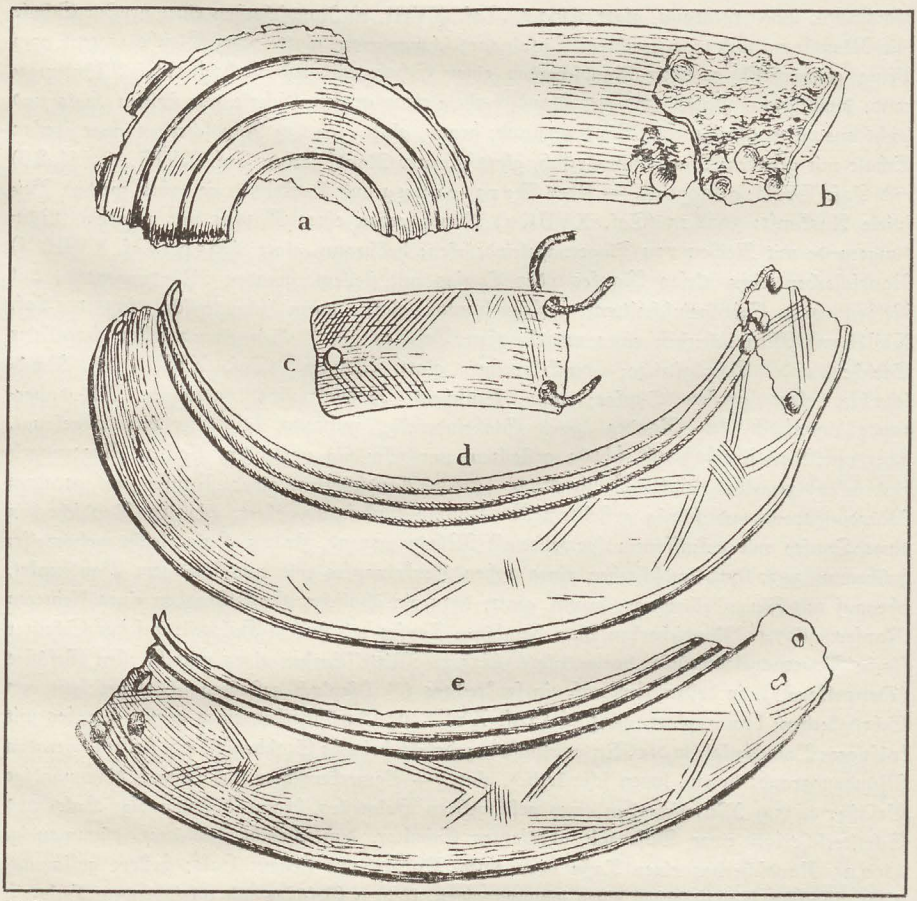


Abb. 4. Tolkemit, Kr. Elbing: Bronzen von der Tolkemita a Zierſcheibe, b Genietetes Band, c Schließplatte, d, e Halsbänder zu einem „Sichelhalskragen". — 2/3 nat. Größe.

Reſt (Abb. 4 a) eines Zierbleches (Hängetutulus?) aus Bronze mit konzentriſchen, erhabenen Kreisbändern. Erhaltener Dm. 7,5 cm; erh. Breite 4,2 cm. Hellgrün patiniert.

„Sichelhalskragen" in drei Reſtteilen (Abb. 4 b—e): Zwei gegoſſene, ſchräg abfallende, gerade abgeſchnittene Halsbänder, c mit einem erh. Nietloch links, mit vier Nietſtiften rechts; hier wurde mit einem unterlegten Blech ein Riß ge-

stückt! Längsrillen an der Innenseite. — Eingravierte Ornamente: Rauten in Bändern von je vier Strichen; d mit einem Nietloch und zwei Nietstiften links und zwei Nietlöchern rechts (mit Gußfehler). — e Schließplatte aus rechteckigem Bronzeband mit Loch links und zwei Löchern rechts für Ringe. Mit schrägen Strichgruppen verziert. — Maße: c Länge im Durchm. 14,4 cm; Breite 3,4 cm. d Länge im Durchm. 14,6 cm; Breite 3,1 cm. — e Länge 5 cm; Breite 2,2 cm; Stärke 0,15 cm. — Zwei kleine Drahtringreste. — 164 : 34. Kuglige Glasperle, Farbe blau; (Bes. Städt. Museum, Elbing).

Der „Sichelhalskragen" gehört im weiteren Sinne zu jener kleinen Gruppe Bronzen der jüngsten Bronzezeit, deren Vertreter z. B. der Sichelplattenkragen aus dem Verwahrfund von Barchnau, Kr. Pr. Stargard,[7]) ist. Er hat allerdings eine enge Verwandtschaft mit den schräg gestellten Arm- oder Halsbändern, wie sie vom Langenberg bei Neumark,[7]) Kr. Löbau, oder von Grünwalde,[7]) Kr. Fischhausen, stammen. Zumindestens ist nun dem Verbreitungsbild der Sichelhalskragen von denen E. Sprockhoff[7]) vier Fundplätze zwischen Drage und Weichsel eingetragen hat, noch ein Fundplatz östlich der Weichsel, Tolkemit, hinzuzufügen. Über den urgermanischen Charakter dieses Types der III. Hallstattstufe kann kein Zweifel sein;[7]) dasselbe dürfte für die obenerwähnte „Rollenfibel" (nach frdl. Mitt. von Prof. Ehrlich eine Rollennadel, die z. Zt. im Magazin verpackt ist) gelten.

2. Großer Hünenberg bei Lenzen, Kr. Elbing: Nordwestlich vom Dorfe Lenzen und südöstlich vom Haffschlößchen in Succase liegt der guterhaltene Burgwall von Lenzen. Man kann ihn entweder vom Westausgange des Dorfes oder auch vom Pruzzengrund her erreichen. Auf einem schmalen Bergsporn (Taf. XIII, c) liegen seine Wehranlagen mit herrlichem Haff- und Seeblick. Nähert man sich von Südosten der Burganlage, so erblickt man zunächst einen Wallrücken, der die Burg nach der von Natur ungeschützten Seite, nach dem sanft ansteigenden Hinterlande abriegelt. Dieser langgestreckte Rücken heißt der „Kleine Hünenberg". Selbst wenn er nicht künstlich aufgeschüttet ist, was noch nicht grabungsmäßig ermittelt ist, so ist zweifellos seine Krone künstlich verändert, was noch mehr von den beiderseitigen Böschungen angenommen werden muß. Durch einen heutigen Feldweg gelangt man am Ostrand des Bergsporns in die weiträumige Vorburg. Der Kleine Hünenberg (95 m) erhebt sich etwa 10 m über seine Umgebung. Das Meßtischblatt Nr. 467 verzeichnet sowohl diese Kuppe wie den gesamten Bergsporn mit eingetragenem Burgwall. Am Ende der Vorburg befindet sich eine Einsattelung, bei der schließlich ein Abschnittsgraben den Zugang zur Hauptburg geschützt hat. Die Böschung der anschließenden Haupt- oder Kernanlage, die man auch Hochburg gegenüber der Niederburg (Vorburg) nennen könnte, ist abgeschrägt, um sie

schwer überwindbar zu machen. Diese 5 m breite Böschung zieht sich bis zum Westzugang an die Schlucht hin. Hier begleitet den Zugangsweg, der wohl als der ursprüngliche anzusehen ist, ein Wallgraben. Am Westrand, wo sich der Zugang bastionartig verbreitert, mag die Toranlage zu suchen sein. Der Weg zur Burg ist innenschildig; der Verteidiger traf die rechte, ungeschützte Seite des Angreifers. Die Kernburg liegt ihrerseits auf einer natürlichen kleinen Kuppe, die nach Norden aufsteigt, so daß auch die Wallkrone des länglichen Ringwalles im Norden höher verläuft als im Süden, und zwar bis zu 106 m. Vor allem am Südosthang fällt die Schlucht 40 m tief und äußerst steil ab. Im Nordteil des Wallkessels liegt ein Hügel, der sich an den Nordrand anlehnt. Im Südteil ist ein regelrechter Innenhof zu erkennen. Auf dem genannten Hügelplateau steht heute ein Findlingsblock, der dem Heimatforscher Dorr gewidmet ist. Dorr[8]) hat in der Tat auch als erster die Burg Lenzen erkundet und beschrieben. So spricht er von „Niederwällen", die an der Spitze des Bergsporns liegen. Nördlich der Hochburg fällt der Sporn in zwei schmalen Zungenspitzen zu den Schluchten hin ab. Diese gratartigen Wege führen zu je einer kleinen Bastion natürlicher Herkunft, die aber vom Verteidiger ausgenützt worden sein mögen.

Die Nachgrabungen von Dorr zeigten an verschiedenen Stellen eine alte Kulturschicht, so beim Inneneingang zur Hauptburg mit Holzkohleresten, größeren Bernstein-, Fisch- und anderen Knochenresten und zahlreichen Scherben. Letztere der „älteren als der Burgwallzeit" (Dorr) angehörenden Scherben fanden sich auch sowohl in der Vorburg wie in den „Niederwällen" hinter der Kernburg. Der Nordwall der Hauptburg besteht aus Lehm, der Südwall zumeist aus Sand. Am Fuße des Nordwalles fand sich eine Brandschicht; in der Nähe waren einst Urnen mit Leichenbrand herausgekommen. Unter den Funden der Kulturschicht erwähnt Dorr ein Siebgefäßrest, ferner Reste von zwei „Tongefäßen mit rundlichem Boden ohne Stehfläche" und einen kleinen Bronzearmring aus Draht.

Den Burgwall Lenzen besuchte auch die Teilnehmerschaft der Reichstagung für Vorgeschichte 1937 in Elbing, wobei Prof. Dr. Ehrlich seine Gäste als „Burgherr" begrüßte, denn das Burggelände ist im Besitz der Elbinger Altertumsgesellschaft. — Die heutige Scherbendurchsicht führte zu folgendem Ergebnis.

Der Formenvorrat der Tonware entspricht durchaus dem von der Tolkemita. Geraute Töpfe und Näpfe: 3970,9 (Taf. XVIII, k) Randscherben eines bauchigen Rauhtopfes mit auswärts gebogenem Mündungsrand; außen mit Schlick gerauht, innen glatt, hellbraun. 1537 (Taf. XVIII, a) Randscherben eines großen zweigliedrigen Vorratstopfes mit geschweiftem konischen Halsteil und umgelegten waagerechten Mündungsrand (Mundsaum); auf dem Schulterknick eine gekniffene Zierleiste, Halsteil glatt, Körper schlickgerauht, schokoladenbraun, gemagert. 1075, n (Taf. XVIII, c) Randscherben eines großen Rauhtopfes mit gekniffenem, steilen Mündungsrand; bis zum Rand schlickgerauht, innen glatt,

graubraun. 1075, l ähnliche Randscherben. 1075, i Bodenteil eines großen Rauhtopfes mit glattem Streifen über dem Boden, braun. 3970,12 Randscherben eines großen tonnenförmigen Rauhtopfes mit gekniffenem Rand, leicht auswärts gebogen. — Auch hier sind wieder viele Schalen vertreten: 3970,9 Randscherben einer großen Schale mit eingezogenem, verdickten Rand; außen geglättet, schwarzbraun, innen matt hellbraun. 3970,9 (Taf. XVIII, d) Randscherben einer Schale oder eines Napfes mit niedrigem Halsteil, steilem Mündungsrand und schmaler Schulter; braun, glatt. 3970,15 Randscherben einer flachen Schale mit eingekerbtem Mundsaum; braun, glatt. 1075,9 Randscherben einer zweigliedrigen Schale mit auswärts gebogenem Rand und kleiner Schulter; etwas dünnwandig, hellbraun, glatt.

Durch Henkelbildung oder Verzierung fallen auf: 3970,10 (Taf. XVIII, i) Randscherben eines Gefäßes mit niedrigem konischen Halsteil und steilem, etwas verdicktem Mündungsrand; auf der Schulter flache Warze oder Knubbe; glatt, braun, etwas dünnwandig. 1075, k (Taf. XVIII, f) Randscherben eines großen Napfes mit randständigem Bandhenkel und steilem Mündungsrand; braun, glatt. 1075, f Randscherben einer Schale oder eines Napfes mit unterständigem Bandhenkel; braun, glatt. 3970,12 verschiedene Bandhenkel. 3970,6 Randscherben mit Zipfel. 3970,13 Mittelscherben mit Fingernageleindrücken. — Besonders bemerkenswert sind hier Teller: 1075, n (Taf. XVIII, b) Randscherben eines flachen Tellers mit geradem Rand; beidseitig glatt, eine Seite braun, andere schwärzlich. 1075, l brauner Tellerrandscherben. 1075, f dasselbe. — Von den dünnwandigen Gefäßen ist 1075 a beachtenswert (Taf. XVIII, g) Schulterscherben einer zweigliedrigen Vase mit konischem Halsteil und gewölbter Schulter, auf der Linien eingeschnitten sind; außen geglättet, heute z. T. abgelaugt, innen roh verstrichen, grauschwarz. Ferner ist abgebildet 1360 (Taf. XVIII, e) Randscherben eines großen Topfes mit verlaufendem Halsteil und gewölbter Schulter, Mündungsrand gerade; braun, glatt. 3970,2 (Taf. XVIII, h). Kleiner Tonspinnwirtel von konischem Querschnitt mit fast zylindrischem Loch; hellbraun und schwärzlich geflammt, glatt. — Erwähnenswert ist noch ein Randscherben (1075, i) von einem etwas dünnwandigen Doppelkegel, hellgelb, glatt. Schließlich ein Bodenansatzscherben, der aber nicht rundbodig zu nennen ist. (Bes. Städt. Mus. Elbing.)

3. Schloßberg bei Alt-Christburg, Kr. Mohrungen: Südlich von der Stadt und der Ordensschloßruine Christburg liegt das Dorf Alt-Christburg, dessen Gemarkung auch einen Sorgebach besitzt, an dem sich der „Schloßberg" erhebt. In die Schlucht der Sorge schiebt sich ein Bergsporn, dessen natürliche Steilhänge 30—40 m zum Bach steil abfallen. Weitere Quertäler schnüren den Bergsporn ab. Im Osten befindet sich ein doppelter Abschnittswall, der den Zugang vom Hinterland her, wo es an natürlichem Schutz fehlte, abriegelte. Von diesem Zugangsweg gelangt man heute zu einem Knick des Hauptabschnittswalles. Hier liegt jetzt die Stelle des preußischen Tores. Einst zur großgermanischen Zeit ging die Hauptmauer der Burg ununterbrochen bis zum Steilhang[9]) (Plan Taf. XVII, b). Diese Hauptmauer riegelte den Wallkessel halbkreisförmig ab; im mittleren und nördlichen Teil ist sie heute noch als mächtiger Wall vorhanden, wie es die punktierte Linie angibt. Der Plan verzeichnet weiterhin die gestrichelte Linie des Preußenwalles und schließlich die Linien der ordenszeitlichen Wälle. Letztere ergaben eine Dreiteilung des alten Wallkessels. Der Nordteil wurde abgesondert und am Ter-

rassenrand entstand eine Art Viereckschanze als Innenhof. Gleichzeitig errichtete der Orden einen Wehrturm auf der Wallmauer. Uns beschäftigt hier jedoch nur die früheisenzeitliche Besiedlung auf dem Schloßberg.

Die oben gekennzeichnete zeitliche Dreigliederung der Burg ist das Ergebnis der im Auftrage des Reichsführers SS Heinrich Himmler ausgeführten Ausgrabungen, die noch eine Fülle von Funden geliefert haben. Wir wissen, daß die Wallmauer eine Holzerdemauer, „hölzerne Vorder- und Rückwand mit Pfosten und dazwischengefüllter Erde", gewesen ist, die zu einem Abschnittsgraben abfiel. Nach der Siedlungskeramik der Früheisenzeit gelangt der Bearbeiter W. v. Seefeld[9]) zu dem Ergebnis, daß die erste Anlage der Burg von den Balten gegen die um 800 v. d. Ztr. vom Weichselgebiet aus einrückenden Frühgermanen errichtet worden sei. „Die Burg ist dann von den Frühgermanen erobert und auch weiterhin gegen mehrere Überfälle der Balten gehalten worden." Es folgte eine gotische Besiedlung des Schloßberges.

Wenn uns auch die gesamte Siedlungskeramik hier nicht vorliegt, so haben wir doch ihren Gesamtcharakter nach eingehenden Prüfungen vor Augen und erwähnen nur die abgebildete Schale (Taf. XVII, a) mit ausladendem Halsteil und geradem Mündungsrand. Der Halsteil ist durch eine Reihe von Kerben vom Unterteil getrennt. Der Bodenteil ist stark ergänzt. Die Schale besitzt einen randständigen Bandhenkel; ihr Profil ist S-förmig. Außer der Siedlungskeramik liegt die Grabkeramik des einzigen auf dem Schloßberg gefundenen Brandgrabes in Gestalt eines Glockengrabes mit mächtigem Rauhtopf als Glocke, einem gehenkelten Hauptgefäß und einem gehenkelten Schälchen vor. Dieses Grab ist zweifellos frühgermanisch

4. Insel II bei Klein-Ludwigsdorf, Kr. Rosenberg: Neuerdings tritt nun wahrscheinlich noch eine vierte früheisenzeitliche Burg zu den bisher geschilderten, wie sie in dieser Festschrift von W. La Baume[10]) erwähnt wird: „Bei den durch das Westpr. Provinzial-Museum ausgeführten Probegrabungen (1909) wurden auf der Insel II [im ehemaligen Korbenest-See] sowohl an der Nordseite wie an der Südseite zahlreiche Tonscherben gefunden, die (bis auf ganz wenige Ausnahmen) nicht frühgeschichtlich, sondern vorgeschichtlich sind; die wenigen Stücke, die Reste von Verzierung aufweisen, machen es wahrscheinlich, daß die Scherben in die Frühe Eisenzeit (800—500 vor d. Ztr.) gehören. Einige Scherben von Insel II sind frühdeutsch, während frühgeschichtliche Scherben (vom Burgwalltypus) bisher auf der Insel nicht gefunden worden sind." Wenn hier auch die Volkstumszugehörigkeit noch nicht angegeben werden kann, so dürfte diese Burg den südlichsten Punkt in der Kette unserer Burgen bilden, weshalb sie auch mit Vorbehalt in die Karte Abb. 2 eingetragen wurde.

Sowohl die Prüfung der Keramik und der Bronzen der geschilderten Burgen, die ein durchaus frühostgermanisches Aussehen haben, wie noch eindringlicher das Ausbreitungsbild dieser Burgen, zu denen sicherlich noch weitere als Neuentdeckungen hinzukommen werden, vermögen zu beweisen, daß wir uns tatsächlich am Grenzsaum zweier Altkulturen befinden, in dem die Burgen wehrhafte Plätze der Frühgermanen waren. Der Burgcharakter bleibt übrigens auch dann bestehen, wenn etwa diese oder jene Grabung noch zeigen sollte, daß mancher „Wall" jünger, d. h. frühgeschichtlich ist, denn diese Plätze sind zumindesten wehrhafte Höhensiedlungen (außer Kl.-Ludwigsdorf) der Frühostgermanen von starkem Eigengepräge gewesen.

Nachtrag: Unmittelbar vor dem Ausdruck dieses Aufsatzes erscheint H. 2, Jg. 1938 der Ostland-Berichte (Reihe A)[11]) mit der Abfertigung einer polnischen Fehldeutung des Volkstums der westpreußischen Gesichtsurnenkultur, die von klein-asiatisch-semitischen Kolonisten hergebracht sein soll! In dieser Abwehr und der Beurteilung der Gesichtsurnenkultur der Frühgermanen sowie der Burgen der Lausitzer Kultur stimme ich mit dem Verf. überein. Ferner ist es beachtenswert, daß die Volkstumsfrage früheisenzeitlicher Burgen auch anderwärts aufgerollt wird. Es bleibt aber zu bedauern, daß a. a. O. eine Deutung gegeben wird, ohne vorher die Siedlungskeramik und die Bronzen der Tolkemita und von Alt-Christburg geprüft zu haben, wie es hier in meinem Aufsatz nunmehr geschehen ist. Natürlich „geben die Burgwälle bei der Abgrenzung der Frühgermanen einen guten Fingerzeig", wie es gezeigt werden konnte. Die Schlußfolgerung des Verf. lautet: „Wären die beiden bisher bekannt gewordenen Wälle von Tolkemit und Alt-Christburg wirklich germanisch, dann müßten solche Wälle auch im Innern des frühgermanischen Siedlungsraumes zu finden sein." Diese Beweisführung ist irrig, denn gerade im Grenzlande eines Volkes können Burgen entstehen, wenn dieses Volk im Kernland auch keine Burgen zu bauen pflegt. Bestes Beispiel sind die Westgermanen, die ebenfalls nur in der Auseinandersetzung mit den Kelten Burgen gebaut und benutzt haben. So ist es auch bedauerlich, daß in der beigefügten Karte[11]) die Burgen als „Burgwälle der Altpreußen" verzeichnet worden sind, wobei die einzige Stütze des Verf. in Gestalt der Burg Kraxtepellen im Samland fehlt und die Lausitzer Burgen[12]) lückenhaft eingetragen sind. Selbst wenn im altbaltischen Siedlungsgebiet noch früheisenzeitliche Burgen entdeckt werden sollten, so berechtigt es nicht, den vier früheisenzeitlichen Burgen an der alten Völkergrenze das frühgermanische Volkstum abzustreiten, wie es die Vorlage des Fundstoffes erwiesen hat.

Schriften

[1]) Engel, Carl, Ostpreußens Stellung im Rahmen der gesamtdeutschen Vorgeschichte. In: Germanenerbe Jg. 2, H. 9/10. 1937. S. 255.

[2]) Engel, Carl und Wolfg. La Baume, Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande. Atlas der ost- und westpreußischen Landesgeschichte. Hrsg. v. E. Keyser. 1. Teil, Königsberg 1937, Karten 5 und 6. Seite 78—107.

[3]) Engel, Carl, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I, 1935, S. 268 ff.

[4]) Ebert, Max, Castrum Weklitze, Tolkemita, Truso. In: Elbinger Jahrbuch, H. 5/6, 1927. S. 109 ff.

[5]) Ehrlich, Bruno, Die Tolkemita, Die erste nachweislich germanische Burg Westpreußens. In: Mannus-Erg.-Bd. 8, 1931, S. 55 ff.

[6]) Neugebauer, Werner, Vorgeschichtliche Siedlungen in Lärchwalde, Kr. Elbing. In: Elbinger Jahrbuch, H. 12/13, 1936. S. 149 ff. Taf. XXXIII bis XXXV.

[7]) Sprockhoff, Ernst, Jungbronzezeitliche Formenkreise an der unteren Oder und unteren Weichsel. In: Blätter f. Dtsche. Vorgeschichte. H. 8, 1931. S. 15, Abb. 18; S. 16, Karte Abb. 20. — Derf., Formenkreise der jüngeren Bronzezeit in Norddeutschland. In: Schumacher-Festschrift, Mainz 1930, S. 122 ff. — La Baume, W., Vorgeschichte von Westpreußen. Danzig 1920. S. 46, Abb. 59. — Engel, C., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I, 1935. Taf. 122, g. — Petersen, E., Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. Berlin 1929. S. 79/80. Taf. 8, c.

[8]) Dorr, Robert, Der Burgwall bei Lenzen. In: Schriften der Naturforschenden Gesellsch. Danzig. N. F. 6, H. 4, 1887. S. 142 ff.

[9]) Seefeld, Wolf von, SS-Grabung auf dem Schloßberg bei Alt-Christburg. In: Germanenerbe Jg. 2, H. 9/10, 1937, S. 277 ff. — Langsdorff, Alexander, Eine Ausgrabung des Reichsführers SS in Ostpreußen. In: Geistige Arbeit, 4. Jg., H. 12, 1937, S. 11 f.

10) La Baume, Wolfg., Die Pfahlbrücken des Burgwalles bei Kl.-Ludwigsdorf, Kr. Rosenberg (Westpr.). In: Ehrlich-Festschrift Elbinger Jahrbuch H. 15, 1938.

[11]) s, Wer waren die Träger der westpreußischen Gesichtsurnenkultur? Germanen, Slaven, Balten oder kleinasiatisch-semitische Kolonisten? In: Ostland-Berichte Jg. 1938, Nr. 2. S. 80—85.

[12]) Radig, Werner: Die Burgwalltypen der Lausitzer Kultur in Westsachsen. In: Sitz.-Ber. u. Arch. Isis, Dresden. Jg. 1931 (1932). S. 176—181.

Zur burgundischen Eisenschmiedekunst des 1. Jh. v. Ztr.

Von Dietrich Bohnsack

Eine der auffallendsten Erscheinungen in der germanischen Spätlatènezeit ist unstreitig die durch reiche Waffen- und überhaupt Eisenbeigaben gekennzeichnete Brandgruben- und Brandschüttungsgräberkultur in Ostpommern und dem Weichselgebiet, über deren Stammeszugehörigkeit — abgesehen von ihrem zweifelsfrei ostgermanischen Wesen — sich bis heute noch keine einheitliche Auffassung herausgebildet hat. Wenn im Folgenden diese Kulturgruppe als burgundisch bezeichnet wird, so soll dies nicht etwa besagen, daß lediglich die Burgunden ihre Träger gewesen sind. Wie an anderer Stelle ausführlicher dargelegt ist,[1]) scheint es vielmehr, daß man in dieser Wanderungszeit überhaupt noch nicht von festgefügten Stämmen reden kann, sondern daß vielleicht ein größerer Stammesverband, ähnlich dem wandalischen, eine Anzahl verschiedener Stammesteile und -Splitter in sich vereinigt hat, aus dem sich erst im 1. Jh. n. Ztr. die späteren Stämme herausgebildet haben. Um aber farblose Ausdrücke wie „ostpommersche" oder „Weichselmündungs"-Gruppe zu vermeiden, kann man schon für die Spätlatènezeit mit einer gewissen Berechtigung dieser Kulturgruppe den Namen des Stammes geben, der später als der bedeutendste aus ihr hervorgegangen ist.

Als die wesentlichsten Bestandteile der burgundischen Hinterlassenschaft in der Spätlatènezeit können wohl die zahlreichen Eisenarbeiten gelten, die zwar schon oft formenkundlich eingehend behandelt worden sind,[2]) aber — mit Ausnahme der Waffen — gerade als Beispiel einer hoch entwickelten Eisenschmiedekunst wenig Beachtung gefunden haben, wie denn überhaupt die germanische Handwerkskunst der frühen Eisenzeit in den Darstellungen vorgeschichtlicher Kunst meist kaum einer flüchtigen Erwähnung für wert gehalten wird. Hierbei tritt die Eisenschmiedekunst noch besonders zurück. Denn einerseits hat der Boden sehr oft die Eisenarbeiten zerstört oder doch in einen recht unansehnlichen Zustand versetzt, andererseits gilt das Eisen im Gegensatz zur Bronze als ein besonders nüchterner, ja geradezu schmuckfeindlicher Werkstoff,[3]) der für künstlerische Zwecke wenig brauchbar er-

scheint. Dieses Urteil bedarf jedoch der Einschränkung, wie wir an burgundischen Beispielen sehen werden. Freilich gehen Bronzetechnik und Eisenschmiedetechnik in der künstlerischen Gestaltung verschiedene Wege. Schon in der Natur des Bronzegusses liegt die Bevorzugung der rundlichen Form und damit geradezu der Anreiz zu rundplastischen Arbeiten, erhabenen Verzierungen, figürlichen Darstellungen usw., während die Technik des Schmiedens in erster Linie flächenhaft arbeitet und so vor allem durch schöne Linienführung der Form, durch flächenhafte Verzierungen und schließlich auch durch die Gediegenheit der Arbeit selbst künstlerische Wirkung erstrebt. Wo die Eisenschmiedekunst dagegen versucht, die rundplastischen Bronzeformen in Eisen nachzuschmieden, also z. B. bei Ring- oder Fibelschmuck, muß sie hinter den bronzenen Vorbildern zurückbleiben. Das ist vielleicht auch einer der Gründe, weshalb schmuckfreudige Zeiten und Völker die Verarbeitung des Eisens mehr auf nüchterne Zweckformen beschränkten.

Die burgundische Eisenschmiedekunst des 1. Jh. v. Ztr. hat aber diese Gefahren fast völlig vermieden und unter Ausnutzung der oben geschilderten künstlerischen Wirkungen einen, man möchte fast sagen, eigenen Stil geschaffen, der sich durch Gestaltreichtum und Formenschönheit aus den Eisenarbeiten anderer Stämme sichtbar heraushebt und durch seine Eigenart geradezu die Verbreitung der burgundischen Kultur kennzeichnet. Die wesentlichsten Merkmale mögen daher, wenn auch nur andeutungsweise, kurz geschildert werden.

Von jeher hat schon die vorzügliche burgundische Bewaffnung die Aufmerksamkeit der Forschung erregt. Sie ist von Jahn[4]) erschöpfend dargestellt, so daß sie hier nur in den wichtigsten Zügen gestreift zu werden braucht. Wie in der ganzen burgundischen Sachkultur ist auch vor allem in der Waffenherstellung ein wesentlicher Zug die größere Unabhängigkeit von keltischen Einflüssen als anderswo, sei es nun in der zähen Bewahrung einheimischer Formen oder der Umarbeitung der fremden Vorbilder in eigenem Geschmack. Während sich z. B. sonst das keltische zweischneidige Schwert mit seiner eisernen Scheide bei allen anderen germanischen Stämmen restlos durchsetzte, hat es doch bei den Burgunden das einheimische, einschneidige Kurzschwert in der Holzscheide nicht verdrängen können. Neue Funde haben sogar das zahlenmäßige Übergewicht der heimischen Form über die fremde klar erwiesen.[5]) Die Umformung eines keltischen Vorbildes andererseits sehen wir deutlich etwa bei der Verzierung der Lanzenspitzen durch Blattausschnitte und geätzte oder gepunzte Muster, die an sich hier wie dort üblich waren, aber in der Art der Ornamente und ihrer Verteilung auf die Blattfläche der Lanzenspitze deutliche Unterschiede zeigen.[6]) Schon diese Bodenständigkeit des burgundischen Waffenschmiedehandwerks ist ein Hinweis auf dessen Überlegenheit gegenüber der der Nachbarstämme, die sich erst recht in der Vielfältigkeit der einzelnen Waffen-

arten kennzeichnet. Ganz abgesehen von den angrenzenden elbgermanischen Stämmen, deren Waffenfunde an sich spärlich sind, ist auch die sonst so nahe verwandte wandalische Kultur in der Bewaffnung der burgundischen weit unterlegen. So fehlen ihr, abgesehen von wenigen Einfuhrstücken, u. a. das einschneidige Schwert, die keilförmigen langen Lanzenspitzen,[7]) die Wurfspeerspitzen mit und ohne Widerhaken und die Stangenschildbuckel. Auch die Blattausschnitte an den Lanzenspitzen scheinen die Wandalen nicht zu kennen, während die Ätz- und Punzverzierung bei beiden Stämmen üblich ist. Gerade die Lanzenspitzen zeigen die Formschönheit der Linienführung und die schöne Flächenverzierung der burgundischen Eisenschmiedekunst. Es ist seltsam, daß solche künstlerisch hervorragenden Lanzenspitzen mit geschweiften Blatträndern und Ätzmustern wie Taf. XIX, a immer wieder in den Kunstgeschichten übergangen werden. Daß der Ruf dieser vorzüglichen Arbeiten weit über die Grenzen des burgundischen Kulturgebiets reichte, daß manche Stämme, so die Wandalen, um die Zeitwende vieles aus der burgundischen Bewaffnung einfach übernahmen, wie das einschneidige Schwert oder die Lanzenspitze mit Widerhaken, ist ein weiterer Beweis für die damalige überragende Stellung der burgundischen Waffenschmiedetechnik.

Die burgundische Eisenschmiedekunst hat sich jedoch nicht in der Waffenherstellung oder in der Anfertigung von Werkzeugen und Gebrauchsgegenständen erschöpft, sondern beherrscht auch das übrige metallene Sachgut, wie die Geräte zur Körperpflege oder den Kleiderschmuck in Gürtelschließen und Fibeln, während die Verwendung von Bronze in der burgundischen Hinterlassenschaft dieser Zeit im Gegensatz zu den gleichzeitigen westgermanischen Nachbarkulturen außerordentlich zurücktritt. Die wenigen bronzenen Gürtelhaken- und Fibelformen verschwinden an Zahl in der Menge der eisernen. Sehr bezeichnend ist in dieser Hinsicht das fast gänzliche Fehlen der eigentlichen Schmuckarten, wie der Hals- und Armringe, der Nadeln, Anhänger usw. Die bronzenen Kronenhalsringe, die Ringe mit verdickten Kolbenenden und die Flügelnadeln, die sonst immer als burgundisch bezeichnet werden,[8]) sind, wie an anderer Stelle nachgewiesen ist,[9]) in ihrem Stilgepräge vielmehr an westgermanische Arbeiten anzuschließen und gehören, da sie zumeist zwischen Oder und Persante gefunden sind, vermutlich zu jener „mittelpommerschen" Bevölkerungsgruppe der frühen Spätlatènezeit, die sich durch starke westgermanische Unterströmungen kennzeichnet, oder sind, wie ein Teil der Kronenhalsringe, vielfach als Einfuhrstücke zu werten. Aus rein burgundischen Funden ist mir außer den bei Kostrzewski angeführten spärlichen Funden[10]) nur noch ein geflochtener Bronzearmring aus Oxhöft, Kr. Putzig, Gr. 138, bekannt, der mit dem beigefundenen eingliedrigen Bronzegürtelhaken und zwei bronzenen Fibeln (Var. G)

aber zweifellos ganz ans Ende der Spätlatènezeit gehört und vielleicht schon unter gotischem Einfluß steht.

Die burgundische Eisenschmiedekunst hat also nicht etwa den fremden Bronzeschmuck in Eisen nachgearbeitet, sondern überhaupt auf diese Art Schmuck verzichtet. An seine Stelle treten die eisernen Fibeln und Gürtelhaken, die in ihrer formschönen Ausführung einen zwar schlichten, aber gefälligen Schmuck der burgundischen Kleidung bildeten. Es scheint fast so, als hätten die Burgunden ihre Sorgfalt besonders auf die Schöpfung schöner Gürtelhaken und Fibeln gerichtet, anders wäre die Vielheit der verschiedenen, z. T. nebeneinander bestehenden Gürtelhaken- und Fibelformen nicht zu erklären, die an Zahl, aber auch durch ihre geschmackvolle Ausführung die gleichzeitigen westgermanischen und wandalischen Stücke weit hinter sich lassen.

Besonders auffallend ist der burgundische Reichtum an Gürtelhaken, deren acht Arten die Wandalen im wesentlichen nur die kunstlosen eingliedrigen Stücke westgermanischer Art mit nach innen gerichteten Haken[11]) und die allgemein ostgermanischen Scharniergürtelhaken entgegenstellen können. Die schlichten westgermanischen Stabgürtelhaken sind zwar auch schon von den Burgunden übernommen, aber, da sie zu nüchtern waren, stets durch die Umbiegung des einen Hakens auf die Schaufläche und seine Ausgestaltung zu einer Scheibe und meistens auch durch bandförmige Verbreiterung der Schauflächen umgeformt. Gerade die bandförmigen ein- oder mehrgliedrigen Gürtelschließen müssen wegen ihrer schönen breiten Flächen, die öfters für eingeritzte Ziermuster und zuweilen Sinnbilder (Taf. XIX, b) Raum boten, besonders beliebt gewesen sein. In ihrem hellen Glanze waren sie jedenfalls ein weit schönerer Gürtel- und Kleiderschmuck als die späteren Gürtelschnallen. Nur drei burgundische Gürtelhakenarten — zwei eingliedrige und eine dreigliedrige — sind aus Bronze, fallen aber durch ihre geringe Stückzahl nicht ins Gewicht. Die meisten stammen außerdem offensichtlich aus dem Ende unseres Zeitabschnittes, wo sich allmählig der gotische Bronzereichtum bemerkbar machte.

Die burgundischen Fibeln zeigen eine ähnliche Formenfülle, die den wandalischen Fibelschatz weit übertrifft; so fehlen diesem z. B. die sogen. Schüsselfibeln (Var. J) und die Abart der „hannoverschen" Fibeln (Var. I) vollkommen, während die auf burgundischem Boden massenhaft erscheinenden geschweiften Spätlatènefibeln (Var. L—O) nur sehr dürftig vertreten sind. Bei den Fibeln ist freilich auch der keltische Einschlag am stärksten zu spüren, aber trotzdem können wir, abgesehen von der Vorherrschaft des Eisens — von den 14 burgundischen Fibelformen sind nur 2 aus Bronze (!) —, deutlich an vielen Stellen das Wirken des feinen burgundischen Stilgefühls erkennen, das alle aus der Bronzegußtechnik ent-

standenen Ausschmückungen des Fibelkörpers, z. B. durch Kugeln oder anderen erhabenen Zierrat, wie er in vielfach übertriebener und unschöner Form im anstoßenden westgermanischen Bereich gang und gäbe war, ablehnt.[12]) Trotz der nur rahmenförmigen Gestaltung aus rundem Draht bleibt im Grunde auch bei den Fibeln die flächenhafte Wirkung gewahrt, weil sie sich nur in die Länge und Höhe aber infolge der ganz kurzen Rolle, der sparsamen Verwendung von kleinen Bügelscheiben oder vielfach nur kurzen Rasten und Zacken kaum in die Breite erstrecken. Das Wesentliche an den burgundischen Fibeln ist die schön geschwungene Linienführung, und da ihre Gestalt viel kleiner und zierlicher ist als die der wandalischen oder westgermanischen Fibeln, die z. T. recht lang und kunstlos sind, so wirken sie heute noch trotz Rost und Brand vielfach als zierliche formschöne Schmuckstücke, die es wohl verdienten, als Kunstwerke betrachtet zu werden. (Taf. XIX, e—i.)

Die gleiche liebevolle Gestaltung haben nun auch die übrigen Eisengeräte erfahren, seien es nun die einfachen Rasiermesser, die Nippzangen, die manchmal aus Bronze gefertigt sind, aber sich auch dann in ihren schlanken, schmalen Formen und gelegentlich kunstvoll durchbrochenen Flächen durchaus in das Stilgepräge der Eisenschmiedearbeiten einfügen (Taf. XIX, k, l) oder schließlich die Sichelmesser. Dieses zierliche Messerchen, das nur in Frauengräbern gefunden lediglich ein Gerät der Frau war, ist eine der anmutigsten Schöpfungen der burgundischen Eisenschmiedekunst. Obwohl die Sichelmesser nicht allein auf das Burgundengebiet beschränkt sind, so stammt doch die Mehrzahl der Stücke von dort, und die schönsten Formen wie die Messerchen mit steil gestelltem, geradem und oft gedrehtem Griff sind nur burgundisch. Die Burgunden müssen diese Sichelmesser besonders gern verfertigt haben, denn schier unerschöpflich ist die Zahl der verschiedenen Arten, die mit gedrehten oder glatten, mit geraden oder verschiedenartig herabgebogenen und dann oft verzierten Griffen stets schön geschwungene Umrisse zeigen. Jede Grabung fast kann neue unbekannte Formen ans Tageslicht bringen, die immer wieder Bewunderung erregen. (Taf. XIX, m, n.)

Wir haben versucht, in kurzen Strichen einen Überblick über das Bild dieser hervorragenden burgundischen Eisenschmiedekunst zu geben, deren Vorzug vor allem darin bestand, daß sie stets der Eigenart des Werkstoffes Rechnung trug und durch zierliche, formschöne, flächenhafte Gestaltung künstlerische Wirkungen erstrebte, ohne in den Fehler zu verfallen, Bronzearbeiten nachzuahmen. Daß daneben die Bronze fast völlig fehlt, wird durch die erstaunliche Vielseitigkeit und den Erfindungsreichtum der burgundischen Eisenschmiede vollauf wettgemacht, deren vielfältige Formgebung doch immer jenes bestimmte Stilgepräge erkennen läßt, das man fast als burgundischen Stil bezeichnen möchte.

Leider hat diese Blütezeit nicht lange Bestand gehabt. Schon am Ende des Zeitabschnittes sehen wir, vielleicht am besten am Beispiel der Eisenfibeln, wie sich eine Entwicklung anbahnte, die schließlich der burgundischen Eisenschmiedekunst des 1. Jh. v. Ztr. den Untergang bereitet hat. Die jüngsten spätlatènezeitlichen Fibeln geben nämlich allmählig die flächenhafte Rahmenform auf und lassen den Fibelkörper breiter und massiger werden, indem die Fibelrolle verlängert und der Bügel entweder bandförmig verbreitert oder auch erheblich verdickt und dann vielfach mit Kämmen und Riefen verziert wird (Taf. XIX, c, d). Ganz offensichtlich sind diese Fibeln unter dem Einfluß der ältesten gegossenen Bronzefibeln entstanden, seien es nun die frühen Augenfibeln mit ihren breiten Bügeln oder die Fibeln mit sackförmigen Kopf, mit denen sie auch in den Gräbern des beginnenden neuen Jahrhunderts zuweilen zusammenliegen.[13]) Was bei den Bronzefibeln aber eine Folge des Gusses ist — die schwere, behäbige, plastische Form — wirkt bei den letzten Eisenfibeln nur oft als plumpe, unschöne Nachahmung. Diese Fibelarten haben denn auch keinen Bestand gehabt, sie wurden nicht weiter entwickelt, und die Bronzefibeln nehmen den Platz der spätlatènezeitlichen Eisenfibeln ein. Diese Fibelentwicklung ist nur ein Teilausschnitt aus dem unaufhaltsamen Eindringen fremder Einflüsse in die burgundische Kultur, ein Vorgang, der wiederum mit dem Vormarsch der Goten und ihrer übermächtigen reichen Bronzekultur in engster Beziehung steht.

Es ist neuerdings die Behauptung aufgestellt worden,[14]) daß schon die spätlatènezeitliche Kultur Ostpommerns und des Weichselmündungsgebietes mit den Goten in Verbindung zu bringen sei. Hiergegen spricht aber neben anderen Gründen[15]) vor allem der scharfe Gegensatz zwischen der reinen Eisenkultur des 1. Jh. v. Ztr. und der Bronzekultur des neuen Zeitabschnittes, die in allem, besonders auch in der reichen Verwendung von Ring-, Nadel-, Anhänger- und Perlenschmuck, eine Abkehr vom bisherigen bedeutet. Wenn wir auch noch weitere Aufschlüsse abwarten müssen, scheint doch die Annahme zu unwahrscheinlich, daß ein einheitliches Volkstum die Träger beider Gruppen gebildet hat, die sich zeitlich und räumlich vielfach berühren und doch so verschieden sind. Es müßte sich ja sonst auch der ganze burgundische Kulturkreis einheitlich umgestaltet haben. Das ist aber nicht der Fall, denn in den von dem gotischen Vorstoß nicht unmittelbar betroffenen Gebieten sehen wir die Reste der burgundischen Kultur noch eine zeitlang weiterbestehen.[16]) Nur ist ihr einstiger Reichtum und ihr Reiz fast völlig zerstört. Die Waffen fehlen in den Gräbern, die Gürtelhaken sind durch unschöne Schnallen ersetzt, Sichelmesser und Geräteformen werden eintönig usw., kurz, ein ausgesprochenes Bild des Niederganges. Trotzdem ist aber auch in dieser Zeit, wo sich der alte burgundische Stammesverband unter gotischem Druck in Einzelgruppen auflöst, die erst allmählig festere Gestalt gewinnen, von Bronzeüberfluß in den burgundischen Gräbern

nichts zu spüren und vollends bleibt der eigentliche Schmuck stets nur ein gelegentlicher Fremdkörper in dem burgundischen Sachgut. Nur in den Gebieten der gotischen Stoßrichtung, wie z. B. im Kulmerland, setzt sich die gotische Kultur schon frühzeitig fast völlig durch.[17]) Dagegen spielt in der späteren Blütezeit des burgundischen Stammes vom 2. bis 4. Jh. n. Ztr. das Eisen als Werkstoff immer noch eine große Rolle, jedoch beschränkt sich seine Verarbeitung meist auf einfache Geräte oder zeigt deutlich die Nachahmung von Bronzearbeiten. Die Blüte jener eigenartigen, hochstehenden burgundischen Eisenschmiedekunst des 1. Jh. v. Ztr., die zu ihrer Zeit vielleicht einzig dasteht, ist später auch von den Burgunden selbst nie wieder erreicht worden.

Anmerkungen

[1]) O. Bohnsack, Die Burgunden in Ostdeutschland und Polen während des letzten Jahrhunderts v. Chr., 1938, 117 ff.

[2]) Am ausführlichsten bekanntlich von J. Kostrzewski, Die ostgermanische Kultur der Spätlatènezeit, 1919.

[3]) A. v. Scheltema, Die Kunst unserer Vorzeit, 1936, S. 140.

[4]) M. Jahn, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit, 1916.

[5]) Etwa 85 zu 55. Das frühere Mißverhältnis beruhte z. T. darauf, daß ein großer Teil der zweischneidigen Schwerter in Nordposen fälschlich als burgundisch bezeichnet wurde. Seitdem wir im Weichselknie mit einer vorburgundischen, wandalischen Unterschicht rechnen müssen, werden vielleicht später noch manche der heute als burgundisch bezeichneten Schwertfunde zu streichen sein.

[6]) s. etwa Jahn a. a. O. Abb. 29—33 und 77—80.

[7]) Wie Kostrzewski a. a. O. Abb. 108.

[8]) a. a. O. S. 73 ff.

[9]) Bohnsack a. a. O. S. 35 ff.

[10]) Kostrzewski a. a. O. S. 67, 71.

[11]) a. a. O. Abb. 37.

[12]) Auch diese Fibelformen sind trotz ihres Vorkommens auch in Nordostdeutschland nicht burgundisch, s. Bohnsack a. a. O. S. 9 f., 14 f.

[13]) a. a. O. S. 20 f.

[14]) La Baume, Urgeschichte der Ostgermanen S. 88 und Eggers in Pommersche Monatsblätter 50, 1936, S. 135 f.

[15]) Bohnsack a. a. O. S. 119.

[16]) z. B. in den Gräberfeldern von Alt-Warschow, Kr. Schlawe oder Dramburg.

[17]) s. a. das reiche Frauengrab aus Neuguth, Kr. Kulm: La Baume a. a. O. Bild 60.

Ostgermanische Gräber bei Mechenthin am Unterlauf der Persante im Kreise Kolberg/Körlin

Von Otto Dibbelt

Das Küstengebiet am Rande der südlichen Ostsee, das im Westen von der Oder, im Osten von der Weichsel und im Süden von der Warthe und der Netze umschlossen wird, zeigt geographisch einen ziemlich einheitlichen Charakter. Das Gelände wölbt sich zu einem Rücken, der sich von Südwesten nach Nordosten, vom Oderknie bei Zehden bis an die Weichselmündung bei Danzig und kurz vor dem Erreichen der Danziger Bucht in dem Turmberg eine Höhe von 331 Meter erreicht.

Die mittlere Fläche zeigt nun nicht etwa eine geschlossene Höhenlinie, sondern läßt die Erhebungen dieser Landschaft verlagert und über das Gebiet verstreut erscheinen. Nun möchte man glauben, daß in diesen Höhen Reste untergegangener Urweltriesen zu finden wären, doch stoßen wir nur auf Gesteinstrümmer einer noch älteren Zeit, Reste des Außenskelettes unserer Erde, die in der späten Eiszeit aus dem Norden hierher verfrachtet worden sind. Und die letzte Eiszeit ist es, die hier den Boden geformt und die Grundlage zu einer Besiedlung gegeben hat. Alte Eisrinnen sind zum Teil geschlossen, zum Teil in ihrer ursprünglichen Schönheit und Wildheit erhalten geblieben, und sie sind in solcher Zahl vorhanden, daß der Geograph der Rückenfläche den Namen „Pommersche Seenplatte" gab. Auch die Zahl der Höhen ist nicht gering, und ihre Schönheit und Mannigfaltigkeit so groß, daß man von ihnen als der „Pommerschen Schweiz" spricht.

Wären nun alle Bodenerhebungen mit dichten Waldungen versehen gewesen, hätte man wohl kaum diesen Vergleich gewählt. Und das ist ja gerade in dem kuppigen Grundmoränengelände das Eigentümliche, daß eine Fläche aus schwerem diluvialen Blocklehm aufgebaut und mit dichtem Wald bestanden ist, ein angrenzender Buckel dagegen nur dürftige Gräser oder filzige Korbblütler hervorbringt, die den mageren Sand oder den stark ausgelaugten Kies durchdringen.

Die überschüssigen Wasser im Gebiet der Seenplatte sammeln sich und gehen in der Richtung der Landschaftsrippen nach Norden und Süden zu Tal. Dabei tragen sie bis zum Unterlauf so kühles, quellfrisches Wasser, daß in ihnen fast immer Forellen zu finden sind. Und wer jemals die Täler der nach Norden fließenden, der hinterpommerschen Küstenflüsse durchwandert hat, wird die reichen Landschaftsbilder mit ihren alten Buchenwäldern nicht so leicht vergessen.

Unter den hinterpommerschen Küstenflüssen spielt die Persante eine besondere Rolle, vielleicht weniger auf geographischem als auf vorgeschichtlichem Gebiet. Und dieser Wissenschaft, die gerade in letzter Zeit in Pommern bedeutsame Forschungsergebnisse aufzuweisen hat, seien die folgenden Zeilen gewidmet.

Die zu Anfang der Bronzezeit von Westen her am Rande der südlichen Ostsee sich ausbreitenden zahlreichen Siedler haben sich mehr und mehr zu einem einheitlichen Volkskörper, den Germanen, zusammengeschlossen. Es sind Nordgermanen, die während der Periode III der Bronzezeit (nach Montelius) eine Linie erreichen, die etwa zwischen Rega und Persante gelegen ist und die in Periode IV ungefähr mit dem Lauf der Persante zusammenfällt.[1]) In der späten Bronzezeit finden wir hier Ostgermanen, von denen die Bastarnen in der frühen Eisenzeit sich so stark an der unteren Persante ausdehnen, daß fast jede Dorfflur einige Steinkistengräber dieser Zeit aufzuweisen hat. Dann setzt in dem ersten Jahrhundert n. d. Ztr. die große Völkerbewegung ein. Mögen auch immer und gewiß zuerst Raum und Nahrungsmangel die Völkerstämme zum Verlassen ihrer Heimat getrieben haben, so dürften dabei aber sicherlich uns heute noch unbekannte biologische und psychologische Umstände mitgewirkt haben, die im Zusammenhange mit den Forschungsergebnissen der Vorgeschichte vielleicht zu einer endgültigen Lösung führen mögen. Die Völker des Nordens verlassen ihre Wohnsitze und wenden sich dem Süden zu, sie dringen über die Ostsee und erreichen den Südrand des nordischen Mittelmeeres. Sie kommen auch in das Gebiet der hinterpommerschen Küstenflüsse. Ist durch Landverlust im Laufe von Jahrhunderten an unserer Küste mancher Fund verloren gegangen, so ist doch kaum anzunehmen, daß die Küste unmittelbar für längere Zeit besiedelt gewesen ist, da man sich damals gegen die starken Witterungseinflüsse doch nicht hinreichend zu wehren wußte. Man zog sich hinter den Dünenwald zurück und wird immer das trockene Gelände in der Nähe des Flusses bevorzugt haben.

Dort, wo die Persante in ihrem Unterlauf das letzte Knie nach Norden macht, mündet von Nordosten der Peuskebach ein, der das Sumpfgelände um Poldemin entwässert. Er vereinigt sich mit den Wassern des Wonnebaches, der hinter Lassehne in die Ostsee geht.

In der Nähe des Persanteknies befinden sich zahlreiche Sandgruben, von denen die, die in der Nähe der Kunststraße Kolberg—Körlin—Belgard gelegen sind, schon vor einiger Zeit ausgebeutet wurden. Die Bautätigkeit der letzten Jahre wandte sich nun auch den mehr abseits gelegenen Sand- und Kieshügeln zu. Was der einzelne Besitzer niemals gewagt hätte, gelang dem Unternehmer. Er rückte mit einer Arbeiterkolonne an, ebnete das unzugängliche Gelände mit Brettern und Bohlen. Kraftwagen erschienen mitten auf dem Acker und trugen in kurzer Zeit einen Berg ab, ja, nahmen auch die Schichten der Tiefe mit.

Von diesen Kiesrücken ist der bei Mechenthin gelegene Bornberg der bekannteste. Er war von der Persante stromaufwärts oder -abwärts, wie auch vom Wonnebach über das Pensketal hin leicht zu erreichen und wird auch wegen seiner sonnbeschienenen Hänge und seiner günstigen Lage zum Wasser gerne aufgesucht worden sein. Der leicht zu bearbeitende fruchtbare Boden in der Nähe hat zum Aufenthalt eingeladen, weil auch weiter zur Persante hinunter eine saftige Weide für Pferde, Rinder und Schafe lockte. Der unfruchtbare Kiesrücken des Bornberges aber wurde zum Friedhof und nahm die Toten auf. Von den hier in letzter Zeit gemachten Funden werden im folgenden einige näher betrachtet werden.

1. Funde aus der frühen Eisenzeit.

Beim Untersuchen des Kieshanges fand sich ein Steinkistengrab, das so geschickt in den Hang gebaut war, daß man einen kleinen Backofen vermuten konnte. Auf einem Pflaster von faustgroßen und kleineren Feldsteinen stand eine einfache Deckelurne (Taf. XX, b) ohne jede Verzierung (kurzhalsige Vase, Gruppe B, nach E. Petersen).[2]) Ähnliche Stücke sind in der Nachbarschaft gefunden worden, leider fast immer zertrümmert. Zumeist waren recht große und schwere Steine so zu einer Kiste gestellt, daß die gutgespaltene glatte Fläche innen war und die grobe, bucklige draußen. Über der viereckigen Kiste lag der Deckstein, den freilich der Pflug bei den meisten Gräbern schon verschleppt hatte. Zuweilen war er so schwer, daß zwei Männer ihn abheben mußten. In den mit Knochenresten gefüllten Urnen sind bisher keine Beigaben gefunden worden.

2. Von Gräbern der ersten Jahrhunderte n. d. Ztr.

Beim Abtragen des Mutterbodens am Fuße des Bornberges wurde eine prächtige schwarze Urne (Taf. XX, c) gefunden, ohne jede Packung, frei im Boden stehend. Sie trug drei zierliche Henkel, die sich an den oberen Rand ansetzten. Um den Hals liefen zwei leichte Punktlinien und darunter locker aneinandergereihte Striche, ähnlich einem Spitzenkragen. Wenn man einen Vergleich wählen darf, so könnte

man sagen: die kurzhalsige, dickwandige Deckelurne aus dem Kistengrab wäre kräftige, derbe bäuerliche Arbeit, etwa wie bei einem handfesten Tonkrug. Dagegen die schwarze, mehr terrinenförmige Urne wäre von einem Gutshof, gearbeitet von einem Kunsthandwerker und später durch jahrhundertelange chemische Einflüsse, besonders durch Schwefelwasserstoff, so samtschwarz gefärbt, daß, obwohl sie feine Tonware ist, doch metalldünn erschien. Ich will damit nur andeuten, daß die Verfertiger der beiden Urnen sicher ganz verschiedenen Schichten oder Stämmen angehören, die auch zeitlich weit voneinander entfernt sind, wobei nach früheren Funden zu urteilen, die schwarze Urne als die jüngere anzusprechen ist. Sie war ohne Deckel und mit gebrannten Knochenresten bis oben hin gefüllt. Die Knochen, auffällig groß, schienen anders gebrannt und gebrochen zu sein als die der Deckelurnen.

Eine Besprechung mit den Arbeitern und Ermunterung zu weiterem Beobachten brachte einen schnellen Erfolg. Schon am nächsten Tage, am 20. 3. 37, wurde neben verstreuten Menschenknochen ein Kamm gefunden (Taf. XX, a), der trotz reichlicher Benutzung doch noch gut erhalten war. Er besteht aus Knochen, ist einseitig und aus einem Stück gearbeitet. Linien- und Punktornamente beleben den runden Griffteil, der ein flaches Kreissegment darstellt. Die eine Seite ist völlig eben, die andere dagegen leicht gewölbt, sicherlich vom Kammacher aus der Überlegung so gearbeitet, um dem Gerät eine größere Festigkeit zu geben. Und wie reichlich und mit welchem Nachdruck dieser Kamm benutzt worden ist, läßt die Zeichnung leicht erkennen. Er hatte bei einem Schädel gelegen, von dem aber nur der Unterkiefer geborgen werden konnte.

Nun schaltete ich mich selbst ein, grub in der Nähe weiter und fand ein Skelettgrab, das völlig unberührt geblieben war (Taf. XX, g). Von dem ersten Grabe, von dem der Kamm herrührt, fanden sich noch Spuren, die die Lage des Skelettes andeuteten und darauf schließen lassen, daß beide Skelette, wenn auch nicht zu einer Familie, so doch zu einer Stammesgruppe gehören. Beide Skelette lagen ausgestreckt, wie in einem Sarg. Ein solcher war sicher nicht verwendet worden; aber die am Kopfe, unter den Füßen und am Leibe gefundenen Steine lassen vermuten, daß man die Toten doch in gewisser Weise bergen wollte. Die ziemlich gleich großen Steine am Kopf sind mit Bedacht ausgewählt worden und ebenso der größere am Fußende. War das nicht ein letzter Liebesdienst, den man dem Verstorbenen erweisen wollte! Die Unterschenkel endeten auf dem Stein. Trotz sorgfältigen Nachforschens gelang es mir nicht, Fußwurzel-, Mittelfuß- oder Zehenknochen zu entdecken, ebenso fehlten die Handwurzel-, Mittelhand- und Fingerknochen. Immerhin hatte der Tote ohne Fußknochen eine Länge von 1,72 m (Wirbelsäule = 0,68 m, Oberarm = 0,36 m, Becken = 0,31 m, Oberschenkel = 0,48 m, Unterschenkel = 0,35 m).

Am rechten Unterkieferbogen wurde eine kleine grüne Fläche sichtbar, die mit Stoffresten verkrustet war. Eine überwalnußgroße unförmige Masse konnte vorsichtig geborgen werden und zeigte nach einigen Tagen des Abtrocknens eine durch chemische Zersetzung fast völlig unkenntliche Fibel. Sorgfältigste Behandlung ließ aber doch die Form und Zugehörigkeit erkennen. Die Wiederherstellung (Taf. XX, e) bewies, daß sie der Gruppe V, Serie 8 nach O. Almgren[3]) zuzurechnen ist.

Anfang Mai wurde wieder ein Skelettgrab entdeckt, von dem aber nur zwei Fibeln erhalten sind. Fibel 1 (Taf. XX, d) läßt ihre Zugehörigkeit zu den zweigliedrigen Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter (O. Almgren Gruppe VII, Serie 1) leicht erkennen. Fibel 2 (Taf. XX, f) zeigt eine von den bekannten Armbrustfibeln mit umgeschlagenem Fuß, die auch bereits an anderen Stellen des Persantetals beobachtet werden konnten. Der Bogen ist halbkreisförmig und weist die bekannte Fazettierung auf. Diese Fibel ist häufig auf Bornholm, Gotland und Ödland gefunden worden.

Welche Stämme der Völkerwanderung die Ufer der unteren Persante besucht haben, ob Burgunden, Rugier oder andere, soll hier nicht weiter untersucht werden. Diese Frage wird erst eine endgültige Lösung finden, wenn alles Fundgut gesammelt und gesichtet ist.[4]) Und wieviel es noch zu tun gibt, zeigen neue Funde ein wenig weiter stromaufwärts, die bei Denzin (Kr. Belgard) im August vorigen Jahres gemacht sind.[5])

Anmerkungen

[1]) W. La Baume, Vorgeschichte von Westpreußen, Danzig 1920, S. 32.

[2]) E. Petersen, Die frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen. Berlin 1929. (Vorgeschichtliche Forschungen 2. Band, 2. Heft).

[3]) O. Almgren, Studien über nordeuropäische Fibelformen, 2. Aufl. 1923. Mannusbibliothek Nr. 32.

[4]) O. Dibbelt, Aus Ostgermanischen Gräbern bei Altstadt, Kautzenberg, Lübchow, Zwilipp, Ganzkow, Alttramm und Peterfitz. Heimatkalender des Stadtkreises Kolberg und des Landkreises Kolberg-Körlin, 12. Jahrg. 1936. Herausgeg. v. Kolberger Verein f. Heimatkunde.

[5]) H. J. Eggers, Das spätgermanische Gräberfeld bei Denzin, Kr. Belgard. Das Bollwerk, Stettin, 9. Jahrg., Heft 2.

Das Gräberfeld Braunswalde-Willenberg, Kr. Marienburg

Von Alfred Ruppelt

Vor den Toren der Stadt Marienburg, nach Südwesten auf dem hohen Nogatufer gelegen, liegt Deutschlands größtes vorgeschichtliches Gräberfeld: Braunswalde-Willenberg. Die Zahl der erforschten Gräber hat nahezu das dritte Tausend erreicht. Eine Veröffentlichung der Grabungsergebnisse konnte noch nicht erfolgen, da das Material so reichhaltig ist und die Museumsleiter seit dem Jahre 1933 in rascher Folge wechselten.

Bis dahin schien es, als ob es sich um zwei getrennte Gräberfelder handele: Braunswalde, das frühgermanische Feld und Willenberg, das gotisch-gepidische. Jedoch haben die Untersuchungen der letzten Jahre gezeigt, daß beide Gräberfelder in einem Zusammenhange stehen, ja, sich sogar zum Teil überschneiden.

Da taucht nun zunächst die Frage auf: wo lagen nun die Siedlungen dieser rein germanischen Volksstämme, die ein so riesengroßes Gräberfeld anlegten? Bis dahin waren uns aus vorgeschichtlicher Zeit eigentlich nur Dorffriedhöfe bekannt; die Zahl der Gräber stand in einem gewissen Verhältnis zur Seelenzahl der Einwohner. Wohl liegt die frühgermanische Siedlung gleich im Anschluß an das gotisch-gepidische Gräberfeld und die nächste bekannte gotische Siedlung in Sandhof; also mehr als 4 Kilometer entfernt. Letztere kann nur aus einigen Gehöften bestanden haben. Wenn wir bei unserem Gräberfeld, das in gotisch-gepidischer Zeit die stattliche Anzahl von über 2000 erforschten Gräbern aufweist, berücksichtigen, daß die Dauer der Belegung vom Beginn unserer Zeitrechnung an fünf Jahrhunderte umfaßt, und weiter in Betracht ziehen, daß der Gote um 250 nach der Ztr. zum größten Teil abgewandert ist, so müßte man doch noch annehmen, daß hier eine Siedlung von gewaltigen Ausmaßen gestanden haben muß, einer Kleinstadt gleich. Dem ist aber nicht so: bei dem Gräberfeld Braunswalde-Willenberg handelt es sich um einen Gaufriedhof der Goten und Gepiden.

Der Germane ist von jeher ein Bauer gewesen. Wo lag nun hier sein Ackerland, wo seine Siedlung? Die Antwort gibt uns schon der Gote Jordanes, der im

6. Jahrhundert gelebt hat, indem er uns berichtet, daß die Gepiden auf den unzähligen Inseln des Weichseldeltas wohnten. Und wenn man auf dem hohen Nogatufer bei Willenberg steht, so liegt das große Marienburger Werder direkt vor unseren Füßen. Hier, wo jetzt wogende Felder und grüne Wiesen dem Beschauer im Sommer ein anmutiges Bild bieten, bebaute damals der Germane sein Feld, weideten seine Herden. Zahlreiche Funde aus der Niederung liefern uns den Beweis. (Vergl. La Baumes Besiedlungskarten des Weichsel-Nogat-Deltas in: Bertram—La Baume—Kloeppel, Das Weichsel-Nogat-Delta, 1924).

Wohnte der Germane in der Niederung, so begrub er seine Toten doch auf der Höhe; wie er auch im allgemeinen die Höhe als Siedlungsstätte bevorzugte. Die Niederung war damals von vielen flachen Mündungsarmen durchzogen und auch die Nogat hatte nur ein sehr flaches Wasser. Noch in der Ordenszeit, vor der Eindeichung, war sie so flach, daß Schiffe auf ihr nicht fahren konnten. Vielleicht war hier am Gräberfeld eine besonders flache Furt, so daß man die Toten ohne Mühe hinüberschaffen konnte.

Das gotisch-gepidische Gräberfeld liegt im südwestlichen Zipfel des jetzigen Exerzierplatzes. Die Ausdehnung des Gräberfeldes steht noch nicht fest. Bisher ist erst die östliche Grenze festgestellt worden. Hier liegt eine frühgermanische Siedlung. Die westliche Grenze ist durch den Steilhang der Nogat gegeben. Im Süden hängt das gotisch-gepidische Gräberfeld mit dem frühgermanischen zusammen. Wie weit sich aber das Feld nach Norden erstreckt, ist noch ungewiß. Bis zur Marienburg hin liegen weit oder enger verstreut kleinere oder größere Gräbernester. Immer wieder stoßen Willenberger beim Pflanzen von Obstbäumen oder bei Hausbauten auf gotisch-gepidische Grabanlagen.

Nun einiges über die Gräber selbst. Der Gote siedelt hier am Beginn unserer Zeitrechnung. Bis zu seiner Ankunft kannten wir bei den Frühgermanen und Burgunden nur die Brandbestattung. Jetzt aber tritt eine neue Bestattungsart hinzu, die Skelettbestattung. Der Tote ist in einem Baumsarge beigesetzt, oder man hat ihn, in eine Decke gehüllt, der Erde übergeben. Leider ist von den Baumsärgen und Skeletten so gut wie nichts erhalten, da diese infolge des kalkarmen, sandigen Bodens vergangen sind (Taf. XXI, a). So konnten aus der großen Anzahl der Gräber nur zwei Schädel geborgen werden.

Während die Burgunden ihren Toten die Waffen mit ins Grab gaben, ist bei den gotischen Gräbern bisher noch nicht ein Waffenfund gemacht worden. Welches ist die Ursache? Ist die Waffe so kostbar und rar geworden, daß man sie nicht entbehren kann? Oder fehlt es an Rohmaterial, dem Eisen? Denn es berührt eigenartig, daß in der so großen Anzahl der Gräber so gut wie gar kein Eisen zu finden ist. Dagegen ist man bei den Beigaben an Schmuck geradezu verschwenderisch ge-

weſen: Fibeln aus Bronze oder Silber, goldene Anhänger, ſilberne Schließhaken, Schmuckketten aus Glas-, Ton- oder Bernſteinperlen, Armreifen und vieles andere. Der Tote wurde in ſeinem Gewand begraben. Stoffreſte legen davon Zeugnis ab; ebenſo die Gürtelſchnallen und Riemenzungen, wie die Gewandnadeln, die die Gewänder zuſammenhielten und zierten. Aus ihrer Lage am Skelett kann man einwandfrei erkennen, wo ſie getragen worden ſind, und daß es nicht etwa nur Beigaben ſind, die man an beliebiger Stelle dem Toten ins Grab legte. Alle Gräber mit ganz wenigen Ausnahmen haben die Nord-Südrichtung. Häufig hat man dem Toten in einem Beigefäß die letzte Wegzehrung mitgegeben, ein Brauch, der ſich in verſchiedenen Ländern bis zum heutigen Tage noch erhalten hat (Balkan). Die Skelettbeſtattungen ziehen ſich durch alle fünf Jahrhunderte hindurch, da wir Goten und Gepiden hier nachweiſen.

Gleichzeitig mit der Skelettbeſtattung wird auch die Brandgrubenbeſtattung geübt; und zwar iſt dieſe Art der Beiſetzung die häufigere. Der Tote wurde mit ſeiner Kleidung und ſeinen Schmuckſachen auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Ein Brauch, den wir ſchon von den Frühgermanen her kennen. Die unverbrannten Knochenteile und die Aſche wurden mit den zum Teil verſchmolzenen, oft aber auch noch gut erhaltenen Schmuckſachen in eine bis 0,80 Meter breite und ebenſo tiefe Grube geſchüttet. Leichenbrand und Aſche ſind mehr oder weniger mit Holzkohle vermiſcht, ſo daß ſich die Brandgrube nach dem Fortſchaffen des Abraumes als eine ſchwarze, runde (auch längliche) Verfärbung vom gewachſenen Boden abhebt. Auch Beigefäße findet man oft in die Brandgruben geworfen. Da dieſe nicht ſorgſam in die Grube hineingeſtellt ſind, ſondern auch oft umgekehrt liegend gefunden werden, kann man wohl daraus folgern, daß man Speiſe in die Beigefäße nicht mehr hineingegeben hat.

Eine dritte Art der Beſtattung iſt die Urnenbeſtattung. Der reine Leichenbrand und die Aſche ſind in eine Urne gefüllt worden. Die Schmuckgegenſtände liegen zwiſchen dem Leichenbrand oder man legte ſie auch obenauf. Häufig ſtellte man neben die Urne ein oder mehrere mit Speiſen gefüllte Beigefäße. Da ſich auch in den Rückſtänden des Scheiterhaufens noch Spuren von Leichenbrand oder -aſche befanden, ſchüttete man mitunter die mit Leichenbrand vermiſchte Kohle um oder über die Urne. Iſt dieſes der Fall, ſo ſprechen wir von Brandſchüttungsgräbern.

Nun noch die letzte, vierte Art der Beſtattung. Es hat den Anſchein, als ſei es eine Armenbeſtattung. Wir finden in der Erde nur ein Häufchen reinen Leichenbrand, dem der Schmuck beigelegt iſt. Es fehlt aber die eine Brandgrubenbeſtattung kennzeichnende Kohle des Scheiterhaufens. Wir finden das Knochenhäufchen feſt zuſammengeballt ohne Vermiſchung mit Erde, ſo daß es nicht den Anſchein hat, als wäre der Leichenbrand nur in eine Grube geſtreut. Vielmehr iſt anzunehmen, daß

der Leichenbrand zuvor in einen Beutel getan, weil keine Urne zur Hand war, und der Erde übergeben worden ist.

Alle Gräber sind durchweg in hellen Sand gebettet. Die Fläche des bisher erforschten Gräberfeldes beträgt rund fünf preußische Morgen. Am östlichen Ende lagen die Gräber sehr flach, da der Wind im Laufe der Jahrhunderte viel Sand von der Oberfläche fortgeweht hat. Am westlichen Ende dagegen hat der Wind Sand aufgeweht; die Stärke der Aufwehung beträgt hier bis zu 2,5 Meter. Hat man diese abgetragen, so ist erst die alte Kulturschicht erreicht. Da aber die Gräber noch etwa 1,4 Meter unter der alten Erdoberfläche liegen, so sind ungefähr 3 Meter Bodenbewegung nötig, um die Sohle der Gräber zu erreichen. In diesem so tief liegendem Abschnitt des gotisch-gepidischen Gräberfeldes erschwert noch ein anderer Umstand die Grabung. Die Gräber liegen hier so dicht, daß sie eng aneinanderstoßen. Da die Goten und Gepiden das Gräberfeld immer wieder belegt haben, sind alte Gräber durch die jüngeren zerstört worden. Bei der Fundstelle 2076 des Fundberichtes 1936 heißt es beispielsweise: „Brandgrube .... viel Scherben, ein Stückchen Bronzeblech, Bronzedraht. Die Grube liegt über einer Skelettbestattung und hat das Skelett vollständig zerstört. Die Knochenteile des Skeletts liegen alle durcheinander. Die Skelettbestattung hat wiederum eine burgundische Urnenbestattung zerstört, denn ein Haufen Leichenbrand mit burgundischen Scherben liegt mit den Eisenbeigaben verworfen unter dem Skelettgrabe. Eine eiserne Fibel, Eisennägel mit großer Kopfplatte, eine halbe Eisenfibel und verschiedene Eisenstücke dürften zur burgundischen Urnenbestattung gehören, ...“ In einem anderen Falle ist eine frühgermanische Steinpackung der Gesichtsurnenkultur durch eine Skelettbestattung der Goten zerstört worden. Um die Leiche tief genug in die Erde versenken zu können, hatte man am Nordende der Steinpackung Steine herausgebrochen und dabei die frühgermanische Urne zerstört. Das Skelett lag bis zu den Knien in der Steinpackung. Die herausgebrochenen Steine lagen oben auf dem Kopfende des Grabes (Taf. XXI, b). Infolge der schwierigen Grabungsverhältnisse konnten an manchen Tagen nicht mehr als zwei Gräber geborgen werden.

Unfern des gotisch-gepidischen Gräberfeldes, nach Nordosten zu, liegt eine altpreußische Siedlung. Es wäre nun wichtig zu erfahren, ob nicht etwa die Altpreußen auch noch dasselbe Gräberfeld benutzt haben. Damit wäre dann der Zeitenring dieses Gräberfeldes geschlossen.

„Eine Nation, die nicht den lebendigen Zusammenhang mit ihrem Ursprung bewahrt, ist dem Verdorren nahe, so sicher wie ein Baum, den man von seinen Wurzeln getrennt hat. Wir sind heute noch, was wir gestern waren.“ (Heinrich v. Sybel.)

Ein Knochenkamm mit Hakenkreuz-Darstellung aus Elbing-Neustädterfeld

Von Reinhard Schindler

Erich Blume hat bei seiner Bearbeitung der germanischen Stämme zwischen Oder und Passarge[1]) aus unbekannten Gründen nur einen Teil des reichhaltigen Fundstoffes von Elbing-Neustädterfeld erfaßt, ein Umstand, der nicht nur seine kultur- und völkergeschichtlichen Ergebnisse beeinträchtigt haben dürfte, sondern auch so manches wertvolle einzelne Fundstück der Öffentlichkeit vorenthalten hat. Die im Städtischen Museum Elbing aufbewahrte Hauptfundmasse des Neustädterfeldes läßt schätzungsweise eine Zahl von 300 bis 400 beigabenreichen Gräbern vermuten. Diese Zahl muß sich verdoppeln,[2]) wenn man die vielen in gotisch-gepidischen Friedhöfen üblichen beigabenlosen Gräber hinzurechnet. Das Neustädterfeld käme somit der Bedeutung und dem Umfang des Gräberfeldes von Willenberg, Kr. Marienburg (bisher etwa 2000 Bestattungen) ziemlich nahe, und jeder Fachmann wird ermessen, was die Nichtberücksichtigung einer solch reichen Fundgrube für die Beurteilung einer Stammeskultur zu bedeuten hat.

Aus der Fülle des Elbinger Fundstoffes greife ich hier eine kleine Besonderheit heraus, mit der ich Herrn Professor Ehrlich im vergangenen Jahre eine kleine Freude machen durfte. Ich entdeckte nämlich bei der Neubearbeitung des besagten Fundstoffes in einer wohlverborgenen Ecke eines Elbinger Sammlungsschranks außer vielen anderen Dingen ein kleines unbedeutendes Medizinschächtelchen. Als einzige Bezeichnung enthielt es die Aufschrift: „... für Frau Prof. Dorr nach Vorschrift zu nehmen". Als ich das Schächtelchen öffnete, lag darin ein leider stark zermürbter einteiliger Knochenkamm, der neben anderen stilvollen Verzierungsmustern ein einfaches, aber schön eingeritztes Hakenkreuz trug.

Trotz jener merkwürdigen Aufschrift und des Fehlens jeglicher Fundbemerkung auch im Katalog, zweifelte ich keinen Augenblick, daß das Stück auf dem Neustädterfeld gefunden war.

Soweit sich nach dem Erhaltungszustand des Kammes urteilen läßt, bildet er in seinen äußeren Umrissen ein Fünfeck, d. h. auf einem schmalen, trapezförmigen Unterteil baut sich ein flaches, stumpfwinkliges Dreieck auf (Abb. 1). Die Spitze dieses Dreiecks kann auch abgerundet gewesen sein. Durch die Verzierung ist die Grundform des Kammes noch besonders unterstrichen. Der Zwischenraum zwischen der Ansatzstelle der Kammzinken und der oberen Griffplatte ist mit einem schmalen Fries von fünf breitgezogenen Dreiecken gefüllt. Man könnte sie auch als Zickzacklinie oder Winkelband auffassen, deren untere Zwickel durch dichte, kreuzweise sich überschneidende, dünn eingeritzte Linien schraffiert sind, die parallel zu den Schenkeln der Dreiecke verlaufen. Nach oben hin wird dieser Fries durch zwei dünne waagerechte Linien abgeschlossen. Solche sehr fein eingeritzte Linien verlaufen auch, allerdings in der Einzahl, parallel zu den oberen Seitenkanten des Kammes. Die Griffplatte selbst ist durch eine kleine Zahl von eingestanzten oder eingestempelten Würfelaugen oder Hoftüpfelchen, wie sie Blume nennt, belebt. Je eines von ihnen findet sich in einer Ecke des Griffdreiecks, während vier weitere, zu einem Viereck angeordnet, das Hauptziermotiv in der Mitte umrahmen: das Hakenkreuz. Es ist ein linksläufiges Sonnenzeichen, aus je zwei haardünnen einfachen Strichen gebildet. Die Rückseite — wenn man bei diesem Stück überhaupt von einer solchen sprechen darf — ist in völliger Symmetrie zu der eben geschilderten Schauseite verziert, nur hat diese unter den Zersetzungserscheinungen etwas stärker gelitten.

An sich wäre ja nun eine Hakenkreuzdarstellung auf einem kunstgewerblichen Gegenstand einer ostgermanischen Stammeskultur nichts Absonderliches. Aber auf einem Kamm dürfte sie m. W. wenigstens nach dem Stand der Veröffentlichungen ziemlich einzig dastehen. Dazu kommt, daß das Hakenkreuz in der gotisch-gepidischen Weichselmündungskultur eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle spielt. Allerdings wissen wir so gut wie nichts von den Waffen dieser Kultur, auf denen wir mit Sicherheit symbolische Zeichen vermuten dürfen. Sonst aber ist das Hakenkreuz nur auf einer bestimmten Gefäßform des 1. und 2. Jahrhunderts n. Zw. anzutreffen, und auch dann meist noch in Gesellschaft mit Mäanderverzierung.

Der hier behandelte Kamm gehört nach den Vergleichsfunden, die wir in allerdings völlig verschiedener Ausführung und Verzierungsweise aus Willenberg, Kr. Stuhm (Urnengrab 505) und Pettelkau, Kr. Braunsberg (OPM 8408, Urnengrab 49) kennen,[3]) zeitlich ins 3. Jahrhundert n. Zw.

Anmerkungen

[1]) Blume, Erich. Die germanischen Stämme und Kulturen zwischen Oder und Passarge zur Römischen Kaiserzeit. I, II (Mannusbibl. Nr. 8 und 14). Würzburg 1912 und 1915.

[2]) oder gar verdreifachen in Anbetracht der Bemerkung bei Anger, Z. f. Ethn. 1880, S. 108, daß 13 Jahre vor den ordentlichen Untersuchungen zahlreiche Gräber zerstört worden waren. Anger rechnet im ganzen zwar nur mit 167 Bestattungen, aber das wird nicht entfernt zutreffen. Nach Anger's Zeit sind sicher noch viele Fundstücke hinzugekommen.

[3]) Bei diesen Stücken ist der schön verzierte breite Rücken der spitzbogigen Griffplatte bemerkenswert.

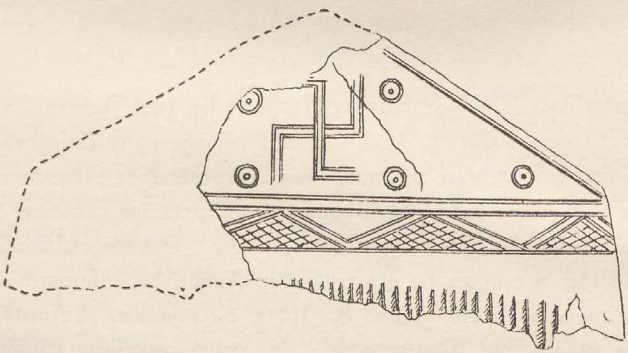


Abb. 1. Elbing-Neustädterfeld 1/1

Ein gotisch-gepidisches Gräberfeld in Elbing, Scharnhorststraße

Von Werner Neugebauer

Das Fundgelände Elbing-Scharnhorststraße ist seit zwei Jahren Arbeitsfeld des Städtischen Museums Elbing. Seit den im Frühjahr 1936 einsetzenden Straßenbauarbeiten sind dort mehrere Monate lang Ausgrabungen vorgenommen worden. Prof. Ehrlich, dem diese Zeilen zum 70. Geburtstage gewidmet sind, hat in zwei Abhandlungen[1]) über die Funde der Scharnhorststraße berichtet. Waren es bisher vor allem die altpreußischen Funde, die zusammen mit den gotländischen Einsprengseln des 7. und 8. Jhdts. die besondere Aufmerksamkeit hervorriefen, so ist jetzt als Neuentdeckung ein gotisch-gepidisches Gräberfeld hinzugekommen. Zwar ließen vereinzelte Skelette mit gotischen Beigaben sowie zwei silberne Schlangenkopfarmringe, die als Streufunde bei Straßenbauarbeiten in der Nähe der Einmündung der Scharnhorststraße in die Königsberger Straße gefunden waren[2]), vermuten, daß nicht nur Frühgermanen und Altpreußen, sondern auch Goten und Gepiden auf diesem Gelände ihre Spuren hinterlassen hatten. Die neue Fundstelle hat aber über alle Erwartung hinaus zahlreiche Gräber mit reichhaltigen Beigaben ergeben. Sie liegt auf der Seite der Königsberger Straße, dicht an der Nachrichtenkaserne, also auf der NW-Seite des von der Königsberger Straße, der Nachrichtenkaserne und der Scharnhorststraße gebildeten Dreiecks, das als „Fundgelände Elbing-Scharnhorststraße" bezeichnet wird. Als im Herbst 1937 auf dem ganzen Gelände die Bauarbeiten begannen und Baugruben ausgehoben wurden, kamen in der an die Nachrichtenkaserne angrenzenden Baugrube der Firma Alfred Müller-Elbing Skelett- und Brandgräber zutage, deren Untersuchung mehrere Wochen Zeit in Anspruch nahm. Auf die Bergung der in der südlichen Hälfte dieser Baugrube (Müller I = Fläche X) gelegenen Fundstellen mußte verzichtet werden, da diese einer erst kürzlich erfolgten Aufschüttung wegen tiefer liegen als im nördlichen Teil. Sie sind daher durch die Bauarbeiten nicht oder nur kaum berührt worden und bleiben ein Betätigungsfeld späterer Ge-

schlechter. Untersucht worden ist die nördliche Hälfte der Baugrube Müller I (Taf. XXII, a) mit rund 35 Skelett- und 20 Brand- und Urnengräbern und die gesamte nordöstlich gelegene Baugrube Müller II, in die sich das Gräberfeld noch hineinzog, mit etwa 15 Skelett- und 5 Urnengräbern. In beiden Baugruben kamen vereinzelt insgesamt etwa 10 Herdstellen aus gotischer und altpreußischer Zeit zutage.

Es mag gewiß für die Bauführer nicht leicht gewesen sein, ihre Anordnungen mit den Notwendigkeiten der Ausgrabung in Einklang zu bringen, und es kann nicht genug anerkannt werden, daß bei gegenseitiger Rücksichtnahme doch ein Verhältnis gewonnen werden konnte, das beiden Teilen die notwendige Arbeitsmöglichkeit verschaffte. Wenn daher bei der Untersuchung der vorgeschichtlichen Fundstellen, insbesondere der Skelettgräber, manche sonst übliche Feinarbeit unterblieb, so ist der Wunsch und Wille hierbei ausschlaggebend gewesen, die Bauarbeiten nicht länger als unbedingt nötig aufzuhalten. Der Firma Alfred Müller gebührt der Dank des Städtischen Museums für das Verständnis, das für die Notwendigkeit dieser Ausgrabung entgegengebracht worden ist. Dasselbe gilt für die einsichtige Stellungnahme des Beamtenwohnungs-Vereins Elbing, des Eigentümers dieses Geländes, der auch die Untersuchung der durch die Bauarbeiten nicht berührten Stellen gestattet hat. Die praktische Volkstums- und Grenzlandarbeit des Städtischen Museums ist durch diese Einstellung des Grundeigentümers und des Unternehmers aufs stärkste gefördert worden.

Zunächst ist nur der innerhalb der Baugrube liegende Teil der Gräberfelder untersucht worden. Dabei ist es mehrfach vorgekommen, daß Skelettgräber halb durchschnitten worden sind (Taf. XXII, b). Der außerhalb der Baugrube liegende Teil dieser Gräber muß später ausgegraben werden. Die folgenden Angaben können daher nur als vorläufige Mitteilung gewertet werden; eine endgültige Übersicht und Darstellung dieser Funde kann — wie auch bei denen aus frühgermanischer und altpreußischer Zeit — erst nach Untersuchung a l l e r Fundstellen erfolgen.

In der Baugrube Müller I stieß man schon beim Abheben der Muttererde dicht unter der Oberfläche auf ausgedehnte Steinpackungen und Steinpflasterungen. Unter oder zwischen den Steinpackungen standen die Urnen in schwarzer oder schwarzbrauner Erde, meist einzeln, selten mehrere auf einer Stelle (Taf. XXII, f). Sie enthielten, soweit ihr Inhalt bisher untersucht worden ist, außer dem Leichenbrand nur selten Schmuckstücke oder Geräte. Es handelt sich wohl um dieselben Gefäßformen, wie sie auf dem von A n g e r und D o r r untersuchten „gemischten" Gräberfeld in Elbing-Neustädterfeld[3]) vorkommen. Es ist aber durchaus möglich, daß nach Reinigung und Wiederherstellung dieser Urnen noch manche Überraschung bevorsteht. Außer reinen Urnengräbern traten vereinzelt auch Brand-

gräber auf, die meistens einige Fibeln und Perlen und wenige Scherben enthielten. An einer Stelle waren mehrere Brandgruben so dicht beieinander angelegt worden, daß eine Trennung nach einzelnen Gräbern nicht mehr möglich war. An einer anderen Stelle kamen in schwarzer, holzkohlehaltiger Erde zwei Fibeln zum Vorschein; diese Stelle enthielt als einzige keinen Leichenbrand. Die Zahl der Brandgruben war wesentlich geringer als die der Urnengräber.

Diese Brandgräber bildeten gewissermaßen eine besondere Schicht im Gräberfeld und gingen selten tiefer als 60 cm u. O. hinab. Waren sie beseitigt, so hoben sich — an den meisten Stellen sehr klar — längliche Gruben im rötlich-gelben Lehm ab. Die Füllung dieser Gruben bestand aus einer Mischung von alter Muttererde und Lehm. Nur selten konnten der Lehmfüllung wegen die Umrisse der Grabgrube nicht klar erkannt werden. In 1 m bis 1,20 m Tiefe u. O. lagen dann in diesen Gruben menschliche Skelette. Unterhalb derselben hörten die Grabgruben sofort auf. Die Toten sind also auf die tiefste Stelle der ausgehobenen Grube gelegt worden. Die Gruben waren nur in wenigen Fällen länger und breiter, als es für die Niederlegung des Körpers erforderlich war. (Vgl. besonders Taf. XXII, c, d; dagegen Textabb. 1 u. 2). Hin und wieder waren — anscheinend absichtlich — in den Gruben größere Steine, meist am Fußende niedergelegt, die aber niemals auf, sondern stets n e b e n den Knochen lagen.

Die Lagerung der Skelette war verschieden. Am zahlreichsten vertreten war die Rückenlage mit langausgestreckten Armen und Beinen, wie Taf. XXII, c zeigt. Verschiedentlich waren die Beine leicht gekreuzt, oft das linke Bein über das rechte geschlagen (umgekehrt: Taf. XXII, d). Mehrmals lagen die Skelette auf der rechten Seite mit lang ausgestrecktem rechten und leicht gewinkeltem linken Arm (Taf. XXII, g). Eine ausgesprochene Hockerlage kam nur ein oder zweimal vor. Die Grabgruben waren ausnahmslos in der ungefähren NS-Richtung angelegt, und zwar so, daß der Kopf nach N und die Füße nach S zeigten. War der Kopf gedreht, so zeigte das Gesicht immer nach Westen. Eine Abweichung von dieser Regel wurde bisher nicht gefunden, so daß es sich um einen ganz festen ständigen Brauch gehandelt zu haben scheint.

Auffallend war, daß in einigen Gräbern die Reste von zwei bis drei Skeletten anzutreffen waren, und zwar lagen dann neben oder unter einem vollständigen Skelett Reste von ein oder zwei anderen. In einem Fall wurden drei Schädelreste von verschiedenen Stellen aus ein und derselben Grabgrube geborgen. Die Gräber sind also mehrmals belegt worden.

Gräber von Kindern und Jugendlichen waren ziemlich häufig; sie werden etwa ein Drittel aller Skelettgräber ausmachen. Die Kindergräber enthielten nur in wenigen Fällen bronzene Beigaben, meist aber einige Tonscherben. Die Skelette

der Erwachsenen waren selten kleiner als 1,75 m, manchmal waren sie sogar mehr als 1,85 m lang. Die im allgemeinen ziemlich gut erhaltenen Knochenreste werden vom Rassenbiologischen Institut der Universität Königsberg (Prof. Dr. Löffler) untersucht werden. Dies ist um so mehr zu begrüßen, als die anthropologische Untersuchung der Schädel des Gräberfeldes Elbing-Neustädterfeld[4]) wohl nicht mehr den heutigen Anforderungen genügt.

Der beigegebene Schmuck bestand meist aus zwei Fibeln, die immer an der rechten und linken Schulter lagen (Abb. 1 und 2); außerdem trugen viele Skelette Armringe an den Unterarmen (Abb. 1 und 2; Taf. XXII, c). In der Gegend des Halses, der Schulter und des Oberarmes lagen mehrmals Perlen aus Bernstein, Glas und Ton und silberne oder vergoldete Schließhaken (Abb. 1). Beigaben von Gürtelschnallen, Riemenzungen o. ä. waren verhältnismäßig selten.

Als Beispiele für die Skelettgräber seien zwei Fundstellen angeführt. Beide lagen in der Baugrube Müller I.

Stelle 442: Das Skelett wurde in Planum III (= 1,40 m u. O.) angetroffen (Abb. 1). Längliche graugelbe Grabgrube, deren Umrisse nicht sehr deutlich zu erkennen waren. Das Skelett lag etwas auf der rechten Seite, Kopf nach rechts gedreht, rechter Arm lang ausgestreckt, linker Arm so gewinkelt, daß die Hand dicht unterhalb des rechten Schultergelenks lag (Taf. XXII, e). Das rechte Bein war leicht gekrümmt, das linke lang ausgestreckt. An beiden Handgelenken je ein Armring (Taf. XXIII, d, e), an den Schultern je eine Fibel (Taf. XXIII, a, c), auf der rechten Brustseite ebenfalls eine Fibel (Taf. XXIII, b). Am Kinn, an der rechten Schulter und zu beiden Seiten des linken Unterarms 98 Glas-, Ton- und Bernsteinperlen verschiedener Form und Größe und ein silberner, stark oxydierter

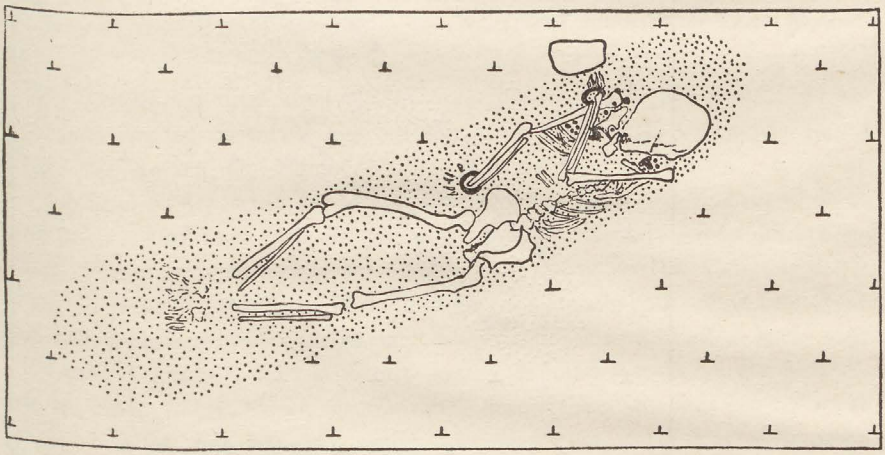


Abb. 1. Elbing-Scharnhorststraße, Fundstelle 442.
(Maßstab und Nordrichtung wie in Abb. 2)

Schließhaken (Taf. XXIII, f, g). Dicht an der linken Hand ragte aus dem anstehenden Lehm ein Stein in die Grube.

Funde:

Bronzefibel mit breitem Bügel, Verzierung nicht mehr erkennbar, stark beschädigt. Länge noch 3,6 cm (Taf. XXIII, c).

Gleichartige Fibel, sehr stark beschädigt (Taf. XXIII, a).

Bronzener Armring in zwei Teilen, mit Schlangenkopfenden, stark oxydiert, Dm. 6,3 cm, lichte Weite 5,4 cm (Taf. XXIII, d).

Gleichartiger Ring in zwei Teilen, stärker oxydiert, Dm. 6,4: 6,6, lichte Weite 5: 5,5 cm (Taf. XXIII, e).

Bronzefibel mit Silberbelägen, oxydiert, Länge 3,7 cm, Breite der Rollenhülse 4,3 cm.

1 silberner Schließhaken, leicht beschädigt, Länge 2 cm, Breite 1,6 cm; anhaftend eine runde, grüne Glasperle, Dm. 2 mm.

Perlen: 2 rote Tonperlen, Dm. 7 mm; 29 runde, grüne Glasperlen, Dm. 2—3 mm; 20 runde, blaue Glasperlen, Dm. 2—3 mm; 4 runde, braunrote Glasperlen, Dm. 3 mm; 6 runde, braunrote Glasperlen, Dm. 5 mm; 3 runde, grüne Glasperlen, Dm. 7 mm; 3 kubooktaedrische, grüne Glasperlen, Länge 7 mm; 1 runde, undurchsichtige, weiße Glasperle, Dm. 1 cm; 1 blaue Glasperle mit weißen Augen, Dm.

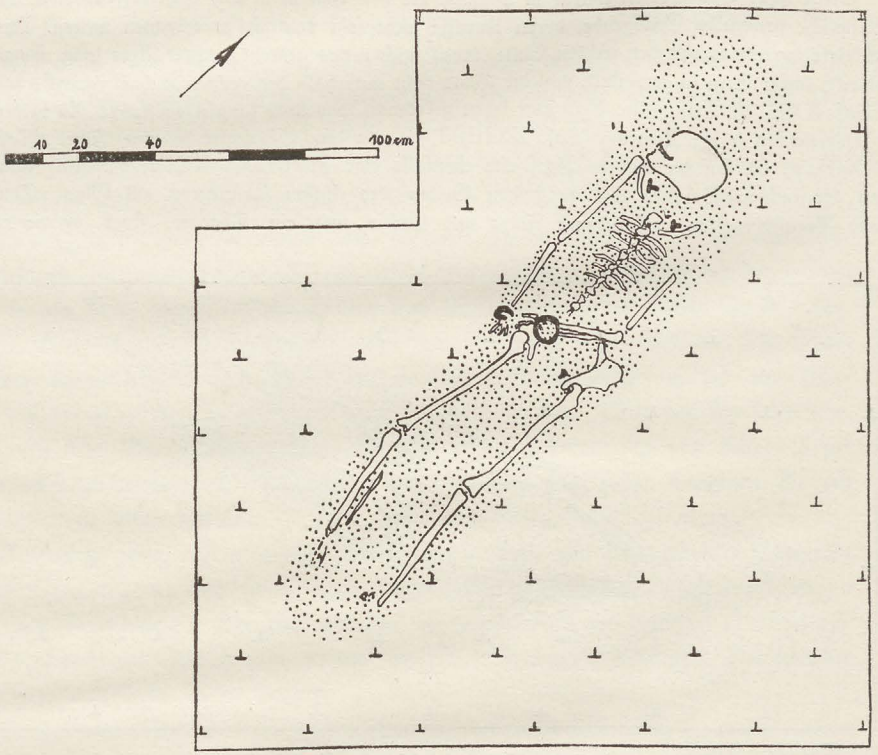


Abb. 2. Elbing-Scharnhorststraße, Fundstelle 472.

2,3 cm; 1 hellblaue Glasperle, ſtumpfkegelförmig, gerieft; 2 zerbrochene dunkelblaue Glasperlen, ſenkrecht gerieft; 4 Millefioriperlen, davon 1 zerbrochen, die anderen ſchlecht erhalten, Dm. 1,2 cm; 2 unförmige dicke Bernſteinperlen, Länge 2 cm und 2,2 cm; 3 runde Bernſteinperlen, Dm. 1,6 cm; 11 Bernſteinperlen, flach bis rundlich, Dm. 0,8—1,4 cm (Taf. XXIII, g, 1. 3. 5.—7. v. l.); 1 doppelkegelförmige Bernſteinperle, Dm. 1,5 cm, Höhe 0,7 cm; 1 viereckige Bernſteinperle, Dicke 1,1:0,8 cm (Taf. XXIII, g oben); 1 flache, ſtumpfkegelförmige, waagerecht gerieft Bernſteinperle, Dm. 1,5 cm (Taf. XXIII, g, 2. v. l.); 1 ſcheibenförmige, kantig geſchnittene Bernſteinperle mit V-Bohrung, Dm. 2,5 cm, Dicke 0,7 cm (Taf. XXIII, g Mitte).

Stelle 472: Das Skelett lag im Planum V (= 1,08 m u. O.) in einer dunkelgrauen Grube (Abb. 2). Auf dem Rücken liegend, Kopf nach rechts gedreht, rechter Arm lang ausgeſtreckt, linker Unterarm nach der rechten Hüfte gewinkelt, rechtes Bein leicht gebogen, linkes Bein lang ausgeſtreckt. An beiden Schultern je eine bronzene Fibel, an der rechten Schulter einige Perlen, an den Handgelenken je ein Armring, am linken Beckenknochen verroſtete Eiſenſtücke.

Funde:

2 bronzene Fibeln mit breitem Bügel, eine zerbrochen; Länge 5 cm, Breite der Rollenhülſe 4 cm.

2 bronzene Armringe mit Schlangenkopfenden (ähnlich Taf. XXIII, i); unverzierter, ſchmälerer Mittelteil im Querſchnitt oval. Ein Ring verbogen. Dm. 6:5,4 cm, lichte Weite 5,5:4,7 cm.

1 zerbrochene, ſtark verroſtete eiſerne Schnalle.

11 Perlen: 2 goldüberfangene Glasperlen, Dm. 6 mm; 6 ebenſolche (und einige Bruchſtücke), Dm. 3 mm; drei blaue Glasperlen (und einige Bruchſtücke), Dm. 3 mm.

Von Fundſtelle 415 (Taf. XXII, c) ſtammen:

2 bronzene Fibeln mit breitem, verzierten Bügel, Länge 3,7 cm, Breite der Rolle 3,3 cm (Taf. XXIII, h).

2 bronzene Armringe mit Schlangenkopfenden, unverzierter Mittelteil des Ringes im Querſchnitt halbrund, verbogen und beſchädigt, Dm. etwa 6 cm (Taf. XXIII, i).

Die Zeitſtellung dieſes Gräberfeldes ergibt ſich im großen und ganzen aus den bisherigen Funden, beſonders aus den Bronzebeigaben. Das Gräberfeld ſcheint bereits im Anfang der Stufe B Tiſchlers und Blumes[5]) d. h. im 1. Jahrh. n. d. Ztr. belegt worden zu ſein. Von den bisher unterſuchten Gräbern gehören die meiſten in die Zeit um 200 n. d. Ztr., wie beſonders Fibeln mit breitem Bügel, Schlangenkopfarmringe und Schließhaken zeigen. Für die Belegung in der Stufe C ſprechen vor allem Fibeln mit umgeſchlagenem Fuß. Aus dem Fund mehrerer kubooktaedriſcher Perlen und achtförmiger Bernſteinperlen ſowie einer Fibel mit Nadelſcheide kann geſchloſſen werden, daß auch hier in der Stufe C/D, alſo bis ins 4. Jahrh. hinein, eine Belegung ſtattgefunden hat. Aus den bisherigen Funden läßt ſich aber noch nicht deutlich erkennen, ob auch dieſes Gräberfeld genau ſo wie die meiſten gleichzeitigen im Weichſelmündungsgebiet ein Nachlaſſen der Belegung am Ende des 3. Jahrh. aufweiſt.

Dieses neue Gräberfeld ordnet sich gut in die schon bekannten Funde des Kreises Elbing und des Weichselmündungsgebietes ein.[6]) Zwar können die verhältnismäßig wenigen Gräber der Scharnhorststraße für die Funde selbst gegenüber den so reichhaltigen Gräberfeldern von Hansdorf und Elbing-Neustädterfeld noch keine wesentlichen Ergänzungen bringen. Wichtig ist aber das neue Gräberfeld aus zwei Gründen: Einmal ist es seit Jahrzehnten das erste gotische-gepidische Gräberfeld, das in neuzeitlicher Arbeitsweise ausgegraben werden kann. Hierdurch wird es möglich sein, nicht nur das zeitliche Verhältnis zwischen Skelett- und Brandbestattung von neuem zu prüfen, sondern auch Einzelheiten im Grabgebrauch feststellen zu können. Andererseits wird es bei restloser Erfassung aller Funde dieses gotischen Gräberfeldes vielleicht möglich sein, den Anschluß der um 600 n. d. Ztr. in das Elbinger Gebiet einwandernden Altpreußen an die restlichen Ostgermanen an ein und derselben Fundstelle nachweisen zu können. Das bisher späteste Grab dieses Gräberfeldes liegt ungefähr 70 m entfernt von dem altpreußischen Gräberfeld, dessen Belegung um 600 beginnt. Für die Frage nach dem Verbleib der restlichen Goten und Gepiden und nach ihrer Vermischung mit den Altpreußen wird gerade die Fundstelle Elbing-Scharnhorststraße den besten Aufschluß geben können, besonders da, wie Ehrlich betont hat, in den preußischen Funden dieses Geländes ein erheblich starkes germanisches Erbe zu stecken scheint. Die Untersuchung des Fundgeländes der Scharnhorststraße wird unerläßlich sein, da wir hier an einer Stelle auf die Lösung vieler Fragen hoffen dürfen, die für die Vorgeschichte des östlichen Weichselmündungsgebietes und besonders für die Frühgeschichte Elbings wichtig sind.

In der Anlage wird eine Aufstellung der bisher bekannten Fundorte der gotisch-gepidischen Zeit aus dem Stadt- und Landkreise Elbing und eine neue Besiedlungskarte (Abb. 3) gegeben. Die Grundkarte ist im vergangenen Jahr im Städtischen Museum angefertigt worden, da die vorhandene[7]) nicht mehr genügte. Die geologischen Bezeichnungen sind von Herrn Prof. Dr. Müller geprüft worden. Eingetragen sind in die beigegebene Karte alle Einzel-, Grab- und Siedlungsfunde der ersten vier bis fünf Jahrhunderte n. d. Ztr.; weggelassen sind die Fundorte römischer Einfuhrwaren, sofern sie nicht mit germanischen Fundorten zusammenfallen. Für die bei La Baume und Engel angeführten Fundorte Serpin und Cadinen[7]) konnten keine Funde im hiesigen Museum und auch keine Schrifttumshinweise ermittelt werden, weswegen diese Fundorte keine Zeichen erhielten. Im Schrifttumsnachweis wurde auf die Anführung des Blumeschen Werkes verzichtet, da dieser die Elbinger Funde fortlaufend nennt.

Die Grundlagen des vorgeschichtlichen Besiedlungsganges der Elbinger Höhe zeichnen sich auf der Karte deutlich ab, wozu besonders die Häufung der Fundorte

am Höhenrande, die geringe Zahl der Fundorte im Innenraum der Elbinger Höhe und die Zusammenballung der Fundstellen in der Gegend der heutigen Stadt zu rechnen sind. Die in Arbeit befindlichen weiteren Besiedlungskarten des Kreises Elbing werden diese Grundtatsachen noch erhärten.

Gotisch-gepidische Fundstellen im Kreise Elbing

Zeichen auf der Karte	Fundort	Fundart	Schrifttum
●	Böhmischgut	Herdstellen	Ehrlich, Vorgesch. Funde u. Ausgrabungen b. Bau d. Reichsautobahn im Ldkr. Elbing, Die Straße, 2. Jahrg., 1935, S. 500 ff.
▲	Dünhöfen	Bernsteinperlen	Dorr, Übersicht, S. 33. — Derſ., Führer durch d. Samml. d. Städt. Museums, Elbing 1903, S. 36.
▲	Elbing — Marienburger Damm	Glas- und Bernsteinperle	Dorr, Führer, S. 35.
◆	Elbing — Neustädterfeld	Skelett- und Brandgräberfeld	Dorr, Übersicht, S. 45 ff.
◆	Elbing — Scharnhorststraße	Skelett- und Brandgräberfeld; Siedlungsreste	Neugebauer, Elb. Jb. 15 (Ehrlich-Festschrift), 1938, S. 104 ff.
◗	Elbing — Spittelhof	Zerstörtes Gräberfeld	Dorr, Übersicht, S. 58.
◗	Elbing — Wittenfelde	Urnengräberfeld	Dorr, Übersicht, S. 35 f.
▲	Elbing — Vogelsang	Tonperle	Dorr, Übersicht, S. 33.
▲	Ellerwald	Bernsteinspinnwirtel	Dorr, Übersicht, S. 33.
◆	Groß-Röbern	Skelettgräberfeld	Ehrlich, Elb. Jb. 2, 1922, S. 162 f.
▲	Groß-Steinort	Zwei Glasperlen	Dorr, Übersicht, S. 34. — Derſ., Führer, S. 36.
◆	Groß-Wolfsdorf	Skelettgräberfeld	Dorr, Übersicht, S. 44. — Derſ., Führer, S. 36.
◗	Grunau-Höhe	Skelett- und Urnengräber Brennofen	Dorr, Übersicht, S. 36. — Derſ., Führer, S. 37. — Ehrlich, Elb. Jb. 12/13, 1936, S. 240.
◆	Hansdorf	Skelettgräberfeld	Dorr, Führer, S. 36.
▲	Kickelhof	Lanzenspitzen, silb. Armband; zerstörtes Gräberfeld?	Dorr, Übersicht, S. 33 u. 44; derſ., Führer, S. 36.
▲	Lärchwalde Hartmanns Plantage	Bronzene Schnalle	Dorr, Führer, S. 37. —
		Armband auf frühgerm. Siedlung	Neugebauer, Elb. Jb. 12/13, 1936, S. 103 u. 152.

Zeichen auf der Karte	Fundort	Fundart	Schrifttum
	Lärchwalde St. Georgsbrüderland	Urnengräberfeld	Dorr, Übersicht, S. 34 f. — Derſ., Führer, S. 37.
	Lenzen	Urnengrab	Ehrlich, Elb. Jb. 1, 1920, S. 176.
	Lenzen —Silberberg	Fibel in preuß. Brandgrab	Dorr, Die Gräberfelder auf d. Silberberge u. bei Serpin, Elbing 1898, Tf. III, 6 u. S. 21.
	Maibaum	Urnengrab	Dorr, Übersicht, S. 33.
	Meislatein	Skelett- und Urnengräberfeld, Siedlung	Dorr, Übersicht, S. 40. — Ebert, Truso, S. 35 f. — Kleemann, Elb. Jb. 15 (Ehrlich-Festſchrift), 1938, S. 29 ff.
	Neuendorf-Höhe	Siedlung	Grabung 1936.
	Panklau (Karlsberg)	Urnengrab	Dorr, Schriften d. Naturforſch. Geſ. Danzig, NF IX, 1, 1895, S. 62 f. — ebenda X, 1, 1899, S. 100. — Derſ., Führer, S. 36.
	Pomehrendorf	Skelettgrab	Ehrlich, Elb. Jb. 7, 1928, S. 153. — Derſ., ebenda 8, 1929, S. 213.
	Preußiſch-Mark	Spinnwirtel	Dorr, Übersicht, S. 33.
	Stagnitten	Herdſtellen	Ehrlich, Elb. Jb. 12/13, 1936, S. 241.
	Succaſe	Siedlungsſpuren	Ehrlich, Elb. Jb. 12/13, S. 93.
	Tolkemit	Fibel, auf Burgwall Tolkemita	Ehrlich, Mannus, 5. Erg. Bd., 1929, S. 58.
	Wiek-Louiſental	Urnengrab	Kleemann, Elb. Jb. 15 (Ehrlich-Festſchrift), 1938, S. 26 f.
	Wöklitz	Skelett- und Urnengräberfeld	Dorr, Übersicht, S. 43. — Derſ., Führer, S. 36. — Jacobſon, Elb. Jb. 5/6, 1927, S. 123 ff.

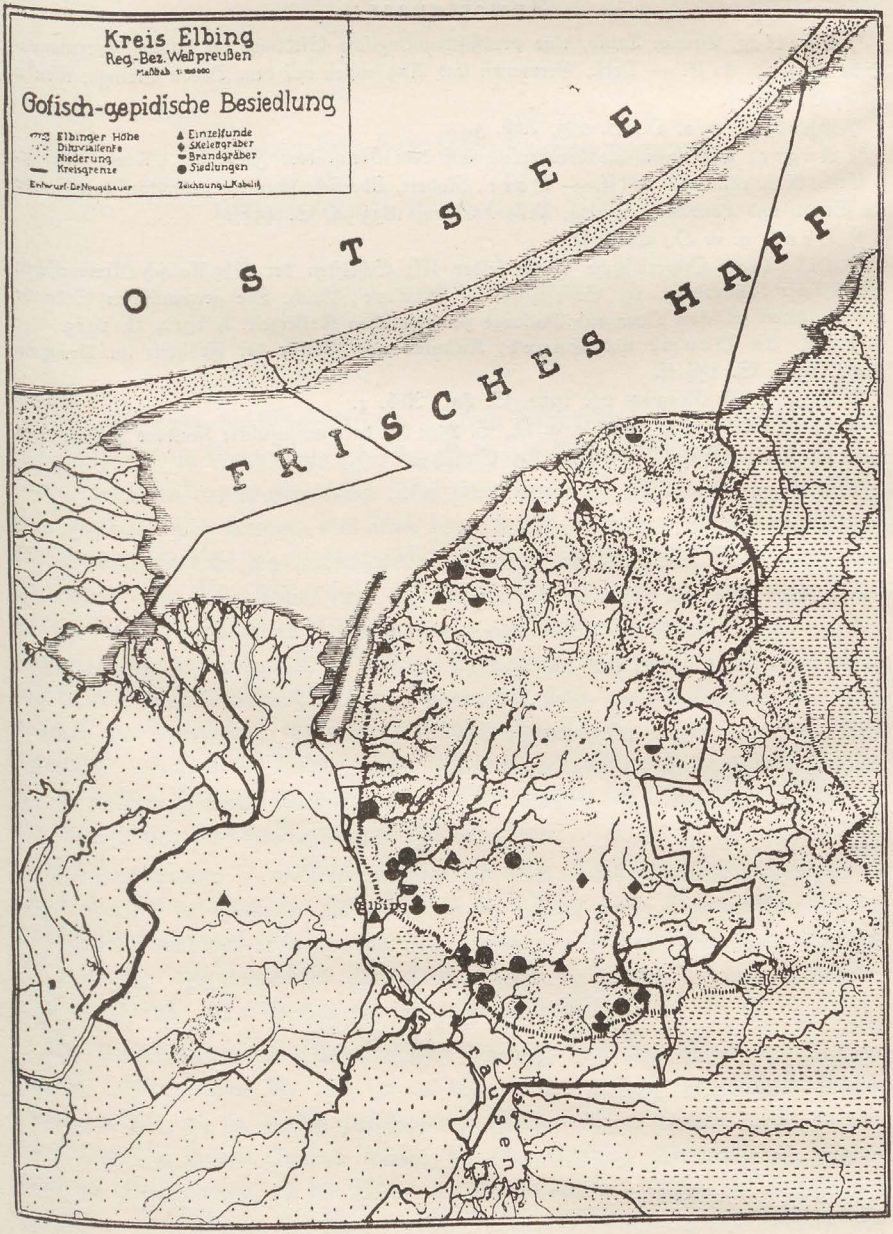

Kreis Elbing
Reg.-Bez. Westpreußen
Maßstab 1:
Gotisch-gepidische Besiedlung
Elbinger Höhe
Diluvialfeld
Niederung
Kreisgrenze
Einzelfunde
Skelettgräber
Brandgräber
Siedlungen
Entwurf: Dr. Neugebauer
Zeichnung: L. Kabitz
O S T S E E
F R I S C H E S H A F F
Elbing
Pr. Holland

Abb. 3

Anmerkungen:

[1]) Ehrlich, Bruno, Truso, eine preußisch-wikingische Siedlung bei Elbing, Germanen-Erbe 1937, S. 80 ff. — Derſ., Germanen und Altpreußen auf dem Boden Elbings, ebenda 1937, S. 268 ff.

[2]) Ehrlich, a. a. O., S. 269, Abb. 3.

[3]) Anger, Das gemiſchte Gräberfeld auf dem Neuſtädter Felde bei Elbing, Zeitſchr. f. Ethn. XII, 1880, S. 106 ff. — Dorr, Robert, Überſicht über die prähiſtoriſchen Funde im Stadt- und Landkreiſe Elbing, Progr. Elbing 1893/94, S. 45 ff.

[4]) Dorr, a. a. O., S. 67 ff.

[5]) Tiſchler, Oſtpreußiſche Gräberfelder III, Schriften der Phyſikaliſch-Ökonomiſchen Geſellſchaft Königsberg, 19, S. 154 ff. — Blume, Erich, Die germaniſchen Stämme und Kulturen zwiſchen Oder und Paſſarge zur römiſchen Kaiſerzeit, I, 1912, II, 1915.

[6]) Vgl. La Baume und Engel, Kulturen und Völker der Frühzeit im Preußenlande, 1937, S. 134 ff.

[7]) abgeb. z. B. Mannus 24, 1932, S. 401, Abb. 1.

[8]) La Baume u. Engel a. a. O., S. 259; der dort aufgeführte Fundort Poſilge liegt nicht im Kreis Elbing, ſondern im Kr. Stuhm.

Töpferöfen der Großgermanenzeit am Parletten-See bei Stuhm

Von Waldemar Heym

Auf Anregung des Stud.-Assessors Herrn Cammann von der Nat.-Pol. Erziehungsanstalt in Stuhm hin setzte das Heimatmuseum Westpreußen in Marienwerder im Herbst 1936 zum ersten Mal den Spaten an auf der Kuppe, die östlich vom Parletten-See hart an dem Knie liegt, das die Straße Stuhm—Lindenkrug bildet, bevor sie dicht am Parletten-See weiter in der Richtung SW. nach dem Lindenkrug geht. Die Kuppe liegt also zwischen der Straße und dem See. Steil fällt sie zu diesem ab. Herr Cammann hatte am Rande der Kiesgrube, die auf der Spitze der Kuppe angelegt ist, tiefschwarze Gruben mit vom Feuer gesprengten Steinen beobachtet. Die Nat.-Pol. Erziehungsanstalt stellte die Obersekunda für Erdarbeiten zur Verfügung. Es sollte praktische Vorgeschichte getrieben werden. Der Feuereifer, mit dem die Jungen an die Arbeit gingen, war noch lange nicht gestillt, als sie größere Flächen abgedeckt hatten. Wir mußten den Eifer stark zügeln, als das Untersuchen der Gruben längere Zeit erforderte.

Die Herdanlagen — als solche mußten wir diese Gebilde zunächst ansprechen — liegen regellos im Gelände. Allerdings ist die Mitte durch Kiesentnahme bereits zerstört. Verbindungen irgendwelcher Art fanden wir nicht zwischen ihnen. Pfostenlöcher wurden nicht beobachtet. Insgesamt wurden 14 solcher Anlagen untersucht, dazu eine Grube mit Scherben der Frühgermanen (Nr. 10).

Die Untersuchung der ersten Anlagen ließ noch nicht den Zweck derselben erkennen. Wir legten die bis zu 2 mal 1 m großen, rechteckigen Steinpackungen frei, die in großen tiefschwarzen Gruben lagen, trugen dann, da wir keine Ordnung in den Steinen fanden, die Steinpackung schichtweise ab, fanden dabei die Steinmauern, die die Wand der Grube bildeten, stießen auf tiefschwarze Holzkohle mit größeren Holzkohlenbrocken, fanden schließlich auf dem Grunde der Grube Scherben und auch ganze Gefäße. Aber der Zweck, die Aufgabe, die diese Grube einst zu erfüllen hatte, war uns nicht klar geworden. Eine Erklärung fanden

wir nicht für die Masse schwarzer Asche, die unter der regellosen Steinpackung lag. Wir stellten fest, daß in einer Grube mit Steinwänden ein Feuer angezündet und daß Steine in dieses Feuer, bevor die Holzkohle ganz ausgeglüht war, hineingeworfen waren. Was wollte man aber mit den Gefäßen, die unter der Steinpackung lagen? Waren es Reste von Opfern? Herde waren es nicht. Die Asche war nicht fettig, Knochen fanden sich ebenfalls nicht in den Gruben. Kiekebusch[1]) [vergl. Neugebauer[2])] wirft die Frage auf, ob derartige Gruben unter einer Steinpackung nicht aus zwei verschiedenen Bauperioden stammen. Man hätte zunächst nur eine Grube für den Herd gebaut. Gründe der Pietät und praktische Erfahrung hätten vielleicht mitgesprochen, an der alten Herdstelle festzuhalten. Fragen dieser Art veranlaßten mich, andere Wege bei dem Untersuchen zu gehen. Hatten wir bisher die Steinpackung als das Wichtigste angesehen, hatten wir ihr zu Liebe den sonstigen Inhalt der Grube geopfert, nur um die Lagerung der Steine herauszuarbeiten und aus dieser Lagerung den Zweck der ganzen Anlage zu erkennen, so gingen wir bei der Anlage Nr. 8 den anderen Weg: Wir opferten die Steinpackung, und zwar schürften wir dabei nicht waagerecht, sondern in der Senkrechten. Das Glück war uns hold. Wir stießen auf dem Grunde der Grube auf einen starken, verkohlten Knüppel, der auf einem Gefäß lag. Wir hatten damit einen festen Punkt erhalten, der uns die Lösung möglich machte. Die dicken, verkohlten Hölzer, die wir auch in den früheren Anlagen (z. B. in Nr. 5) beobachtet hatten, die wir aber, um die Steinpackung zu retten, geopfert hatten, — wir hatten die Hölzer als die Überreste eines in der Grube angefachten Feuers angesehen —, gehören zu einer Dachkonstruktion, die ursprünglich auf der Grube gelegen hatte. In der Grube, also unter dem Knüppeldach, hatten Gefäße gestanden. Zu welchem Zweck hatte man diese in die Grube gestellt? Einige Gefäße waren nur in zusammengebrochenem Zustande erhalten. Die Scherben waren aber in vielen Fällen so verzogen, daß die Bruchstellen der einzelnen Scherben wohl aneinander paßten, daß aber doch ein Gefäß sich aus ihnen nicht zusammensetzen ließ. Scherben verziehen beim Brennen nur dann stark, wenn sie nicht ganz ausgetrocknet sind, bevor sie zum Brennen in den Ofen gestellt werden. Eine bereits gebrannte Scherbe, die noch einmal dem Feuer ausgesetzt wird, verzieht nur noch wenig weiter. Wir hatten damit die Bestimmung der Anlagen erhalten: Wir hatten Töpferöfen vor uns.

Ich bringe zunächst den Fundbericht, bevor wir zu den letzten technischen Fragen kommen.

Anlage 1. Der Ofen ist rechteckig. Die Kammer ist 1,05 mal 0,65 cm im Lichten groß. Durch die Arbeiten in der Kiesgrube ist der Oberbau des Ofens bereits zerstört. Auf der N.-Seite ist noch die 12 cm hohe Steinmauer der Kammer erhalten. Den Boden der Kammer bilden Sande, die durch die Glut leicht rötlich gefärbt

sind. An die Mauer gelehnt steht in der tiefschwarzen Holzasche ein kleines Henkelgefäß in zusammengebrochenem Zustande.

Gefäß 9 cm hoch. Hals eingezogen. Farbe grau. Taf. XXVI, 12.

Anlage 2. Eine 70 cm tiefe, unregelmäßig gebaute Grube. In der tiefschwarzen Asche liegt eine ganz dichte Steinpackung. Die einzelnen Steine sind vom Feuer gesprengt. Eine Ordnung innerhalb der Packung können wir erst in der Tiefe feststellen. Dort stießen wir auf ein zusammengebrochenes Gefäß, das in einer runden Kammer stand. Den Boden der Kammer bilden Sande. Die Scherben des Gefäßes sind stark verzogen. Es muß noch während des Brandes zusammengebrochen sein.

Gefäß: 14 cm hoch, vom Fuß aus bis zur Schulter leicht ausladend, dann sich etwas verjüngend. Rand dagegen wieder lippenartig nach außen gedrückt. Das Gefäß ist außer Fuß und Rand gerauht. Farbe grau. Taf. XXVI, 6.

Anlage 3. Rechteckig 1,20 mal 1,00 in der äußeren Begrenzung groß. Es war nicht möglich, den Aufbau der Anlage festzustellen. In der Tiefe finden wir unter der Masse verbrannter Steine ein Pflaster und auf ihm Scherben.

Gefäße: 1. Eine Schüssel von 8,5 cm Höhe und einem oberen Durchmesser von 21 cm, der Fuß ist 9 cm breit. Die Schüssel hat auf halber Höhe einen scharfen Umbruch. Farbe grau. (Taf. XXVI, 10). — 2. Eine 25 cm hohe Terrine, deren Oberfläche außer dem Fuß und dem eingezogenen Rande gerauht ist. Farbe grau. (Form ähnlich wie das Gefäß Nr. 4 (Taf. XXVI) aus Ofen 7, doch ohne Henkel.)

Anlage 4. Der Ofen ist durch die Kiesentnahme bereits über die Hälfte zerstört. In der tiefschwarzen Asche finden wir weder Steine noch Scherben.

Anlage 5. Ein kreisförmiger Ofen. Der Boden der Kammer liegt bei 70 cm unter Tage. Bei dieser Anlage war der Eingang zum Ofen deutlich zu erkennen, er liegt nach W. zu. Der Durchmesser der von Steinen umgebenen Kammer beträgt 44 cm. Auf dem Boden liegen grobe Stücke von Holzkohlen und Scherben. Der Boden der Kammer ist nicht gepflastert. (Taf. XXIV, a—d).

Gefäß: Von dem kleinen Henkelgefäß ist der Rand nicht erhalten. Form ähnlich dem Gefäß Nr. 12 (Taf. XXVI) aus Ofen 1. Farbe grau.

Anlage 6. Der Ofen ist beim Abfahren des Kieses bis auf Teile der Südmauer zerstört. Die Länge und Breite der Anlage ist nicht mehr festzustellen. Der Ofen war rechteckig, Sande bilden den Boden.

Anlage 7. Ein rechteckiger Ofen. Die von Steinen umgebene Kammer ist im Lichten 0,70 mal 0,30 m groß. Ihr Boden ist gepflastert. Auf dem Pflaster liegen Scherben und grobe Brocken Holzkohle.

Gefäße: 1. Ein plumpes, 13,5 cm hohes Gefäß, dessen Wände leicht ausladend emporsteigen, dessen kurzer Hals aber eingezogen ist. Die Oberfläche ist bis zum Ansatze des Halses gerauht. Farbe grau. Taf. XXVI, 13.

2. Henkelloser, 15 cm hoher Napf mit schmalem Fuß und breit ausladendem Rande. Die Wand steigt zunächst breit ausladend auf, auf halber Höhe bricht sie weich um, steigt fast senkrecht nach oben, der Rand ist lippenartig. Auf dem Umbruch ist ein 5,5 cm breiter Streifen wahrscheinlich mit stark abgenutzter Rute (Besen?) getupft. Taf. XXVI, 9.

3. Scherbe einer flachen Schale von 22,5 cm Durchmesser mit lippenartigem Rande. Taf. XXVI, 11.

4. Scherben einer 22,5 cm hohen Terrine mit eingezogenem Halse. Erhalten ist der Ansatz zu einem Henkel. Taf. XXVI, 3.

5. Scherben einer zweiten, ebenso geformten Terrine von 22 cm Höhe. Der Henkel sitzt aber nicht oben am Rande wie bei jener, sondern rechts vom Bauch bis zum Ansatz des Halses. Bauch gerauht, Fuß und Hals dagegen nicht gerauht. Farbe grau-braun. Taf. XXVI, 4.

Anlage 8. Der Ofen ist rechteckig. Die Größe der Kammer beträgt 1,20 mal 0,70 m. Den Boden der Kammer bilden Sande. 60 cm ist er eingetieft. Aufeinandergeschichtete Steine bilden die Wände der Kammer. Die ganze Kammer war mit Steinen vollgestopft. Diese Anlage brachte uns den Aufschluß. Nachdem wir den ersten 6 cm dicken, verkohlten Knüppel aufgefunden hatten, suchten wir auf dem Grunde der Grube weitere Knüppel, mit denen einst die Kammer abgedeckt war. Wir fanden, wie die Skizze zeigt, noch 4 andere, parallel zueinander liegende Knüppel, dazu einen weiteren Knüppel, der in der Längsachse der Kammer unter den Knüppeln lag. Dieser war dem Anschein nach, da die Kammer 0,70 m breit ist, eine Stütze für die Knüppel. Außer diesen fanden wir noch einen anderen Knüppel, der in der Diagonalen liegend sich bis zum dicken Knüppel der Längsachse verfolgen ließ. Die Steine der Steinpackung lagen auf den verkohlten Knüppeln. Nicht alle Hölzer waren so gut erhalten wie der zuerst gefundene. Sie konnten aber ohne Ausnahme in der schwarzen Asche mit dem Pinsel herausgearbeitet werden. Da in der Kammer sich Scherben fanden, die nicht zu den zusammengebrochenen Gefäßen gehören — von diesen sind sämtliche Scherben erhalten —, ist die Kammer mindestens zweimal zum Brennen von Geschirr benutzt worden. (Taf. XXVI, e; XXV, a).
Gefäße: Eine 20 cm hohe Terrine mit einem am Rande ansetzenden bandförmigen Henkel. Der Bauch ist bis zum Henkel gerauht, Fuß und Hals sind nicht gerauht. Farbe grau.

Anlage 9. Ein großer rechteckiger Ofen, dessen Kammer 1,20 mal 0,75 m groß ist. Der Boden wird von Sanden gebildet. Aufeinandergeschichtete Steine bilden die Wände der Kammer. Wir machen uns bei ihm die im Ofen Nr. 8 gewonnenen Erfahrungen zunutze. Auf dem Grunde der Kammer finden wir nach dem Herausnehmen der Steinpackung die Reste der Hölzer, die einst die Kammer gedeckt haben, dazu ein zusammengebrochenes Gefäß. Die Hölzer liegen nicht parallel zu einer Schmalseite, sondern in einem Abstande von 10 cm schräg über die Grube, parallel zueinander. In der Längsachse findet sich auf der einen Seite der Rest eines dicken Holzes, das wahrscheinlich unter allen Knüppeln hindurchging, um diese zu stützen. (Taf. XXV, b).
Gefäße: Eine kl. weite Schüssel mit steilen Wänden und lippenartigem Rande. Höhe 11 cm. Farbe grau. Taf. XXVI, 5.

Anlage 10. Eine große Grube mit einer Masse Scherben der Frühen Eisenzeit. Auf der Grube 3 große Steine.

Anlage 11. Ein rechteckiger Ofen, dessen Kammer 1,30 mal 0,75 m groß ist. Die in die Kammer gestürzten Hölzer der Decke liegen parallel zu einer Schmalseite in ungleichen Abständen voneinander. Neu war für uns bei dieser Anlage, daß

sich bei ihr auch die Lagerhölzer für die Hölzer der Decke in verkohltem Zustande vorfanden. Sie lagen auf dem Rande der Kammer, also noch in der natürlichen Lage. Sie geben uns damit eine Möglichkeit, die Höhe der alten Kammer anzugeben. Sie betrug 40 cm. Die Kammer hat übrigens keine Wände aus Steinen, ihr Boden wird von Sanden gebildet. (Taf. XXV, c). In der Kammer liegt ein zusammengebrochenes Gefäß: Eine Schüssel von 14 cm Höhe. Ihre Wände steigen weit ausladend zunächst empor, auf halber Höhe brechen sie weich in die Senkrechte um, der Rand ist lippenartig. Farbe grau. Taf. XXVI, 8.

Anlage 12. Ein runder Ofen. Die Kammer ist 70 cm eingetieft. Bis zum Rande ist die Grube mit zersprungenen Steinen und Hölzern vollgepackt. Die Hölzer sind aber nicht zusammengebrochen, wir fanden sie nicht auf dem Boden, sondern in der oberen Hälfte der Grube, 0,35 m über dem Boden der Kammer, ein Teil lag also noch in der ursprünglichen Lage, die Steine der Packung, die einst über ihnen gelegen hatten, waren durch sie gerutscht, hatten nur einige Knüppel etwas verschoben. Es scheinen ursprünglich zwei Schichten von Knüppeln senkrecht zueinander quer über der Kammer gelegen zu haben. Die Kammer hat Wände aus Steinen, sie ist trichterförmig gebaut. In der Kammer liegt ein zusammengebrochenes Gefäß und eine kleine Tonkugel von 1,8 cm D. (Taf. XXV, d).

Gefäß: 17,5 cm hohe Terrine mit eingezogenem, leicht lippenartigem Rande. Auf der Schulter liegt ein waagerechter Strich, von dem senkrecht nach unten, aber nicht ganz bis zum Fuß Striche gehen. Farbe grau. Taf XXVI, 2.

Anlage 13. Ein Ofen, der durch die Kiesabfuhr stark zerstört ist. Erhalten ist fast nur noch der Boden der rechteckigen Kammer (0,75 mal 0,45 m) mit den schlecht erhaltenen Resten der in die Kammer gestürzten Hölzer der Decke. Die Hölzer liegen parallel zu einer der Schmalseiten. Vielleicht gibt das eine kleine querliegende Holz in der einen Ecke den alten Eingang zur Kammer an. Der Boden und die Wände der Kammer sind Sande. Einige Steine liegen in der Kammer, aber auf den Hölzern. Wir finden keine Scherben. (Taf. XXIV, f).

Anlage 14. Erhalten sind von dem Ofen nur noch einige vom Feuer gesprengte Steine in einer unregelmäßig gebauten Grube. In der Asche ist durch Bürsten nichts mehr von Hölzern festzustellen. Scherben finden wir nicht. Durchmesser der Grube 0,80 m.

Anlage 15. Kreisrunde Grube, die bis auf 0,10 m bereits durch Kiesentnahme zerstört ist. Scherben und Reste von Hölzern finden wir nicht mehr.

Soweit der Fundbericht. Der Hügel scheint erschöpft zu sein. — Zum Bau der Töpferöfen:

Rechteckig ist die Kammer der Öfen 1, 3, 6, 7, 8, 9, 11 und 13, rund bei den Öfen 2, 5 und 12. Nicht mehr festzustellen war der Grundriß von 4, 14 und 15. Wände aus aufeinander geschichteten Steinen, ohne jeden Lehmverband also, haben die Öfen 1, 2, 5, 6, 7, 8, 9 und 12. Die Größe der Kammer gibt hier dem Anscheine nach nicht den Ausschlag. So bilden in dem großen Ofen (11) Sande die

Wände der Kammer. Nur der Boden eines Ofens (3) hat ein Pflaster aus Steinen, bei den übrigen bilden Sande den Boden. An der Farbe verraten diese, daß starke Hitze auf sie gewirkt hat. Die Größe der Öfen ist verschieden. Es kommen natürlich nicht die äußeren Ausmaße der Öfen in Frage, sondern die Größe der Kammern. Der Durchmesser der Kammern mit rundem Grundriß schwankt zwischen 0,35 m (Ofen 2) über 0,45 (Ofen 5) und 0,70 m (Ofen 12). Die rechteckigen Kammern sind größer als die runden: Ofen 7 mißt 0,70 mal 0,30 m, Ofen 13: 0,75 mal 0,45 m, Ofen 8: 1,20 mal 0,70 m, Ofen 9: 1,20 mal 0,75 m. Ofen 13 ist der größte von allen mit 1,30 mal 0,75 m. Die Höhe der Kammer konnte an zwei Öfen festgestellt werden. Sie beträgt bis zu 40 cm. Der Bau derartiger Töpferöfen ist meines Wissens bisher noch nicht bekannt.

Wir kennen zwar schon aus der jüngeren Steinzeit Töpferöfen. Der von Richter[3]) in Ratibor-Ottitz (Oberschles.) ausgegrabene Töpferofen ist von unseren Töpferöfen in seinem ganzen Bau und damit in dem Vorgang des Brennens grundverschieden. Der Ofen von Ottitz hat eine vollkommene Muffel, also eine geschlossene Kammer, in der das Gefäß zum Brennen steht. Die ganze Kammer wird von außen erhitzt, das Feuer kommt mit den Gefäßen gar nicht unmittelbar in Berührung, sie leiden also auch nicht unter auftauchenden Stichflammen oder Rauch.

Wie ist dagegen in unsern Öfen der Vorgang des Brennens zu denken? Sie scheinen primitiver zu sein als der Ofen von Ottitz. Sie setzen aber bereits eine hohe Weiterentwicklung der Technik voraus. Meiner Ansicht nach hat man über die in die offene Kammer gestellten, lufttrockenen Gefäße glühende Holzkohlen geschüttet, hat die Kammer dann mit grünen Knüppeln bedeckt, darüber einen Haufen von Steinen als Wärmespeicher locker gepackt. Das Brennen in der unterirdischen Kammer, die keine jetzt noch sichtbare Zufuhr für die zum Weiterglühen der Holzkohlen nötige Luft hat, setzt künstliche Zufuhr der Luft voraus. Der Blasebalg war, seit man gelernt hatte, Bronze zu schmelzen, bekannt. Tonpfeifen sind bei unsern Öfen nicht nötig, es genügen Pfeifen aus Holz, die allerdings beim Brennen zerstört werden.[4]) Durch die künstliche Luftzufuhr werden die Holzkohlen glühend gehalten und die Glut gesteigert. Daß Holzkohlen zum Beschicken gebraucht worden sind, dafür spricht die Masse schwarzer, feiner Holzasche, in die die Knüppel der Decke gestürzt waren. Waren die Holzkohlen in Glut geraten, wurde wahrscheinlich die nun auch glühend gewordene Steinpackung, durch die der Rauch abzog, mit Rasen und Sand abgedeckt. Vergessen wir nicht, daß frisches Holz besonders Rundhölzer sehr schwer völlig durchbrennen. Sie behalten, auch wenn sie äußerlich angebrannt sind, ihre Tragfähigkeit. Die Gefäße erhalten dadurch, daß sie längere Zeit einer höheren Glut ausgesetzt werden können und dadurch, daß der

Wärmespeicher das schnelle Abkühlen verhindert, einen höheren Härtegrad und eine höhere Festigkeit. Ein solcher Ofen kann nur durch Abdecken des ganzen Oberbaues, der Steine und der Knüppel ausgeräumt werden. Daß eine Kammer mehrere Brände aushielt, daß die Kammer mehrere Male zum Brennen von Geschirr benutzt wurden, das zeigt das Auftauchen von einzelnen Scherben, die nicht zu den zusammengebrochenen Gefäßen gehören. Erhält man die Glut durch Zuführen von Luft zu lange in dem Ofen, müssen auch die Traghölzer verbrennen. Der Oberbau stürzt ein. Es gehört Erfahrung dazu, die Zeit für die Luftzufuhr richtig zu bemessen. Gefäße, in solchen Öfen gebrannt, haben durch das unmittelbare Feuer und den Rauch ein unansehnliches Aussehen. Ihre Grundfarbe ist grau.

Ähnliche Töpferöfen kennen wir, wie bereits gesagt, in Europa noch nicht. Daß ein derartiges Verfahren nicht nur möglich, sondern tatsächlich auch bei primitiven Völkern heute noch angewandt wird, dafür liefert die Völkerkunde uns Vergleiche. Ich verweise auf einen Töpferofen vom Kongo.[5]) Innerhalb eines Lehmringes steht in Holzkohlen das Geschirr zum Brennen. Überdeckt wird das Ganze durch schräg stehende Holzkloben. Die Glut der Holzkohlen im Innern wird durch künstliche Luftzufuhr (vier sich gegenüberliegende Blasebälge mit Tonpfeifen) angefacht. Diese Öfen sind oberirdisch und haben die Form eines Ameisenhaufens. Wir haben also hier auch das Brennen in Holzkohlen, den Wärmespeicher und die künstliche Luftzufuhr. Nebensächlich ist, ob die Anlage über der Erde oder unter der Erde ist, ob zum Wärmespeicher Steine glühend gemacht werden oder Kloben um die Kammer gestellt werden.

Sollte unsere Deutung des Befundes bei unsern Töpferöfen vom Parletten-See bei Stuhm richtig sein — es spricht m. E. nichts dagegen (Öfen zum Abkochen können es auch schon aus dem Grunde nicht sein, weil keins der Gefäße einen Deckel zum Schutz gegen den Sand hatte, der sicher durch die Hölzer der Decke gerieselt ist) — so werden wir bei der Siedlungsgrabung den sogen. „Herden", die abseits vom Hause oder sogar fern von jeder Behausung regellos in größerer Menge liegen, eine besondere Aufmerksamkeit schenken müssen. Wir hätten es, wenn es sich um ähnliche Anlagen handeln sollte wie bei uns am Parletten-See, mit der Werkstatt eines Töpfers zu tun, der Gebrauchsgeschirr herstellte. Damit soll nicht etwa gesagt sein, daß der Töpfer jener Tage neben diesen einfachen Feldöfen nicht auch Muffelöfen für die bessere Irdenware gehabt hat. Diese setzt einen Muffelofen sogar voraus. Jedenfalls erhalten wir durch die Funde am Parletten-See einen Einblick in den Betrieb eines Töpfers, eines Handwerkers. Auch ein Blick auf die Form und Verzierung der Gefäße bestätigt, daß hier nicht verschiedene Bewohner eines Dorfes als Selbstversorger ihr Geschirr in einem

allen Dorfbewohnern gemeinsamen Töpferofen gebrannt haben, sondern daß vielmehr hier ein zünftiger Handwerker gearbeitet hat.

Auf Grund der Form und der Zierart gehört unser Geschirr dem 1. und 2. Jahrhundert n. d. Ztr. an. Näheres kann heute noch nicht gesagt werden. Wir haben aus den gleichzeitigen Gräbern zwar eine Masse Geschirr erhalten, wir kennen aber leider noch nicht die Formen des Geschirrs, das man in der Wirtschaft also täglich brauchte. Geschirr für kultische Zwecke, hier für die Bestattung, kann gewisse Formen des Geschirrs bevorzugt haben, es können sogar gewisse Formen ganz ausschließlich zum Bergen des Leichenbrandes benutzt worden sein. Es fällt auf, daß einzelne Formen, die als Beigefäße in den Gräbern auftauchen, sich nie unter den Gefäßen vorfinden, in denen die Überreste der auf dem Scheiterhaufen Verbrannten geborgen wurden. Da Siedlungen aus jenen Tagen an der unteren Weichsel bisher noch nicht gegraben worden sind, das Geschirr des täglichen Lebens uns also noch nicht bekannt ist, kann die Frage nach der völkischen Zugehörigkeit unseres Geschirrs heute noch nicht beantwortet werden. Wird diese sich überhaupt beantworten lassen, da beim Wirtschaftsgeschirr der Zweck die Form stark bestimmt und die Stämme der Großgermanen — und um einen von ihnen kann es sich nur handeln — sich blutmäßig nahe standen?

Anmerkungen

[1]) Kiekebusch, A.: Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorfes Buch bei Berlin, S. 56.

[2]) Neugebauer, W.: Vorgeschichtliche Siedlungen in Lärchwalde, Elbinger Jahrbuch 12/13, 1936, S. 116.

[3]) Richter, Joh.: Ausgrabungen in Ottitz bei Ratibor, Schlesiens Vorzeit in Wort und Bild: Neue Folge Bd. VI, S. 35.

[4]) Nach einer mündlichen Mitteilung des Assistenten vom Nationalmuseum Kopenhagen, Herrn Dr. Mackeprang hat man in Dänemark Tonpfeifen in sogen. Herden gefunden. Welchen Zweck sie haben, hatte man dort nicht erkennen können.

[5]) In den Annales du Museé du Kongo: Ser. II Bd. 1, schreibt Th. Masui: Les collections ethnographiques du Musée du Congo. S. 16: „Sur une aire pré-

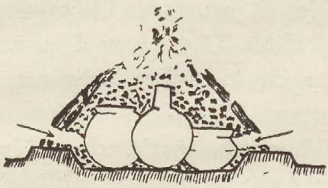


Abb. 1. Töpferofen aus dem Kongogebiet nach Masui.

parée, bordée d'un petit talus, sont disposés de six à douze pots et gargoulettes préalablement bourrés de poudre de charbon de bois; ils sont alors ensevelis sous un cône du même combustible, mais non concassé; puis le cône est recouvert de fagots, on met le feu et pour l'activer des noirs soufflent dans des ouvertures ménagées tout autour du bucher. La combustion dure deux à quatre jours".

(Auf einem Estrich, der von einem kleinen Wall umgeben ist, stehen 6 bis 12 Gefäße und Krüge, vorher mit Holzkohlenstaub gefüllt. Sie werden dann unter einem Hügel von demselben Material begraben, das aber nicht zerstoßen ist. Dann wird der Hügel mit Kloben bedeckt. Darauf zündet man das Feuer an. Um die Holzkohlen zum stärkeren Glühen zu bringen, führt man künstlich in die rings um den Scheiterhaufen angebrachten Öffnungen Luft zu. Der Brand dauert 2 bis 4 Tage.) Vgl. Abb. 1.

(Ich verdanke den Hinweis auf diese Stelle Herrn Dr. Janßen-Königsberg.)

Die Waffenfunde in der Warnow bei Schwaan, Mecklenburg

Von Julius Becker

Es war ein für die Erforschung der Vor- und Frühgeschichte nicht nur Mecklenburgs, sondern des ganzen Ostseegebietes besonders glückliches Ereignis, als es dem Rostocker Museum gelang, in den Besitz dieser großen Waffenfunde zu kommen. Darüber sind bisher zwei kurze Veröffentlichungen erschienen, die nur den Zweck verfolgten, die Fachgenossen darauf hinzuweisen und in großen Zügen die Bedeutung hervorzuheben.[1]) Mit Freude komme ich deshalb der Aufforderung nach, in der Festschrift für Prof. Dr. Ehrlich eine etwas ausführlichere Darlegung zu bringen. Mit dessen Arbeitsgebiet berührt sich der Fund insofern, als hier eine größere Anzahl von wikingischen Waffen zutage kamen, die dem verdienten Erforscher der Wikingerzeit seines Heimatgaues, dem Entdecker Trusos, erwünschte Ergänzungen zu seinen Funden geben werden.

Neben diesen frühgeschichtlichen Waffen sind aber auch andere, von der Steinzeit an bis in neueste Zeit hinein, entdeckt worden, so daß sich der Fund über mehrere Jahrtausende erstreckt.

Wir verdanken den Fund Herrn Bauinspektor Pierstorff in Rostock, der unermüdlich die Strecke abgegangen ist und aus dem Baggerschlamm herausſuchte, was zu holen war, so sorgfältig, daß eine spätere Begehung der Strecke nichts mehr lieferte. Herr Pierstorff hat den ganzen Fund der Stadt Rostock für das Vorgeschichtliche Museum geschenkt.

Die ganz besonders gut durchgeführte Konservierung aller Funde, sowie die Herstellung der Lichtbilder, übernahm das Breslauer Museum, wofür Herrn Direktor Dr. Petersen auch an dieser Stelle verbindlichst gedankt sei. Ebenso Herrn Landesamtskustos Dr. Langenheim für die genauere Bestimmung der Stücke mit Erläuterungen, an die wir uns hier vielfach eng halten. Er beabsichtigt, über das Waffentechnische einzelner Fundstücke eine Sonderarbeit herauszubringen, der

wir hier nicht vorgreifen wollen. Herr Dr. v. Stokar übernahm in dankenswertem Entgegenkommen die Bestimmung der Holzreste.

Fundgeschichte

Die schon veröffentlichte Fundgeschichte[2]) muß in wichtigen Punkten ergänzt werden. In den Jahren 1927/28 wurden große Baggerarbeiten in der Warnow ausgeführt, wobei der ausgeworfene Schlamm meist auf die Ufer, zum Teil in alte Torflöcher geschüttet wurde. Die ganze Strecke ist auf dem Meßtischblatt von Schwaan (Nr. 669) zu ersehen, sie beginnt im Süden bei Neurukieten und endet im Norden bei der Wahrstorffer Ziegelei, insgesamt eine Strecke von 10 Kilometern. Ungefähr in der Mitte liegt die Stadt Schwaan, die wir für die Namensgebung des Fundes heranziehen, obwohl im eigentlichen Stadtgebiet anscheinend keine Funde gemacht sind. Leider war es nicht mehr möglich, genau festzulegen, aus welchen Teilstrecken des ganzen Gebietes die einzelnen Funde stammen. Herr Pierstorff hat sich durch seine mühevolle Sammelarbeit so große Verdienste erworben, daß wir ihm nicht anrechnen dürfen, wenn er sich über die genaue Fundstelle jedes Stückes keine ganz ausreichenden Aufzeichnungen machte, wir können also nicht mehr feststellen, ob alle zeitlich ungefähr zusammenhängenden Stücke an gleicher Stelle gefunden sind, was die Deutung wesentlich vereinfachen würde. Aus den wenigen Aufzeichnungen des Entdeckers geht aber hervor, daß die bronzezeitlichen Funde sämtlich in der nördlichen, die wikingischen Schwerter in der südlichsten Strecke gemacht sind.

Die Bronzefunde stammen aus der Gegend, wo die Feldmarken von Wahrstorff, Zeez, Huckstorf und Groß-Viegeln zusammenstoßen. Hier wurde der Baggerschlamm in einige große Torflöcher geschüttet, in denen noch manche gute Stücke liegen werden. Nach Untersuchung an Ort und Stelle erscheint es aber aussichtslos, die halbflüssigen Schlammassen wieder herauszuholen, zumal der Erfolg doch zweifelhaft bleiben würde. Nach den wenigen Aufzeichnungen des Herrn Pierstorff folgte südlich dieser Stelle zunächst eine ganz fundleere Strecke, in der Gegend südlich von Schwaan traten dann vereinzelt Waffen auf, sie häuften sich am Flußlauf auf dem Abschnitt von ziemlich genau östlich des Dorfes Vorbeck bis nach Rukieten hinunter, wo die Baggerungen aufhörten, d. h. auf einer Strecke von 3 bis 4 Kilometern, hierbei besonders die Wikingerfunde ganz im Süden.

Fundbeschreibung

I. Steinzeit.

Aus der Steinzeit stammen zwei durchbohrte Felsgesteinäxte.

Die erste, 16,9 cm lang, ist recht gut geglättet bzw. poliert. Die Oberseite ist leicht gebogen eingetieft, die Kanten sind scharf abgesetzt, der Nacken ist fast gerade. Die zweite

Art, 16,8 cm lang, ist an der gesamten Fläche stark verwittert. Die Ober- und Unterseiten sind völlig eben, die Kanten nur wenig abgesetzt. Die Schneide ist gleichmäßig gebogen, der Nacken gerundet.[3])

II. Bronzezeit.

1. Donauschwert[4]) (Tafel XXVII, a).

Die Knaufplatte ist rundlich oval mit erhöhtem Mittelknopf. Der Griff endet scharfkantig eckig mit dreiviertelkreisförmigem Ausschnitt. Er ist durch zwei waagerecht umlaufende Doppelstriche in drei Teile gegliedert. Die Verzierung zieht in acht Strichreihen, aus nur zart eingetieften Bogenstrichen bestehend, den Griff hinunter. Die gleiche Verzierung zeigt die Knaufplatte und der Knopf. Die Klinge wird durch zwei Nieten gehalten, neben denen aber noch fünf andere ornamental angedeutet sind. Sie zeigt eine elegante Schwingung und in der Mitte bis zur Spitze hinunterlaufend einen rundlichen verdickten Mittelgrat. Maße: Länge über alles 61,7 cm, davon der Griff mit Knauf 11,5 cm, Durchmesser des Knaufes 5,5 × 4,8 cm, größte Breite der Klinge 3,4 cm.

Die Heimat dieses Schwertes mit vollgegossenem achteckigem Griff liegt in Süddeutschland, es fand aber schon in der älteren Bronzezeit den Weg nach Norden, nach Schleswig-Holstein und Skandinawien. In Mecklenburg war es bisher noch nicht gefunden, so daß wir hiermit das früheste bronzezeitliche Schwert unseres Landes besitzen, in die Periode II a (Montelius) zu setzen.

2.—4. Drei bronzene Randbeile[5]) (Tafel XXVII, c, e, d).

Zwei gehören der „norddeutschen" Form an. Diese ist kräftig, die Seiten schwingen nach dem Aufhören der Schaftlappen stark aus, mehr als gerade gewöhnlich. Das größere Stück zeigt folgende Maße: Ganze Länge 14 cm, Schneidenbreite 7,5 cm, Breite am wenig ausgebogenen Nacken 2,1 cm. Das zweite Stück ist auffallend klein, Länge 9,3 cm, Schneidenbreite 5,9 cm, Breite am fast geraden Nacken 2,2 cm.

Diese vor allem in Norddeutschland und Skandinawien weit verbreitete und auch in Mecklenburg mehrfach vertretene Form gehört zur Periode I (Montelius), zieht sich aber noch in die Periode II (Montelius) hinein.

Das dritte Randbeil gehört der „sächsischen" Form an, wie die Schlankheit mit Verjüngung des Schaftes in der Mitte beweist. Maße: Ganze Länge 11,4 cm, Schneidenbreite 4,9, schmalste Stelle des Schaftes 2, Breite des stark gebogenen Nackens 2,2 cm.

Die Zeitstellung ist dieselbe wie die der „norddeutschen" Form. Das Hauptverbreitungsgebiet liegt in Mitteldeutschland, es zieht sich aber auch nach Norddeutschland hinein und kommt mehrfach in Mecklenburg vor.

5. und 6. Zwei Tüllenbeile[6]) (Tafel XXVII, f, g).

Das größere Stück zeigt gerade, fast rechteckige Form mit nur ganz wenig ausladender, fast gerader Schneide. Die Verzierung besteht aus drei hinunterlaufenden Rippen an den Breitseiten. Länge 11 cm, Schneidenbreite 3,5 cm.

Dieses Beil gehört in die Periode IV (Montelius).

Das kleinere Stück entfernt sich stark von dem rechteckigen Grundriß, indem die Schneide weit ausschwingt. Die vier Verzierungsrippen laufen nicht in gleicher Richtung abwärts, sondern die beiden mittleren stoßen winklig zusammen, so daß die Form eines hängenden Dreiecks entsteht. Unter dem Mündungsrande ein zweiter, kleiner herumlaufender Wulst. Länge 7 cm, Schneidenbreite 4,3 cm.

Es gehört in die Periode V (Montelius).

7. Lanzenspitze[7]) (Tafel XXVII, b).

Das völlig unverzierte Stück zeigt durchgehende Tülle. Das Blatt ist ziemlich weit hinuntergezogen, es verbreitert sich von der Spitze aus allmählich und biegt dann kräftiger zur Tülle ein. Der Übergang zwischen dieser und dem Blatt ist bogig, nicht scharfkantig abgesetzt. Länge 16,8 cm, davon das Tüllenende 3 cm, Durchmesser der Tülle 2 cm.

Es liegt eine junge Form vor, die ans Ende der Periode IV oder schon in V zu stellen ist.

8. Schwert (Tafel XXVII, h).

Die Klinge unseres Schwertes ist auf einer Seite ganz eben, auf der anderen flach dachförmig, die Breite beträgt 3,3 cm, die Zuspitzung setzt erst ganz am Ende ein. Gesamtlänge 50,2 cm, davon der Griff 11,9 cm. Dieser zeigt keine Spur von Verzierung, auch keine Nieten, er ist stark abgeflacht, mit einer Dicke von 1,1 cm gegen eine Breite von 2,7 cm. Unten endet er scharfkantig mit ganz flachem Mittelbogen. Der dünnscheibenförmige Knauf ist fast rund, 3,3 × 3,15 cm, und läuft in einer scharf abgesetzten Spitze aus.

Wie der Warnowfund uns das älteste Bronzeschwert Mecklenburgs geschenkt hat, so auch das jüngste. Es ist wohl in die Periode VI zu stellen, d. h. in eine Zeit, die vom Norden her gesehen noch zur Bronzezeit, vom Süden her schon zur Eisenzeit gehört. Vielleicht aber ist das Schwert noch jünger anzusetzen, die Entscheidung ist bei dem Fehlen von Vergleichsstücken nicht sicher zu treffen. Beweis für die späte Einstellung ist, daß der Griff aus Bronze, die Klinge aus Eisen besteht. Derartige Stücke sind bei uns im Norden Deutschlands außerordentlich selten, wir kennen nur den Fund von Billerbeck, Kr. Pyritz.[8]) In Mecklenburg besitzen wir aus dieser älteren Zeit ein eisernes Messer mit Bronzegriff, gefunden in Zülow, Kr. Wismar.[9]) Neuerdings ist auch das bronzene Vorbild zu diesen Schwertern gefunden, und zwar in Schweden.[10]) Dies ist für uns insofern wichtig, als unser Schwert an sich der Form nach in den Südosten gehört, ins illyrische Ostalpengebiet. Jetzt aber wird die Annahme wesentlich gestützt, daß es sich, wenigstens bei dem Griff, um eine nicht gerade geschickte einheimische Nacharbeit handeln kann, wobei man etwa das ungarische Schwert aus Brüel, Kr. Wismar, als Vorbild heranziehen könnte, vielleicht unter Mitwirkung des Schwertes aus Lischow, Kr. Wismar.[11]) Das Billerbecker Schwert wird allgemein als bodenständig angesehen. Schwerter, die sich vollständig mit unserem decken, gibt es m. W. nicht, am nächsten kommen ihm einige aus dem älteren Hallstattkreise.[12]) Dies erschwert, wie gesagt, die genaue zeitliche Einstellung.

Da dieser Fund in jeder Beziehung so wertvoll ist, erweckt er erst recht das Bedauern, daß er aus der Zeitstufe nach Abschluß der jüngeren Bronzezeit der einzige geblieben ist, denn nach den Funden in unserm Boden liegt dort eine recht matte Zeit, die wir gerne weiter ausfüllen würden. In der vorliegenden Fundmasse klafft hier aber eine Lücke, die wir nicht erklären können, die Funde setzen erst wieder nach der Zeitwende ein.

III. Kaiserzeit.

Aus der Kaiserzeit besitzt Mecklenburg Waffen in größerer Anzahl, vor allem aus den langobardischen Gräberfeldern des Südostens, besonders aus Körchow.[13]) Die neuen Funde ergänzen durch mehrere Schwerter, durch Äxte, Lanzenspitzen, eine Pfeilspitze den bisherigen Bestand in höchst erwünschter Weise, zumal sie auch ganz neue Formen bringen. Wir weisen hier gleich darauf hin, daß bei keinem der vielen Schwerter Ortbänder und Scheiden, nur ein einziges Scheidenmundblech gefunden sind.[14]) Die zweischneidigen Schwerter zu Hieb und Stoß, die Spathas, finden sich im ganzen Germanengebiet, sie gingen vom Westen aus, wo sie sich auf die alten Latèneschwerter zurückführen lassen.

1. Zweischneidiges Schwert (Tafel XXVIII, a)[15]).

Gesamtlänge 77,2 cm, davon die allmählich verjüngte, scharfwinklig sich absetzende Angel 12 cm. Die Breite der Klinge beträgt oben 4,5 cm. Die gut erhaltene Klinge zeigt keine Blutrinne, wohl aber eine große Anzahl eingelegter Eisendrähte (Tafel XXVII, k, l), also ein Arbeitsgang der Damaszierung.[16])

Dieses Schwert ist umso bemerkenswerter, als verzierte Klingen in dieser Zeitstufe nicht häufig sind. Drahteinlage in der Mitte des Schwertes kennen wir auch aus Schwertern des Nydamfundes in Schleswig.[17])

2. Zweischneidiges Schwert (Tafel XXVIII, b).

Das Schwert ist für die Zeit auffallend lang, 85,4 cm, davon die Angel 10,9 cm, die sich viel stärker verschmälert als bei dem ersten Schwert. Die Klingenbreite beträgt oben 4,6 cm. Eine schmale „Blutrinne" läuft über die ganze Länge hinunter. In der Blutrinne finden sich auf der oberen Klingenhälfte zwei (drei?) markenähnliche Einschmiedungen, wohl Fabrikantenmarken.

Das Schwert wird später als das erste anzusetzen sein, es gehört vielleicht schon in die frühe Völkerwanderungszeit.

3. Einschneidiges Schwert (Tafel XXVIII, c)[18]).

Gesamtlänge 64 cm. Auf dem 9,7 cm langen Heft zwei, auf dem Klingenansatz ein Nietloch. Die in zwei Teile zerbrochene Klinge zeigt oben eine Breite von 3,1 cm, sie ist also schmaler als bei den zweischneidigen Schwertern. Das Heft ist nur leicht gebogen und geht ohne Knick in die Schneide über, die gleichmäßig spitz zuläuft.

Die Form ist ausgesprochen ostgermanisch, sie findet sich vor allem im unteren Weichselgebiet, und geht hauptsächlich auf die Burgunder zurück, erreicht aber schon

früh auch das Elbgebiet, ein Beweis kultureller Beziehungen, die auch anderweitig beobachtet werden können. Da sich noch mehr ostgermanische Anklänge bei unseren Waffenfunden ergeben, ist anzunehmen, daß über unsere Gegend, wohl auf der später zu erwähnenden Straße, ein Zustrom von Osten her erfolgte.

4. Eiserne Axt (Tafel XXVIII, b und XXVII, i).

Länge 13,3 cm, Schneidenbreite 5,5 cm. Ein nach Formgebung und Arbeit besonders schönes Stück, bei dem man das Zusammenschmieden der beiden Enden an der Schneide sehr gut erkennt. Die Oberseite und der Nacken sind fast ganz gerade, die Schneide ist gebogen hinuntergezogen, am unteren Ausgang des Schaftloches sitzen flachwinklige Zipfel.

Die Form findet sich vor allem in dem burgundischen Kreise Ostgermaniens, aber auch bei den Langobarden. Sie gehört in die spätrömische Zeit. Eine ganz gleiche Axt in Mecklenburg stammt aus Verklas, Kr. Ludwigslust,[19]) eine aus der Prignitz aus der Ottiliengrube,[20]) eine gleiche auch aus Stolzenhain, Kr. Schweinitz.[21])

5. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXVIII, e)[20]).

Länge 22 cm. Die schmalblattige Spitze zeigt auf beiden Seiten einen scharfen Mittelgrat, der von der Tülle bis zur Spitze reicht.[23]) Nur schwach ausgeprägt setzt sich das Blatt von der runden Tülle ab, in der noch ein Rest von Kiefernholz steckt.

Dies, sowie die recht wenig gegliederte Form deuten darauf hin, daß hier noch eine alte Latèneform vorliegt, die wir aber doch wohl in die ältere Kaiserzeit stellen müssen.

6. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXVIII, f).

Größte Länge noch 18,1 cm. Die Gliederung ist ebenfalls recht wenig ausgeprägt, das Blatt schwach gewölbt, die Tülle rund.

Auch dieses Stück gehört noch in einen früheren Abschnitt der Kaiserzeit.

7. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXVIII, g).

Länge 24,5 cm. Das Blatt setzt sich gut gegliedert von der runden Tülle ab. Es ist flach, ohne Mittelgrat.

Die größere Länge sowie das breit ausgeschmiedete Blatt zeigen an, daß unser Stück jünger ist als die beiden bisher erwähnten. Es ist ins dritte Jahrhundert zu stellen.

8. Eiserne Pfeilspitze (Tafel XXVIII, h)[24]).

Länge 8,3 cm. Das Blatt, mit schwach angedeutetem Mittelgrat, geht ohne Absatz von der runden geschlitzten Tülle ab. Die Gesamtform ist schlank und zierlich.

Diese Pfeilspitze gehört in dieselbe Zeit wie die zuletzt besprochene Lanzenspitze. Ihrer Gesamtform wegen kann sie nicht mit den kräftigeren bolzenartigen Pfeilspitzen aus dem Gau Moswidi zusammengestellt werden.[25])

9. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXXI, a).

Das Blatt ist flach, ohne Grat, es setzt sich nicht scharf von der Tülle ab. Erhaltene Schaftreste bestehen aus Nadelholz, wobei nicht zu entscheiden ist, ob von einer Kiefer oder Fichte.

Wegen der schmalen, leichten Form möchte man dies Stück eher der ausgehenden Kaiserzeit als der Völkerwanderungszeit zuschreiben.

IV. Völkerwanderungszeit.

Im Vergleich zu weniger begünstigten Nachbargebieten hat Mecklenburg eine Reihe von völkerwanderungszeitlichen Funden aufzuweisen, darunter auch Waffen, die sich an unsere neuen Funde anlehnen. Bei den Schwertern handelt es sich meist um Spathaformen, doch ist auch das einschneidige Hiebschwert vertreten. Wir nennen als Fundorte von Waffengräbern Schwerin, Teterow, Levitzow, Kittendorf und Dierkow.[26]) Eine größere Anzahl von Lanzenspitzen kam 1937 auf dem bis 450 n. Ztr. reichenden langobardischen Urnenfriedhof in Perdöhl, Kr. Hagenow, zutage, die aber noch nicht konserviert und veröffentlicht sind, sie werden meist kaiserzeitlich sein. Die beiden Schwertformen, Spatha und Skramasax, sind gemeingermanisch, sie erscheinen in Süd- und Mitteldeutschland ebenso wie im Norden. Dort im Ostseekreise ist auch der Skramasax weit verbreitet, bis nach Mittelschweden hinein. In den baltischen Ländern taucht er erst im 11. Jahrhundert auf.[27]) Langschwerter aus unserem Gau liegen vor aus Teterow, Levitzow, Kittendorf und Schwerin, Kurzschwerter aus Schwerin und Kittendorf, hier kleiner, mehr dolchmesserartig. Bei den Bruchstücken aus Dierkow ist nicht zu entscheiden, ob es sich um ein Schwert oder ein Dolchmesser handelt. Nun zu den neuen Funden.

1. Eisernes zweischneidiges Schwert (Tafel XXVIII, i).

Länge über alles 88,4 cm, davon die Angel, die sich von 2,1 auf 0,5 cm verjüngt, 11,7 cm. Die scharfkantig absetzende Klinge ist oben 5,2 cm breit. In der Klingenmitte läuft ein 2,2 cm breites damasziertes Band hinunter. Das Ende der Angel ist knopfförmig (nicht dreieckig) breitgeschlagen, wodurch ein an sich loser kreuzförmiger Knaufbeschlag des (verlorenen) Griffes festgehalten ist. Dieser zeigt eine viereckige Platte, von der jeweils in der Mitte der Seiten Kreuzbalken ausgehen, 2,7 und 2,2 cm lang.

2. Eisernes einschneidiges Schwert, Skramasax (Tafel XXXI, b).

Länge über alles 69,3 cm, davon der Heftgriff 18 cm. Auf der Rückenmitte der Klinge eine spitzenbogenförmige Furchenverzierung von 31 cm Länge. Die Griffangel endet fast so breit wie die Klinge, 3,15 gegen 3,75 cm. Der Rücken ist 0,7 cm dick.

Das Schwert des Schweriner Fundes ist also mit 51 cm wesentlich kürzer.[28]) Ein unserem Stück ganz ähnliches liegt aus Havelsberg, Westprignitz, vor,[29]) ebenfalls ein Baggerfund. Es zeigt nach der Abbildung dieselbe spitzbogenförmige Ver-

zierung, die aber nicht als Blutrinne angesprochen werden kann. Die Einstellung ins 4. Jahrhundert erscheint zu alt, die Form kommt vor allem in merowingischer bis karolingischer Zeit vor.

Die folgenden Schwerter (3—5) möchte ich ebenfalls als völkerwanderungszeitlich ansprechen, muß freilich zugeben, daß sie vielleicht schon in die ausgehende Kaiserzeit gestellt werden können.

3. Eisernes Schwert (Tafel XXVIII, m).

Länge über alles 94,5 cm, davon die Angel 12,4 cm. Die sich allmählich verjüngende Klinge ist oben 5,4 cm breit. Sie zeigt keine Blutrinne, wohl aber in der Mitte Damaszierung, schlecht erkennbar bei der Durchlöcherung, man sieht die längsgezogenen Drähte, die technisch bedingt sind.[30]) Die an der Spitze leicht plattgeschlagene Angel verschmälert sich schnell von 2,6 auf 1,8 cm. Erhaltene wenige Holzreste konnten als Buchenholz bestimmt werden.

4. Eisernes Schwert (Tafel XXVIII, k).

Länge noch über alles 93 cm, davon die Angel, die sich von 1,7 cm auf 0,5 cm verjüngt, 11,9 cm. Das Stück zeigt keine Blutrinne oder Verzierung.

5. Eisernes Schwert (Tafel XXVIII, l).

Länge 89,9 cm. Die Angel, 11,3 cm lang, verschmälert sich von 2,0 auf 0,6 cm. Die Klinge, deren Spitze scharf abgesetzt ist, zeigt in der Mitte eine breite Blutrinne.

6. Scheidenmundblech (Tafel XXX, b).

Auf einem dieser Schwerter, vermutlich auf dem mit dem Knaufbeschlag, saß bei der Entdeckung noch ein erst vor kurzem eingeliefertes Scheidenmundblech, über dessen allgemeine Bedeutung als nach dem Osten und Norden deutend, noch zu sprechen sein wird. Es ist 1,8 cm breit und 6,7 cm lang. Die Vorderseite zeigt vier schmale, durch Punktreihen getrennte Streifen, oben abwechselnd stehende und hängende Dreiecke eingestempelt, so daß ein Zickzackband ausgespart bleibt. Dann Halbkreise mit kleinem Mittelkreis, darunter eine Reihe einfacher Kreise und als Abschluß unten hängende Dreiecke mit je einem Kreis an der Spitze. Als seitliche Ausläufer ziehen sich zwei Streifen von je 6 nebeneinander liegenden Linien um die Biegung herum zur sonst unverzierten Rückseite.

Die Stempelverzierung ist für die frühe Völkerwanderungszeit kennzeichnend, erscheint schon bald nach 400, sie kommt weitverbreitet vor, ist aber im nordgermanischen Gebiete besonders beliebt, so schon in den Moorfunden von Nydam. Stempelverzierte Metallsachen halten sich im Norden bis ins 6. Jahrh. Unser Stück dürfte ins 5. Jahrh. zu stellen sein.

7. Eisernes Langmesser (Tafel XXXI, c).

Gesamtlänge 35 cm. Auf dem Messerrücken ein Zeichen von 3 Nägeln. Auf dem Heft ist noch ein Griffrest erhalten, dessen Holzart nicht feststellbar war. Die Angel ist gerade, also nicht wie bei dem Messer aus Kittendorf gebogen. Ihr Übergang zur Klinge ist bogig, nicht scharfkantig abgesetzt.

4. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXXI, d).

Länge noch 34 cm. Auf dem schmalen, 3,5 cm breiten Blatt ein Grat, der aber nicht bis zur Spitze durchgeht. Zu dessen beiden Seiten je eine Blutrinne. Die 15 cm lange Tülle ist geschlossen, nicht geschlitzt.

V. Zeitalter der Karolinger und Ottonen.

In diesen Jahrhunderten wohnten in Mecklenburg die Slawen. Gegen sie erließ Karl d. Gr. im Jahre 805 sein Waffenausfuhrverbot. Wenn trotzdem in unserem Funde deutsche Waffen dieser Zeit erscheinen, so erblicken wir darin einen Hinweis auf die Bedeutung der unten zu besprechenden großen Straße.

1. Stachelsporn (Tafel XXXI, e)[31]).

Der Sporn besteht aus Bronze, der Stachel ist abwärts, der Bügel aufwärts gezogen. Der Stachel ist in der Mitte kugelförmig verdickt, die Bügelenden sind tüllenförmig.

Er ist in die karolingische Zeit zu stellen.

Zusatz. Nur dieser Sporn von den vier auf Tafel XXXI abgebildeten gehört zu unserem Fund, die andern drei sind aber auch Baggerfunde aus der Warnow. Der frühkarolingische Sporn (XXXI, f) ist bei Rostock ausgebaggert, der Stachel ist nur wenig ausgebildet und liegt mit dem Bügel in einer Ebene. Die beiden anderen Sporen stammen aus der Warnow bei Burg Werle, also nur wenig südlich unserer Fundstelle, die Zugehörigkeit ist also nicht ausgeschlossen. Der Sporn (XXXI, g) mit dreifachem Wulst auf dem Stachel und wellenförmiger Nietplatte auf dem Bügelende ist karolingisch. Der Sporn (XXXI, h) mit doppelkegelförmigem, abwärts gebogenem Stachel ist spätkarolingisch bis ottonisch. Die Bügel enden in rechteckigen Ösen. Alle drei Sporen im Rostocker Museum.

2. Eiserne Flügellanzenspitze mit Federn (Tafel XXXI, i).

Länge 33,3 cm ohne die 11 cm langen Federn. Diese haben je oben und unten Löcher für Nägel zur Befestigung am Schaft, von denen einer noch drin sitzt. Die Schaftreste bestehen aus Haselholz. Am Ende des Lanzenschaftes sitzen zwei schräg aufwärts gerichtete Flügel. Die Tülle ist rund, das Blatt flach gewölbt.

3. Eiserne Flügellanzenspitze mit Federn (Tafel XXXI, k).

An der Tülle sitzt noch ein waagerecht abgehender Flügel, der andere ist abgebrochen. Die Tülle ist scharf vierkantig, die Mittelkanten setzen sich als Grat über das Blatt bis zur Spitze fort. Die Federn, 15,5 cm lang, zeigen nur je ein Loch. In der Tülle steckten noch Reste vom Holze eines Laubbaumes. Gesamtlänge 55,2 cm.

Das Stück ist viel schwerer als das vorhergehende, es ist vermutlich etwas jünger.

Diese Flügellanzenspitzen sind nicht als Kampfwaffen anzusprechen, sondern wurden bei der Jagd, etwa gegen Bär und Wildschwein, benutzt.

VI. Wikingerzeit.[32])

Wikingerfunde besaßen wir bisher aus Mecklenburg gerade nicht sehr viel,[33]) doch sind neuerdings mehrere ans Tageslicht gekommen. Sie halten sich, wie jetzt

erkennbar wird, ganz klar an die Flußläufe der Peene und Warnow. L. Krause hat schon den wikingisch-warägischen Einfluß in der Rostocker Gegend stark betont.[34])

Wenden wir uns zunächst den Schwertern zu. Die beiden neugefundenen Wikingerschwerter gehören zur Leitform X nach J. Petersen,[35]) ebenso wie eins der vier schon aus Mecklenburg bekannten Schwerter, aus Wolkow, Kr. Malchin.[36]) Die Form setzt im 10. Jahrhundert an und dauert bis zum Ende der Wikingerzeit, setzt sich aber noch in den mittelalterlichen Schwertern fort. Sie kommt am häufigsten im Norden vor, ist aber gemeingermanisch, wir kennen sie aus Mitteleuropa bis in den Kanton Bern. Im Gegensatz zu den bekannten Prunkschwertern ist das Schwert nur recht schlicht. Der Versuch, diese Schwerter als slawisch anzusprechen[37]), ist abzulehnen.

1. Eisernes Schwert (Tafel XXIX, a).

Erhalten mit Knauf und Parierstange. Gesamtlänge 90,5 cm, davon die Angel 11 cm, Breite der Klinge oben 5,1 cm. An der Klinge waren wenige Holzreste von der Scheide erhalten, die Untersuchung ergab als Werkstoff Buchenholz. Die 13,1 cm lange, 1,5 cm breite Parierstange ist gerade, die Kanten sind fast parallel, die Enden abgerundet. Der Knauf, 3,8 cm hoch, ist seitlich flach, oben ist er bandförmig breit, also ohne Grat. Die Enden sind unten nur wenig aufgebogen.

Kossinna macht darauf aufmerksam,[38]) daß die Wikinger in der späteren Zeit mehr Gewicht auf die besonders schön ausgebildete Klinge als auf den Griff legten. Das bestätigt unser Stück. Auf beiden Seiten liegt in der breiten „Blutrinne" eine beidseitig verschiedene Damaszierung von einer wundervollen Schönheit. Am herrlichsten ist die Seite ‚auf der ein „gleißender Wurm" sich auf der Klinge bis kurz vor die Spitze hinunterschlängelt[30]) (Tafel XXX, e und f).

2. Schwertgriff mit Knauf und Parierstange (Tafel XXIX, b).

Die Klinge ist nicht herausgekommen. Parierstange kräftig und gedrungen, gerade, mit gleichlaufenden Kanten, Länge 9,4 cm, Breite 2 cm. Der Knauf, 2,95 cm hoch und 4 cm lang, zeigt gleichlaufende Breitseiten und ist oben ebenfalls breitbandförmig. Die Gesamtlänge beträgt noch 15,8 cm.

Dieser Griff ist ebenfalls ins 11. Jahrhundert zu setzen, er ist aber der Form der Parierstange wegen älter als das eben besprochene Schwert.

Streitäxte. Diese liegen in zwei verschiedenen Formen vor, wobei merkwürdig ist, daß die wikingische Normalform[39]) nicht dabei ist. Die beiden zuerst behandelten gehören zur Leitform Petersen M,[40]) die im Norden beheimatet ist und im Baltikum fehlt, während die dritte Axt, wohl Petersen C, die umgekehrte Verbreitung zeigt. Die beiden ersten Äxte gehören ins 11. Jahrhundert, die dritte vermutlich auch, jedenfalls ins frühe Mittelalter.

3. Streitaxt (Tafel XXIX, c).

Gesamtlänge 19,5 cm. Die ausgeschwungene, 24 cm breite Schneide ist verdickt. Der Nacken ist abgeplattet, die Backen am Schaftloch sind ausgezipfelt. Im spitzeiförmigen Schaftloch saßen noch unbestimmbare Holzreste.

4. Streitaxt (Tafel XXIX, d).

Das stark zerstörte Blatt zeigt verdickte Schneide, die 21 cm lang ist. Auch hier sind die Schaftlochbacken ausgezipfelt, der Nacken ist abgeplattet.

5. Streitaxt (Tafel XXXI, l).

Gesamtlänge 14,8 cm, Breite der stark heruntergezogenen Schneide 9,1 cm. Der Nacken ist rund.

Man könnte zweifeln, ob diese Axt zu den Wikingerwaffen gestellt werden darf, da die für diese kennzeichnenden Schaftlochzipfel fehlen. Aber die ganze Formgebung und die Arbeit werden dazu berechtigen, sie hierzu zu rechnen.[41]) Ähnliche Formen, freilich mit Schaftlochzipfeln, liegen aus der Trusogegend vor.[42])

Hellebarden. Viel Kopfschmerzen brachte der Fund zweier Hellebarden, die im einschlägigen Schrifttum keine Gleichstücke fanden, auch Petersen bringt nichts Ähnliches. Die Zipfel am Schaftloch deuten auf eine frühe Zeit. Nun ist aber dieselbe Hellebarde (auf dem Blatt mit einer Tierdarstellung, die bei unseren ganz unverzierten Stücken fehlt) in Polen gefunden, und zwar auf dem slawischen Gräberfeld mit Wikingerfunden in Lubón, womit die Bestimmung gesichert ist.[43]) Auf deutschem Boden sind dies m. W. die einzigen wikingischen Hellebarden in der ausgeprägten Form. Ein anklingendes Stück, mit Silbertauschierungen auf Blatt und Hals, etwa aus dem 11. Jahrhundert stammend, ist in Laptau, Kr. Fischhausen gefunden. Eine jüngere Form, 12.—14. Jahrhundert, stammt als Baggerfund aus dem Elbingfluß.[44]) Es wird sich also um eine ostdeutsche Form handeln.

6. Hellebarde (Tafel XXXI, m).

Die Schneide ist nach oben und unten stark ausgezogen zu 35 cm Länge bei einer Blattbreite von 5 cm. Nach oben und unten Schaftlochzipfel.

7. Hellebarde (Tafel XXXI, n).

Ein ganz ähnliches Stück, die Schneide ist 23,7 cm lang, 3,3 cm breit. Schaftlochzipfel fehlen, deshalb wohl jünger als die erste Form.

Lanzenspitzen. Von den Lanzenspitzen des Warnowfundes gehören sieben, vielleicht acht, in die Wikingerzeit. Sie liegen wieder in verschiedenen Leitformen vor, wie sie von Petersen aufgestellt sind.[45]) Doch sind in unseren Funden mehrere Spitzen, die unter seinen Bildern nicht vertreten sind, auch in dem anderen vorliegenden Schrifttum nicht, ein neuer Beweis der starken Mannigfaltigkeit in der

Formgebung bei den wikingischen Waffen. Es wird sich um Formen handeln, die mehr im baltischen Gebiet vorkommen.

8. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXIX, e und XXX, c).

Die lange Tülle geht noch ein kurzes Ende in das Blatt hinein, das breit ausgeschmiedet ist und sich scharf von der runden Tülle abhebt. Auf der Blattmitte kein Grat, aber ein kurzes Ende einer Blutrinne, eingefaßt durch kleine halbbogenförmige Einstanzungen. Gesamtlänge 42 cm, davon die Tülle 6 cm.

Die Form fehlt bei Petersen.

9. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXIX, f und XXX, a).

Gesamtlänge 43,5 cm, davon die vierkantige Tülle 14 cm. Auf der Mitte des 3,1 cm breiten Blattes ein 1,7 cm breites Damastfeld, durch Zickzacklinien eingefaßt, das 11 cm unter der Spitze endet. Petersen, Fig. 20, Leitform J.

10. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXIX, g und XXX, b).

Gesamtlänge 48 cm, davon die Tülle 10,3 cm. In der Tülle steckten noch Schaftreste aus Eschenholz, außerdem wurde Tannenharz beobachtet, das wohl zur Schaftbefestigung diente. Das Blatt setzt unten mit eigenartigem Ausschnitt an. Es ist 5,3 cm breit und zeigt in der Mitte spitzzulaufende Zierlinien. Die Spitze ist auffallend lang ausgezogen. Die Form fehlt bei Petersen.

11. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXIX, h).

Mit 53,5 cm Länge die größte unserer Lanzenspitzen. Die runde Tülle, 11 cm lang, birgt noch unbestimmbare Holzreste. Das 6,6 cm breite Blatt zeigt in der Mitte einen flachen Grat, neben dem bis etwas über die Mitte zwei leichte Blutrinnen laufen.

Eine ganz entsprechende Form fehlt bei Petersen.

12. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXIX, i).

Länge 47 cm. Die Spitze des 3,7 cm breiten Blattes mit flachem Mittelgrat ist lang ausgezogen. Die runde Tülle ist 14,5 cm lang.

Petersen Leitform J Fig. 20. Ein ähnliches Stück, aber mit Tüllenverzierung, fand sich in der Gegend des alten Truso.[46])

13. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXIX, k).

Die Einreihung in die wikingischen Waffen ist nicht ganz sicher, jedenfalls gehört die Lanze in das 11. Jahrh. Vielleicht zu Petersens Leitform G, Fig. 17, passend, doch ist der eckige Knick am Blattrand nur angedeutet.

Die Gesamtlänge beträgt 44,5 cm, davon die leichtkantige Tülle 11,5 cm. In dieser steckten noch Schaftreste von Eichenholz. Das 5,3 cm breite Blatt zeigt einen Mittelgrat, um den herum ein 13 cm langes, 1,5 cm breites Damastfeld erkennbar ist.

14. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXIX, l).

Gesamtlänge 39,5 cm, davon die sechskantige Tülle 7,6 cm. Das 5,8 cm breite Blatt setzt gradlinig an, es hat einen nur ganz schwachen Grat, aber keine Verzierung. Leitform Petersen G, Abb. 18.

15. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXXI, o).

Mit einigen Bedenken rechne ich diese leider arg zerstörte Spitze zu den Wikingerfunden, sie ähnelt aber Petersens Leitform F, Abb. 15.

Die Gesamtlänge beträgt noch 36,5 cm, davon die Tülle 14 cm. Alle anderen Maße sind wegen der schlechten Erhaltung unsicher. Auf der oberen Tülle sind unter dem Blattansatz zwei knospenartige Vorsprünge erkennbar. Die erhaltenen Schaftreste bestanden aus Kiefernholz.

VII. Mittelalter und Neuzeit.[47])

1. Eisernes Schwert mit Parierstange, Angel und Knauf (Tafel XXIX, m).

Gesamtlänge 96,5 cm, davon der ganze Griff 12,5 cm. Der Knauf läuft beidseitig bogig zu einem scharfen Grat zusammen, die Unterseite ist etwas aufwärts gebogen. Länge 4 cm, Höhe 2,5 cm, Dicke 3 cm. Die 19 cm lange Parierstange ist gerade mit gleichlaufenden Kanten und schneidet an den Enden glatt ab. Die oben 5,1 cm breite Klinge zeigt beidseitig eine breite flache Blutrinne mit tauschierter Inschrift auf beiden Seiten, vielleicht aus Messing.

Das Schwert wurde an das Zeughaus in Berlin zur Untersuchung geschickt, dessen Direktor in höchst dankenswerter Weise sich darum bemüht hat. Die Auskunft lautet: Es handelt sich um ein frühgotisches Schwert des 13. Jahrhunderts, vielleicht später, das in die Gruppe der sog. Invokationsschwerter gehört. Ein ganz ähnliches Stück liegt im schweizerischen Landesmuseum in Zürich.[48]) Der Inschrift unseres Schwertes geht vermutlich ein Krückenkreuz voran, dann folgt entweder INOOMINE (zu ergänzen domini) oder, mit größerer Wahrscheinlichkeit: INDOMINO. Beträchtlich mehr Schwierigkeiten bereitet die Inschrift auf der anderen Seite. Als einziges Wort läßt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit MARIA lesen, und zwar befindet sich der erste Strich des M genau 9,5 cm von der Angel entfernt.

Zusatz. Vor langen Jahren wurde in der Warnow bei Rostock ein weiteres Inschriftsschwert ausgebaggert, das im Rostocker Museum aufbewahrt wird. Das Schwert ist tadellos erhalten und zeigt 101,5 cm Länge. Die oben 5 cm breite Klinge hat eine flache Blutrinne, in der beidseitig eine Inschrift eingraviert ist, auf der einen Seite unleserlich, auf der anderen S. Mauricius. Der scheibenförmige Knauf ist fast rund, 5 × 4 cm. Das Schwert gehört wohl ins 14. Jahrhundert, ist also jünger als das vorige.

2. Dolchklinge (Tafel XXXI, p).

Vierkantig, dünn. Länge 36 cm.

Mittelalterlich.

3. Eiserne Lanzenspitze (Tafel XXXI, q).

Länge 45,5 cm. Die breit eingetiefte Blutrinne, die 6 cm unter der Spitze endet, zeigt ein nicht weiter deutbares Zeichen. Das Blatt ist eingebrochen.

Mittelalterlich.

4. Eiserne Arbeitsaxt (Taf. XXXI, r).

Länge 17,5 cm. Der Nacken ist beschädigt.

Mittelalterlich bis neuzeitlich.

5. Eiserne Arbeitsaxt (Tafel XXXI, f).

Das stark verbogene, sehr schwere Stück zeigt eine Länge von 26,5 cm.

Zeitstellung ebenso.

6. Eiserne Arbeitsaxt (Tafel XXXI, t).

Das ebenfalls recht schwere Stück ist 21,3 cm lang und hat eine Schneidenbreite von 18 cm. Der Nacken ist fast gerade mit nur ganz leichter Wölbung. Der Schaftrest besteht aus Eichenholz.

In höherem Grade als die beiden vorhergehenden Normalformen erweckt diese Axt unsere Aufmerksamkeit. Die erheblichere Verschmälerung hinter dem Schaftloch und dann das breite Ausschwingen der Klinge nach beiden Seiten erinnern stark an die beiden wikingischen Streitäxte (Tafel XXIX, c, d). Man kann sagen, daß die dort geschaffene Form unter den veränderten Verhältnissen weiter lebt, worauf auch schon im Schrifttum hingewiesen worden ist.[49]) Wir werden demnach nicht irren, wenn wir den Zusammenhang auch für unsere Axt gelten lassen, die wir ins Mittelalter verweisen. Eine genauere Ansetzung ist beim Fehlen aller Verzierungen nicht möglich.

7, 8. Zwei Axthalter (Tafel XXXI, u).

Davon der eine zerbrochen. Der erhaltene ist 11,2 cm lang. Die Stücke dienten dem Festhalten der Axt auf dem Stiel. Sie wurden durch das Schaftloch gehackt und auf dem Schaft durch Nägel befestigt.

Zeitstellung frühmittelalterlich bis neuzeitlich. Reste solcher Axthalter waren in dem folgenden Stücke noch erhalten.

9. Panzerbrecher (Tafel XXXI, v).

Das beidseitig abwärts gebogene Stück, 19,2 cm lang, endet auf einer Seite spitz, auf der anderen mit einer 4,7 cm breiten Schneide.

Wahrscheinlich gehört es in die maximilianische Zeit, also um 1500.

10. Sichel.

Eisen. Sie ist wenig gebogen, die Schneide ist beschädigt, der Rücken verstärkt. Schneide 22 cm, Griff 3,5 cm lang.

Zeitstellung mittelalterlich bis neuzeitlich.

11. Reiterdegen.

Dosenförmiger Knauf und geschwungener Korb. Gesamtlänge 105,5 cm.

Zeit des 30jährigen Krieges.

12. Seitengewehr des 19. Jahrhunderts.

Funddeutung

Ebensowenig wie die Fundmasse einheitlich ist, kann auch ihre Deutung einheitlich sein. Daß bei Baggerungen in den Gewässern vor- und frühgeschichtliche Waffen und Geräte ans Tageslicht kommen, ist nichts Ungewöhnliches, wir kennen es aus der Warnow selber bei Rostock und aus den Nachbargebieten aus der Trave und der Oder. Auffallend bleibt die Tatsache aber immer, zumal wenn es sich um so zahlreiche Stücke auf einer verhältnismäßig kleinen Strecke handelt, wir müssen also versuchen, zu einer Deutung zu kommen.

Zunächst die Bronzefunde. Auch diese sind nicht einheitlich. Das Donauschwert gehört in die Stufe II a der Bronzezeit, dorthin werden auch noch die drei Randbeile zu setzen sein. Diese vier Stücke könnten also zusammengehören, sie könnten einen auf dem Moorufer niedergelegten Hort darstellen, der später irgendwie ins Wasser abgeglitten ist, die Ufer erheben sich dort nur ganz wenig über den Wasserspiegel. Die anderen Stücke, die Tüllenbeile und die Lanzenspitze gehören aber viel jüngeren Zeiten an.

Zeitlich gehören dann jeweils Waffen der ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung und der frühgeschichtlichen Zeit zusammen, wobei besonders die größere Zahl der Wikingerwaffen auffällt. An sich bietet dies keine Schwierigkeiten, denn es ist bekannt, daß die Wikinger durch die Einfallspforte der Warnow nach Mecklenburg hineinkamen, wir besitzen entsprechende Funde die Warnow aufwärts von Rostock bis in die Sternberger Gegend. Zudem wird dies bestätigt durch eine Notiz bei Saxo Grammaticus,[50]) der die Verbindung des Breitlings mit der Ostsee, also die alte Warnowmündung, Gudacra nennt, was als ein nordisch-wikingisches Wort gedeutet werden kann.[51]) Aber die merkwürdige Anhäufung macht doch stutzig. Hier hilft uns vielleicht eine völlig sichere, mehrfach bestätigte Nachricht weiter, die erst nach der ersten Veröffentlichung bekannt geworden ist. Als der Entdecker eines Tages an die Fundstelle bei Rukieten kam, sah er auf den Umfassungspfählen der anlagernden Koppel eine größere Anzahl von Menschenschädeln stehen, angeblich über zwanzig. Sie waren beim Baggern mit den Waffen zusammen herausgekommen und von den Arbeitern hier aufgebaut, dann aber wieder ins Wasser geworfen worden. Schädel und Waffen — die dem Finder durch die Parierstange auffielen, es kann sich also nur um die Wikinger Schwerter handeln, — zusammen aber lassen an einen Kampf denken. Wir hätten hier also die ungemein seltene Gelegenheit, einen frühgeschichtlichen Kampfplatz untersuchen zu können. Wenn die Gelder zur Verfügung ständen, wäre es nicht schwer, die kurze Strecke noch einmal abzubaggern, die Schädel herauszuholen und auf weitere Funde zu achten.

Wir haben sogar die Möglichkeit, diesen Kampf mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit geschichtlich festzulegen, worauf schon Beltz hingewiesen hat. Als Niklot

sich 1160 zum letzten Kampfe stellte, nahm er als Stützpunkt die Burg Werle, nur wenig südlich unserer Fundstelle gelegen. Von Westen her nahte Heinrich der Löwe mit seinen Sachsen, von Norden her der Dänenkönig Waldemar mit seinen wikingischen Kriegern. Über deren Zusammentreffen mit Niklots Scharen berichtet die Knytlingasaga[52]): „In diesem Sommer fuhr König Waldemar wieder nach Wendenland, und auf dieser Fahrt nahm der Drache Schaden, aber der König fuhr in die Gudakrsa (Warnow) hinauf und schlug dort eine Schlacht gegen einen Wendenhäuptling, der Mjuklat (Niklot) hieß . . . Sie schlugen sich bei der Stadt, die Urk (Werle oder Rukieten?) heißt; König Waldemar errang dort einen Sieg, aber Mjuklat floh und fiel danach." Man sieht, von welcher Bedeutung es wäre, wenn unsere Stelle genauer untersucht würde, wo doch viel dafür spricht, daß die Funde aus diesem Kampf stammen können. Zeitlich würden sie sich, als meist dem 11. Jahrhundert angehörig, dem gut anpassen. Ob die gefallenen Krieger ins Wasser gestürzt sind oder in Ufernähe bestattet wurden, ist nicht zu entscheiden.

Es erhebt sich hier aber wieder die alte Fragestellung: Wo stecken die Waffen der Slawen? Unter all den vielen Funden ist kein einziges slawisches Stück.

Größere Schwierigkeiten bereiten die anderen Fundgruppen, da wir die genaue Fundstelle nicht feststellen können. Immerhin ist die Strecke nicht gar so groß, an der so auffallend viele Funde ausgebaggert sind, und das führt zur Vermutung, daß hier in der Gegend einst ein Paß mit einer Furt oder einer Brücke über die Warnow führte. Nun wissen wir, daß in slawischen Zeiten aus Pommern eine große Straße durch Mecklenburg in ost-westlicher Richtung führte, die via regia, die in unseren Urkunden mehrfach erwähnt wird.[53]) Ihr Lauf ist von Demmin bis Laage bekannt, dort aber ist noch jetzt der Damm erkennbar, der sie durch das Urstromtal der Recknitz nach Westen fortleitete. Sie mußte die Warnow überqueren, lief dann weiterhin über Neukloster an die Wismarer Bucht und nach Lübeck. Wo der Übergang über die Warnow lag, ist unsicher, genannt werden Bützow, Werle und Schwaan. Die genaue gerade Linie führt von Demmin über Dargun und Laage in unsere Fundgegend bei Schwaan. Gerade hier ist aber auch der Übergang wegen der dicht an den Fluß herantretenden Höhen am leichtesten möglich. Es ist auch bedeutungsvoll, daß wieder gerade in dieser Gegend nördlich von Werle der einzige große Hacksilberfund in Mecklenburg gemacht ist.[54]) Die gerade Linie führt dann weiter vorbei an der Hohen Burg bei Schlemmin, wo Staak die Straße, hier Ritterdamm genannt, wiederfand.

Es ist mir schon immer unwahrscheinlich erschienen, daß diese Straße erst von den Slawen angelegt sein soll. M. E. nach geht sie auf wesentlich frühere Zeiten zurück, vielleicht schon auf die Bronzezeit, wo sie dann das Germanengebiet von der

unteren Oder bis zur unteren Elbe gequert hätte, Gegenden, in denen fast überall reiche Bronzefunde gemacht sind. Diese, und vor allem die großen Hügelgräber, von denen bekannt ist, daß sie gerne längs der Straßen erbaut wurden, liegen rechts und links der Straße dicht beieinander, und ganz entsprechend bedeutungsvolle Fundstellen aus der Eisenzeit.

Nach diesem Befund hat die Vermutung sicher allerhand für sich, daß die via regia schon lange vor der Slawenzeit bestand, mindestens von der Zeitwende an, und von Siedlungsstellen begleitet war. Dann aber kommen wir der Deutung des Gesamtfundes näher. Südlich von Schwaan kreuzte die Straße die Warnow, hier schnitt sie sich auch mit der Nord-Südstraße, auf der Waldemar mit seinen Scharen heranzog. Hier kamen also aus verschiedenen Richtungen die mehr oder minder kriegerisch gesinnten Reisenden zusammen, und unsere Waffenfunde zeugen davon. So finden wir auch eine Erklärung dafür, daß eine Reihe ostgermanischer Fundstücke hier auftauchen. Die via regia war der lange begangene Weg, der für den Zug von Osten nach Westen benutzt wurde.[55]) Wie die Stücke freilich ins Wasser gekommen sind, ist schwer zu sagen. Man könnte, wie angedeutet, an eine Niederlegung auf dem Moore denken, wie bei Thorsberg, oder an einen alten Friedhof bei einer Siedlung, wobei dann durch eine leicht mögliche Stromverlegung die Stellen angeschnitten wurden.

Auch der Weg, den Waldemar mit seinen Scharen heranzog, ist wohl eine alte Straße. Schon vor Jahren hat Beltz auf die Bedeutung der Warnowmündung für den Verkehr mit dem Norden aufmerksam gemacht: „Die Warnowmündung wird bei der Südwanderung der Nordgermanen eine größere Bedeutung gehabt haben, als bisher angenommen ist.“[56]) Wir wollen keineswegs eine Verbindung unserer neuen Funde mit den älteren behaupten, es liegen mindestens 150 Jahre dazwischen, aber der gerade hier sich häufende nordische Einschlag gibt doch zu denken. Die Landung erfolgte bei Rostock, wo aus Bramow kaiserzeitliche nordische Skelettgräber bekannt sind, aus einer Zeit, die sonst nur Leichenbrand kennt. Erinnert sei ferner an die ostgermanische Mäanderurne aus Alt-Bartelsdorf,[58]) bei der Beltz ebenfalls nordischen Einschlag sieht.[59]) Hierher gehört auch das spätgermanische Skelettgrab von Dierkow.[60]) Dazu kommen jetzt unsere Schwerter, von denen besonders die völkerwanderungszeitlichen nordgermanisch anmuten, sie können über Skandinawien nach Mecklenburg gekommen sein. Vor allem gilt das für das Scheidenmundblech. Dies gehört zweifellos in den gotischen, also ostgermanischen Kulturkreis. Aber ebenso sicher ist, daß die Verzierung gerade im nordischen Gebiete besonders stark verbreitet ist, wir nennen die Insel Gotland. Es spricht nichts dagegen, wenn wir die Art aus dem heimatlichen Osten über den Norden zu uns gekommen sein lassen.

Wenn so bei der Betrachtung des Gesamtfundes Beziehungen zum Osten und zum skandinawischen Gebiet unverkennbar sind, so sind auch solche zu Schleswig-Holstein und Jütland ganz offensichtlich. Außerdem fehlen auch solche zu Mittel-, West- und Süddeutschland nicht ganz; wir erhalten also ein recht umfassendes Bild.

Der großartige Gesamtfund aus der Warnow umfaßt 56 Einzelstücke und gehört damit zu den bedeutungsvollsten, wenn auch nicht einheitlichen, Waffenfunden, die in den letzten Jahrzehnten gemacht worden sind. Einige Waffen stellen für unser Land etwas schlechthin Neues dar, das uns noch lange beschäftigen wird, vor allem auch durch die sich ergebenden, vielfach unerwarteten Beziehungen nach dem Norden und Osten, dem fernen Südosten und dem Westen. Die volle Bedeutung, den ganzen Inhalt des Fundes zu erschöpfen, ist bislang noch gar nicht möglich.

Anmerkungen

[1]) Becker, Julius, Der Waffenfund von Schwaan (Mecklenburg), Nachrichtenblatt für Deutsche Vorzeit, 12, 1936, S. 170 ff. — Beltz, Robert, Fünf Jahrtausende sprechen aus dem Warnowfund, Mecklenburg. Zeitung 1936, Nr. 304, 30. 12. 1936.

[2]) Becker a. a. O., S. 170.

[3]) Wenn im Nachrichtenblatt a. a. O. von einem Feuersteinbeil die Rede war, beruht das auf einer Verwechslung mit einem anderen Stück im Besitz des Finders, das aus der Güstrower Gegend stammt.

[4]) Ebert, Reallexikon, Bd. 11, S. 422. — Montelius, Tidsbestämning 2,25. — S. Müller, Mémoires S. 91, Fig. 83. — Kossinna, Mannus Bd. 5, S. 158. — Reinecke, Goetze-Festschrift 1925.

[5]) Beltz, VAM. S. 153 f. — Lissauer, Zschr. f. Ethnologie 36, S. 537 ff.

[6]) Beltz, VAM. S. 169. — Sprockhoff, Jungbronzezeitliche Hortfunde, S. 29.

[7]) Beltz, VAM. S. 174. — Sprockhoff a. a. O. S. 24; die Form entspricht dem auf Taf. 31,23 abgebildeten Stück aus Kuckenburg, nur ist unsere Tülle etwas kürzer und unverziert.

[8]) Ebert, Reallex. Bd. II, S. 23. — Sprockhoff, Vollgriffschwerter der jüngeren Bronzezeit, S. 29 u. 55. — Kunkel, Pommersche Urgeschichte in Bildern, S. 62 u. 133.

[9]) Beltz, VAM. S. 243 u. 246.

[10]) Fornvännen 1934, S. 208.

[11]) Beltz a. a. O., Taf. 36,6 und 36,7.

[12]) v. Sacken, Hallstatt Taf. 7, 5 u. 4.

[13]) Beltz, Das Urnenfeld von Körchow, Meckl. Jahrbuch 85, 1920.

[14]) Es sei hier vorweg bemerkt, daß es trotz aller Bemühungen nicht möglich war, überall das gesamte einschlägige Schrifttum heranzuziehen. So schlugen vor allem die Versuche fehl, alle Bände der Zschr. f. hist. Waffenkunde durchzusehen, darunter leidet mehrfach die genaue zeitliche Festsetzung.

[15]) Schrifttum für die zweischneidigen Schwerter: Beltz VAM. S. 313. — Derf., Körchow a. a. O. S. 43 ff. — Jahn, Bewaffnung der Germanen S. 100 f., S. 126 f.

[16]) Feldhaus, Die Technik der Vorzeit, 1914, unter „Damaszieren". — Derſ., Zeitſchr. f. hiſt. Waffenkunde Bd. 4, S. 187 ff.

[17]) Abgebildet bei Lindenſchmidt, Alt. unſ. heidn. Vorzeit Bd. 3. — Engelhard, Nydam Moſefund.

[18]) Beltz, VAM. Taf. 52, 2: Kothendorf, Kr. Hagenow. — Derſ., Körchow a. a. O., S. 44. — Jahn a. a. O. S. 145 ff.

[19]) Matthes, Die nördlichen Elbgermanen in ſpätrömiſcher Zeit, Taf. 27 e.

[20]) Bohm, W., Die Vorgeſchichte des Kreiſes Weſtprignitz, S. 92 u. Taf. 63, 3.

[21]) Schulz, Jahresſchrift f. d. Vorgeſch. d. ſächſ.-thür. Länder 19, 1931, S. 66 und Taf. 12, 5.

[22]) Schrifttum über die Lanzenſpitzen: Jahn a. a. O., S. 78 ff. — Wegewitz, Die langobardiſche Kultur im Gau Moswidi S. 80 ff. — Beltz VAM. S. 313 f. — Derſ., Körchow S. 45 f.

[23]) Ähnlich, mit kürzerer Tülle: Schulz a. a. O. Taf. 18, 3 aus Kranichau, K. Torgau.

[24]) Jahn a. a. O. S. 87. — In Mecklenburg m. W. bisher nicht gefunden.

[25]) Wegewitz a. a. O. S. 85.

[26]) Beltz, VAM. S. 363 ff. — Teterow: Beltz a. a. O., S. 363; Präh. Ztſchr. 1, 1909, S. 379 ff. — Kittendorf: Präh. Ztſchr. 2, 1910, S. 195 ff. u. 3, 1911, S. 166 f. — Levitzow: ebenda S. 166 f. — Schwerin: Sprockhoff, Ein germaniſcher Grabfund der Völkerwanderungszeit aus Schwerin, Germania 15, 1934, S. 43 ff. — Dierkow: Becker in Beitr. z. Geſch. d. Stadt Roſtock 15, 1927, S. 83 f.

[27]) Paulſen, Peter, Der Stand der Forſchung über die Kultur der Wikingerzeit, 22. Bericht d. röm.-germ. Kommiſſion, 1932, S. 222.

[28]) Sprockhoff a. a. O., S. 43.

[29]) Bohm a. a. O., S. 76 u. Taf. 63, 9.

[30]) Forrer, Reallexikon, „Wurmbunte Klingen". — Über Damaszierung vgl. Lenz, Ztſchr. f. hiſt. Waffenkunde 4, 1906, S. 133 ff.

[31]) Über Sporen vgl. Olshauſen, Ztſchr. f. Ethn. 1890. — Zſchille u. Forrer, Der Sporn in ſeiner Formenentwicklung, 1891 u. 1899. — Jahn, Der Reiterſporn, berückſichtigt unſere Zeit nicht mehr.

[32]) Wir nennen nur das für uns wichtigſte Schrifttum: Koſſinna, Guſtaf, Wikinger und Waräger, Mannus 21, 1929. — Paulſen a. a. O., S. 182 ff.

[33]) Asmus, Wikingerſpuren in Mecklenburg, Mannus 26, 1934 S. 24 ff.

[34]) Krauſe, L., Zur Roſtocker Topographie, Beitr. z. Geſch. d. Stadt Roſtock 13, 1924, S. 21 ff.

[35]) Peterſen, Jan, De norske Vikingeſverd, 1919; unſeren Schwertern entſpricht am meiſten Abb. 124. — Paulſen a. a. O., S. 220 ff. — Zotz, L. F., Zwei germaniſche Schwerter aus der ſlawiſchen Zeit Schleſiens, Altſchleſien Bd. IV, S. 162 ff.

[36]) Asmus a. a. O., S. 24 u. Abb. 2.

[37]) Buſſe, Präh. Ztſchr. Bd. VIII, 1916, S. 72.

[38]) Koſſinna a. a. O., S. 94 ff.

[39]) Montelius, O., Kulturgeſchichte Schwedens, Abb. 43 1.

[40]) Peterſen a. a. O., S. 46 m. Abb. 45. — Paulſen a. a. O. S. 226.

[41]) So nach mündlicher Mitteilung von P. Paulſen, der auch auf die Verbreitungsunterſchiede aufmerkſam machte.

[42]) Langenheim, Spuren der Wikinger um Truso, Elb. Jahrb. 11, 1933, S. 262 mit Abb. 3 u. 6.

[43]) Z. A. Rajewski, Die vorgeschichtlichen Gräberfelder in Groß-Polen, Przeglad Archeologiczny, Bd. 6, 1, S. 28 ff., Lubon bes. S. 84 ff., dazu Tafel 11.

[44]) Gaerte, Urgeschichte Ostpreußens, 1929, Abb. 276.

[45]) Petersen a. a. O., S. 22 ff. — Paulsen a. a. O., S. 225.

[46]) Langenheim a. a. O., S. 264, Abb. 2.

[47]) Es sei bemerkt, daß die Taf. XXXI, w (Messer aus Rostock) und XXXI, x (Nachtwächterspieß? aus Dalwitzhof) nicht zu den Funden gehören.

[48]) Ztschr. f. hist. Waffenfunde 3, S. 225.

[49]) Paulsen a. a. O. S. 226 Anm., unter Verweisung auf Ztschr. f. hist. Waffenkunde 7, 1915, S. 75 ff. Derselbe bestätigte unsere Ausführungen vor dem Original im Rostocker Museum.

[50]) Historica Danica B 14.

[51]) Seelmann, Ztschr. f. Ortsnamenforschung 11, S. 23 f.

[52]) Die Geschichte von den Dänenkönigen, Sammlung Thule 19, S. 370.

[53]) Wigger, Meckl. Jahrb. 28, S. 27, Anm. 4. — Beltz, ebenda 58, S. 177. — Staak, Mecklenburg, Ztschr. d. Heimatbundes, 23, S. 44 ff. — Jegorow, Die Kolonisation Mecklenburgs im 13. Jahrhundert, 1930, Bd. 2, S. 272 u. 426.

[54]. Beltz, VAM. S. 385. — Lisch u. Masch, Meckl. Jahrb. 26, 1861, S. 241.

[55]) Auch in Pommern wird zur Deutung der Oderfunde ein alter, den Fluß querender Verkehrsweg angenommen: Baltische Studien NF. 18, 1914, Jahresbericht VIII.

[56]) Beltz, Nachrichtenblatt f. Dt. Vorzeit 3, 1927, S. 6. — Beltz, Nordgermanisches in Mecklenburg, Ztschr. Mecklenburg 30, 1935, S. 109 ff.

[57]) Beltz u. Becker, Berichte über vorzeitliche Funde bei Bramow, Beitr. z. Gesch. d. Stadt Rostock 13, 1924, S. 83 ff. — Becker, Nachrichtenblatt f. Dt. Vorzeit 7, 1931, S. 111.

[58]) Kossinna, Ztschr. f. Ethnologie 37, 1905, S. 395 f.

[59]) Beltz, Körchow a. a. O., S. 35, Anm. 81.

[60]) Becker, Unsere Grabungen in Dierkow, a. a. O. S. 83.

Toneimer als Kultgefäße in ostgermanischen Gräbern

Von Franz Pfützenreiter

Durch die Entdeckung eines Gräberfeldes im Staatsforst Guttentag, Kr. Guttentag O/S[1]) ist der ostgermanische Fundstoff um eine Gefäßform vermehrt worden, die sowohl durch ihre Vereinzelung, als auch durch ihre sonderbare Gestaltung zahlreiche neue Fragen aufwirft. Aus den bei der Grabung geborgenen Scherbenmengen konnten durch sorgfältige Werkstattarbeit die Reste von einer Anzahl Toneimerchen ausgesondert werden, von denen fünf zusammengesetzt werden konnten (Taf. XXXII, a—e). Die Bruchstücke von drei weiteren waren so stark im Feuer verzogen, daß ein Zusammensetzen nicht mehr möglich war. Deshalb wurden nach den vorhandenen Resten auf der Töpferscheibe einwandfreie Nachbildungen angefertigt (Taf. XXXII, f—h). Von noch fünf weiteren Eimern sind nur einzelne Scherben erhalten. Im ganzen konnten also dreizehn Eimer nachgewiesen werden.

Nach der Herstellung und der Beschaffenheit des Tones lassen sich diese Gefäße in zwei Gruppen teilen: handgeformte aus ungeschlämmtem Ton und solche, die aus feingeschlämmtem Ton auf der Drehscheibe gearbeitet sind. Zu der ersten Gruppe gehören von den vorhandenen dreizehn Eimerchen neun, zu der zweiten vier. Beide Formen sind offensichtlich Behältern aus anderen Werkstoffen nachgebildet. Die handgeformten Gefäße sind zweifellos Nachbildungen von Holzeimern. Wie bei den heute noch gebräuchlichen Eimern ist der Gefäßkörper entweder zylindrisch, oder er verjüngt sich nach oben oder unten. Durch senkrechte Furchen in unregelmäßigen Abständen sind die ungleich breiten Dauben der Vorbilder angedeutet. Bei einigen werden durch umlaufende Tonwülste halbröhrenförmige Metallstreifen nachgeahmt, bei anderen wird durch Furchenpaare der Eindruck von bandförmigen Metallreifen erweckt. Die angesetzten Henkelösen entsprechen in der Form genau den von Holzeimern dieser Zeit bekannten Metallösen. Selbst die Befestigung der Reifen und Ösen durch breitköpfige Nägel ist an einem Gefäß durch eingestochene Kreise angedeutet.

Als Vorbild für die auf der Drehscheibe hergestellten Eimerchen sind die Bronzeeimer der Form von Hemmoor[2]) anzusehen. Zur Herstellung derselben mußte man,

um eine glatte Oberfläche zu erzielen, den Ton zunächst sorgfältig schlämmen. Im Gegensatz zu den nach Holzeimern gebildeten geradwandigen Gefäßen ist bei der zweiten Gruppe die Wandung tonnenförmig erweitert oder nach dem Boden eingewölbt. Infolge der ganz anderen Eigenschaften des weichen Tones mußte bei den Nachbildungen auf den hohen Standring verzichtet werden. Der Boden rückt auch höher am Gefäßkörper hinauf und verbreitert sich dementsprechend. Eine Andeutung des Standringes bleibt aber als rippenförmiger Bodenrand erhalten. Die Verzierung der gegossenen und dann abgedrehten Bronzeeimer beschränkt sich oft auf eingetiefte und umlaufende Rillen oder schwache Rippen. Manche tragen einen Bilderfries zwischen den Rippen, zuweilen ist dieser nach oben durch eine Zahnleiste abgeschlossen.[3]) Auch bei den Toneimern ist die Wandung durch feine Rippen gegliedert. An die Stelle der Bildfriese treten Zonen mit Schrägstrich- oder Gittermustern. Aber selbst der Abschluß durch eine Zahnleiste kehrt wieder. Während bei den Bronzeeimern die Henkelösen mitgegossen sind, mußten sie bei den Toneimern nachträglich aufgesetzt werden. Die Verbindungsstellen mit der Gefäßwand oder dem Rande sind jedoch so sorgfältig überarbeitet, daß sie wie „aus einem Guß" erscheinen.

Holzeimer mit Metallbeschlägen treten seit dem Beginn unserer Zeitrechnung in zunehmendem Maße im germanischen Fundstoff auf. Auch in unserem Gräberfelde waren sie vorhanden. Sie finden sich als Beigaben in Brand- und Körpergräbern. Die hier herangezogenen Bronzeeimer wurden vermutlich im Rheinlande als Massenware hergestellt und durch den Handel bald nach dem Osten und Norden verbreitet. Im 3. und 4. Jahrh. finden sie sich gleichfalls häufig in germanischen Körpergräbern als Beigaben oder in Brandgräbern statt der Urnen. Toneimer waren bisher aus dieser Zeit noch nicht bekannt.[4]) In skandinavischen Funden treten sie in späterer Zeit auf.[5]) Die letzteren scheinen aber in der Form auf die rundbodigen eisernen Kessel der Völkerwanderungs- und Wikingerzeit in Norwegen zurückzugehen. Ein entwicklungsmäßiger Zusammenhang zwischen unseren Tongefäßen, die nach den Beifunden dem 5. Jahrh. zuzurechnen sind, und den schwedischen der späteren Zeit besteht jedenfalls nicht.

Nach den Schrifttumsangaben stammen die bisher bekannten Eimerfunde auf altgermanischem Gebiet wohl ausnahmslos aus Gräbern. Es scheint also, daß Bronze- und Holzeimer im Bestattungsbrauchtum eine bestimmte Rolle gespielt haben. Das will noch nicht besagen, daß sie eigens für diesen Zweck hergestellt sein müßten. Vielmehr können sie vor ihrer letzten Bestimmung teilweise wenigstens auch zu wirtschaftlichen Zwecken benutzt worden sein. Manche Stücke sind aber so klein oder so reich mit Beschlägen von sinnbildhafter Form verziert, daß man ihnen von vornherein eine besondere Bestimmung im Kult und Brauchtum zu-

schreiben möchte.[6]) Für unsere Toneimer dürfte das mit Bestimmtheit gelten. Ihr Fassungsvermögen ist sehr gering. Es sinkt bis unter ½ Liter. Trotz der vorhandenen Henkelösen hatten sie offenbar keine Tragbügel. Die aufgefundenen eisernen Eimerbügel gehörten zu Holzeimern, von denen auch die anderen Beschlagteile vorhanden sind. An den Ösen fehlt überdies jede Abnützungsspur, die durch Metall- oder Holzbügel und auch durch Tragschnüre hätte entstehen müssen. Gerade an den schwachgebrannten, weichen und feintonigen Eimern sind die Ösenöffnungen kreisrund und scharfkantig. Zum Teil ist auch der obere Rand der Öse so schwach, daß er bei der Verwendung eines Henkels die Belastung durch das Gefäß mit Inhalt nicht auszuhalten vermöchte. Man muß deshalb annehmen, daß diese Gefäße eigens für das Bestattungsbrauchtum hergestellt wurden, wie offensichtlich auch die frühgermanischen Haus- und Gesichtsurnen nur diesem Zwecke dienten. Vielleicht kam ihnen eine sinnbildliche Bedeutung zu. Ausschlaggebend war dann die Form und nicht der Werkstoff oder die praktische Verwendbarkeit. Der wohlfeilere Ersatz genügte statt der kostbareren Vorbilder. Die Vielgestaltigkeit unserer Eimerchen, von denen jedes eine Form für sich verkörpert, deutet weiter darauf hin, daß wir nicht eine der geläufigen Gebrauchsformen vor uns haben. Weiter spricht die Wirklichkeitstreue der Nachahmungen dafür, daß es sich hier um etwas Neues und nicht um eine längst geübte Gepflogenheit handelt, weil sonst zweifellos eine Entwicklung in stoffgerechterem Sinne erkennbar sein müßte.[7])

Anmerkungen

[1]) Vorläufiger Bericht: Pfützenreiter, F., Ein völkerwanderungszeitliches Gräberfeld im Staatsforst Guttentag O/S., Altschlesien Bd. VII, 1937, S. 40 ff. und Taf. 5—9. Einen kurzen Bericht erstattete der Verfasser auf der 4. Reichstagung des Reichsbundes für Deutsche Vorgeschichte in Elbing.

[2]) Willers, Die römischen Bronzeeimer von Hemmoor.

[3]) Willers a. a. O. Taf. 10, Abb. 1.

[4]) Ein Randstück mit Henkelöse, das zweifellos von einem Toneimer stammt, gab Párducz aus Solt-palé bekannt: Dolgozatok 1935, Taf. 34,8.

[5]) Lindqvist, Sune, Uppsala högar och Ottarshögen. Abb. 122, 133, 134. — Auch ein Randstück mit Henkelöse aus Bobile Kr. Guhrau scheint in diese Gruppe zu gehören (Landesamt für vorgeschichtl. Denkmalpflege in Breslau).

[6]) Schultz, Wolfgang, Altgermanische Kultur in Wort und Bild. S. 104.

[7]) Nachahmungen von Bronzegefäßen in Ton, auch von Eimern, sind zwar aus früherer Zeit bekannt, stehen aber mit unseren Eimern in keinem Zusammenhang. Vgl. Voß, Nachahmungen von Metallgefäßen in der prähistorischen Keramik, Zeitschr. f. Ethnologie, Bd. 30, Verhandlungen S. 277 ff.

Die Pfahlbrücken des Burgwalles bei Kl. Ludwigsdorf, Kr. Rosenberg (Westpr.)

Von Wolfgang La Baume

Die ungünstigen Entwässerungsverhältnisse im Gebiet der Gardenga, die aus dem Krobeneſt-See — ehemals Gallnauer-See genannt — kommt, gaben Anlaß, den See im Dezember 1879 abzulaſſen. Der Seegrund trocknete allmählich aus; als die Schlammſchicht mehr und mehr zuſammenſackte und ſich der von üppigem Pflanzenwuchs ſchnell überwucherte Seegrund ſenkte, kamen im Jahre 1886 im ſüdlichen Teile des ehemaligen Sees zwei Pfahlwerke zum Vorſchein, die offenbar in alter Zeit eine brückenartige Verbindung der Seeufer mit der im See gelegenen Inſel I hergeſtellt haben (ſ. Abb. 1). Die eine dieſer Brücken (Brücke I) führt von dem Schloßgarten des ehemaligen Rittergutes Kl.-Ludwigsdorf in nordöſtlicher Richtung nach der Inſel I hin, die etwa 250 Meter von dem ſüdſüdweſtlichen Ufer entfernt liegt (Abb. 1 und Taf. XXXIII, a). Brücke II verband die Oſtſeite der Inſel I mit einem Vorſprung am öſtlichen Seeufer (Abb. 1 und Taf. XXXIII, b).

Die nach dem Eintrocknen des Krobeneſt-Sees zutage gekommenen Pfähle waren der Anlaß, daß dem Weſtpr. Provinzial-Muſeum in Danzig Meldungen über Entdeckung von „Pfahlbauten" zugingen; infolgedeſſen ſuchte der damalige Muſeumsdirektor H. Conwentz den Beſitzer des Grundſtückes Grafen von der Groeben in Kl.-Ludwigsdorf auf, um die „Pfahlbauten" zu beſichtigen. Er ſtellte feſt, daß Unterbauten von ehemaligen Holzbrücken vorlagen, und beauftragte den Oberlehrer Alexander Rehberg in Marienwerder, eine genaue Aufnahme der Pfahlreſte vorzunehmen. Rehberg hat dieſe Aufnahme gewiſſenhaft durchgeführt; ein Bericht darüber, dem mehrere Pläne, Zeichnungen und Photographien beiliegen, befindet ſich im Fundarchiv des Staatl. Muſeums für Naturkunde und Vorgeſchichte in Danzig. Später (1909) hat Dr. Rudolf Hermann, damals Aſſiſtent bei der Staatl. Stelle für Naturdenkmalpflege in Danzig, zahlreiche ſehr gute Lichtbildaufnahmen der beiden Pfahlwerke im ehemaligen

Krobeneſt-See hergeſtellt. Da bisher außer einer kurzen Mitteilung von Conwentz im Amtl. Bericht des Weſtpr. Prov.-Muſeums für 1892, S. 21/22 nichts über die beiden Brücken bei Kl.-Ludwigsdorf, die offenbar der frühgeſchichtlichen Zeit angehören, veröffentlicht worden iſt, möchte ich im Folgenden einige Mitteilungen darüber meinem verehrten Amtsgenoſſen Prof. Ehrlich, in deſſen Denkmalpflegebezirk die in Rede ſtehenden alten Brückenbauten liegen, als Beitrag zu der ihm zu Ehren herausgegebenen Feſtſchrift darbringen.

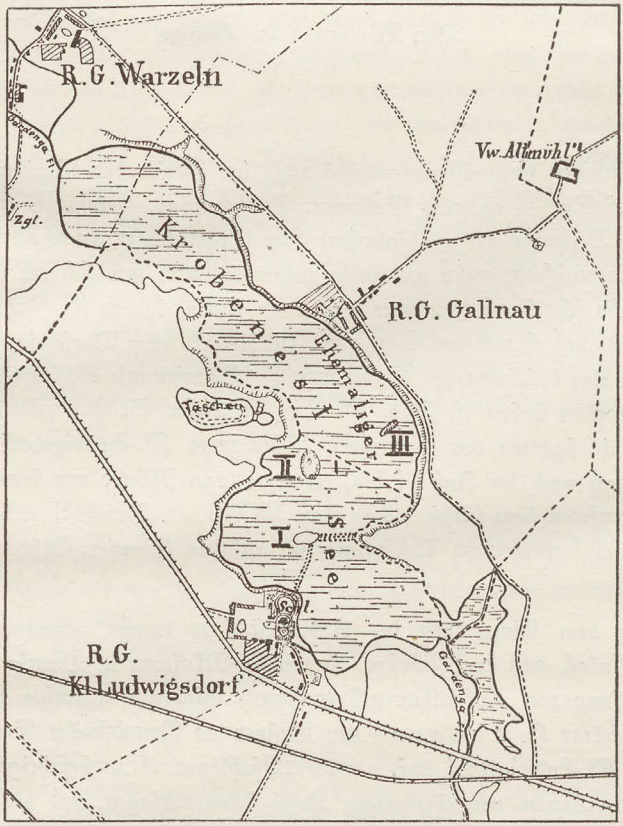


Abb. 1. Der ehemalige Krobeneſt-See bei Kl. Ludwigsdorf mit 3 Inſeln (I—III) und einer Pfahlbrücke bei Inſel I.

Rehberg hat in ſeinem oben erwähnten Bericht von 1892 folgendes feſtgeſtellt:

Die Brücke I verläuft vom Ufer her auf 60 Meter ganz gerade; an dieſer Stelle macht ſie einen ſchwachen Bogen nach W hin und verläuft dann wieder in

gerader Linie bis zur SO.-Spitze der Insel I. Das Pfahlwerk der Brücke I besteht aus zwei gleichlaufenden Reihen eichener Pfähle, die 1892 gruppenweise angeordnet erschienen (Abb. 2 u. 3) und etwa ½ bis 1 Meter aus dem Untergrunde herausragten. Die Entfernung zwischen den Pfahlgruppen in der Längsrichtung wechselt zwischen 2 Meter und 4,5 Meter; die Breite zwischen beiden Reihen beträgt 3 bis 4 Meter. Auf dem von Rehberg 1892 gezeichneten Plan ist jeder damals sichtbare Pfahl eingetragen; jedoch betont Rehberg in seinem Bericht, daß die Anzahl der in den Plan eingetragenen Pfähle nicht genau sein könne, weil sich bei Nachgrabungen ergab, daß damals noch sehr viele Pfähle von der Grasnarbe bedeckt und unsichtbar waren. Rehbergs Plan gibt also nur eine angenähert richtige Vorstellung von dem Pfahlwerk der Brücke I; ursprünglich sind viel mehr Pfähle vorhanden gewesen, als 1892 sichtbar waren.

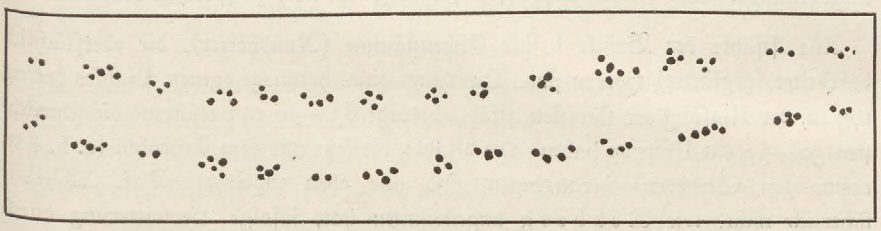


Abb. 2. Kl. Ludwigsdorf. Brücke I. Teilstück zwischen dem Schloßberg und dem 1. Entwässerungsgraben. — Nach dem Plan von A. Rehberg (1892).

Brücke I wird durch 3 Entwässerungsgräben in 4 Abschnitte geteilt. Im ersten Abschnitt (80 m lang, zwischen dem Park und Graben 1) standen anscheinend 23 Brücken-Joche (= 46 Pfahlgruppen); im zweiten Abschnitt (120 m lang) 19 Joche, im dritten (20 m lang) 7 Joche, im vierten Abschnitt (30 m lang)

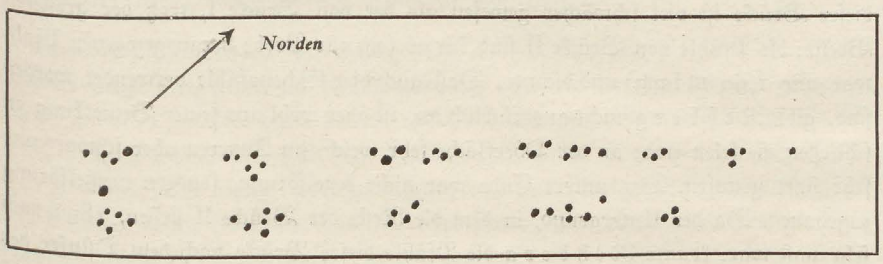


Abb. 3. Kl. Ludwigsdorf. Brücke I. Teilstück zwischen dem 1. und 2. Entwässerungsgraben. Nach dem Plan von A. Rehberg (1892).

8 Joche. Es ragten 1892 etwa 500 Pfahlspitzen heraus; denkt man sich die Gruppen, die damals nur aus einem oder zwei Pfählen bestanden, zu 4—5 Pfählen vervollständigt (das ist die Durchschnittszahl einer Gruppe), so ist anzunehmen, daß die Brücke I, die 250 m lang war, von etwa 600 Pfählen getragen wurde.

Nach Rehbergs Beobachtungen stand meist in der Mitte jeder Pfahlgruppe ein stärkerer Pfahl; da die andern um ihn herum zumeist schräg stehend gefunden wurden, nahm Rehberg an, die Pfähle seien absichtlich schräg zu einem Kegel zusammengestellt worden; oben seien die Pfähle zu einem einheitlichen Kopf zusammengefügt gewesen, der dann die obere Auflage getragen habe. Wenn die Pfahlgruppen die Form eines Kegels bildeten, hätten sie mehr Halt gehabt; die unregelmäßige Stellung, die bei den meisten Pfahlgruppen 1892 von Rehberg vorgefunden wurde, hätten sie erst nach dem Zerfall des Oberbaues eingenommen. Wir werden auf diesen Punkt später noch zu sprechen kommen.

Alle Pfähle der Brücke I sind Eichenstämme (Rundhölzer), die oberflächlich bearbeitet (geglättet) worden sind. Die Länge eines herausgezogenen Pfahles betrug 6,5 m, der Umfang der stärksten Pfähle beträgt 85—90 cm, während die schwächsten 50—55 cm Umfang haben. Die Pfähle, die jetzt aus dem Erdboden (d. h. dem ehemaligen Seeboden) herausragen, sind alle oben zugespitzt (Taf. XXXIV), sicherlich nicht, wie Rehberg angenommen hat, infolge Verwitterung durch Regenwasser, sondern dadurch, daß der Wasserstand des Sees schwankte und der Teil jedes Pfahles, der sich oberhalb des Wasserspiegels befand, verwitterte, während der im Wasser und im schlammigen Untergrund stehende Teil des Pfahles ganz erhalten blieb.

Brücke II, welche das Ostufer des ehemaligen Krobeneestsees mit dem Festland verbindet, hat nach der Aufnahme von Rehberg eine Breite von 10 m gehabt und einen Unterbau aus drei Pfahlreihen besessen, die in 5 m Entfernung voneinander gleichlaufend angeordnet waren (Abb. 4 u. Taf. XXXIII, b). Der Unterbau dieser Brücke ist viel schwächer gewesen als der von Brücke I, trotz der größeren Breite; die Pfähle von Brücke II sind kürzer (ein zur Probe herausgezogener Pfahl war nur 1,90 m lang) und dünner. Daß auch hier Eichenpfähle verwendet worden sind, gibt Rehberg nicht ausdrücklich an, ist aber wohl aus seiner Bemerkung zu schließen, sie seien zwar an der Oberfläche sehr weich, im Inneren aber schwarz und sehr hart gewesen. Das untere Ende war nicht kegelförmig, sondern meißelförmig zugehauen. Da der Untergrund, in dem die Reste der Brücke II stehen, 1892 noch sehr naß war, konnte Rehberg die Pfähle dieser Brücke nach dem Ostufer des Sees hin nicht aufnehmen; daß jedoch die Brücke bis zum Ufer gereicht hat, ist festgestellt worden.

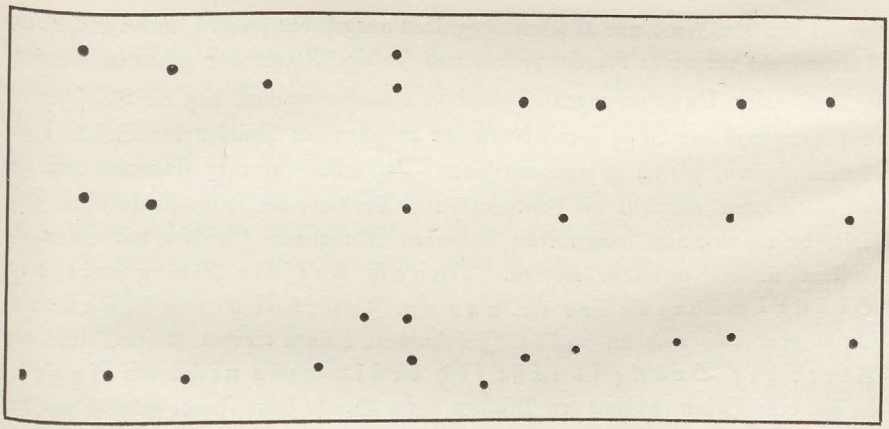


Abb. 4. Kl. Ludwigsdorf. Brücke II. Teilstück. Nach dem Plan von A. Rehberg (1892).

Im Jahre 1892 sind auch einige Probegrabungen vorgenommen worden, über die Rehberg ebenfalls berichtet hat. Am Beginn der Brücke I wurde in der Nähe des Schloßgarten-Ufers unter 30—40 cm Humus mit Grasnarbe und einer Schicht aus Teichmuscheln eine gleichmäßige Tonschicht angeschnitten, jedoch lief die Grube schon in 1 m Tiefe voll Wasser, so daß nicht tiefer gegraben werden konnte. Mit einer 2 m langen Stange wurde noch kein fester Grund erreicht. Eine zweite Grube in der Nähe zeitigte dasselbe Ergebnis. Funde sind an den Stellen 1 und 2 nicht gemacht worden, ebenso nicht an Stelle 3, die mehr nach der Mitte des Sees hin lag und dieselben Bodenverhältnisse zeigte (die Grabungsstellen sind auf Rehbergs Plänen eingetragen). Günstiger war der Untergrund in der Nähe der Insel I. Hier lag unter einer 40 cm dicken Moorschicht grober Kies; an der Grenze zwischen Moor- und Kies-Schicht fanden sich zahlreiche Tonscherben vom „Burgwalltypus", ferner aufgeschlagene Röhrenknochen, Knochen vom Reh, Hasen u. a. Säugetieren, Vogelknochen, Fischreste und Holzkohle.

Diese Funde, die nach den vorliegenden Tonscherben dem 11. und 12. Jahrhundert angehören, stehen im Zusammenhang mit dem auf der Insel I gelegenen Burgwall I. Hier hatte bereits 1882 der Danziger Gymnasiallehrer S. S. Schultze einige Tonscherben und Knochen gesammelt. Conwentz und Rehberg haben 1892 einige Probegrabungen auf dem Burgwall I ausgeführt, die Rehberg 1893 fortgesetzt hat. Weitere Funde sind 1894 dem Westpr. Provinzialmuseum in Danzig durch den Kreistaxator H. v. Mülverstedt zugegangen; diese stammen vom Fuße der Insel I aus dem Gelände zu beiden Seiten der Brücke I. Schließlich sind noch einmal 1909 sowohl auf den Inseln I und II

wie bei den Brücken I und II Versuchsgräben ausgehoben worden, wobei Scherben, Knochen, ein verzierter Knochenpfriem und sonstige Altertümer gefunden wurden.

Durch diese Untersuchungen ist zunächst erwiesen worden, daß die Tonscherben vom Burgwall der Insel I mit denen, die zwischen den Pfählen der Brücke I gefunden wurden, zeitlich zusammengehören. Fast alle Scherben stammen von gedrehten Töpfen, während die handgearbeitete Tonware der frühgeschichtlichen Zeit fehlt; dazu sind einige frühdeutsche Scherben (blaugraues Geschirr mit Stempelmustern u. a.) gefunden worden. Danach hat die Burg mit der Brücke I während des 11. und 12. Jahrhunderts bestanden, scheint aber auch noch im 13./14. Jahrhundert benutzt worden zu sein. Über das Alter der Brücke II läßt sich bestimmtes nicht aussagen, da aus dem Boden zwischen den Pfählen dieser Brücke keine Funde gehoben worden sind (der nasse Untergrund ließ keine Grabung zu). Wir haben es also bei Kl.-Ludwigsdorf mit einer altpreußischen Burg zu tun, die wahrscheinlich noch zu Beginn der Ordenszeit bestanden hat.

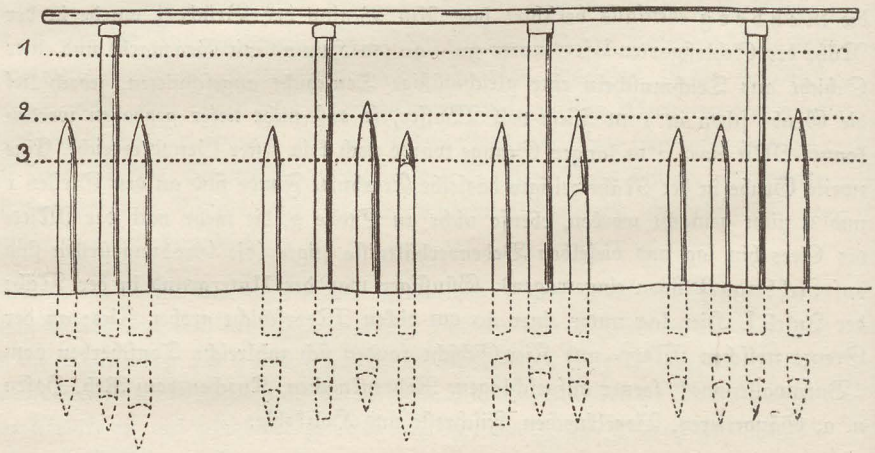


Abb. 5. Kl. Ludwigsdorf. Brücke I. Wiederherstellung von Marine-Oberbaurat Gromsch (1909). 1 höchster, 2 mittlerer, 3 niederer Wasserstand.

Conwentz hatte 1909 mit neuen Untersuchungen begonnen, die vor allem Aufschlüsse über den Bau der beiden Brücken ergeben sollten; sie sind aber in den Anfängen stecken geblieben, da Conwentz 1910 nach Berlin berufen wurde. Viel Mühe ist darauf verwandt worden, Höhenpläne für beide Brücken zu entwerfen, zu welchem Zweck sowohl der Marine-Oberbaurat Gromsch (Danzig) wie der Steuerinspektor May vom Katasteramt in Rosenberg je eine Höhenmessung

(Nivellement) vorgenommen haben (die sorgfältig gezeichneten Pläne in verschiedenen Maßstäben befinden sich bei den Akten des Danziger Museums). Was damit bezweckt werden sollte, ist nicht recht klar; Berichte zu diesen Zeichnungen sind nicht vorhanden. Vielleicht wollte man herausbekommen, ob beide Brücken gleich hoch lagen, um aus einem Unterschied auf die Zeitstellung zu schließen? In der Tat ist zwar May zu dem Ergebnis gelangt, Brücke II habe 75 cm niedriger gelegen als Brücke I, jedoch lautet das Urteil eines Geodäten von Fach (Dozent Dr. G. Schütz, Techn. Hochschule Danzig, 1928), der auf meine Bitte die Pläne nachprüfte, dahin, „daß aus den Unterlagen nicht festgestellt werden kann, ob der behauptete Unterschied in den Höhenlagen der beiden Brücken reell oder nur durch unsachgemäßes Verfahren vorgetäuscht worden sei". Statt auf die Frage der Höhenlage viel Zeit und Mühe zu verwenden, wäre es gewiß wichtiger gewesen, näheres über den Bau der beiden Brücken zu erfahren; zu diesem Zwecke hätten Ausgrabungen größeren Umfanges angesetzt werden müssen, was leider nicht geschah. Immerhin sind bei den Probegrabungen 1909 Teile vom Brücken-Oberbau gefunden worden, wenn sie auch leider nicht gezeichnet oder photographiert worden sind. Conwentz erwähnt in seinem Bericht vom 9. 9. 1909, es seien bei den Grabungen an der Brücke I „an beiden Enden durchlochte Balken angetroffen worden, die Jochbögen darstellen". Aus einer Bemerkung von Kutschkowski (Bericht vom 6./8. Sept. 1909) geht hervor, daß diese Löcher kantig waren. Gromsch hat daher auf einer bei den Akten des Danziger Museums befindlichen

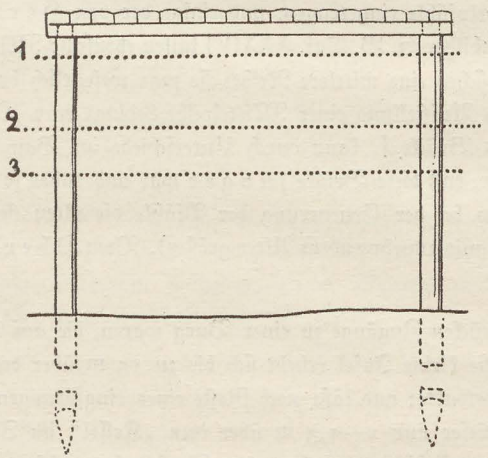


Abb. 6. Kl. Ludwigsdorf. Brücke I, Querschnitt. Wiederherstellung von Marine-Oberbaurat Gromsch (1909). 1 höchster, 2 mittlerer, 3 niederer Wasserstand.

zeichnerischen Wiederherstellung (Abb. 5 u. 6) angenommen, die Pfähle des Unterbaues hätten oben Zapfen gehabt, an denen das Brückenjoch befestigt war; über den Jochbalken nimmt er Längshölzer an, die dann als oberen Abschluß Querhölzer als Brückenbelag gehabt haben (in der Skizze von Gromsch nicht mitgezeichnet). Als Unterbau der Brücke I nimmt Gromsch in seiner Zeichnung (aus dem Jahre 1909) jederseits eine Reihe senkrechter Pfähle an, während Rehberg (1892) Gruppen von Pfählen gezeichnet hat; außerdem hat Rehberg gemeint, in jeder Gruppe habe ein stärkerer Pfahl in der Mitte gestanden, während die anderen schräg zum Mittelpfahl gestanden hätten (s. S. 148). Es ist dabei zu berücksichtigen, daß 1909 die Pfähle infolge weiterer Eintrocknung des Seebodens höher herausgekommen waren, als es 1892 bei der ersten Aufnahme durch Rehberg der Fall war; vielleicht hat Rehberg manche noch kaum sichtbaren Pfähle als schrägstehend angenommen. Andere Pfähle haben sicher tatsächlich schräg gestanden, weil sie im Boden den Halt verloren hatten. Es macht den Eindruck, als hätte Gromsch mit seinem Wiederherstellungsversuch recht; denn wahrscheinlich sind doch vielfach Pfähle, die oben morsch geworden waren, oder solche, die nicht mehr ordentlich feststanden, durch neue Pfähle ersetzt worden, wobei man die alten einfach im Seegrund stehen ließ, weil ihre Entfernung große Schwierigkeiten gemacht hätte. Es werden also neue Ausgrabungen nötig sein, um die Frage, wie der Oberbau beschaffen war, endgültig zu klären. Dabei wird auch manches andere noch zu beachten sein; so z. B. die Frage, ob Brücke I Mittelpfähle gehabt hat oder nicht. Rehberg hat 1892 an einer Stelle zwei sehr starke Mittelpfähle eingetragen, und einige der von Hermann 1909 aufgenommenen Lichtbilder (z. B. Taf. XXXIV) lassen ebenfalls Mittelpfähle erkennen. Brücke II hatte sicher eine mittlere Reihe; sie war wesentlich breiter als Brücke I, wodurch wohl die Aufstellung einer Mittelreihe bedingt war. Daß sie viel weniger Pfähle hatte als Brücke I, kann durch Unterschiede im Bau bedingt sein; es ist aber auch denkbar, daß diese Brücke jünger war und daher so wenig Pfähle aufweist (wenn man bei der Erneuerung der Pfähle die alten stehen läßt, wird die Zahl der Pfähle mit zunehmendem Alter größer). Vom Oberbau der Brücke II ist nichts bekannt.

Daß beide Brücken Zugänge zu einer Burg waren, die auf der Insel I gelegen hat, ist sicher. Die kleine Insel erhebt sich bis zu 15 m über dem ehemaligen Seegrund, ist dicht bewaldet und läßt noch Reste eines ringförmigen Walles erkennen, wenngleich sich dieser nur 1—1,5 m über dem „Kessel" im Inneren erhebt. Die aus diesem Burgwall bis jetzt vorliegenden Tonscherben gehören dem 11.—13./14. Jahrhundert an (gedrehte frühgeschichtliche Ware und blaugraues frühdeutsches Geschirr). Es liegt also auf der Insel I eine altpreußische Burg, die durch zwei

Pfahlbrücken mit dem Seeufer verbunden war, falls nicht etwa die eine Brücke erst erbaut worden ist, als die andere nicht mehr benutzt wurde. Ähnliche Brückenanlagen bei Burgen des hohen Mittelalters sind auch sonst bekannt, wenngleich kaum irgendwo in so guter Erhaltung, wie es in Kl.-Ludwigsdorf der Fall ist. Irgendwelche geschichtlichen Nachrichten über diese Burg oder alte Karten, auf denen Burg und Brücken eingetragen sind, konnten bisher nicht ausfindig gemacht werden.

Es gibt im ehemaligen Korbenest-See noch zwei weitere Inseln, von denen Insel II ebenfalls eine Burg getragen hat, während auf der Insel III bis jetzt keine Wallanlage bemerkt wurde. Bei den durch das Westpr. Provinzial-Museum ausgeführten Probegrabungen (1909) wurden auf der Insel II sowohl an der Nordseite wie an der Südseite zahlreiche Tonscherben gefunden, die (bis auf ganz wenige Ausnahmen) nicht frühgeschichtlich, sondern vorgeschichtlich sind; die wenigen Stücke, die Reste von Verzierung aufweisen, machen es wahrscheinlich, daß die Scherben in die Frühe Eisenzeit (800—500 v. d. Ztr.) gehören. Einige Scherben von Insel II sind frühdeutsch, während frühgeschichtliche Scherben (vom „Burgwalltypus") bisher auf der Insel II nicht gefunden worden sind.

Zusammenfassung: Der Burgwall I auf Insel I im Krobenest-See bei Kl.-Ludwigsdorf ist altpreußisch und gehört dem 11. und 12. Jahrhundert an; wahrscheinlich ist er auch in frühdeutscher Zeit (13. Jahrhundert) noch als Burgsiedlung benutzt worden. In dieselbe Zeit gehört nach den Altertumsfunden die Brücke I, während das Alter der Brücke II noch nicht feststeht. Der auf Insel II liegende Burgwall III ist (nach den dort gefundenen Tonscherben) vorgeschichtlich (wahrscheinlich früheisenzeitlich); daß gleichzeitig mit der Burg auf Insel I eine Burg auf Insel II bestanden hat, ist nach den bisherigen Untersuchungen nicht wahrscheinlich. Ist die Burg auf Insel II tatsächlich (wie es scheint) früheisenzeitlich, so wäre dies die vierte Burg aus dieser Zeit im Grenzgebiet zwischen den frühen Ostgermanen (Gesichtsurnenkultur) und den Altpreußen (Tolkemita bei Tolkemit, Kr. Elbing; Hünenberg Lenzen, Kr. Elbing; Alt-Christburg, Kr. Stuhm; Kl. Ludwigsdorf II, Kr. Rosenberg; vgl. jetzt W. Radig, Das Volkstum früheisenzeitlicher Burgen an der germanisch-baltischen Völkergrenze, in dieser Festschrift, S. 72 ff).

Die „Schwedenschanze" von Kringitten

Von Carl Engel

Die Schwedenschanze von Kringitten erhebt sich auf einer flachen Höhenkuppe 350 m südöstlich des Gutes Kringitten am Nordhange der gleichen Bachschlucht, auf deren Südhang sich das große Gräberfeld von Sorthenen[1]) hinzieht. Sie liegt diesem genau gegenüber und in der Luftlinie nur 50 m von seinem Nordrande entfernt (Abb. 1).

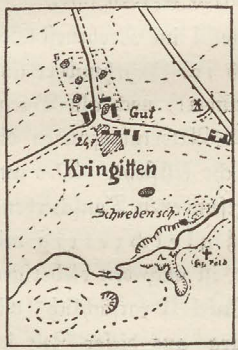
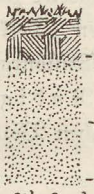


Abb. 1: Lageskizze der Schwedenschanze von Kringitten und des Gräberfeldes von Sorthenen. a = Schwedenschanze Kringitten, b = Gräberfeld I Sorthenen (B-H), c = Gräberfeld II Sorthenen (Hollack), d = Hügelgrab Bezzenberger, e = Nicht untersuchtes Hügelgrab.

Schon äußerlich fällt sie durch ihren ungewöhnlich einfachen Aufbau unter den anderen ostpreußischen Wehranlagen aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit auf (Taf. XXXV, a). Obwohl eine Abschnittsbefestigung, kann sie doch dem sonst in Ostpreußen recht verbreiteten Typus der Zungenburg nicht zugerechnet werden. Vielmehr bildet der sie im Südsüdosten begrenzende Steilhang der Bachschlucht nur die Basis, an die sich der flach halbkreisförmig vorgeschwungene Stirnwall anlehnt. Allem Anschein nach ist er auf einer natürlichen flachen Sandkuppe errichtet worden; denn Probestiche ergaben sowohl im Innenraume der Burg wie auch unter dem Walle überall weißen bis bräunlich-gelben Feinsand als gewachsenen Boden (Taf. XXXVI, a, b und Abb. 2), während auf den umliegenden Äckern und Weiden wie auch auf dem gegenüberliegenden Gräberfelde ein stark lehmiger, fast schwarzer Mutterboden die Ackerkrume bildet.



Profil, Graben C

Abb. 2: Schwedenschanze von Kringitten. Profil des Suchgrabens C im Innenraum der Wehranlage.

Die Wehranlage ist klein. Ihr größter Durchmesser beträgt von äußerer zu äußerer Wallböschung bzw. zum Steilhang des Bachtales gemessen in Nord-

weſt-Südoſt-Richtung 48 m, in Südweſt-Nordoſt-Richtung 71 m. Allem Anſchein nach iſt nur ein Stirnwall vorhanden geweſen, der ſich flach halbkreisförmig um den ſehr kleinen, ſchmalen, länglich ovalen Innenraum von 33 × 43 m größtem Durchmeſſer legt. Ein vor dem Stirnwall umlaufender Graben iſt heute nicht mehr feſtzuſtellen, ſcheint aber vorhanden geweſen zu ſein, da bei einem Probeſtich ſechs Meter nordöſtlich vom Nullpunkt in 75 cm der gewachſene Boden noch nicht erreicht wurde, während er beim Nullpunkt in — 70 cm, 13,5 m nordöſtlich von dieſem ſchon in 40 cm feſtgeſtellt werden konnte. Auch das ſtarke Abſinken der Füllerdemaſſen an der äußeren Wallbaſis (Taf. XXXVI, a, b) ſpricht für das ehemalige Vorhandenſein eines heute zugeſchütteten Grabens, der jedoch aus Zeitmangel nicht mehr genau feſtgeſtellt werden konnte.

Der Stirnwall fällt mit einer ſtarken Böſchung nach außen (Taf. XXXV, b und XXXVII, c), mit einer ſehr ſanften nach dem Innenraum zu ab (Taf. XXXVII, b). Die Wallkrone erhebt ſich 2,6 m über den Innenraum, erheblich ſtärker über das Vorgelände. Der unbefeſtigte Südrand der Burg iſt von Natur aus durch den zur Bachſchlucht abfallenden Steilhang geſchützt (Taf. XXXV, b, c).

Die Schwedenſchanze von Kringitten heißt im Volksmunde auch „Schweden"- oder „Schanzen"-Berg. Irgendwelche Sagen über ſie ließen ſich nicht ermitteln. Sie iſt heute mit 30- bis 40jährigen Fichten beſtanden, zwiſchen die vereinzelte Linden und Birken eingeſprengt ſind (Taf. XXXVII, a, b). Der weſtliche Rand des Stirnwalls iſt durch eine Sandgrube (Taf. XXXV, a, E) beſchädigt, deren weiterer Abbau jedoch ſtillgelegt wurde, da der Burgwall von ſeinem jetzigen Beſitzer Rudolf Lemke geſchützt wird und deshalb auch von ihm aufgeforſtet worden iſt.

Aus der Literatur ſind nähere Angaben über die Schwedenſchanze von Kringitten nicht zu entnehmen. Guiſe nennt ſie in ſeiner „Überſicht"[2]) die „Feſte bei Kringitten" und liefert auf zweien ſeiner „Zettel"[3]) unter der Bezeichnung „Schloßberg" Lageſkizzen, die von dem heutigen Zuſtande (Taf. XXXV, a) nicht abweichen. Auf der einen von ihnen ſteht der Vermerk: „Burg ſüdöſtlich Krimgitten. Auf dem Hochwall vorne Stücke von Urnen." Hollack erwähnt in ſeinen „Erläuterungen"[4]) eine „Schanze in der Nähe der Mühle, durch eine Schlucht getrennt von dem ſpätheidniſchen Gräberfelde von Sorthenen". Auch Schlicht weiß im „Weſtlichen Samland" (Dresden 1922, Heft V, S. 235) nichts Näheres zu berichten.

Während der Unterſuchung des Gräberfeldes von Sorthenen bot ſich im Herbſt 1931 die günſtige Gelegenheit, auf dem Burgwall von Kringitten wenigſtens eine flüchtige Unterſuchung in Form eines Probeſtiches durch den Wall vorzunehmen, die zwar keine vollſtändigen Ergebniſſe über den Bau der Anlage, wohl aber einen gewiſſen Einblick in den Aufbau ihres Walles zu erbringen verſprach. Dieſe

Gelegenheit war umso eher wahrzunehmen, als sich Frl. Mag. M. Schmiedehelm aus Dorpat, die der Ausgrabung in Sorthenen als Gast beiwohnte, liebenswürdigerweise bereit erklärte, die Beobachtungen und Aufzeichnungen im Verlaufe der Ausschachtungen zu unternehmen, während vom Verfasser die Arbeiten auf dem Gräberfelde noch weiter geführt wurden. Auch der Pfleger des Kreises Fischhausen und Leiter des Heimatmuseums Lochstedt Sommer konnte seine Kräfte größtenteils dieser Aufgabe widmen. Rittergutsbesitzer Lemke auf Kringitten gab bereitwilligst seine Zustimmung zu der Untersuchung, während Rittergutsbesitzer Wenk auf Sorthenen liebenswürdigerweise zwei seiner Leute für die Ausschachtungsarbeiten zur Verfügung stellte. Allen diesen Helfern sei auch an dieser Stelle noch einmal herzlichst gedankt. Vermessung und Aufnahme der gewonnenen Grund- und Aufrisse habe ich gemeinsam mit dem Präparator J. Wilczek (Prussia-Museum) durchgeführt.

Für die Ansetzung eines Querschnittes durch den Wall konnte nur eine vom Baumwuchs freie Stelle gewählt werden, wie sie sich allein an der Nordwestecke der Anlage vorfand. Nur dieser praktischen Notwendigkeit ist daher die Wahl des Schnittgrabens AB (Taf. XXXV, a) zuzuschreiben.

Auch auf dem Plateau des Innenraumes wurde eine kleine Probegrabung vorgenommen in der Hoffnung, hier auf Kulturreste zu stoßen. Auch hier war für die Ansetzung der beiden Suchgräben C (5 × 2 m) und D (1 × 6 m) lediglich das Vorhandensein eines kleinen baumfreien Platzes ungefähr im Mittelpunkt des Innenraumes maßgebend (Taf. XXXV, a).

Leider verlief diese Untersuchung völlig ergebnislos: an keiner Stelle wurden irgend welche Kulturreste oder Anzeichen für eine ehemalige Besiedlung des Innenraumes angetroffen. Beide Gräben wurden bis 90 cm Tiefe ausgeschachtet. In Graben C folgte unter einer 25 bis 30 cm starken Schicht Waldhumus bereits der gewachsene Boden: bis — 60 cm gelblich-roter, kaum lehmiger, stark eisenschüssiger Feinsand, bis — 90 cm (und, wie Probestiche zeigten, auch tiefer) weißer, schwach mergeliger Feinsand (Abb. 2). In Graben D folgte bereits unter einer 20 cm starken Waldhumusschicht der ungerührte, weiße, kaum bindige Feinsand, der auch unter den Aufschüttungsmassen des Walles anstand und der — abgesehen von seiner schwachen Bindigkeit — stark an Flugsand erinnerte, zumal eine Schichtung oder gröbere Einsprengungen nirgends wahrzunehmen waren. Nur unter dem Innenabfall des Walles zeigte er hie und da schwachgrandige Beimischung in Form feinkörniger Kiesel (Taf. XXXVI, a, b).

Der am 25., 26. und 29. September 1931 durch die Nordostecke des Walles gelegte Schnitt (Taf. XXXV, a, AB) konnte infolge der beschränkten Zeit und Arbeitskräfte — irgendwelche Mittel standen für die Untersuchung nicht zur Verfügung

— nur in 1 m Breite durchgeführt werden. Er wurde in Nordweſt-Südoſtrichtung quer zum Wall bis zu einer in durchſchnittlich 3 m Tiefe unter dem höchſten Punkt der Wallkrone verlaufenden Waagerechten geführt, jedenfalls überall bis auf den gewachſenen Boden ausgeſchachtet. Nur der großen Feſtigkeit der faſt lößartig gebundenen Erdmaſſen iſt es zu danken, daß der ſchmale Grabenſchnitt ohne Querverſteifung ſo tief heruntergeführt werden konnte, ohne daß Einſturzgefahr zu befürchten geweſen wäre.

Als Vermeſſungsgrundlage wurde eine 2,2 m unter dem höchſten Punkt der Wallkrone gedachte Horizontalebene (Taf. XXXV, c und XXXVI, a) und deren Schnittpunkt mit der äußeren Grabenböſchung (Nullpunkt auf Taf. XXXVI, a) gewählt. Von dieſem Schnittpunkt (A auf Taf. XXXV, a) wurde der Graben 19 m nach Südoſten, alſo nach dem Innenraum zu, geführt.

Bei der Ausſchachtung des Grabens wurde zwiſchen 7 und 12 m Südoſt und zwiſchen + 1,5 und + 0,6 m eine loſe zuſammenhängende Steinpackung aus größeren und kleineren Blöcken von durchſchnittlich Kopf- und Doppelkopfgröße (Taf. XXXVIII, a) freigelegt, die von ihrem höchſten Punkte bei 11,4 m Südoſt bis zu ihrem niedrigſten Punkte bei 7,0 m S.O. um etwa 1,1 m allmählich abfällt, (Taf. XXXVI, a, b, c u. XXXVIII, a) und — wie bei ſpäterem Austiefen feſtgeſtellt wurde — hier in eine bis — 0,45 m tiefe, bis zu 0,65 m breite, flach muldenförmige Grube (D in Taf. XXXVI, a, b, d) ausläuft, die mit Brandaſche, Holzkohlenbrocken und ſtark gebrannten, ganz mürben Steinen erfüllt iſt.

Unter und zwiſchen dieſer Steinlage, z. T. auch noch etwas über ihre Oberfläche heraufreichend, zieht ſich eine ſtark humöſe, dunkelſchwarzbraune, ſtark mit verweſten Holzmaſſen und Holzkohlebrocken durchſetzte, 0,4 bis 1,1 m ſtarke Schicht hin, die genau dem Verlaufe der Steinſchicht (BD in Taf. XXXVI, a, b) folgt, zum Teil aber ſchon vor dieſer in einem ſchmalen, 30 cm breiten, bis 0,5 m tiefen Graben (Taf. XXXVI, a, b, d) endet; der von der Steingrube D deutlich getrennt iſt (Taf. XXXVIII, d). Weniger deutlich und anſcheinend auch nicht mit Holz- und Kohlepartien durchſetzt, zieht ſich dieſe humöſe Schicht — kaum merklich heller — über Punkt C hinaus bis zur vorderen Wallböſchung hin, wo ſie nach vorübergehendem Abſchwellen zwiſchen 6 und 4 m S.O. wieder ſtark anſchwillt und von 3,5 m S.O. bis 0 m faſt die ganze Aufſchüttungsfläche einnimmt, bei 0 m ſogar in die ſonſt deutlich kenntliche Oberflächenhumusſchicht von 20 cm Stärke übergeht, ſo daß beide nicht mehr klar zu ſcheiden ſind (F in Taf. XXXVI, a, b, d).

Beſonders bemerkenswert ſind ihre der vorderen Wallböſchung zu gelegenen Teile, in denen erneut ſtarke Holz- und Kohlebeimengungen auftreten, während Steine hier ſo gut wie ganz fehlen oder nur in ganz kleinen, unbedeutenden Stücken vorkommen. Namentlich auf der Nordoſtſeite des Profils zeichnen ſich zwiſchen 1 und 3 m S.O. in verſchiedener Höhe 5 ſchräge 20 cm bis 1 m lange, 1,5 bis 3 cm ſtarke Holzkohleſtreifen (Taf. XXXVIII, c) ab, die ſämtlich von ihrem höher gelegenen N.W.-Ende ſchräg nach S.O. zu geneigt ſind (Nr. 5, 10 bis 13 in XXXVI, a, Nr. 9 in XXXVI, b).

Sie durchziehen nicht den ganzen Graben, ſondern enden teils in ſeiner Mitte, teils ſchon an ſeinem Rande (Taf. XXXVI, c, Nr. 5 und 9). Über dem Holzkohleſtreifen 11 hebt ſich deutlich ein 1 bis 1,5 cm ſtarker, rötlich-gelber Streifen verziegelter Erde ab. Ein ähnlicher

Streifen verziegelter Erde zieht sich auch über der holz- und kohledurchsetzten Humusschicht B—C zwischen 11,4 und 9 m in + 1,6 bis + 1,0 m (Taf. XXXVI, a, b) hin.

Die Balken- und Holzreste in der stark humösen Schicht zwischen 1 und 3 m (Taf. XXXVIII, c) laufen auf der Südwestseite des Profils in eine kleine, stark mit Holz- und Kohleresten durchsetzte Grube von kreisrundem Querschnitt (Taf. XXXVI, b H, d H) zusammen, die sich von einem Durchmesser von 30 cm bei — 72 cm auf einen solchen von 20 cm in — 1,3 m Tiefe verjüngt.

Auch in der Schicht B—C traten zwischen 9 und 11 m S.O. mehrere verkohlte Balkenlagen in der Flächenaufsicht (Nr. 1, 2, 3, 4, 6 in Taf. XXXVI, c) und im Querschnitt (Nr. 1—4 und 6—8 in Taf. XXXVI, a, b) hervor. Sie wiesen eine Breite von 10 bis 20 cm und eine Stärke von 5 bis 8 cm auf. Teils durchzogen sie (wie Balken Nr. 1 und 2) den ganzen Graben, teils endeten sie in ihm ohne Fortsetzung. Der über ihnen wahrnehmbare Ziegelerdestreifen wurde schon oben erwähnt.

Bemerkenswert ist der zwischen 8,8 und 10,2 m S.O. (an der Nordostwand) bzw. zwischen 8,6 und 9,8 m S.O. (an der Südwestwand) zwischen — 0,1 und — 0,2 m deutlich hervortretende, mit humöser Erde und vereinzelten kleinen Steinen gefüllte Graben (G in Taf. XXXVI, a, b, d), in dessen Füllerde Holz- und Kohlespuren nur ganz vereinzelt wahrnehmbar waren. Nach oben zu ist er gegen die holzdurchsetzte Schicht B—C scharf begrenzt.

Ob die zwischen 7,5 und 12 m S.O. in einer Höhe von 0 bis — 1,0 m als gewachsener Boden bezeichneten Erdmassen wirklich ungerührt waren oder alte Aufschüttungsschichten aus dem Innenraum der Burg darstellen, war nicht sicher zu ermitteln. Holz und Humusteilchen fanden sich in ihnen nicht; sie machten auch einen durchaus ungestörten Eindruck. Doch ließ sich eine gewisse, nicht gleichmäßige Schichtung von abwechselnd weißen, gelben und rötlichbraunen Sandschichten von 5—12 cm Stärke in ihnen feststellen, die u. U. durch Aufschüttung ungerührter Erdmassen hervorgerufen sein könnten (Taf. XXVIII, b, vorn links).

Erst nach Fertigstellung des Profils von 0—12 m S.O. wurde der Schnittgraben auf 12—19 m S.O. verlängert. In den oberen Partien wechselten teils stärker, teils schwächer humös gefärbte Schichten ab, die zwischen 11 und 15 m S.O. deutlich nach S.O. zu geneigt waren, also wohl ein nach S.O. einfallendes Absturzprofil darstellen. Holz- und Kohlespuren ließen sich in ihnen nur ganz vereinzelt und sehr schwach dicht über und unter der Nullinie zwischen 14 und 16 m S.O. nachweisen. Zwischen 16 und 17 m S.O. fehlen in diesen Absturzschichten deutlichere Verfärbungen oder Holzreste völlig.

Bemerkenswert sind dagegen zwei zwischen 12,4 und 12,8 m sowie zwischen 13,8 und 14,4 m in — 0,2 bis — 0,5 (bzw. — 0,55) m hervortretende mit stark humöser z. T. (namentlich in ihrer Mitte) leicht kohliger Erde gefüllte Gräben, die sich — nach unten zu schwach verjüngt — scharf von dem weißen Sand des gewachsenen Bodens abzeichnen. Ihr oberer Rand ist in + 0,2 m bzw. zwischen 0 und — 0,2 m scharf abgeschnitten und weist keine Zusammenhänge mit den darüber gelagerten Absturzschichten auf. Auffallend ist, daß diese beiden Gräben (K und L in Taf. XXXVI, a, b, d) wie auch der Graben G ihrer Richtung nach im Horizontalschnitt (Taf. XXXVI, d) von den weiter nach N.W. zu gelegenen Schichten E und D wie auch von der Richtung der Balken 1—4, 5, 9 (Taf. XXXVI, c) deutlich nach N.N.W.—S.S.O. abweichen.

Eine in 0 bis 0,4 m zwischen 17 und 19 m hervortretende, dunkelbraune humöse Schicht (M in Taf. XXXVI, a, b, d) dürfte wohl nicht mehr zum Absturzprofil des Walles gehören. Vielleicht stellt sie schon den Anfang einer im Innenhof gelegenen Kulturschicht dar.

Überaus spärlich waren die Funde kultureller Hinterlassenschaft. Sie bestanden nur aus drei Scherben, die an der Außenböschung des Walles 30—50 cm unter der Erdoberfläche gefunden wurden, sowie einen Fuchs- oder Hundeschädel, der bei 17 m S.O. 80 cm unter der Erdoberfläche lag:

I = 0,32 m S.O., 0,28 m N.W. in —25 cm (30 cm unter der Oberfläche): Klingend hart gebrannter, feinkörniger Tongefäßscherben mit glatter, gelbgrauer Oberfläche, Bodenstück; frühordenszeitlich oder spätheidnisch (Taf. XXXV, d I).

II = 0,58 m S.O. 0,6 m N.W. in —60 cm (35 cm unter der Oberfläche): Tongefäßscherben wie II (Taf. XXXV, d II).

III = 1,10 m S.O., 0,24 m N.W. in —20 cm (50 cm unter der Oberfläche): Klingend hart gebrannter Tongefäßscherben, graue Ware mit gleichmäßig umlaufenden, schwach ausgeprägten Gurtriefen; frühordenszeitliche Drehscheibenarbeit (Taf. XXXV, d, III).

IV = 17,0 m S.O., 0,18 m N.W. in + 0,1 (80 cm unter der Oberfläche): wohl erhaltener Fuchs- oder Hundeschädel. Aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mit der Wehranlage in irgend welchem Zusammenhang stehend.

Bei der geringen Ausdehnung des Schnittprofils und dem Fehlen von Längsschnitten, die zu einer Nachprüfung der Allgemeingültigkeit der im Querprofil beobachteten Erscheinungen unerläßlich sind, kann eine Deutung des gewonnenen Profilbildes nur mit größtem Vorbehalt versucht werden, zumal Erfahrungen aus früheren Grabungen an innerostpreußischen Burgwällen fast völlig fehlen.

Betrachtet man das Profil unter Verbindung beider Schnittbilder (Taf. XXXVI, a, b) im Ganzen, so ergeben sich zunächst zwei mit Holz, Kohlebrocken und Balkenlagen stark durchsetzte Schichtstreifen, deren einer von E über C nach D, deren anderer von H nach J und F verläuft. Bringt man den ersteren mit dem holzdurchsetzten Graben E, den letzteren mit dem kreisrunden, holz- und kohledurchsetzten Loch H in Verbindung, so liegt die Deutung nahe, in der holz- und balkendurchsetzten Schicht HJ die nach der äußeren Wallbasis zu niedergestürzte Außenwand, in der Schicht E C B die nach dem Innenraum zu niedergestürzte Innenwand einer Holzerdemauer zu sehen, die — wie es die verziegelten Erdstreifen über den holzführenden Schichten wahrscheinlich machen — wenigstens teilweise verbrannt sein dürfte. Aus der wohl als Pfostenloch zu deutenden Grube A (vgl. Taf. XXXVI, b) ist zu schließen, daß die Vorderwand der Holzerdemauer eine Blockwand gewesen sein dürfte, in der horizontal gelegte Balken durch einige senkrecht eingerammte Pfosten (wie H) in ihrer beabsichtigten Lage festgehalten wurden.

Aber auch für die Rückwand E C B dürfte die gleiche Annahme zutreffen, wenn auch der durchlaufende Graben E (vgl. Taf. XXXVI, b) zunächst dagegen zu sprechen scheint. Berücksichtigt man jedoch seine geringe Tiefe (Taf. XXXVI, a, b, E im Verhältnis zu H), so sieht man sich veranlaßt, hier eher an eine etwas ein-

getiefte Längsbalkenwand zu denken, deren Annahme auch in dem zum Schnitt senkrecht gerichteten Verlauf der Balken 1—4 (vgl. Taf. XXXVI, c) eine Stütze findet.

Bemerkenswert ist die starke Steinpackung (Taf. XXXVI, a, b, BC und XXXVIII, a), deren Hauptmasse bei dem Zusammenbruch der Mauer weit nach hinten gestürzt zu sein scheint (vgl. Taf. XXXVI, b). Daß die meisten Steine nach dem hinteren S.O.-Rande der Holzerdeschicht BCE zu liegen, spricht wohl dafür, daß sie ursprünglich ziemlich hoch gelegen haben. Vermutlich werden sie — wie dies bei anderen, wohl erhaltenen ostpreußischen Wehranlagen, z. B. dem großen Burgwall von Preyl, Kreis Fischhausen, heute selbst äußerlich noch zu beobachten ist — zur Befestigung der Wallkrone und als feste Plattform für die Verteidiger gedient haben. Immerhin ist es möglich, daß sie auch — wenigstens teilweise — schon im Innern des Walles zur Verfestigung der eingefüllten Erdschichten gedient haben.

Die Rückwand der Holzerdemauer scheint auf eine schon vorher an ihrer Basis aufgeschüttete Erdrampe (Taf. XXXVI, a, b NGO) gestürzt zu sein und ist wohl südöstlich von O nur noch teilweise über diese hinaus in den Innenraum hinabgerutscht oder geschwemmt worden.

Unverständlich bleibt vorläufig die mit verbrannten Steinen, Holzasche und Kohleresten erfüllte Grube O, von der sich nicht mit Sicherheit sagen läßt, ob sie mit der Schicht BCE — wie es zunächst scheint — in Zusammenhang steht oder nicht. Man könnte auch an eine ältere, vom Wall überschnittene Siedlungsgrube denken. Allein Sicherheit über ihre Bedeutung dürfte sich nur durch ihr Weiterverfolgen in seitlicher Richtung gewinnen lassen.

Wohl kaum mit der bisher betrachteten Anlage in Zusammenhang stehen die Gräben K, L und G. Wie aus den Schnittprofilen (Taf. XXXVI, a, b) ersichtlich, sind sie nach oben zu scharf begrenzt und stehen in keinem Zusammenhang mit den über ihnen gelagerten Absturzschichten. Zudem weichen sie, wie schon erwähnt, in der Richtung ihres Verlaufes erheblich von den weiter nordwestlich und den höher gelegenen Schichten ab. Es liegt nahe, hier an Reste einer älteren, wesentlich kleineren und schwächeren Verteidigungsanlage zu denken, die von der stärkeren und erheblich größeren jüngeren überlagert wurden. Graben H könnte die Rückwand, Graben L die Vorderwand einer schmalen, nur 2 m breiten Holzerdemauer darstellen, deren Außenwände möglicherweise von Palisadenreihen gebildet wurden.

Schwierigkeiten bereitet allerdings die Deutung des Grabens G. Als ein Annäherungs-Hindernis für die Holzerdemauer KL dürfte er bei einer Breite von 1 m und einer Tiefe von etwa 0,8 m kaum in Frage gekommen sein, sofern er nicht etwa noch besonderen Zwecken (einem Verhau oder dergl.) gedient hätte. Auch hier dürfte nur ein seitliches Weiterverfolgen genauere Aufschlüsse bringen können.

Ist unser Deutungsversuch richtig, so hätte also die Schwedenschanze von Kringitten zwei Bauperioden gehabt. In der älteren bestand eine schwache, nur 2 m breite Holzerdemauer, deren Vorderwand 5 m einwärts (d. h. nach dem Innenraume der Burg zu) von der Rückwand der jüngeren Mauer lag. In ihrem Verlaufe wich sie von der Linie der jüngeren Mauer an der untersuchten Stelle etwas nach N.N.W. bis S.S.O. zu ab. Zu ihr scheint auch der knapp 3 m vor ihrer Vorderwand gelegene 1 m breite, 0,8 m tiefe Graben G gehört zu haben, dessen Zweck vorläufig nicht verständlich ist.

Nach Verfall oder Zerstörung der älteren Mauer — vielleicht auch, weil diese den Ansprüchen ihrer Besitzer nicht mehr genügte — scheint man eine neue, stärkere Holzerdemauer weiter nach außen vorgeschoben zu haben, vermutlich, um mehr Raum im Innenhofe der Burg zu gewinnen. Immerhin betrug der Abstand von der Rückwand der alten zur Rückwand der neuen Anlage nur 5 m. Vermutlich hat der Abfall des Geländes nach der Nordseite zu ein weiteres Hinausschieben ohne umfangreiche Erdbewegungen nicht gestattet. Die jüngere Holzerdemauer scheint eine Breite von 4 m gehabt zu haben. Sowohl ihre Vorder- wie ihre Rückwand scheinen im Blockbau hergestellt gewesen zu sein. Außerdem haben Steine bei diesem Bau eine beträchtliche Rolle gespielt: hauptsächlich wohl als Belag der Wallkrone, vielleicht auch schon hier und da im Innern zur Verfestigung der aufgeschütteten Erdschichten. Wie aus den verziegelten Erdstreifen zu schließen ist, ist diese Anlage durch Feuer zerstört worden.

Die spärlichen in der Außenböschung gefundenen Scherben aus der spätheidnischen und der Ordenszeit geben nur den terminus ante quem. Sie besagen nur, daß die jüngere Anlage in der Ordenszeit zerstört sein dürfte. Über die Zeit ihrer Errichtung oder gar die Zeitstellung der älteren Anlage liegen bisher keine Andeutungen vor.

Verglichen mit anderen vor- und frühgeschichtlichen Wehranlagen Ostpreußens stellt die Schwedenschanze von Kringitten einen ungewöhnlich einfachen Burgwall-Typus dar, der offenbar nur kurze Zeit seinem Zwecke gedient hat. Wenn auch in ihrem Innenraume nur kleine Probeschürfungen vorgenommen werden konnten, so spricht doch das völlige Fehlen von Kulturresten gegen eine längere Besiedlung; ja vielleicht hat die Anlage überhaupt nur gelegentlich als Fliehburg gedient. Ob unmittelbar an den Innenrand der Holzerdemauer Siedlungsbauten angelehnt waren, ließ sich nicht einwandfrei ermitteln, obwohl die dortige Verfärbung der Erdschichten dafür sprechen könnte.

Ihrer Wesensart nach läßt sich die Schwedenschanze von Kringitten am ehesten mit Anlagen vergleichen, wie sie von Ebert in Gestalt des Schloßberges von Meislatein oder von Heym in Form des Altschlößchens bei Marienwerder untersucht

worden sind. Vielleicht ist auch sie erst in der frühen Ordenszeit errichtet und ausschließlich während dieser benutzt worden; doch können darüber erst umfangreichere Untersuchungen eindeutigen Aufschluß geben.

Schriften

[1]) Kurzer Bericht in Engel, E., Vorgeschichte der altpreußischen Stämme I, Königsberg 1935, S. 72 f., Taf. 9 und 9 A.

[2]) Guise, Kurze Übersicht über die in den Guiseschen Zetteln befindlichen Aufnahmen, handschriftlich im Prussia-Museum.

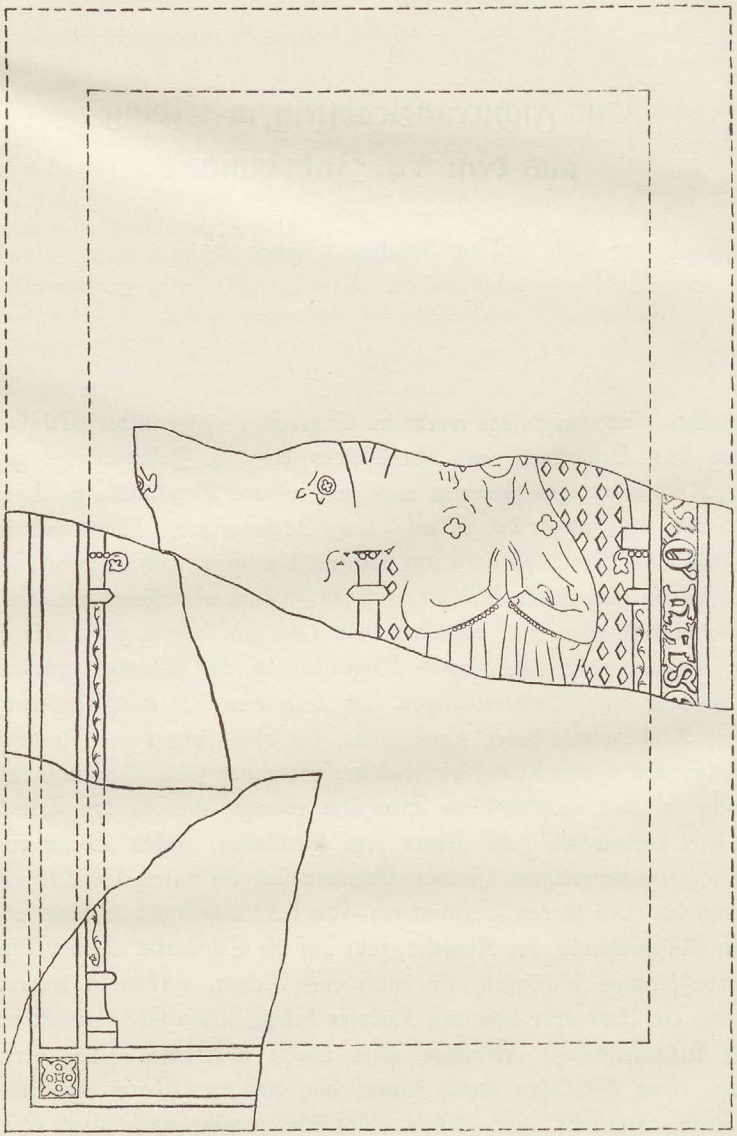
[3]) Guise, Handschriftliche Bleistiftzeichnungen von den alten Wehranlagen (Burgwällen, Ordensbauten usw.) Ostpreußens, im Prussia-Museum.

[4]) Hollack, E., Erläuterungen zur vorgeschichtlichen Übersichtskarte Ostpreußens. Glogau-Berlin 1908. S. 79.

Ein Figuren-Grabstein in Elbing aus dem 14. Jahrhundert

Von Bernhard Schmid

Beim Bau einer Heizanlage wurde im September 1937 in der Nikolai-Kirche zu Elbing das Bruchstück eines Grabsteines des 14. Jahrhunderts gefunden. Weitere Nachforschungen förderten noch zwei weitere Bruchstücke zu Tage, teils im Fußboden, teils unter der Mensa eines Nebenaltars. Eine lückenlose Ergänzung der alten Platte ist auch jetzt noch nicht möglich, doch ist so viel erhalten, daß man sich ein ungefähres Bild des früheren Zustandes machen kann. Die Grabplatte aus grauem Gotländer Kalkstein war 1,9 : 3,0 Meter groß. Als architektonischer Rahmen diente eine doppelte Bogenstellung, auf schlanken Säulen ruhen Spitzbögen oder auch Kleeblatt-Bögen. Die Säulchen sind mit Rankenornament belegt, die Kelchkapitäle haben Laubblätter, der Hintergrund ein Rautenmuster: alle diese Formen deuten darauf hin, daß der Steinmetz seine Kenntnisse der Baukunst nicht in einer westdeutschen Bauhütte erlangt, sondern den Werken der Buchmalerei entnommen hat. Unter dem (heraldisch) linken Bogen ruht eine Frau mit zusammengelegten Händen. Erhalten sind die untere Gesichtshälfte und der Rumpf bis etwa zu den Weichen hin. Ein breit angelegter Schleier oder vielleicht eine Rüschenhaube, der Kruseler, fällt auf die Schultern. Der Mantel hat zwei vierpaßförmige Schließen, die durch eine Schnur verbunden waren. Die Ärmel sind am Unterarm dicht mit Knöpfen besetzt. Vom Ehemann ist nur noch die linke Mantelschließe erkennbar, alles übrige abgetreten. Die verschiedene Höhenlage dieser Schließen deutet darauf hin, daß der Mann erheblich größer als die Frau dargestellt war. Diese Bildfläche umgibt nach alter Sitte eine 16 Zentimeter breite Schriftleiste. Das Eckornament, vier über Eck gestellte Lilien, ist einmal noch erhalten. Des Mannes Seite ist ohne Inschrift geblieben, die Frauenseite hat einen Schriftrest. Es ist also zuerst die Frau gestorben und erhielt vom überlebenden Ehemann auch die Grabschrift. Dann starb der Mann und seine



Grabstein in St. Nikolai zu Elbing

Maßstab 1:20

Erben haben es unterlassen, auch für ihn die Inschrift einzuhauen, ein Vorgang, der leider nicht so selten ist. Die Inschrift lautet:

HASE....

Das erste Zeichen ist die Abkürzung für „is", also wohl von einem Monatsnamen oder einem Heiligennamen als Tagesdatum. Dann folgt ein schräg durchstrichenes o als Abkürzung für obiit = gestorben. Die größten Schwierigkeiten bedeutet das folgende Wort. Nach allgemeinem Gebrauch muß hier der Vorname stehen, und zwar ein weiblicher. Welcher Vorname kommt hier in Betracht? Eine bekannte Abkürzung für Hedwig lautete Hese. So steht es auch auf einer 1604 gegossenen Glocke in Klein-Tromnau, Kr. Rosenberg, „Hese Dobeneck" usw. Die ältere Form für Hedwig war aber Hadwig, Hadawiga, und hiervon könnte die Koseform wohl Hase lauten. Die urkundlichen Quellen des Elbinger Archivs haben genauere Anhaltspunkte bisher nicht ergeben. Wichtig ist nun die Kleidung. Die dicht gestellten Armelknöpfe trägt auch die Frau auf dem Holzhausen-Grabmal im Dom zu Frankfurt a. M.; Frau Gudela starb am 3. Dezember 1371 und aus dem Jahre 1372 wird der Stein stammen; der 21 Jahre später gestorbene Ehemann hat keine Grabschrift, obwohl er Schöffe und zeitweilig Bürgermeister von Frankfurt war. Vergl. die Abbildungen in den Werken von H. von Hefner-Alteneck[1]) und Friedrich Back.[2]) Wir haben damit einen sicheren Anhalt für die Zeitbestimmung. Zwei sicher datierte, ältere Steine besitzt Elbing bereits, den Grabstein des Johannes Grolle, gest. 20. Dezember 1355, und den des Komturs Ortolf von Trier, gest. 25. April 1377. Zwischen beiden liegt zeitlich der jetzt gefundene Grabsteinrest, etwa 1365 bis 1370.

Im Ordenslande Preußen ist die Zahl der Figurengrabsteine des 13. und 14. Jahrhunderts sehr gering. Folgende sind aus der Periode der Majuskel-Inschriften bekanntgeworden:

1: In der Nonnenkirche zu Kulm der Stein für Arnold, den Sohn des Godfrid Lischoren, gest. 1275.

2: In St. Annen zu Marienburg der Grabstein des Hochmeisters Heinrich Tusemer, gest. 1353.

3: Ein Bischofsgrabstein von 1360 in der früheren Dominikaner-Kirche, jetzigen evangelischen Pfarrkirche zu Kulm. Diese drei Steine sind einheimische Arbeit aus Kalkstein.

4: In St. Johann zu Thorn die Messinggrabplatte für den Bürgermeister Johann von Soest, gest. 23. September 1361, und seine Gattin. Diese Platte, wie auch einige jetzt verschwundene Thorner Grabplatten, flandrisches Einfuhrgut.

Grabstein
des Arnold Lischoren in Kulm

5: (Eine inschriftlose Kalksteinplatte im Chor des Domes zu Königsberg, mit der Ausarbeitung für jetzt verschwundene Bronze-Einlagen, einen Ritter darstellend.)

In die zweite Jahrhunderthälfte fallen dann noch einige Grabsteine mit Minuskelinschrift, die schon eine andere Kunstauffassung vertreten.

Die Zahl ist jetzt also sehr gering. Mehrere Figurengrabsteine der älteren Zeit mögen inzwischen bei Umbauten zerstört worden sein, aber auch die Gesamtzahl war sicherlich nicht groß. Bekamen doch sogar zwei angesehene Hochmeister, Luther von Braunschweig, gest. 1335, und sein Nachfolger Dietrich Burggraf von Altenburg, gest. 1341, nur Schriftgrabsteine ohne Bild. Dadurch gewinnt der Elbinger Grabsteinrest an Wert über die Grenzen von Elbing hinaus. Es muß ein sehr angesehener und wohlhabender Mann gewesen sein, der diesen kostbaren Stein für seine Gattin und sich bestellte, ein Ratsherr, vielleicht auch ein Bürgermeister, wie Johannes von Soest in Thorn oder jener Holtzhausen in Frankfurt. Toeppen nennt uns in den „Elbinger Antiquitäten" zahlreiche Namen von Ratsmitgliedern des 14. Jahrhunderts, aber es wäre müßig, hier einen Namen herauszugreifen.

Der Gotländer Kalkstein verträgt durchaus die Bearbeitung von vollplastischem oder Reliefbildwerk, zahlreiche Säulen, Kapitäle oder Gewölbe-Kragsteine beweisen das, auch die bekannten Taufsteine und später die Grabsteine des 16. und 17. Jahrhunderts. Trotzdem hat kein Steinmetz in Preußen damals sich an Grabsteinen in solcher Arbeit versucht, man begnügt sich stets mit eingeritzten Linien. Die Gründe für dieses Vorgehen kann man kaum erraten. Im Halbdunkel der Kirchen, die ja oft farbig verglast waren, kamen diese eingeritzten Figuren wenig zur Geltung, nur die plastisch herausgearbeitete Schrift trat deutlich hervor, aber der Künstler war in der zeichnerischen Erfindung freier als bei einer plastischen Figur. Vergl. die drei Abbildungen. Vielleicht empfand man in der ebenen Fußbodenfläche das plastische Figurenwerk als hinderlich für den Verkehr; die reichen Figurengrabsteine des Westens hat man z. T. von Anfang an an die Wand gestellt oder auf erhöhte Tumben gelegt. Beides unterblieb aber in Preußen, wir haben jedenfalls einen dem Ordenslande eigentümlichen Stil für die Grabplatten.

Grabstein
des Hochmeisters Heinrich Tusemer
in Marienburg

Dieses Bruchstück ist jetzt das älteste Bildnis einer deutschen Bürgerfrau des Ordenslandes; die Nikolai-Kirche hat ein neu gewonnenes Denkmal alter Kultur zu hüten.

Anmerkungen

[1]) Trachten, Kunstwerke und Gerätschaften vom frühen Mittelalter bis Ende des Achtzehnten Jahrhunderts. III, Frankfurt a. M. 1882, Tafel 201.

[2]) Mittelrheinische Kunst. Frankfurt a. M. 1910, Tafel I.

Zur Baugeschichte der St. Nikolaipfarrkirche in Elbing

Von Hans Schmauch

In der Gründungszeit des Deutschordensstaates Preußen waren sicherlich die Ordensburgen selbst wie auch die Städte, die alsbald in deren Schutz entstanden, zunächst nur durch Holzerdebefestigungen geschützt, und ebenso stellte man anfangs alle Baulichkeiten innerhalb dieser Befestigungslinien lediglich aus Holz her. An deren Stelle traten aber allmählich massive Bauten. In den Städten kamen dafür neben den Wehranlagen in erster Linie die repräsentativen Gebäude der Bürgerschaft, Pfarrkirche und Rathaus, in Frage.

In ähnlicher Weise wird sich gewiß auch in dem rund 700jährigen Elbing der Aufbau und Ausbau der Stadt vollzogen haben. Hier ist indessen schon sehr früh für die altstädtische Pfarrei zu St. Nikolai ein massives Kirchengebäude errichtet worden.[1]) Das dürfte sich mit hoher Wahrscheinlichkeit aus folgender Beobachtung ergeben. In der Bestätigungsurkunde für die Elbinger Niederlassung der Dominikaner vom 24. April 1246 gestattete der damalige Hochmeister Heinrich von Hohenlohe den genannten Mönchen, den Chor wie auch das Kirchenhaus selbst — es ist die heutige St. Marienkirche — in Backsteinen (in opere latericio) zu errichten, und bewilligte ihnen zu diesem Zwecke außerdem noch einen Platz außerhalb der Stadtmauer zur Anlage einer Ziegelscheune (domus laterum).[2]) Tatsächlich werden die Dominikaner von dieser Erlaubnis alsbald Gebrauch gemacht haben; denn der Chor ihrer St. Marienkirche rechnet heutzutage zu den ältesten kirchlichen Bauwerken des Preußenlandes. Wenn aber die Predigermönche bereits 1246 jene Genehmigung erhielten, so hat zweifellos die Pfarrgemeinde Alt-Elbings nicht dahinter zurückgestanden, sie hat also in dem genannten Jahre auch ein massives Kirchengebäude zum mindesten geplant oder schon in Arbeit gehabt.

Von diesem ersten Backsteinbau der altstädtischen Pfarrkirche Elbings ist infolge späterer Umbauten heute nichts mehr zu erkennen. Offenbar genügte nämlich das Bauwerk des 13. Jahrhunderts bei der ständig wachsenden Ein-

wohnerzahl — man beachte z. B. die räumliche Ausdehnung der Stadt nach der Wasserseite zu (1326) — den Anforderungen nicht mehr, so daß eine Vergrößerung des Kirchenraumes sich als notwendig herausstellte. Dabei begnügte man sich indessen nicht mit irgendwelchen Erweiterungsbauten, sondern entschloß sich zu einem vollständigen Neubau. Das ergibt sich einwandfrei aus der Tatsache, daß ein einheitlicher monumentaler Kalksteinsockel den Hauptteil des heutigen Kirchengebäudes umzieht, sowohl den Ostgiebel (samt dem kapellenartigen Anbau der Sakristei im Nordosten) wie auch die Außenwände der zwischen die Strebepfeiler gespannten Kapellen an den beiden Langseiten. Dies letztere aber ist im Preußenland eine typische Bauweise des 14. Jahrhunderts. Im Verlauf des 14. Jahrhunderts ist also das heutige Kirchengebäude nach einem einheitlichen Plan errichtet worden.

Für die genauere Festlegung der Bauzeit bleibt folgendes zu beachten: Im Jahre 1335 gestattete der Rat der Stadt (nach einer Aufzeichnung im Liber notandorum des Elbinger Rates[3]) die Erbauung von sieben Buden in dem Raume hinter dem Chor (der Pfarrkirche) nach dem Markt zu, also am Rande des Kirchhofs (circa cimiterium). Einige Jahre später aber verfügte man, wie ein aus den Jahren 1350—60 stammender Zusatz zu jener Aufzeichnung des Liber notandorum zeigt, daß der bisher nach dem Chor der Kirche zu gelegene Überhang dieser Buden bei einem etwaigen Neubau derselben nach der Marktseite zu im gleichen Umfange anzulegen sei. Im Jahre 1335 muß also noch hinreichend Spielraum für die zweckmäßige Anlage des Überhanges nach dem Chor der Kirche zu vorhanden gewesen sein. Dann aber ist, und zwar durch eine sehr erhebliche Veränderung des Kirchengebäudes der Zwischenraum zwischen dem Kirchenchor und den genannten Buden so gering geworden, daß man für einen etwaigen Neubau dieser Buden die Anordnung traf, der Überhang der Buden sei auf die Marktseite zu verlegen. In der Tat beträgt der Abstand des heutigen Kirchenchors von den Buden am Markt nur wenige Meter. Man wird also behaupten dürfen, daß im Jahre 1335 noch das kleinere Kirchengebäude des 13. Jahrhunderts dastand, daß man aber nicht lange nach diesem Zeitpunkt (terminus post quem), jedenfalls vor 1350—60 (terminus ante quem) den Chor der Kirche erheblich näher an die Marktbuden herangeschoben haben muß. Zwischen 1335 und 1360 hat also der Neubau des heutigen Kirchengebäudes von St. Nikolai begonnen, und in dem zuletzt genannten Jahre muß wenigstens der Chor der Kirche fertig gewesen sein, da sonst jene oben wiedergegebene Anordnung des Rates von 1350—60 unverständlich sein würde.

Vermutlich darf man den Beginn des groß angelegten Neubaues mit der Gründung der Neustadt Elbing (1340)[4]) in Zusammenhang bringen. Es

kann für diese Zeiten des 14. Jahrhunderts wohl als selbstverständlich angenommen werden, daß man die dabei neu anzulegende Pfarrkirche der Neustadt von vornherein als Massivbau geplant hat. Demgegenüber dürfte nun die wohlhabend gewordene Bürgerschaft der Altstadt, die damals der erste Handelsplatz des Preußenlandes war, den Wunsch gehabt haben, auch äußerlich jedem den Unterschied zu jener Neusiedlung zum Bewußtsein zu bringen — mit anderen Worten gesagt: an die Stelle des immerhin bescheidenen Kirchengebäudes des 13. Jahrhunderts wollte man einen radikalen Neubau in erheblich aufwendigeren Formen setzen, um so dem ersten repräsentativen Bau der Altstadt die ihrer wirtschaftlichen Bedeutung entsprechende Form zu geben.

Der um 1340 herum begonnene Neubau dürfte mehrere Jahrzehnte in Anspruch genommen haben. Das Mauerwerk selbst ist offenbar mit Ende des Jahres 1377 vollendet gewesen, da der Rat der Stadt am 21. Februar 1378 die bisher an die Nikolaikirche verpachtete städtische Ziegelscheune anderweitig vergab.[5]) Es fehlte nur noch das Dach, und auch dafür hatte der Rat bald darauf alle Vorbereitungen getroffen. Einmal hatte er mit einem gewissen Hensil Echartes von Soldau kontraktlich vereinbart, daß dieser während der Wintermonate das Bauholz einschlagen und es im ersten Frühjahr mit Beginn der Schiffahrt nach Elbing flößen lassen sollte; durch eine erhebliche Anzahlung glaubte der Pfarrherr die Lieferung des Holzes sichergestellt zu haben. Sodann hatte er auch bereits einen Zimmermeister gedungen, der das Bauholz sofort nach seiner Anlieferung abzubinden und auf den Neubau aufzubringen hatte. Ganz unerwartet ergaben sich indessen allerlei Schwierigkeiten, da der Holzlieferant den übernommenen Verpflichtungen nicht rechtzeitig nachkam. Daher wandten sich die Ratmannen Elbings auf Bitten ihres Pfarrers an die ehrenwerten Ratsherrn von Danzig mit einem Schreiben, das uns über die oben angeführten Maßnahmen des Pfarrers eingehend unterrichtet. Der genannte Holzlieferant Hensil Echartes muß also wohl in irgendwelchen Beziehungen zum Danziger Rat gestanden haben; vielleicht war er in Danzig selbst ansässig. Der Brief des Elbinger Ratsherren hat folgenden Wortlaut:

„Noch fruntlichem gruse. So bitten wir uch, ir heren unde sunderlichen frunde, das ir wol tut umme unsers dinstes wille unde vor uch botet (= ladet) Hensil Echartes van Soldow unde helfet unsem heren, deme pherrer rechtes uber in van unser kirchen wegen; wene her hat uns vordinget, holcz czu houen, do man unse kirche mite solde sperren, unde hatte uns gelobet, das her uns das holcz welde entworten mit deme ersten, als man olisen mochte, unde dorauf hat her eyn gros teil geldes inphangen; unde uf die vorwort unde das gelobide, so habe wir in dem wynter vordinget eyme czymmermanne die kirche zu sperren. Nu uns Hensil Echar-

tes des gelubides nicht en heldet, so irclaget sich der czymmerman, das her dornoch ledig gee unde versinne syne cziet unde meynet den schaden dovon czu vordern. Ouch so habe van im an der kirchen grosen schaden unde hindernis, wenne das alde gebuwede gar buwevellic is unde reynet (= regnet) dor durch, also das wir gar swerlichen unde sorelich dorynne sten, wend wir alle tage sorge haben, das is uns uf das houbet valle. Hette wir gewust czu bevor, das her uns nicht welde haben gehalden vorwort, wir welde wol haben gevunden eynen andern man, der uns bas (= besser) hette gewert. Bewiset uch hirane gutlich, das welle wir vordynen. Varet wol unde gebitet czu uns [Hensil Echartis, der sprichet auch, das wir beititen (= warteten) wol mit der kirchen, welde der czymmermann beiten mit der erbeit; do tut her uns unrecht ane. Wir segen vil lieber, das unse kirche gereit were, denne das wir alse grosen gebrechen dorane lyden].

Ratmanne czu
dem Elbinge."[6])

Dieser Brief hat leider kein Datum. Nach dem oben Gesagten wird man ihn indessen frühestens in das Frühjahr 1378, etwa in den Mai dieses Jahres zu setzen haben. Das lehrt auch der äußere Befund dieses Briefes, dessen Handschrift in die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts gehört. Die Adresse auf der Rückseite lautet: „Honorabilibus viris dominis consulibus in Danczike, amicis nostris presinceris reverencia presentetur". Ähnliche Formeln finden sich nun auch auf anderen Briefen des Elbinger Rates an Danzig aus den Jahren 1378 bis 1381, wo die Adresse immer von derselben Hand geschrieben ist. Auf einer Briefurkunde von 1377 dagegen sieht die Adresse anders aus. Hiernach wäre also das oben abgedruckte Schriftstück frühestens mit 1378 zu datieren. Dieser Zeitpunkt paßt durchaus zu dem oben vermerkten Datum über die Vollendung des Mauerwerks. — Über den weiteren Verlauf der Streitsache mit dem Holzhändler Hensil Echartes sind wir ohne Nachricht. Doch muß der Rohbau des neuen Kirchengebäudes bald fertiggestellt worden sein, — bis dahin war nach dem Wortlaut jenes Briefes noch das alte schon recht baufällige Gebäude (des 13. Jhdts.) in Benutzung[7]) —, denn bereits wenige Jahre später sehen wir den Pfarrer Johannes Dumlingburg für die innere Ausstattung seiner Kirche Sorge tragen. Aus dem Jahre 1387 stammt nach der Inschrift das noch heute vorhandene, künstlerisch sehr wertvolle eherne Taufbecken der St. Nikolaikirche.[8])

Auch in der Folgezeit hören wir noch von einzelnen Bauten: 1400 wird die Sakristei umgebaut, 1403 die Bibliothek errichtet und 1494 der Bau der Sprachkammer begonnen.[9]) Aber auch nach 1500 hören wir noch von umfangreicheren Bauarbeiten an der Elbinger Nikolaikirche. Das ergibt sich

aus zwei Briefen, die der Elbinger Rat im Jahre 1516 an die Ratsherren von Danzig richtete. Das eine Schreiben mit dem Datum des 18. Mai, das die Antwort auf eine Anfrage Danzigs enthält, lautet folgendermaßen[10]):

„Nachdeme E. W. (= Euer Weisheiten) yn jungst erlangkten schrifften frunthlichen begerth unde gebethen von unß, fleissigk nochezuforschen ursache etzlicher gefangenen, bei E. W. yn gefengkniße vorhalden, mith nahmen Swenczel ader Stenczel unde Valentin, welche vorlautbaren unde sprechen, bey unßer stadt yn der czigelscheune ßollen gearbeit haben, ap demeselbtigen alßo sey ader nicht: alßo fuge wyr E. W. fruntlichen zcu wyßen, das wir durch eygentlichen anczegunge guth wyßen tragen, wy das vorbenumpthe gesellen bey uns gearbeith unde den czygel zcu unßerer pfarrekirchen gebeude haben geschnythen, wy och desgleichen meister Nicles, E. W. stadtmaurer, welcher yn den steyn zcu schneiden angegeben, klerlichen derhalben weeß zcu underrichten ... Datum zcum Elbinge am suntage Trinitatis annorum etc. XVI."

Wenige Wochen später, am 13. Juni 1516, traten die Elbinger Ratsherrn von sich aus an den Danziger Rat mit der Bitte heran, den genannten Stadtmaurer, dessen voller Name Niklis Sprenger ist,[11]) zur Ausführung von Bauarbeiten an der Nikolaikirche für etwa vier Wochen zu beurlauben. Dieser Brief[12]) hat folgenden Wortlaut:

„Wyr fugen E. W. fruntlichen wyßen, wy das unßere pfarrekirchen merglichen ursache meister Nicles, E. W. stadtmaursch, wirth vorßeumeth unde durch seyn abweßen trefflichen schaden ist wartende. Derhalben ist unßere fruntliche bethe: E. W. welden vorbenumpten meister Nicles dorczu halden, seyne angenamethe arbeit bey unßer kirchen volleiste, unde eyne woche oder IIII zcu arbeithen vorgönnen, domitte solch eynem schaden, wy zcu vormutten dorauß möchte entstehen, yn der zceith worde vorgekömmen unde eyn größerer dorauß nicht entstunde ... Datum zcum Elbinge am freytage noch Barnabe apostoli annorum etc. XVI."

Auch hier ist uns wieder über das Ergebnis dieses Bittgesuches nichts bekannt. Man wird aber wohl aus den damals durchaus guten Beziehungen zwischen den beiden benachbarten Hansestädten[13]) folgern dürfen, daß der Danziger Rat dem Ansuchen der Elbinger stattgegeben hat.

Um was für Bauten an St. Nikolai es sich bei der Bautätigkeit handelt, die uns für das Jahr 1516 durch diese beiden Briefe bezeugt ist, läßt sich schwer sagen, da wir darüber sonst keine Nachricht haben. Man könnte vielleicht an den Aufbau über der nordöstlichen Sakristei (heute Taufkapelle) denken, der die typischen Formen der Spätgotik zeigt.[14])

Anmerkungen

[1]) Vgl. M. Jablonski, Die St. Nikolaikirche zu Elbing, 1930, S. 5 ff.

[2]) Cod. Dipl. Warm. Bd. I, Nr. 14. — Auf diese Urkunde machte mich liebenswürdigerweise Herr Oberbaurat Dr. B. Schmid-Marienburg aufmerksam; auch sonst hat er mir bei der Abfassung dieses Beitrages mit Rat und Tat zur Seite gestanden, wofür ihm herzlichst gedankt sei.

[3]) A. a. O. I, S. 455 ff.

[4]) Vgl. E. Carstenn, Geschichte der Hansestadt Elbing, 1937, S. 81 ff.

[5]) Cod. Dipl. Warm, Bd. III, Nr. 49. — Der ebenda Nr. 634 abgedruckte Brief des Elbinger Rats an Lübeck (Ankauf von 3 Last Kalk zur Vollendung — perficiendo — der Nikolaikirche) ist leider undatiert; vielleicht ließe er sich durch Vergleich mit andern Briefen des Elbinger Rats zeitlich genauer festlegen.

[6]) Original auf Papier mit Resten des briefschließenden Siegels im St. A. Danzig, Abt. 300 U 65, Nr. 16. Der in □ gesetzte Teil steht am linken unteren Rande des Blattes.

[7]) Carstenn, der a. a. O., S. 466, Anm. 213 den Brief um 1380 ansetzt und irrtümlich „Erhart" statt „Echartes" liest bezieht die Baufälligkeit auf die Turmfront, zu deren Abstützung das Holz benötigt worden sei; beides widerspricht aber dem klaren Wortlaut des Briefes.

[8]) Vgl. Jablonski, S. 38, u. Carstenn, S. 165.

[9]) Nach Peter Himmelreichs Chronik, hrsg. von M. Toeppen, Die preuß. Geschichtsschreiber des 16. und 17. Jhs., Bd. IV, Teil 2, 1881, S. 31 u. 51.

[10]) Original auf Papier mit briefschließendem Siegel im St. A. Danzig, Abt. 300 U 66, Nr. 188.

[11]) Vgl. P. Simson, Geschichte der Stadt Danzig, Bd. I, 1913, S. 371.

[12]) Original auf Papier mit briefschließendem Siegel im St. A. Danzig, Abt. 300 U 66, Nr. 191.

[13]) Vgl. Simson, a. a. O., S. 339.

[14]) Vgl. die Abbildung bei Carstenn, a. a. O., Tafel 30.

Gr. Montau

Bäuerliche Personen- und Familienkunde im 14. Jahrhundert

Von Christian Krollmann

Familienkundliche oder auch nur rein persönliche Nachrichten über deutsche Bauern aus dem 14. Jahrhundert, d. h. der Blütezeit der Kolonisation des Deutschen Ordens in Preußen, wird man naturgemäß außerordentlich selten finden. In den überlieferten Handfesten treten in der Regel nur die Lokatoren — meistens einer, zuweilen auch mehrere — als Empfänger der Urkunde auf. Besonders unternehmungslustige Lokatoren lassen sich manchmal auch bei mehreren Dorfgründungen beteiligt nachweisen. Bauern werden sehr selten einmal als Zeugen erwähnt. In den seit dem letzten Viertel des 14. Jahrhunderts aufkommenden Rechnungsbüchern des Ordens erscheinen hin und wieder auch Namen von deutschen Bauern, wenn sie als Schuldner, und sehr viel seltener, wenn sie als Zahlungsempfänger in Frage kommen. Wenn sich solche Erwähnungen über einen gewissen Zeitraum erstrecken, läßt sich unter Umständen ein gewisses Bild von den betreffenden Personen gewinnen. Aber das Ergebnis ist meist so dürftig, daß es die angewandte Mühe kaum lohnt.

Das wird mit einem Schlage anders, wenn uns der Zufall zusammenhängende Nachrichten über eine deutsche Bauernfamilie beschert. Ein solcher Zufall waltet über dem Dorfe Gr. Montau im Danziger Werder. Hier wurde eine Frau geboren, die durch ihr heiliges Leben ihre Zeitgenossen in religiöser Beziehung ganz außerordentlich beeinflußt und infolgedessen auch einen Bewunderer gefunden hat, der ihre Lebensgeschichte aus eigener Anschauung auf das ausführlichste darstellte: die Selige Dorothea von Montau. Da wir auf Grund dieser Lebensbeschreibung, wie wir später sehen werden, ihre Familie durch vier Generationen verfolgen können, soll der Versuch gemacht werden, Näheres über ihr Heimatdorf und dessen Bewohner festzustellen.

Montau erhielt seine erste Handfeste durch den Hochmeister Ludolf König (1342—1345). Doch ist dieselbe nicht in ihrem Wortlaut erhalten, so daß wir

nicht einmal den Namen des ersten Schulzen erfahren. Das Dorf bestand aber schon jahrzehntelang vor Empfang dieser Handfeste. Bereits 1321 wird der große Damm bei dem Dorfe Montau erwähnt und zwischen dem Dorfe und dem benachbarten gleichnamigen Ordenshofe unterschieden.[1]) Auch 1323 wird in der Grenzbeschreibung des Dorfes Alt-Münsterberg das Dorf Montau und der angrenzende Besitz von Lehnsleuten erwähnt.[2]) 1330 findet sich schon ein Fall von Binnenwanderung von Montau aus: Hans von Montau besetzt das Dorf Altfelde im kleinen Marienburger Werder.[3]) Seinem Beispiel folgen im Laufe der Jahre noch verschiedene andere Einwohner von Montau. 1399 finden wir einen Jakob Montau in Schadwalde, 1401 Heinrich M. in Neuteich, 1412 Hannus M. als Kretschmer in Somerau.[4]) Selbst bis Alftinten im Gebiete Gerdauen ist um dieselbe Zeit ein Montauer gelangt.[5])

Die nächste datierte Nachricht über Montau ist die am 2. Mai 1383[6]) ausgestellte Erneuerung der Handfeste Ludolf Königs durch den Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenstein. Die Handfeste wird den Einwohnern des Dorfes, nicht mehr dem Lokator oder dem Schulzen gegeben, ein Zeichen, daß kein neuer Siedlungsvorgang stattfindet. Gleichwohl wird des Schulzen gedacht; er wird mit 5 Freihufen und der üblichen Gerichtsbarkeit begnadet. Sein Name war Claus Brasche. Weitere Freihufen erhielt der Pfarrer. Die Bauern empfingen 41 Hufen, von denen sie je 1½ Mark — für ein Werderdorf keine erhebliche Summe — zu zinsen und je 1½ Scheffel Roggen und ½ Scheffel Hafer dem Pfarrer als Dezem zu geben hatten. Zur Entschädigung für den Schaden, den das Dorf an seinen Außendeichsländereien durch die Überschwemmung der Weichsel erlitten hatte, gab ihm der Hochmeister noch 10 Hufen des angrenzenden Gutes Gorken gegen 9 Mark jährlichen Zinses. Trotz dieser geringen Abgabe scheint er kein rechtes Vertrauen gehabt zu haben, daß alle Bewohner des Dorfes an dieser Flurerweiterung Freude haben würden, denn er bestimmt ausdrücklich, daß ein Pfarrer oder Bauer, der nicht mithelfe, den Zins für die 10 Hufen aufzubringen, auch keinen Anteil daran haben solle. In Anbetracht der Wichtigkeit des Zuganges zu dem Weichseldamme behielt sich der Orden einen ein Seil breiten Weg dahin quer durch das Dorf vor. Den Einwohnern wird der Fischfang an ihrem Ufer mit Säcken, Waten, Reusen und Hamen gestattet. Das Dorf wird begrenzt von den Ländereien des Ordenshofes Montau, von dem Besitz des Johann Starost in Dannenwalde (wohl Rest von Gorken, vergl. oben die Lehnleute), offenbar noch ein Nachkomme ehemals slawischer Bevölkerung, und von der Weichsel.

Gegen Ende des 14. Jahrhunderts setzen auch die Nachrichten über Montau aus den Rechnungsbüchern des Deutschen Ordens ein. In Frage kommen: das Marienburger Zinsbuch[7]) und das Marienburger Konventsbuch.[8]) Beide zeichnen

sich vor anderen Rechnungsbüchern des D. O. dadurch aus, daß sie in großer Menge die Namen deutscher Bauern aus den deutschen Dörfern der Komturei Marienburg enthalten, während die sonstigen Rechnungsbücher in der Regel nur die Zinsgefälle aus den deutschen Dörfern nach der Gesamthufenzahl angeben, dagegen die Bewohner der preußischen Dörfer häufig vollständig aufzählen. Das Zinsbuch enthält im allgemeinen ein Verzeichnis der dem Hause Marienburg zustehenden Gefälle, das Konventsbuch die Abrechnung darüber. Sie ergänzen sich daher sehr genau. Was die deutschen Dörfer angeht, so sagt das Zinsbuch aus, was die Dorfschaften insgesamt zu zahlen haben — bekanntlich war es Sache des Schulzen, diese Abgaben (Hufenzins, Krugzins, Pfluggeld) einzutreiben — und was einzelne Dorfbewohner infolge Verschuldung an den Orden durch Darlehen oder versäumte Zinszahlung an Kauf- oder Erbzins unmittelbar zu leisten hatten. Die geleisteten oder hinterstellig gebliebenen Zinszahlungen verzeichnet das Konventsbuch. Da das Zinsbuch die Grundlagen enthält, dürften seine Angaben — abgesehen von nachträglichen Randbemerkungen — älter sein als die des Konventsbuches. Letzteres begann ursprünglich mit dem Jahre 1395, doch ist die Handschrift, welche die Jahre 1395—1400 enthielt (Joh. Voigt und der Pfarrer Häbler-Marienburg haben sie noch gekannt), nicht mehr aufzufinden. Die von Ziesemer veröffentlichte Handschrift beginnt 1400, enthält aber noch Rückstände aus den Jahren 1398/99. Das Zinsbuch dürfte demnach in der ersten Hälfte des letzten Jahrzehnts des 14. Jahrhunderts angelegt worden sein. Die darin enthaltenen Angaben über Montau[7]) sind demgemäß wohl noch bei Lebzeiten der Seligen Dorothea († 1394) niedergeschrieben worden, und die darin erwähnten Personen waren ihre Zeitgenossen. Daher mag der betreffende Abschnitt hier wörtlich folgen.

Montaw hat 41 hubin, iczliche zinset 1½ mark uff vaßnacht. Ouch hat dy gemeine 10 huben czum Gorken, do von czinst sy 8 mark 1 fird. und 20 d. Ouch hat die gemeine 24½ (wohl zu ergänzen: Morgen), do von czinset sy 5 fird. ane 18 d. Pfluggeld 10 scot und 3 mark. item von 2 kretschemm 4 mark.

Item Arnold Olbrechts tenetur 1 mark ewiges czinses von 3 huben. item Heinrich Smyd tenetur 1 mark von 2 huben ewiges czinses. item Hugeman tenetur 2 mark ewiges czinses von 1 huben uff Martini. item Nickel Willam tenetur 1½ mark ewiges czinses von 1½ huben uff pfingsten. item Hannus Backhues tenetur 1 mark ewiges czinses von 1 huben uff pfingsten. item Willam Stalman tenetur ½ mark ewiges czinses von ½ hubin uff pfingsten.

Item Clauwes scholtheis tenetur von dem frien 4 mark czinses, den selbin mag her abeloezen eyne mark vor 11 mark, wen hers vermag. (Dieser Absatz ist durchstrichen mit dem Zusatz „beczalt".)

Summa obirall 88 mark 10 scot 2 d.

Aus diesen Angaben ist zu ersehen, daß in Montau der Schulz und 6 Bauern dem Orden ein gewisses Kapital schuldeten, wofür ihr Besitz in irgendeiner Weise gut stand. Bei dem Schulzen ist die Sache klar, er hatte sein Freies, d. h. die ihm durch die Handfeste verliehenen 5 Hufen, verpfändet. Wie aber stand es mit den Bauern? War ihr ganzer Besitz belastet oder nur ein Teil? Im ersteren Falle hätten wir hier den einzig dastehenden sicheren Nachweis — wenigstens für einen Teil der Bauernschaft eines deutschen Dorfes —, wie die in der Handfeste verschriebene Gesamthufenzahl sich auf die einzelnen verteilte.[8]) Wir wissen, daß gelegentlich, d. h. wenn eine geschlossene Besetzung des Dorfareals stattfand, die Bauernanteile nach dem Lose, dann also sicher gleichmäßig verteilt wurden. Das erscheint aber bei allmählicher Besetzung ausgeschlossen, wie sie bei Montau sicher erfolgte. Es wäre also möglich, daß die einzelnen Bauernerbe hier verschieden groß waren. Aber darf man den Unterschied für so groß annehmen, wie er nach der Schuldnerliste erscheinen könnte, je einmal 3, 2, 1½, ½ Hufe und zweimal eine Hufe? Doch wohl kaum! Zumal in der Liste die Hufenzahl gar nicht der Höhe des Zinses entspricht, für eine Mark Zins haften einmal 3, einmal 2 und einmal eine Hufe, einmal für 2 Mark auch nur eine Hufe. Die Gesamthufenzahl von Montau beträgt 51 Zinshufen. Betrachtet man den Besitz des Arnold Olbrechts (3 Hufen) als den normalen, so ließen sich in dem Dorfe 17 Bauernerbe zu je 3 Hufen unterbringen, wovon natürlich die entsprechenden Anteile an Anger, Wegen und Almende in Abzug zu bringen wären. Nach der Liste kommen aber auf 6 Bauern nur 9 Hufen, höchst ungleich verteilt. Wir werden daher leider immer noch darauf verzichten müssen, aus diesem Beispiel die Dorfhufenverteilung sicher zu ermitteln.

Im Konventsbuche sind die Schuldnerlisten von 1399—1412 fortgeführt. Doch wird hier immer nur die Summe genannt ohne Hinweis auf die verpfändeten Hufen. Diese Listen lassen uns manchen Einblick tun in die persönlichen Verhältnisse des einzelnen. Merkwürdig ist der häufige Wechsel im Schulzenamt. Auf Claus Brasche, diesen Familiennamen können wir ihm wohl mit Hinblick auf die Handfeste beilegen, zumal er auch noch 1408 gelegentlich auftaucht, folgt schon 1399 Bertold, der Ostern 12 Mark zahlt und im folgenden Jahre wiederum 10 Mark. Hieraus ist zu schließen, daß er die Schuld des Claus Brasche übernommen hat und den Versuch macht, sie abzulösen. Aber allein war er nicht kapitalkräftig genug, daher teilt er Amt und Besitz mit Peter Wrede, der 1400 bis 1402 Kaufzins zahlt, dann sein Schulzenamt wohl aufgibt, aber noch bis 1410 in Montau vorkommt und eine Vertrauensstellung beim Orden bekleidet zu haben scheint. 1403 erscheint schon wieder ein neuer Schulz Bartusch Ditterich und zahlt von seinem Freien bis 1408. Ihn löst 1409 Karweße der Scholz ab;

dieser ist endlich in der Lage, die ganze Schuld auf einmal mit 44 Mark abzulösen, worauf der Posten sowohl im Zinsbuch als auch im Konventsbuch gestrichen wird. Es geht aus dem häufigen und schnellen Wechsel hervor, daß die Ehrenstellung des Dorfschulzen mit den Freihufen für die Inhaber keineswegs immer mit wirtschaftlichem Erfolg verbunden war. Selbst der wohlhabende Karweße durfte sich des Amtes nur ganz kurze Zeit erfreut haben, denn die Belagerung von Marienburg 1410 brachte auch das Dorf Montau an den Rand des Unterganges, und von K. wird nichts mehr gehört. — Von den im Zinsbuch angeführten Bauern kommt Arnold Albrechts bis 1404 vor, Heynrich Smyd bis 1409, Hugeman bis 1408, Nickel Willam bis 1407, in diesem Jahr zahlt seine Witwe, die Willamsche, zum letzten Mal die 1½ Mark. Auch Willam Stalman erscheint bis 1407, nur Hannus Backhues kommt im Konventsbuch überhaupt nicht vor. Neu treten außer den schon genannten Schulzen auf: Walter von 1399—1402, Hancke Ditterich, ein Kretschmer von 1399—1409, Heintze Lincke 1409, Ditterich Hintze 1401—1410, 1410 werden gelegentlich erwähnt Girke und Niclos Boricz, und schließlich Mattis Wille und die Rekawynne, d. h. die Witwe des Rekau, 1412. Im Jahre 1411, also unmittelbar nach der Belagerung der Marienburg, bringt das Dorf überhaupt keinen Zins auf, ein Zeichen der schrecklichen Verwüstung durch die Polen.

Die Liste von 19 deutschen Bauern einschließlich der Schulzen, die sich aus dieser Zusammenstellung ergibt, ist recht lehrreich in Bezug auf die Bildung der Familiennamen. 13 von den 19 Personen führen neben den Rufnamen bereits einen Familiennamen, einer, der Schulz Karweße, nur einen solchen (Herkunftsnamen) nach einer jetzt eingegangenen Ortschaft im Werder.[8]) Die Witwe Rekau entstammt einer Familie in dem Nachbardorfe Milenz. Bei Hugeman ist es zweifelhaft, ob es sich um einen Taufnamen oder Familiennamen handelt. Nur 3 Personen werden lediglich mit den Rufnamen bezeichnet: der Schulz Bertold, Walter und Girke. Von den Familiennamen sind die meisten ursprünglich auch Rufnamen: Albrechts, Hincze, Willam, zweimal Ditterich (Schulze und Kretschmer, vielleicht Brüder) und schließlich Linke (vielleicht ursprünglich preußischer Personenname). Drei weisen auf ein Handwerk hin: Smyd, Backhues und wahrscheinlich auch Stalmann. Wrede dürfte Herkunftsname sein, wahrscheinlich auch Boricz und Brasche. Das starke Überwiegen der Familiennamen bei den deutschen Bauern in Montau entspricht durchaus den gleichzeitigen städtischen Verhältnissen. In dem Kolonialland mit rasch wachsender Bevölkerung muß hier wie dort der Zusammenhang der Sippe stärker betont, die Unterscheidung der Personen enger gefaßt werden als die geringe Zahl der üblichen Rufnamen möglich macht. Die Übereinstimmung dieser Erscheinung in Stadt und Land gehört zu den vielen

Kennzeichen, die darauf hinweiſen, daß in der großen Koloniſationszeit Preußens bis 1400 die deutſche Stadt- und Landbevölkerung in allen Schichten nicht nur durch Commercium und Connubium, ſondern auch durch engſte Kulturgemeinſchaft verbunden war.[10]) Erſt nach den ſchweren Polenkriegen trat eine kulturelle Differenzierung zwiſchen Bürgern und Bauern ein, als infolge des wirtſchaftlichen Niederganges und der unheilvollen Entwicklung des Ständetums die Bauern nicht ohne Mitſchuld der Städte ſchollenpflichtig gemacht wurden. Das führte dann dazu, daß auch die Kultur der deutſchen Bauern abſank, das Bedürfnis nach Familiennamen ſich verringerte. Am auffälligſten tritt das in den oſtpreußiſchen Steuerliſten des 16. Jahrhunderts in die Erſcheinung, worin die deutſchen Bauern ebenſo wie die preußiſchen faſt ausſchließlich mit Rufnamen aufgezählt werden.

Die Familie der Seligen Dorothea von Montau kommt in den Rechnungsbüchern des Ordens nicht vor. Man darf daraus aber nicht ſchließen, daß ſie in dem Dorfe keine Rolle geſpielt habe, ſondern eher im Gegenteil, daß ſie gut gewirtſchaftet und daher bei der Landesherrſchaft keine Schulden gemacht hat. Im übrigen beſitzen wir über dieſe Familie ganz ungewöhnlich eingehende genealogiſche Nachrichten aus den Lebensbeſchreibungen der Seligen,[11]) die ſich auch aus den jüngſt veröffentlichten Zeugenausſagen bei dem Heiligſprechungsprozeß in Marienwerder (1404—1406) noch in einigen Punkten ergänzen laſſen.[12])

Gehen wir aus von der Perſon der Dorothea ſelbſt. Sie war geboren und getauft in Gr. Montau am 6. Februar 1347[13]) und iſt geſtorben am 25. Juni 1394. Ihr Vater war der aus Holland[14]) nach Preußen eingewanderte Wilhelm Swartze, der in Montau die Agathe heiratete, Tochter dort bereits anſäſſiger Leute, ein auskömmliches Grundſtück erwarb und es zu Wohlſtand brachte. Dorothea hatte 8 Geſchwiſter, von denen 4 Schweſtern und 2 Brüder ihr im Alter vorangingen, während 2 Brüder ihr nachfolgten. Die Eltern müſſen alſo, wenn nicht Zwillingsgeburten erfolgten, ſpäteſtens 1339 geheiratet haben, das heißt noch mehrere Jahre bevor Montau ſeine erſte Handfeſte durch den Hm. Ludolf König erhielt. Der Vater Wilhelm Swartze ſtarb 1357, ſeine Witwe Agathe ſoll ihn 44 Jahre überlebt haben und faſt hundert Jahre alt geweſen ſein, als ſie ſtarb. Aber die betreffenden Zahlenangaben können nicht ſtimmen. Wenn ſie wirklich ihren Mann ſo lange überlebt hätte, wäre ſie erſt 1401 geſtorben, während ſie nach anderen Angaben 3 Jahre nach dem Tode der Dorothea, alſo 1397, verſchieden iſt. Auch müßte man die Eheſchließung dann noch erheblich früher anſetzen, denn es iſt nicht denkbar, daß in einem Koloniſtendorfe, wo die Frauen doch ſehr rar zu ſein pflegen, ein Mädchen erſt im Alter von mehr als 30 Jahren geheiratet haben ſollte.[15]) Die ſämtlichen 9 Kinder des Ehepaares heirateten frühzeitig und ſetzten zuſammen 50 Nachkommen in die Welt.[16]) Von

dem Verbleib der Geschwister Dorotheas ist nur sehr wenig bekannt. Ein Bruder, der wie der Vater Wilhelm Swartze hieß, war wohl der älteste Sohn und erbte den väterlichen Hof. Unter den im Heiligsprechungsprozesse aufgeführten Zeugen erscheint 1404 seine Witwe, Gertrud (50 Jahre), und gibt an, daß sie Dorotheas Mutter sehr wohl gekannt habe, aber nicht den Vater, der bei ihrer Heirat schon tot gewesen sei.[17])

Dorothea wurde, nachdem ihre Schwestern schon geheiratet hatten, im Alter von 16 Jahren durch ihren Bruder unter Vermittlung eines gewissen Claus Schönfeld mit einem Schwertfeger aus Danzig namens Adalbert,[18]) der ein wohlhabender Mann war, verlobt und durch den Pfarrer Otto von Montau getraut. Sie hatte sich nur sehr schwer zur Ehe entschließen können und folgte dabei nur der Gehorsamkeitspflicht. Dorothea hatte mit dem erheblich älteren Manne 9 Kinder, von denen wir auch nur wenig wissen. 1379 waren noch 4 Kinder bei den Eltern. 1381 wurde noch eine Tochter, Gertrud, geboren, welche die Eltern 1385 mit auf die Pilgerfahrt nach Aachen nahmen. Da man über den Verbleib der anderen bisher nichts wußte, nahm man an, daß sie sämtlich vor den Eltern verstorben seien, vielleicht während der 1382 in Danzig grassierenden Pest.[19]) Dem widerspricht aber die eidliche Aussage des Bischofs Johannes Mönch von Pomesanien aus dem Jahre 1404. Er bekundet, daß ihm Dorotheas Tochter Agathe selbst mitgeteilt hätte, sie habe ihre eigene Tochter bewogen, nach dem Vorbilde der Großmutter Klausnerin bei den Zisterziensern in Oliwa zu werden.[20]) Agathe wird demnach wohl das älteste Kind Dorotheas gewesen und ebenso jugendlich wie diese etwa 1380/81 verheiratet worden sein. 1404 war sie schon tot, denn zahlreiche Zeugen bekunden, daß nur noch eine Tochter D.'s am Leben sei, nämlich Gertrud, die 1404 Benediktinernonne in Kulm war. Bischof Johannes kannte auch diese persönlich. Wenn allerdings der pomesanische Kanonikus Johannes Tiefensee auch eine Tochter Elisabeth bei Dorothea im Dom zu Marienwerder gesehen haben will, so muß man entweder eine Namensverwechslung annehmen, oder die Nonne Gertrud habe den Ordensnamen Elisabeth angenommen.[21])

Dorotheas Mann Adalbert starb im Jahre 1390 in den Fasten (April) zu Danzig.

In den Lebensbeschreibungen und Zeugenaussagen kommen nur noch wenige Personen aus Montau vor: der Pfarrer Otto, der Dorothea 1363 getraut hatte und ihre Taufe bezeugte, auch von ihrer frommen Mutter Agathe viel zu erzählen wußte, und sein Kaplan Johannes Stengel, der Agathes Beichtvater war, einen Tag nach ihr starb und mit ihr gleichzeitig begraben wurde. Otto war 1404 70 Jahre und Johannes Stengel war 30 Jahre lang sein Kaplan gewesen.[22])

Ein Weib, Margarethe Kuchwelb, aus Montau, die gelähmt war, erlebte durch eine Pilgerfahrt zu Dorotheas Grab in Marienwerder wunderbare Heilung.[23])

Aus anderen Werderdörfern in der Nachbarschaft von Montau werden zahlreiche ähnliche Wunder berichtet, so aus Mielenz, Kunzendorf, Münsterberg, Ladekop, Orlow, Käsemark usw.

Anmerkungen

[1]) Preuß. U. B. II 1. Nr. 317 und Nr. 359 (der Ordenshof Kl. Montau).

[2]) Ebda. Nr. 407.

[3]) K. Kasiske, Die Siedlungstätigkeit des Deutschen Ordens im östl. Preußen bis z. J. 1410, 1934, S. 57.

[4]) Marienburger Konventsbuch der Jahre 1399—1412, hrsg. von W. Ziesemer, 1913, S. 5, 56, 213, 294 f.

[5]) Kasiske, a. a. O. S. 139.

[6]) Ordensfol. 93. S. 106. Staatsarch. Königsb.

[7]) Das Zinsbuch des Hauses Marienburg, hrsg. von W. Ziesemer. Progr. d. Gymn. in Marienburg 1910. S. 22.

[8]) Vergl. H. u. G. Mortensen, Besiedlung des nordöstlichen Ostpreußens, 1937, I, S. 105, wo es sehr richtig heißt: Leider wissen wir aus den Quellen so gut wie nichts über die Größe des einzelnen Bauernerbes im Mittelalter, da entsprechend der steuerlichen Verfassung des deutschen Ordens sowohl in den Handfesten als auch in den Zinsregistern nur die Gesamtzahl der Hufen des deutschen Dorfes angegeben wird.

[9]) Konventsbuch (Register). Ein Ritter Stephan von Karweysen wird im Heiligsprechungsprozeß bei Nieborowski (s. Anm. 12) erwähnt.

[10]) Man vergleiche die bei Nieborowski (s. Anm. 12) abgedruckten Zeugenaussagen im Heiligsprechungsprozeß.

[11]) Das Leben der heiligen Dorothea von Johannes Marienwerder, hrsg. von M. Toeppen, Script. rer. Pruss. II. S. 179 ff. — S. Rühle, Dorothea von Montau, Altpreuß. Forschungen II, 2, 1925, S. 59 ff.

[12]) P. Nieborowski, Die selige Dorothea von Preußen. Breslau 1933.

[13]) Nur das Todesdatum ist unmittelbar überliefert, alle übrigen Daten sind aus den Angaben in Lebensbeschreibung und Zeugenverhör berechnet.

[14]) Montau lag unmittelbar an der Weichsel und erforderte zu seinem Schutze dauernde Deichbauten. Dazu brauchte es sachverständige Einwohner.

[15]) Es ist zu berücksichtigen, daß die Zeugenaussagen zwar immer das ungefähre Alter angeben, dabei doch eine um so größere Unbestimmtheit herrscht, je höher das Alter ist. So wird von 18, 20, 23, 28 Jahren geredet, aber von 50 an heißt es 50, 60, 70 und darüber. (Selbst Joh. Marienwerder, ohne Zweifel ein hochgebildeter Mann, sagt nur, daß er 50 Jahre und darüber sei.)

[16]) Eine ſolche Fruchtbarkeit läßt unſchwer begreifen, daß die eben erſt begründeten deutſchen Dörfer in Preußen ſchon nach einer Generation durch eine lebhafte Binnenwanderung ihren Bevölkerungsüberſchuß weiter ſenden mußten.

[17]) Nieborowski, S. 195 f.

[18]) In dem Schrifttum über die Selige Dorothea wird er ſtets Adalbert genannt. Das dürfte aber nur ein literariſcher Name ſein. In Wirklichkeit wird der Mann ſich üblicherweiſe Albert oder Albrecht genannt haben. Man kann ihn daher ohne Bedenken mit dem Albert Gladiator identifizieren, der nach Rühle, S. 69, in einem Handwerker-Zinsbuche der Rechtſtadt Danzig von 1380/88 vorkommt. Dann wäre vielleicht auch der Arnold Olbrechts oder Albrechts in Montau, der in den Ordens-Rechnungsbüchern von 1399—1404 vorkommt, irgendwie mit ihm in verwandtſchaftliche Beziehung zu bringen.

[19]) Rühle, S. 70.

[20]) Nieborowski, S. 15, 208.

[21]) Ebda., S. 219.

[22]) Ebda., S. 194 f.

[23]) Ebda, S. 66. Es iſt zweifelhaft, ob Nieborowski den Namen richtig geleſen hat. Sein Buch enthält viele Leſefehler.

Nachfahrentafel

des Wilhelm Swartze, Bauern in Montau

I	II	III	IV
Wilhelm Swartze * in Holland † in Montau 1357 ∞ Montau um 1339:	Tochter * Montau	Kinder	
	Tochter * Montau	Kinder	
	Tochter * Montau	Kinder	
	Tochter * Montau	Kinder	
	Wilhelm * Montau † Montau vor 1404: ∞ Gertrud * 1354	Kinder	
Agathe, Tochter dortiger Einwohner † Montau 1397/1401	Dorothea * Montau 1347.2.6 † Marienwerder 1394.6.25 ∞ Montau 1363: Adalbert (Albrecht), Schwertfeger in Danzig † Danzig 1390 April	Agathe * Danzig um 1364 † vor 1404 ∞ N. N.	N. N. Klausnerin in Oliva
		Arnold Albrechts (?) 1399–1404 Bauer in Montau	
		Elisabeth (?) † vor 1404	
		5 Kinder † vor 1404	
		Gertrud * Danzig 1381 Nonne in Kulm 1404	
	Sohn * Montau	Kinder	
	Sohn * Montau	Kinder	

Insgesamt 50 Kinder

Rheinisches Steinzeug in Elbinger Bodenfunden

Von Helene Nengebauer

Bis auf den heutigen Tag ist Prof. Ehrlichs im Jahre 1917 erschienene Abhandlung „Keramische und andere ordenszeitliche Funde in der Stadt Elbing und in der Elbinger Umgegend“[1]) eine der grundlegenden Schriften über die mittelalterliche Keramik geblieben.[2]) Unter den bis zum Erscheinungsjahr der Abhandlung vorliegenden Bodenfunden hatte Ehrlich eine Anzahl Gefäße und Gefäßscherben als Fremdlinge unter der einheimischen Tonware erkennen und den Nachweis erbringen können, daß es sich bei diesen Stücken um eingeführtes rheinisches Steinzeug handelte. Ehrlich kannte 1917 folgende Fundorte rheinischer Scherben:

1. Löwenthalsches Warenhaus in der Wasserstraße (heute Kaufhaus am Elbing)
2. Hof der Städtischen Mädchenschule (heute Agnes Miegel-Schule)
3. Ordenshof Vogelsang, Frische Nehrung[3]).

Seit dem Jahre 1917 haben sich die Fundstellen rheinischen Steinzeugs in Stadt- und Landkreis Elbing fast vervierfacht. Bei einer erneuten Durchsicht der alten Funde vom Kaufhaus am Elbing und vom Hof der Agnes Miegel-Schule konnten Museumskonservator Pahnke und ich mehrere Einzelscherben zu größeren Wandungsstücken zusammenfügen und in mehreren Fällen die alten Gefäßformen mit Hilfe von Gips wiederherstellen. Die große Zahl rheinischer Scherben in Elbinger Bodenfunden berechtigt dazu, ihnen einige Zeilen zu widmen, die gleichzeitig als Geburtstagsgeschenk für Prof. Ehrlich, den ersten Bearbeiter dieser Funde in Westpreußen, gedacht sind.

Rheinisches Steinzeug bildet im weiten Gebiet der Keramik eine unverkennbare Sondergruppe mit einer eigentümlich reizvollen Entwicklung.[4]) Seine Anfänge verlieren sich im Dunkel frühgeschichtlichen Handwerks und sind nur an wenigen Orten, z. B. in Siegburg, etwas näher faßbar. Im Spätmittelalter wird dieses Gewerbe in vielen rheinischen Orten wie Köln, Frechen, Raeren, Siegburg, später auch im Westerwald dank technischer Fertigkeiten und überragender Begabung einiger Handwerkergeschlechter zur wirklichen Kunst, die wunderschöne Stücke von

erlesenem Geschmack und bleibendem Wert hervorgebracht hat. Unter Hunderten von mittelalterlichen Scherben wird man jene feine rheinische Ware an ihrem hellgrauen oder gelblichweißen Ton herausfinden. Sie sind bräunlich oder blaugrau glasiert und so klingend hart gebrannt, daß Stahl sie nicht ritzen kann und daß sie vollständig wasserundurchlässig und säurefest sind.

Die folgende Aufstellung stellt eine Bestandsaufnahme sämtlicher Funde rheinischen Steinzeugs in Stadt- und Landkreis Elbing dar.[5])

Ordensschloß

Schrifttum: Ehrlich, Keram. Funde S. 15 ff. — Derf., Germanen-Erbe 1937, Heft 2, S. 63 f.

Im Jahre 1914 wurden bei Ausschachtungsarbeiten auf dem Gelände der Mädchen-Mittelschule, jetzt Agnes-Miegel-Schule, umfangreiche ordenszeitliche Mauerreste entdeckt. Sie gehörten zu einem der Keller des Elbinger Ordensschlosses. Bei Freilegung dieses Kellers wurden u. a. Reste rheinischer Gefäße gefunden. Seit 1936 werden fortdauernd Ausgrabungen auf dem Gelände des Schlosses vorgenommen. Auf dem Hofe der Agnes Miegel-Schule (AM) wurden zwei mittelalterliche Hofpflaster, zwei ordenszeitliche herdähnliche und ein wohl jüngerer Sockel und Reste eines Fachwerkbaues freigelegt. Auf dem Schulhof der Städtischen Handelslehranstalten in der Kalkscheunstraße (KS) wurden starke, aus Feldsteinen und Mörtel erbaute Mauern entdeckte. An beiden Fundstellen wurden in den mächtigen Schuttschichten Reste rheinischer Gefäße gefunden.

Ausgrabung 1914:

Ein Boden eines Kruges, Hohlfuß, Bodenrand gelappt durch Daumeneindrücke, unglasiert, Ton gelblichweiß.

Ein Boden mit einem Teil der Wandung des schlanken Kruges, Hohlfuß, gelappter Bodenrand durch Daumeneindrücke, die Wandung durch flache Rillen verziert, unglasiert, Ton grau.

Ein halber Gefäßboden mit einem Stück der Wandung, Hohlfuß, gelappter Bodenrand, Wandung durch flache Rillen verziert, unglasiert, Ton grau.

Vier Wandungsscherben desselben dickwandigen, eiförmigen Kruges, Verzierung durch breite flache Rillen, die auf der Schulter verschwinden und zwei Reihen von aufgelegten Rosetten in regelmäßigen Abständen voneinander, mit je sieben kleinen Buckeln, rötlichbraune Glasur, stellenweise aussetzend, Ton weißlichgrau (Inv. Nr. 4005,1).

Ein größeres Randstück mit steilem, schlanken, durch flache Rillen verzierten Hals, aufgesetztem bandförmigen, gekehltem Henkel und glatter Schulter, unglasiert, Ton gelblichgrau (Inv. Nr. 4005,2).

Ein aus mehreren Scherben zusammengesetzter und ergänzter birnenförmiger Krug mit steilem aber niedrigem, durch Flachrillen verziertem Hals, glatter Schulter, Bauch mit nach dem Fuß zu schwächer werdenden Flachrillen, Hohlfuß, gewellter Bodenrand, nur stellenweise rötlichbraun glasiert, besonders die Schulter gelbbraun gesprengelt, Ton gelblichweiß (Taf. XXXIX, b; Inv. Nr. 4005,1 u. 2).

Ein aus mehreren Scherben zusammengesetzter eiförmiger, sehr schlanker Henkelkrug, sehr hoher schlanker, mit flachen Rillen versehener Hals, bandförmiger, gekehlter, am Hals sitzender Henkel, glatte Schulter, mit flachen Rillen versehener Bauch, auf einer Seite

gelblich durch starke Hitzwirkung, unglasiert, Ton grau (Taf. XL, a); ergänzt gezeichnet; Inv. Nr. 4005,1 und 2).

Ein Wandungsscherben mit Schulter und Halsansatz, Hals mit flachen Rillen und abgesetzt, Schulter glatt, von der Hitze hellgelblich bis bräunlich, unglasiert, Ton grau.

Ein kleiner dünner Wandungsscherben eines steilwandigen Gefäßes, Rillenverzierung, gelblichgrau, unglasiert, Ton weißlichgrau. (Inv. Nr. 4005,12; Fundangabe: Graben I unter dem Pflaster über der Mauer.)

Ein Boden mit einem Rest der Krugwandung, Hohlfuß, durch Daumendruck gewellter Bodenrand, Wandung mit ganz flachen Rillen, unglasiert, Ton grau.

Ein größeres Randstück mit hohem steilen Hals, flachen Rillen und aufgesetztem, bandförmigen, gekehlten Henkel, Schulter glattwandig, Bauch mit flachen Rillen verziert, unglasiert, Ton gelblichweiß.

Ein aus zwei Scherben zusammengesetzter halber Henkelkrug. Steiler, durch eine scharfe Leiste ungleich halbierter Hals mit oberem Henkelansatz, Hals ohne Rillen, Henkel bandförmig und gekehlt, Schulter und Bauch fast kugelförmig mit flachen Rillen, Henkelseite rotbraun glasiert, die andere unglasiert, Ton grau (Abb. 2).

Eine Hälfte eines senkrecht von Hals bis Fuß durchgebrochenen weitbauchigen Henkelkruges, der Hals mit unregelmäßig verlaufenden tiefen Rillen, der abgeplatzte Henkel saß in der Mitte des Halses und der glattwandigen Schulter auf, Bauch mit flacheren Rillen, die sich nach dem Fuß zu verlieren, Hohlfuß, durch Daumendruck gewellter Bodenrand, unglasiert, Ton grau. (Taf. XXXIX, a; Inv. Nr. 4008,1.)

Ausgrabung 1936:

Ein kleiner gebogener Wandungsscherben mit aufgedrückten Rosen, die durch eingeritzte Linien zur Rosenranke verbunden sind, weiß, glasiert, Ton weißlich (Eing. Nr. AM 27; Fundangabe: Verbindung zwischen Graben IV und VII).

Ein kleiner gebogener Wandungsscherben mit flacher Rillenverzierung, unglasiert, Ton grau (Eing. Nr. AM 37; Fundangabe: Graben IV, westl. Erweiterung).

Ein Wandungsscherben mit breit gestellten flachen Rillen, unglasiert, Ton gelblichweiß (Eing. Nr. AM 43; Fundangabe: Graben VII, über dem Pflaster).

Ein halber Gefäßboden mit einem größeren Stück der dicken Gefäßwandung; Hohlfuß mit durch Daumeneindrücke gelapptem Bodenrand, Wandung durch flache Rillen verziert, stellenweise rötlichbraun glasiert, sonst grau, Ton weißlichgrau (Eing. Nr. AM 67; Fundangabe: Graben III).

Ein Wandungsscherben, wahrscheinlich von einer Kanne mit Fries, Schulterteil mit gekerbtem Netzmuster und blau ausgefüllten Hohlkehlen, blaugrau, glasiert, Ton weißlichgrau (Eing. Nr. AM 72).

Ein Stück eines umfangreichen Gefäßbodens, Hohlfuß, durch Daumeneindrücke gelappter Bodenrand, nur an wenigen Stellen rötlichbraun glasiert, sonst grau, Ton gelblichgrau (Eing. Nr. AM 73).

Ein kleiner gebogener, glatter Wandungsscherben, unglasiert, Ton gelblichgrau (Eing. Nr. AM 77).

Ein kleiner Randscherben mit glattwandigem, steilen Hals, an dem der jetzt abgeplatzte Henkel saß, dicht am Rande eine Rille, hellbraun glasiert, Ton gelblichgrau (Eing. Nr. AM 114; Fundangabe: Graben VIII, unter dem Pflaster).

Ein kleiner dicker gebogener Wandungsscherben, glattwandig, hellbräunlich durch Hitzeeinfluß, unglasiert, Ton weißlich (Eing. Nr. KS I).

Ein Wandungsscherben mit einem Teil des abgesetzten Halses und der Schulter, Hals mit flachen Rillen, Schulter glatt, matte hellbräunliche, stellenweise verblassende Glasur, Ton gelblichweiß.

Ein Wandungsscherben eines weitbauchigen Gefäßes, glattwandig bis auf eine einzelne flache Rille; erhalten ist anscheinend die Hälfte eines runden Stempelabdrucks, der mitten in der Wandung sitzt. Er enthält in einem Mittelkreis eine Beschriftung, von der der letzte Buchstabe M noch erhalten und eine Umschrift, von der die Buchstaben . . . NAU noch zu entziffern sind. Hellbräunlich glasiert, Ton gelblichweiß (Eing. Nr. KS IV; Fundangabe: bei Mauer III).

Ein Randscherben eines Kruges mit bandartigem, eingekehlten Henkel, der hohe, steile Hals mit kräftigen engen Rillen verziert; bis auf wenige Stellen gelbbräunlich glasiert, Ton gelblichgrau (Eing. Nr. KS VIII).

Ein bandförmiger, leicht gekehlter Henkel, bläulichgrau, glasiert, Ton grau (Eing. Nr. KS IX; Fundangabe: am Südende von Mauer I).

Hälfte des Frieses einer Wappenkanne. Auf dem blauen Untergrund mit Weinrankenmuster zwei aufgesetzte Medaillons mit Wappen. Nach freundlicher Auskunft von Herrn Oberstleutnant Dr. von der Oelsnitz-Königsberg handelt es sich bei dem einen Wappen (Taf. XXXIX, o) um das des Königs Johann III. von Schweden (1568—1592). Es trägt die erläuternde Beschriftung KVNICK N SVEDEN mit der Jahreszahl 1583 zu beiden Seiten des Schildes. Das 2. und 3. Feld des Wappens ist ungenau gezeichnet, im Herzschild erscheint statt der Korngarbe der Wasa „ein Monstrum, welches wie eine antike Lampe mit hohem Untersatz" aussieht (Dr. von der Oelsnitz). Das zweite Wappen (Taf. XXXIX, n) zu deuten, ist bis jetzt noch nicht möglich gewesen: es hat einen „ausgesprochen rheinischen Typ" (Dr. von der Oelsnitz). Grau auf blau, glasiert, Ton grau (Eing. Nr. KS XI; Fundangabe: Nordostecke).

Ein Randscherben eines fast steilwandigen Kruges, Hals mit flacher Rillenverzierung, bandförmiger, gekehlter Henkel, Schulter glatt, unglasiert, Ton weißlichgrau.

Ein kleiner Wandungsscherben mit flachen Rillen, hellbräunlich, glasiert, Ton weißlichgrau (Eing. Nr. XV; Fundangabe: Nordostecke).

Ein gebogener Wandungsscherben eines weitbauchigen Gefäßes mit einem Stück eines querlaufenden aufgedrückten Bandes, darinnen eine fortlaufende aufgelegte Rosenranke, hellbraun glasiert, Ton grau (Eing. Nr. KS XVII; Taf. XXXIX, i).

Ein halber Bodenscherben mit Hohlfuß und durch Daumeneindrücke gelapptem Bodenrand, durch Hitzeeinfluß gelbgraue Oberfläche, unglasiert, Ton grau (Eing. Nr. KS XXIII).

Ein Randscherben einer weißen Kanne, am steilen Hals eine Leiste, Rillen und ein Teil eines aufgelegten Bandes mit einer Maske und Arabesken, auf der Schulter der Beginn der Netzmusterung, weiß glasiert, Ton weißlich (Eing. Nr. KS XXVII; Taf. XXXIX, g).

Ein Bodenscherben eines schlanken, flach gerillten Kruges, Hohlfuß. Der Bodenrand mit vermutlichen Daumeneindrücken ist abgeplatzt, unglasiert, Ton weißlichgrau (Eing. Nr. KS XXIX).

Ein Wandungsscherben eines weitbauchigen, glattwandigen Gefäßes, unglasiert, Ton weißlichgrau.

Ein Randscherben eines steilen Halses, dessen scharfe Rillen nach dem Rande zu immer enger gestellt sind, unglasiert, Ton weißlich (Eing. KS XXXIII).

Ein Scherben eines Kannenfrieses mit Rillen und dicker, gekerbter, oberer Friesliste, und grau gesprenkelt, glasiert, Ton grau (Eing. Nr. KS XXXVI).

Ein Wandungsscherben eines Kruges, Leisten und eine blau ausgefüllte Rille, darunter Arabesken, graublau, glasiert, Ton grau (Eing. Nr. KS XXXVIII).

Ein Randscherben mit einer grauen Leiste und einer blau gefüllten Rille, darunter am Hals ein Reliefband mit einem erhaltenen Medaillon, darinnen das Brustbild eines Mannes mit einer Krone auf dem Haupt, rechts die Zahl 2, links die Zahl 3, blau auf grau, glasiert, Ton weißlichgrau (Eing. Nr. KS L; Fundangabe: Mauer III).

Ein Randscherben mit leicht gebogenem hohen Hals und ganz flachen breiten Rillen, am Schulteransatz abgebrochen, unglasiert, Ton gelblichweiß (Eing. Nr. KS XLII).

Ein Boden einer Kanne mit einer umlaufenden eingekerbten Leiste und einer blau ausgefüllten Rille, blaugrau, glasiert, Ton weißlich.

Ein steiler Wandscherben eines Kruges, darauf erhalten ein halber Renaissanceschild mit Schachbrettmuster, grau auf blau, glasiert, Ton weißlich.

Ein Randscherben mit einer grauen Leiste und Rillen, dabei zwei flache blau ausgefüllt, graublau, glasiert, Ton weißlichgrau.

Ein gebogener Wandungsscherben mit einem Band, darauf Rillen von aufgelegten Pudelköpfen im Zickzack verlaufen. Die grauen Pudelköpfe liegen auf dem blauen Band, dieses auf violettem Grund; glasiert, Ton weißlich.

Ein gebogener Wandungsscherben mit einem im Bogen verlaufenden Band von schräg gerippten Rosetten, grau auf blau, glasiert, Ton weißlich.

Ein gebogener Wandungsscherben mit eingeritzten Arabesken und gekerbter Leiste, blaugrau, glasiert, Ton gelblichweiß.

Ein Scherben eines Kannenfrieses mit Rillen und dicker gekerbten oberen Friesleiste, darunter im Rundbogen stehend zwei wilde Männer. Über diesen die Beschriftung: LVCERN. Blaugrau, glasiert, Ton weißlichgrau (Taf. XL, e).

Ein gebogener Wandungsscherben mit gleichmäßig nebeneinandergesetzten, aufgelegten spitzovalen Medaillons, grau auf blau, glasiert, Ton gelblichweiß.

Ein dünner Wandungsscherben eines glattwandigen Gefäßes, teilweise bräunlich glasiert, Ton grau.

Ein dicker Wandungsscherben eines grobtonigen Gefäßes, wenige flache Rillen, unglasiert, Ton gelbgrau.

Ein steiler Wandungsscherben mit Leisten und Rillen, auf blauem Untergrund zwei Reihen mittelgroße in regelmäßigen Abständen zueinander aufgelegte Rosetten, graublau, glasiert, Ton weißlichgrau (Eing. Nr. KS LXXXI; Taf. XXXIX, m).

Ausgrabung 1938:

Ein Wandungsscherben mit Teilen von Hals und Schulter. Durch eine breite, tiefe Rille abgesetzt, steiler Hals mit enggestellten kräftigen Rillen, Schulter mit flacheren, breiteren Rillen, deutet auf eine ziemlich steile Wandung des Gefäßkörpers, unglasiert, Ton grau.

Dreierker-Tor

Bei Verbreiterung und Neupflasterung der Schichaustraße im Herbst 1936 stieß man auf die Fundamente des Dreierkertores. Beim Freilegen der Mauerreste traten mittelalter-

liche und frühneuzeitliche Schuttschichten zutage, in denen u. a. Scherben rheinischer Gefäße gefunden wurden. Bemerkenswert ist, daß aus der tiefsten Ausschachtung unter der Bogenbrücke rheinische Scherben der älteren unglasierten Art gefunden wurden, indessen die glasierte graublaue Ware aus den oberen Schuttschichten stammt.

Aus der tiefen Ausschachtung unter der Bogenbrücke (Eing. Nr. K 17): Ein Bodenscherben mit hohlem Fuß und durch Daumeneindrücke gewelltem Bodenrande, unglasiert, Ton gelblichgrau.

Ein Wandungsscherben mit flachen Rillen, unglasiert, Ton gelblichgrau.

Ein Randscherben, wahrscheinlich zu einer Schale oder einem weitmündigen Gefäß gehörig, glatte Wandung, unglasiert, Ton gelblichgrau.

Aus der ganzen Ausschachtungsgrube:

Eing. Nr. K 2.

Ein halbes Bodenbruchstück einer Kanne, mehrere enge und eine breite Rille, blaugrau, glasiert, Ton gelblichweiß.

Ein breiter Wandungsscherben, mehrere enge und zwei breite flache Rillen, ein Band von zierlich kleinen Röschen mit strahlenförmigen kleinen Sonnen abwechselnd, blaugrau, glasiert, Ton weißlichgrau.

Ein Wandungsscherben, glattwandig, braungrau gesprenkelt, glasiert, Ton gelblichgrau.

Ein Wandungsscherben, glatte Wandung mit nur zwei Rillen in 2 Zentimeter Abstand voneinander, blaugrau gesprenkelt, glasiert, Ton grau.

Ein größerer Randscherben eines weitbauchigen Gefäßes, dessen Hals mit Leisten und Rillen verziert ist, Schulter und Bauch zieren in regelmäßigen Abständen gefurchte aufgesetzte Stengel, die in Pudelköpfen endigen, grau auf blau, glasiert, Ton weißlichgrau. (Taf. XXXIX, l). Zu demselben Gefäß gehört noch ein kleineres Randstück aus Eing. Nr. K 4.

Ein kleiner Bodenscherben mit grauen und blau ausgefüllten Rillen, glasiert, Ton grau

Eing. Nr. K 3.

Ein Bodenscherben mit senkrechter glatter Wandung, hellrötlichgelb, matt glasiert, Ton weißlich.

Ein Wandungsscherben eines schlanken Kruges mit einem durch eine scharfe schmale Leiste abgesetzten steilen Hals. Der Unterteil des Gefäßes ähnelte in der Form wahrscheinlich dem Gefäß Taf. XL, a. Der Hals ist glatt, der Bauch mit engstehenden kräftigen Rillen verziert; schmutziggrau, unglasiert, Ton grau.

Ein Randscherben mit steilem Hals, einer Leiste und zwei Rillen, einem umlaufenden Band von aufgelegten Dreiecken, die je ein kleines Herz enthalten; graublau, glasiert, Ton weißlichgrau.

Ein Wandungsscherben eines steilwandigen Kruges mit in regelmäßigen Abständen aufgelegten Rauten, die einen Rahmen für schräggerippte Rosetten bilden, grau auf blau, glasiert, Ton gelblichgrau (Taf. XXXIX, k).

Eing. Nr.: K 4.

Ein kleiner Randscherben, dessen Hals mit Leisten und Rillen verziert ist, graublau, glasiert, Ton weißlichgrau. (Gehört mit dem beschriebenen größeren Randscherben [Eing. Nr. K 2] zu demselben Gefäß.)

Ein kleiner Bodenscherben, dessen Fuß durch eine breite Rille von der Wandung abgeschnürt ist; ein schmales erhaltenes Stück der Wandung zeigt Hohlkehlen, grau und blau gefleckt, glasiert, Ton grau.

Ein Wandungsscherben eines weitbauchigen Gefäßes, glattwandig, grau und braun gesprenkelt, glasiert, Ton grau.

Eing. Nr.: K 7.

Ein halbes Bodenbruchstück (wahrscheinlich eines Trinkkruges) mit unterem schneckenförmig eingerollten Henkelansatz, verziert mit zwei tiefen blauen Rillen, eingeritzten Akanthusblättern und Eidechsen, unter einer derselben die Zahl 262, blaugrau, glasiert, Ton gelblichweiß.

Streufunde 1936:

Ein Wandungsscherben eines weitbauchigen Gefäßes mit verschlacktem, z. T. abgebrochenen Henkel, glattwandig, rechts und links vom Henkel ein bogig verlaufendes Band von engen, unregelmäßig eingeritzten und violett ausgefüllten Rillen, gelb und grau gesprenkelt glasiert, Ton gelblichweiß.

Zwei Wandungsscherben desselben bauchigen Gefäßes, glattwandig, grau, glasiert, Ton gelblichgrau.

Ein Bodenscherben mit einem erhaltenen Stück der Wandung, flache breite Rillen, mit rötlichbraunen Glasurflecken auf graugelblicher Wandung, hohler Fuß und durch Daumeneindrücke gewellter Bodenrand, Ton weißlichgrau.

Zwei Wandungsscherben desselben Gefäßes, glattwandig, verziert mit dick aufgelegten Blattranken, blau auf grau, glasiert, Ton grau.

Zwei Wandungsscherben eines größeren Kruges; erhalten sind u. a. zwei Bogen eines Soldatenfrieses, blaugrau, glasiert, Ton weißlichgrau (Taf. XL, b).

Ein kleiner Wandungsscherben mit einer durch Kerbschnitt verzierten Leiste und der Hälfte einer größeren aufgestempelten Rosette, grau auf blau, glasiert, Ton grau.

Ein Wandungsscherben einer Kanne, wahrscheinlich mit figürlichem Fries, dessen Reste nicht mehr gut zu klären sind, und mit Hohlkehlen versehener Schulter, braun gesprenkelt glasiert, Ton grau.

Ein Randscherben mit steilem Hals, einer Leiste und grauen und blau ausgefüllten Rillen, glasiert, Ton weißlichgrau.

Ein Wandungsscherben eines steilwandigen Gefäßes mit einem Teilstück einer aufgelegten Arabeske, grau auf violett, glasiert, Ton weißlichgrau.

Ein Wandungsscherben, wahrscheinlich einer Frieskanne mit einer dicken in Tannenzweigmuster gekerbten Leiste, blau ausgefüllten Rillen und dem Rest eines Netzmusters, graublau, glasiert, Ton grau.

Ein kleinerer Wandungsscherben, auf blauem Untergrund eine große aufgelegte graue Rosette, glasiert, Ton gelblichweiß.

Ein größerer Randscherben, seiner steilen Wandung zufolge zu einem zylinderförmigen Gefäß gehörend, violetter Rand, darunter ein Band von aufgelegten violetten Rauten und dazwischengesetzt und mit ihren Spitzen zueinandergekehrt blaue Herzen, unterhalb des Bandes beginnt eine eingeritzte Flächenmusterung, manganviolett und blau auf grau, glasiert, Ton weißlichgrau (Taf. XL, d).

Ein Randscherben mit einer Leiste, weißen und blau ausgefüllten Rillen, auf der Schulter Beginn der Verzierung, erhalten ist ein Pudelkopf, weißblau, glasiert, Ton weißlich.

Ein Randscherben eines zylindrischen Gefäßes, Leisten und Rillen, davon zwei bandartige blau ausgefüllt, blaugrau, glasiert, Ton weißlich.

Ein kleiner Wandungsscherben, auf blauem Untergrund ein aufgelegtes graues Herz, glasiert, Ton weißlichgrau.

Ein kleiner Wandungsscherben, graue und blaue Hohlkehlen, glasiert, Ton weißlichgrau.

Ein gebogener Wandungsscherben, auf blauem Untergrund eine zur Hälfte erhaltene Maske und eine Rosette, grau auf blau, glasiert, Ton weißlichgelb.

Ein gebogener Wandungsscherben mit drei engstehenden Leisten und Arabesken, grau auf blau, glasiert, Ton weißlichgrau.

Ein gebogener Wandungsscherben mit breiten, blau ausgefüllten Hohlkehlen, dazwischen ein Band mit eingeschnittenen kleinen Herzen und Knöpfen, graublau, glasiert, Ton grau.

Hohe Brücke

Beim Neubau der Hohen Brücke 1925 wurden aus dem Schlamm des Elbingflusses zahlreiche Funde ausgebaggert und vom Städt. Tiefbauamt dem Städt. Museum überwiesen.

Rheinischer Art sind folgende Funde:

Ein kleiner, birnenförmiger Henkelkrug mit hohem, steilen, durch flache Rillen verzierten Hals, bandförmiger, gekehlter, in der Mitte des Halses und der glatten Schulter aufsitzender Henkel, Bauch bis zum Fuß mit flachen Rillen versehen, Hohlfuß, gewellter Bodenrand, eine Seite rötlichbraun glasiert, die andere Hälfte unglasiert, nur von der Hitze getönt, Ton gelblichweiß (Taf. XXXIX, e; Inv. Nr. 3466 c).

Ein Wandungsscherben eines dünnwandigen, sehr schlanken Henkelkruges. Der an dem sehr schlanken, sich verjüngenden Hals sitzende Henkel ist abgeplatzt, Hals mit flachen Rillen verziert, Hals und Schulter trennt eine schmale Leiste, Schulter und Bauch sind glattwandig, rötlichbraune Glasur, die stellenweise aussetzt, Ton weißlichgelb (Inv. Nr. 3520 a).

Ein Bodenscherben desselben Kruges, Hohlfuß, Bodenrand gelappt durch Daumeneindrücke, nur stellenweise rötlichbraune Glasur (Inv. Nr. 3520 b).

Ein Randstück eines Henkelkruges; schlanker, steiler Hals mit flachen Rillen, am Hals sitzt der bandförmige, leicht gekehlte Henkel, unglasiert, Ton weißlichgelb (Inv. Nr. 3531.).

Kaufhaus am Elbing

Schrifttum: Ehrlich, Keram. Funde, S. 11 ff.

Beim Erweiterungsbau des früheren „Warenhauses Löwenthal" an der Wasserstraße wurden 1914 in mittelalterlichen Abortanlagen zahlreiche Gefäße gefunden. Rheinisch sind:

Ein Boden eines Kruges, Hohlfuß, Bodenrand gewellt durch Daumeneindrücke, nur stellenweise rötlichbraun glasiert, Ton gelblichweiß (Inv. Nr. 1492).

Ein Randscherben mit vollständig erhaltenem Hals und Henkel eines ziemlich steilwandigen Kruges. Hals mit scharfen, enggestellten Rillen verziert, Bauch mit breiteren flachen Rillen; der bandförmige, gekehlte Henkel ist an Hals und Schulter angesetzt; unglasiert, Ton grau (Inv. Nr. 1538,19).

Ein am Hals beschädigter schlanker, fast steilwandiger Krug, Hals durch eine scharfe Leiste abgesetzt, das ganze Gefäß mit nach dem Fuß zu breiter werdenden flachen Rillen verziert, Hohlfuß, Bodenrand durch Daumeneindruck gewellt, unglasiert, Ton grau (Taf. XXXIX, d; Inv. Nr. 1544).

Ein birnenförmiger Henkelkug mit niedrigem, sich verjüngenden Hals. Dieser ist durch eine Rille abgesetzt, bandförmiger, gekehlter Henkel, glattwandige Schulter, Bauch mit nach dem Fuß tiefer werdenden Rillen verziert, Hohlfuß, gewellter Bodenrand, Henkel und eine Seite des Kruges sind rötlichbraun glasiert, die andere Hälfte ist unglasiert, Ton gelblichweiß (Taf. XXXIX, c; Inv. Nr. 1830,35).

Ein halsloser, eiförmiger Henkelkrug, der Henkel ging mit dem Hals verloren, sein Ansatz auf der Schulter bezeugt sein einstiges Vorhandensein, glatte Schulter, Bauch mit scharfen, enggestellten, sehr regelmäßig verlaufenden Rillen verziert, die sich im Ablauf verlieren, Hohlfuß, durch Daumeneindruck gelappter Bodenrand, eine Seite des Kruges ist rötlichbraun glasiert, die andere Seite blieb unglasiert gelblichgrau, Ton gelblichweiß (Taf. XXXIX, f; Inv. Nr. 1830,36).

Neustädtische Wallstraße

Beim Abtragen des nach 1626 entstandenen Alten Stadtwalles wurden im Sommer 1921 im Garten des ehemals Haasbrückerschen Grundstückes Scherben aufgelesen und von Professor Dr. Semrau dem Städtischen Museum geschenkt.

Ein Randscherben mit Leisten und Rillen, davon die breiteste blau ausgefüllt, weißgrau und blau, glasiert, Ton weißlich.

Ein Wandungsscherben eines birnenförmigen Henkelkruges, dessen Henkel abgeplatzt ist, aufgedrückte Rosen und Blätter werden durch eingeritzte Linie zur Ranke verbunden, die vom Bauch des glattwandigen Gefäßes über die Schulter hinweg auch den Hals verziert, weißlich, glasiert, Ton weißlich (Inv. Nr. 3120; Taf. XXXIX, h).

Fundgelände Scharnhorststraße

Schrifttum: Ehrlich, Bruno, Germanen und Altpreußen auf dem Boden Elbings, Germanen-Erbe, Heft 9/10, 1937, S. 268 ff.

Bei Straßenbauarbeiten wurde 1936 ein altpreußisches Gräberfeld entdeckt. Bei den Ausgrabungsarbeiten, die 1937 auf dem von der Scharnhorststraße, der Nachrichten-Kaserne und der Königsberger Straße eingefaßten Gelände zur Freilegung von Siedlungen und Gräbern aus der frühgermanischen, gotischen und altpreußischen Zeit führten, wurden in und unter der heutigen Ackerschicht auch mittelalterliche Scherben, darunter auch solche rheinischer Art, aufgelesen.

Unter den Streufunden vom ganzen Gelände:

Ein Wandungsscherben eines Gefäßes mit abgesetztem Halse, mit wenigen flachen Rillen, unglasiert, Ton hellgrau bis gelb.

Fläche V (Suchgraben), östliches Viertel, im 2. Spatenstich:

Ein kleiner Wandungsscherben, graublau, glasiert, Ton gelblichgrau.

Fläche IX, Graben 2:

Ein Randscherben mit einer Leiste und mehreren Rillen, Teilmusterung einer aufgelegten Arabeske, graublau, glasiert, Ton weißlichgrau.

Zollamt (Lübecker Ufer)

Im Jahre 1914 wurden im Garten des Zollamtes mittelalterliche Scherben gesammelt und von Oberpostinspektor Kühn dem Städt. Museum übergeben. Darunter befand sich:

Ein dicker gebogener Wandungsscherben, dessen Verzierung darin besteht, daß durch Ab-

deckung oder Bestreichen mit eisenhaltigem Lehm eine in Streifen laufende gelblichbraun und braun gesprenkelte Salzglasur erzielt worden ist. Auf der Innenseite erscheint der Ton rötlich, im Bruch grau. (Inv. Nr. 4006,1).

Meislatein, Kr. Elbing

Schrifttum: Ebert, Max, Truso. Schriften der Königsberger Gelehrten Gesellschaft, Geisteswissenschaftl. Klasse, 3. Jhrg., Heft 1, 1926.

1925 wurden unter Leitung von Prof. Dr. Ehrlich und Prof. Dr. Ebert gotische und altpreußische Siedlungen ausgegraben. In Schnitt VII, dessen Tiefe nicht angegeben ist (Plan bei Ebert a. a. O. Taf. 11 unten), fand sich ein rheinischer Scherben:

Ein Wandungsscherben, am abgesetzten Hals enge Rillen, am Bauch flachere Rillen, Schulter glatt, unglasiert, Ton gelblichgrau (Inv. Nr. 3922,33).

Ober-Kerbswalde, Kr. Elbing

Beim Bau der Landstraße 1. Ordnung von Ober-Kerbswalde nach Grunau wurde im Juni 1934 gegenüber dem Gasthaus „Lahme Hand" eine ziemlich starke Kulturschicht mit ordenszeitlichen Resten, darunter einigen rheinischen Scherben, und einem wahrscheinlich neuzeitlichen Skelett ausgegraben.

In Suchgraben II:

Ein größeres Halsbruchstück und drei Wandungsscherben eines schlanken Henkelkruges mit leicht abgesetztem, steilen Hals; der Unterteil des Gefäßes ähnelt wahrscheinlich dem Gefäß Taf. XXXIX, d. Der Hals ist mit engstehenden kräftigen Rillen verziert, der Bauch ist flach gerillt, der unterhalb des Halses ansetzende Henkel ist leicht gekehlt. Unglasiert, Ton weißgelb (Abb. 1).

Ein Wandungsscherben, rillenverziert, unglasiert, Ton gelblichweiß.

Ein kleiner Wandungsscherben, am Halsansatz eine schwache Leiste, Hals gerillt, unglasiert, Ton weißlichgelb.

Aus einer „mit Ziegeln durchsetzten Schuttschicht" in der Nähe der ersten Fundstelle wurden von einem Schüler zahlreiche ordenszeitliche Scherben und Knochen geborgen und dem Städt. Museum abgeliefert. Darunter befand sich:

Ein Randscherben mit Henkel, Hals kräftig gerillt, Henkel gekehlt, tiefbraun, glasiert, Ton grau.

Vogelsang (Frische Nehrung), Kr. Danziger Niederung

Schrifttum: Müller Traugott, Der Ordenshof Vogelsang (Frische Nehrung), Elb. Jahrb. Heft 1, 1919/20, S. 215 ff. — Ehrlich, Keram. Funde a. a. O. S. 17 f.

Seit Auffinden der Reste des Ordenshofes Vogelsang auf der Frischen Nehrung (ehemals zum Landkreis Elbing, jetzt zum Gebiet der Freien Stadt Danzig gehörig) ist, sobald vom Wind Kulturschichten freigeweht worden waren, die Stelle immer wieder besucht oder untersucht worden. Bei Besuchen in den Jahren 1874, 1915 und 1936 wurden Scherben rheinischen Steinzeugs aufgelesen.

Lesefund 1874 (Dr. Anger):

Ein Wandungsscherben mit flachen Rillen, unglasiert, Ton gelblichgrau..

Ein Wandungsscherben mit engen flachen Rillen, unglasiert, hellbräunlichgrau, Ton gelblich grau (Inv. Nr. 49,2).

Lesefund 1915 (Prof. Dr. Müller):
Ein Wandungsscherben mit flachen Rillen, hellbraun, mattglasiert, Ton gelblichgrau (Inv. Nr. 1007,3).

Ein Randscherben, dessen steiler Hals mit flachen Rillen versehen ist, unglasiert, Ton gelblichweiß (Inv. Nr. 1007,8).

Ein Wandungsscherben mit abgesetztem Hals, enge, flache Riefen, durch Hitzeeinfluß bräunlich-gelb, unglasiert, Ton gelblichgrau (Inv. Nr. 1007,17).

Ein kleiner Wandungsscherben, blaugrau, eingeritztes Muster, glasiert, Ton weißlichgrau (Inv. Nr. 1007,28).

Ein Wandungsscherben mit flachen Rillen, unglasiert, gelblich bis hellbraun durch Hitzeeinwirkung, Ton gelblichweiß (Inv. Nr. 1007,30).

Lesefund 1936 (Prof. Dr. Müller):
Ein Bruchstück eines kleinen Henkels, leicht gekehlt, unglasiert, Ton gelblichgrau.

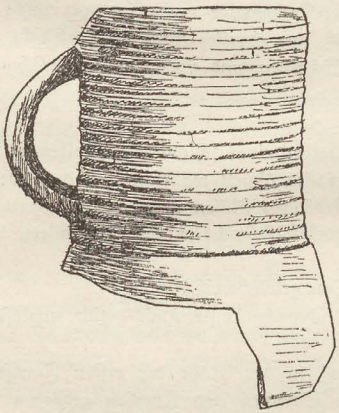


Abb. 1. Ober-Kerbswalde, Kr. Elbing
Etwa ½ nat. Gr.

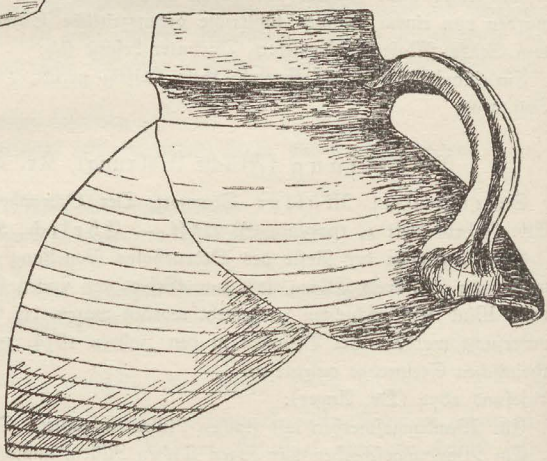


Abb. 2. Ordensschloß Elbing
Etwa ½ nat. Gr.

Bei der zeitlichen Bestimmung der Bodenfunde rheinischer Art im Elbinger Gebiet können die Angaben Ehrlichs zur Grundlage genommen werden. Auf Grund eines Vergleiches zweier durch Münzfunde zeitlich genau festgelegter Krüge des Prussia-Museums Königsberg und auf Grund eines Gutachtens von Dr. S. Loeschke hat Ehrlich einen der am Kaufhaus am Elbing gefundenen Krüge (Taf. XXXIX, c) als dem Ende des 15. Jhdts. angehörig bestimmt. Falke kennzeichnet die gewöhnliche rheinische Keramik, besonders diejenige Siegburgs, aus dem 15. Jahrh. als eine hellgraue, manchmal fast weiße schmucklose Ware, deren häufigste Vertreter schmale hohe Kännchen sind.[6]) Von diesen Kännchen mit oder ohne schmalen, bandförmig gekehlten Henkel sind im Elbinger Stadtgebiet sechs fast vollständig erhaltene Stücke gefunden worden. Sie verteilen sich auf die Fundplätze Kaufhaus am Elbing und das Elbinger Ordensschloß (Hof der Agnes Miegel-Schule). Größere und kleinere Bruchstücke dieser hellgrauen Ware, die abgesehen von der flachen Rillenverzierung und dem geknüllten Bodenrand gänzlich schmucklos ist, sind aus allen vorher angeführten Fundplätzen des Stadt- und Landkreises Elbing — ausgenommen Elbing-Neustädtische Wallstraße — in größerer Anzahl herausgekommen. Sie weisen sämtlich die schlanke, hohe Form mit nur geringen Unterschieden auf. So haben z. B. die Gefäße Taf. XXXIX, a, d, Taf. XL, a und Abb. 1 einen steilen, hohen Hals, während andere (Taf. XXXIX, b, c und Abb. 2) einen niedrigen Hals besitzen. Ein Teil dieser Gefäße ist birnenförmig, wobei die Bauchweite wechselt (Taf. XXXIX, a, f und Abb. 2), andere sind fast zylindrisch (Taf. XXXIX, d und Abb. 1). Allen sind der flache Rillenumlauf an Hals und Bauch, der hohle Fuß und der geknüllte Bodenrand eigen. Ungefähr die Hälfte dieser Funde besitzt Salzglasur, die aber das Gefäß nicht gleichmäßig überzieht, sondern nur auf der Seite der Wandung auftritt, die beim Hineinwerfen des Salzes in den Ofen dem Zugloch zugekehrt war (besonders gut erkennbar Taf. XXXIX, f). Gerade diese beginnende Glasur ist zur Zeitbestimmung vorzüglich geeignet. Die rheinischen Töpfer beginnen mit der Glasierung ihrer Töpfe in der 2. Hälfte des 15. Jhdts.,[7]) so daß also die Formenbetrachtung und die Glasur die Angaben Ehrlichs bestätigen. Es ist aber durchaus möglich, daß unter den unglasierten Scherben auch älteres Steinzeug vorhanden ist. Es gibt aber vorläufig keinen Anhaltspunkt dafür, über die Mitte des 15. Jhdts. zurückzugehen, wenn man nicht den Funden von Meislatein sowie vom Unterberg bei Marienwerder, wo Heym ein kleines Bruchstück rheinischer unglasierter Ware fand,[8]) eine größere Bedeutung zumessen will.

Der 1. Hälfte des 16. Jhdts. gehört ebenfalls eine größere Anzahl Elbinger Scherben an. Sie stammen von Krügen, die teils birnenförmig schlank, teils kugelbauchig sind. Ihre Verzierung besteht aus aufgelegten Ranken und kleinen Buckeln,

die zu Rosetten reihenweise zusammengestellt sind. Eine solche Rosettenverzierung trägt z. B. ein dickwandiger, stellenweise rötlichbraun glasierter Scherben vom Ordensschloß (Inv. Nr. 4005,1). Dasselbe Verzierungsmotiv ist auf der Schulter eines Bechers, der überdies noch aufgelegte Medaillons trägt, aus Siegburg zu finden, den Koetschau in die Mitte des 16. Jhdts. stellt.[9]) Für die aufgelegten Ranken, die in Bänder gefaßt sind oder sich über die ganze Gefäßwandung ziehen, wie es bei Scherben vom Ordensschloß (KS XVII, Taf. XXXIX, i) und vom Dreierkertor (Streufunde 1936) der Fall ist, liegen genug rheinische Vergleichsstücke aus der ersten Hälfte und der Mitte des 16. Jahrhunderts vor.[10])

In die zweite Hälfte des 16. und in den Beginn des 17. Jhdts. gehören drei Elbinger Scherben, die es verdienen, näher besprochen zu werden.

Der erste von ihnen stammt von einer Kanne mit einem Soldatenfries (Dreierkertor, Streufunde 1936; Taf. XL, b). Ein genaues Vergleichsstück für diesen Scherben ist weder bei Falke noch bei Koetschau zu finden. Auf dem Elbinger Scherben sind die Säulen für die Rundbogen anders gestaltet als bei den abgebildeten rheinischen Soldatenfrieskrügen. Auch eine der Soldatenfiguren ist auf dem Elbinger Scherben etwas abweichend gezeichnet. Am ähnlichsten sind noch zwei von Falke und Koetschau abgebildete Kannen,[11]) wobei die — vom Beschauer aus gesehen — linken Friesfiguren in der Zeichnung dem Elbinger Bruchstück am nächsten kommen. Ihre Aufeinanderfolge stimmt mit der unserer Figuren überein, die linke der beiden Soldatenfiguren auf den rheinischen Krügen ähnelt derjenigen auf dem Elbinger Scherben. Die rechte Figur des Elbinger Frieses bietet insofern eine Abweichung, als der Soldat seine Büchse nicht schräg, sondern waagerecht links geschultert trägt. Die Abweichungen im Säulenbau und in der Zeichnung der Figuren beeinträchtigen aber keineswegs die ungefähre zeitliche Gleichstellung mit den beiden angeführten rheinischen Kannen. Da beide mit der Jahreszahl 1598 gezeichnet sind, kann für den Elbinger Scherben dasselbe Alter angenommen werden.

Der zweite bemerkenswerte Scherben des 16. Jahrhunderts ist im Ordensschloßgelände gefunden (KS XI) und auf Taf. XXXIX, n, o abgebildet. Er gehört zu einer Kanne mit einem breiten Fries, dessen blauer Untergrund mit grau gefurchten Weinranken geschmückt ist. An den Enden derselben sitzen grau gestempelte Weinblätter. Den Hauptteil des erhaltenen Gefäßrestes nehmen zwei große, rundovale, graue Medaillons mit Wappen in aufgedrücktem Flachrelief ein. Das eine der beiden erhaltenen Wappen ist durch die Inschrift KVNICK N SVEDEN rechts und links vom Schild als schwedisches Königswappen besonders gekennzeichnet (vgl. S. 189). Bei diesem Medaillon ist zu beiden Seiten des Wappentuches die Jahreszahl 1583 aufgedrückt. Damit ist dieser Scherben zeitlich genau festgelegt.

Der dritte bemerkenswerte Scherben ist ebenfalls im Ordensschloß (KS LXXXI; Taf. XL, c) gefunden. Es ist der Überrest eines Kannenfrieses mit den Schweizer Kantonswappen. Die obere Hälfte des Luzerner Wappens — die beiden, sich auf den senkrecht geteilten Wappenschild des Kantons Luzern stützenden wilden Männer — ist noch erhalten. Darüber befindet sich die kennzeichnende Inschrift LVCERN. Genaue Vergleichsstücke finden wir bei Falke und Koetschau.[12]) Bei Koetschau tritt das Wappen links in das Bild, bei Falke rechts, allerdings hier im Spiegelbild stehend. Die Zeichnung der Figuren und die Beschriftung stimmen mit dem Elbinger Fundstück genau überein. Nach Falke gehören diese Kannen in den Beginn des 17. Jahrhunderts, nach Koetschau in die Zeit um 1620. Demnach kann auch der Scherben der Elbinger Kanne in den Anfang des 17. Jahrhunderts gesetzt werden.

Übrig bleibt noch eine größere Anzahl von Scherben kugel- und birnenförmiger Gefäße. Ihrer Form und auch ihrer Verzierung wegen sind sie dem 17. Jahrhundert zuzurechnen. Dafür spechen aufgedrückte Rosetten, Rauten ,Pudelköpfchen, Masken, Dreiecke, Sternchen, Herzen, Blätter und Rosen, die manchmal über die ganze Gefäßwandung verstreut, meist aber zu Bändern und Reihen in regelmäßigen Abständen angeordnet sind. Diese für das Barock kennzeichnenden Muster zeigen z. B. zwei Scherben mit Rosetten vom Ordensschloß (Taf. XXXIX, k, m), ein ebendort gefundener Scherben mit Pudelköpfchen (KS LXXXI), ferner vom Dreierkertor ein Bruchstück mit Masken (Streufunde 1936) und ein Scherben mit gefurchten Stengeln, die in Pudelköpfen enden (Taf. XXXIX, l). Manchmal werden diese in Flachrelief gehaltenen Beläge durch einige eingeritzte Linien zu Ranken oder Zickzackbändern verbunden, wie es auf dem von einem birnenförmigen Krug stammenden Scherben von der Neustädtischen Wallstraße (Taf. XXXIX, h) oder einem kleinen weißen Scherben mit aufgelegten Rosen, die durch zwei eingeritzte Linien zur Rosenranke gestaltet sind (AM 27) der Fall ist. Derartige Formen und Verzierungen zeigen eine ganze Reihe rheinischer Krüge aus dem 17. Jahrhundert, die Falke und Koetschau bekannt gemacht haben.[13])

Einige wenige in Elbing gefundene Scherben mit flach eingeritzten und eingestempelten Mustern stammen auf Grund rheinischer Vergleichsstücke aus dem 18. Jahrhundert.[14]) Hierher gehört besonders ein großer Randscherben mit scharf geritzter Flächenzeichnung, die die blaue Fläche von der grauen scharf abgrenzt (Dreierkertor Streufunde 1936; Taf. XL, d).

Zusammenfassend kann gesagt werden, daß in Elbinger Bodenfunden rheinisches Steinzeug in ganzen Gefäßen oder in Bruchstücken aus dem 15. bis 18. Jhdt. vorliegt. Die älteste Ware des 15. Jhdts. ist hellgrau bis gelblichweiß, unglasiert und unverziert. Um 1500 beginnen Glasur und Verzierung. Die Tonware des

15. und der ersten Hälfte des 16. Jhdts. zeigt im Einklang mit der Stilentwicklung im Rheinland und der gesamten mittelalterlichen Keramik streng gotische Formen und Motive. Wichtig erscheint, daß die ältere Ware, die sich auf ein knappes Jahrhundert verteilt, über die Hälfte aller rheinischen Scherben aus Elbing ausmacht, während demgegenüber die jüngere Ware, die aus mehr als zwei Jahrhunderten stammt, zahlenmäßig stark zurücktritt. Die Hauptmasse der eingeführten Ware gehört demnach noch in die Zeit der Ordensherrschaft und bezeugt wohl, daß die Einfuhr dieser Gefäße mit dem ordenszeitlichen Flandern-Handel zusammenhängt, wovon noch die Rede sein wird.

Bei einigen Elbinger Scherben ist es möglich, sie nicht nur allgemein als rheinisch zu bestimmen, sondern sie auch auf bestimmte Herstellungsorte zurückzuführen. So hat Ehrlich schon die schlanken, hellgrauen Krüge vom Kaufhaus am Elbing und die bei der Ordensschloßgrabung 1914 gefundenen Gefäßreste mit Recht als Siegburger Ware erkannt. Die Siegburger Töpfereien überstrahlten alle anderen rheinischen Werkstätten durch die Feinheit ihrer Ware.[15]) Die ältesten Funde weisen dieses Handwerk bis ins 13. Jahrhundert als bodenständig nach. Im 15. Jahrhundert waren die Siegburger Töpfer schon in einer Zunft vereint. Bald wurde die ganze Töpferei Siegburgs von vier Familien beherrscht, den Knütgen, Vlach, Zeiman und Omian. Vergleichen wir auf Grund der Ausführungen Falkes und Koetschaus die dortige Ware mit unseren Scherben, so können wir die gesamte ältere hellgraue oder gelblichweiße, unglasierte oder fleckig rötlichbraun glasierte Ware als Siegburger Herkunft bezeichnen. Siegburger Gefäße sind demnach an allen aufgeführten Fundorten mit Ausnahme der Neustädtischen Wallstraße vertreten.

Bei der Einordnung der übrigen Scherben muß nochmals auf einige der bereits genannten Gefäßscherben zurückgegriffen werden, da sie uns nicht nur für die Zeit-, sondern auch für die Herkunftsbestimmung Fingerzeige geben. Es kann dabei, da auf keinem der in Frage kommenden Scherben die Initialen eines bestimmten Meisters erhalten sind, wie es auf Renaissancekrügen des Rheinlandes oft genug vorkommt, kein bestimmter Meister, sondern im Höchstfall die Werkstatt vermutet werden. Im großen und ganzen wird es richtig sein, sich auf den Ort der Herkunft zu beschränken.

Mit Sicherheit läßt sich nur der große Friesscherben mit dem schwedischen Königswappen einer bestimmten Werkstatt zuschreiben (Taf. XXXIX, n, o). Er gehört in die Reihe der Erzeugnisse von Raeren im Kreis Eupen. Hier wurde derberer Ton gegraben als in Siegburg.[16]) Den Raerener Töpfermarkt beherrschte die viel verzweigte Familie Mennicken. Ihr genialster Vertreter, Jan Emens, überzog als erster den kräftigen grauen Ton derart mit Kobaltsmalte, daß sich aus

beiden eine harmonische Farbwirkung ergab. Einer seiner Schüler war sein Verwandter Baldem Mennicken, dessen Arbeiten bisher aus den Jahren von 1575 bis 1584 nachgewiesen worden sind. Seine besondere Erfindung sind jene furchenartig eingegrabenen Ranken, an deren Enden Weinblätter durch Stempel eingepreßt sind. Soweit sich bisher übersehen läßt, hat er aber dieses Motiv nur auf der Gefäßschulter angewandt.[17]) Erst sein Sohn Jan Baldems Mennicken hat es zu voller Wirkung gebracht und auf das Mittelstück der großen Schenkkannen zwischen Ablauf und Schulter gesetzt.[18]) Er hat auch dem Mittelteil der Kannen zwischen Schulter und Ablauf eine steile Form gegeben, im Gegensatz zu seinem Vater Baldem, der das Mittelstück rundet. Der Elbinger Wappenscherben stammt von einer Kanne mit steilem Mittelstück und zeigt darauf ein Weinrankenmotiv. Dies würde für das Entstehen in der Werkstatt des Sohnes sprechen, die Zahl 1583 auf dem schwedischen Wappen aber für eine der letzten Arbeiten des Vaters. Da die Jahreszahl zunächst als das tatsächlich Gegebene anzusehen ist, müssen wir den Kannenscherben noch der Werkstatt des Baldem Mennicken zuschreiben, wenn auch der Einfluß seines Sohnes sich in einigen Einzelheiten schon bemerkbar zu machen scheint. Es besteht auch noch die Möglichkeit, daß Patrize und Matrize dieser Kanne des Baldem Mennnicken in der Werkstatt vorhanden waren und noch zu Zeiten des Sohnes verwendet worden sind. Dann wäre die Jahreszahl keine echte Datierung und haftete nur der verwendeten Form an. Auf jeden Fall ist die Herkunft aus dieser Raerener Werkstatt sicher.

Um 1590 wanderten Künstler aus den bekanntesten Kunstöpfereien Siegburgs und Raerens nach dem Westerwald. Durch die von ihnen begründeten Werkstätten hob sich das schon vorher bestehende Westerwälder Töpferhandwerk zum Kunstbetrieb.[19]) Da sie Formen und Erfahrungen aus ihren bisherigen Werkstätten mitbrachten, kam das Westerwälder Steinzeug im 17. und 18. Jahrhundert zur höchsten Blüte, zu einer Zeit, als in den übrigen rheinischen Töpferorten die Blütezeit bereits überschritten war und ein Verfall eingesetzt hatte. Der Soldatenfriesscherben (Taf. XL, b) ist wohl den Töpfereien im Westerwald zuzuschreiben. Krüge mit Soldatenfriesen sind zwar auch in Raeren hergestellt worden, aber die Reihenfolge der Patrizen auf dem Elbinger Scherben entspricht nicht Raerener, sondern Westerwälder Vorbildern.[11]) Auch der Ton ist für Raerener Ware zu weißlich, er gleicht vielmehr dem Westerwälder Ton. Vermutlich handelt es sich um eine nach Raerener Muster im Westerwald geschnittene Matrize. Außer den aus den alten Töpferorten mitgebrachten und den überlieferten Mustern fand man bald neue Bemusterungsmöglichkeiten in den Wappen der Absatzgebiete. So ist z. B. das Erscheinen von Kannen mit Wappenfriesen der Schweizer Kantone zu erklären. Der Elbinger Scherben mit dem Luzerner Wappen (KS LXXXI;

Taf. XL, c) gehört ebenso wie sein schon genanntes Vergleichsstück nach dem Westerwald. Auch die in Elbing zahlreich auftretenden weißen und gelblichweißen Scherben mit den verschiedenartigsten kleinen Belägen des 17. Jahrhunderts und die Scherben mit den flach eingeritzten Zeichnungen des 18. Jahrhunderts sind den Westerwälder Werkstätten zuzurechnen (Taf. XXXIX, h, k, l, m, XL, d). Drei dieser mit den kleinen, im Barock so beliebten Zieraten belegten Scherben deuten auch durch ihre manganviolette Bemalung, die dem Westerwald eigentümlich ist, auf ihr Ursprungsgebiet hin (Dreierkertor Streufunde 1936; Taf. XL, d). Nach dem Westerwald gehören auch die auf der Schulter mit Netzmuster und im Ablauf und auf der Schulter mit breiten, blau ausgefüllten Hohlkehlen verzierten Scherben vom Ordensschloß (AM 72; KS XXVII; Taf. XXXIX, g).

Zusammenfassend läßt sich also sagen, daß die Hauptmasse der Elbinger Bodenfunde rheinischer Art auf die Töpfereien in Siegburg und dem Westerwald zurückgeht.

Um nun eine größere Sicherheit bei der Herkunftsbestimmung dieser rheinischen Scherben zu erreichen, wurden auf Hinweis von Dr. Buttler-Berlin acht Scherben, die in Elbing gefunden waren und als eingeführte Ware angesehen wurden, dem Mineralogisch-Petrographischen Institut der Universität Bonn zur Untersuchung geschickt. Herr Dr. Fritz Schmitt von der Zentralstelle für petrographische Vor- und Frühgeschichtsforschung hatte die Liebenswürdigkeit, von den eingesandten Scherben Dünnschliffe herzustellen und mir seine Ergebnisse mitzuteilen, wofür ihm an dieser Stelle bestens gedankt sei. Nachstehend folgt die Beschreibung der zur Dünnschliffuntersuchung eingesandten Scherben und der Untersuchungsergebnisse Dr. Schmitts; eingeklammert sind meine Herrn Dr. Schmitt mitgeteilten Herkunftsbestimmungen.

1. Ein Wandungsscherben eines schlanken hohen Gefäßes, flache Rillenverzierung, unglasiert, Ton gelblichgrau. Ordensschloß 1936, Streufund. (Frühe Siegburger Keramik). „Grauer, sandiger Ton, der durch wenige aber größere Quarzkörner und Quarzitbrocken gemagert ist. Diese Einsprenglinge erreichen eine maximale Korngröße von 0,4 mm und sind meist gerundet. Außerdem sind noch kleine runde Kriställchen von Zirkon zu beobachten."
2. Ein kleines Bodenstück mit ansetzender Wandung, Hohlfuß, gewellter Bodenrand, unglasiert, Ton grau. Ordensschloß AM 46. (Frühe Siegburger oder Kölner Keramik). „Grauer, sandiger Ton, der durch Quarz und Quarzit gemagert ist. Die Korngröße der Einsprenglinge beträgt maximal 0,2 mm. Auch hier sind winzige Körnchen von Zirkon zu erkennen."
3. Ein Stück des unter Ordensschloß, Ausgrabung 1914, Inv. Nr. 4005,1 angeführten rötlichbraun glasierten Wandungsscherbens mit sieben zur Rosette zusammengestellten kleinen Buckeln. Ordensschloß, Grabung 1914, Inv. Nr. 4005,1. (Frühe Siegburger Ware?).

„Grauer, sandiger Ton, der wenig mit Quarz und Quarzit gemagert ist. Die Einsprenglinge erreichen eine Korngröße von 0,3 mm. In der Grundmasse weiterhin kleine Körnchen von Zirkon."

4. Ein Wandungsscherben, glattwandig, grau, glasiert, Ton gelblichgrau. Ein zweites Stück desselben Gefäßes unter: Dreierkertor, Streufunde 1936. (unbekannt).
„Grauer, sandiger Ton, der nur wenig durch Quarzkörner gemagert ist. Die wenigen Quarzkörner haben eine Korngröße von 0,3 mm. In der Grundmasse wurde auch Zirkon beobachtet."

5. Ein kleiner Randscherben mit einer Leiste und zwei blau ausgefüllten Rillen, graublau, glasiert, Ton weißlichgrau. Ordensschloß KS 15. (Westerwald).
„Grauer, sehr sandiger Ton, der durch Quarz und Quarzit ziemlich gemagert ist. Die Korngröße der Einsprenglinge beträgt im Durchschnitt 0,1 mm und wird bis zu 0,2 mm groß. Außerdem wurde auch Zirkon beobachtet."

6. Ein kleiner Wandungsscherben mit dem Rest eines kleinen Belages, graublau, glasiert, Ton weißlichgelb. Ordensschloß AM 72. (Siegburg oder Westerwald).
„Grauer, sehr sandiger Ton, der durch Quarz und Quarzit ziemlich gemagert ist. Die sprenglinge haben eine Korngröße von 0,2 mm, die maximal 0,3 mm groß wird. Auch hier war in der Grundmasse Zirkon zu erkennen."

7. Ein dicker, gebogener Wandungsscherben, dessen Verzierung darin besteht, daß durch Abdeckung oder Bestreichen mit eisenhaltigem Lehm eine in Streifen laufende gelblichbraun und braun gesprenkelte Salzglasur erzielt worden ist. Auf der Innenseite erscheint der Ton rötlich, im Bruch grau. Elbing-Zollamt, Inv. 4006,1. (Rheinische Keramik?).
„Grauer, sehr sandiger Ton, der durch Quarz und Quarzit gemagert ist. Die Korngröße der Quarzkörner und Quarzitbrocken ist sehr einheitlich und beträgt im Durchschnitt 0,1 mm. Ebenso wurde auch hier Zirkon beobachtet."

8. Ein dünner Wandungsscherben mit geometrischer Musterung, die aus doppellinig eingefurchten Dreiecken besteht, in der Mitte eines Dreiecks ein eingefurchtes Kreuz, dunkelbraun glasiert, innen grau glasiert, Ton grau. Dreierkertor, Eing. Nr. K 4. (Rheinische Keramik?).
„Grauer, sehr sandiger Ton, der durch Quarz und Quarzit stark gemagert ist. Die großen Körner sind meist stark gerundet und besitzen eine durchschnittliche Korngröße von 0,3 mm. In der Grundmasse ist auch Zirkon zu erkennen."

„Zusammenfassend ist festzustellen, daß das Material der untersuchten Scherben unter sich sehr gleichartig ist. Allen gemeinsam sind die gleichen Einsprenglinge von Quarz und Quarzit. Lediglich der Grad der Magerung und die Korngröße der Einsprenglinge zeigen kleinere Unterschiede, selbst innerhalb der Siegburger Ware. Ein Unterschied zwischen der Siegburger und Westerwälder Keramik ist nicht zu erkennen. Dies wird aber verständlich, wenn man bedenkt, daß der Ton von Siegburg und der vom Westerwald geologisch ein und derselbe ist. Es handelt sich hier um Tertiäre Tone, und zwar um Tone des Miozäns. Das Material der Scherben 7 und 8 ist den anderen vollkommen ähnlich. Auf Grund der Magerung und der Korngröße der Einsprenglinge ist das Material der Scherbe 7 dem der Scherbe 5 und das Material der Scherbe 8 dem der Scherbe 6 gleich zu setzen."

Durch diese freundlichst übermittelte Beurteilung der als kennzeichnende Vertreter des Gesamtfundstoffes eingesandten Stücke wird die vorher gegebene Herkunftsbestimmung bestätigt: die ältere, die Hauptmasse einnehmende Ware ist Siegburger Herkunft, die jüngere graublaue und glasierte stammt aus dem Westerwald. Die Herkunft der Scherben 4, 7 und 8 erschien fraglich. Die Untersuchung hat aber gezeigt, daß ein den rheinischen Scherben gleichartiger Ton vorliegt, weswegen sie ebenfalls als rheinisch angesprochen werden müssen. Ihre Zuweisung an eine bestimmte Werkstatt stößt aber vorläufig noch auf Schwierigkeiten, da bei Falke und Koetschau keine Vergleichsstücke gefunden werden konnten. Vielleicht handelt es sich um eine seltene Abart rheinischen Steinzeugs, die nur in den rheinischen Museen oder Sammlungen selbst bestimmt werden kann.

Es mag in manchem Museum in der keramischen Abteilung weniger Scherben und mehr gut erhaltene Krüge rheinischen Ursprungs geben als im Elbinger Museum. Und doch sind für die Geschichte und die Handelsbeziehungen der Stadt Elbing eben diese Scherben wertvoller als eine große Schausammlung, die zwar schön wirkt, aber jetzt erst den Sammlungen einverleibt ist. Sie mag über die Eigenart rheinischen Steinzeugs besser Aufschluß geben, die aus dem Boden Elbings selbst stammenden Scherben haben aber die engste innere Verbindung gerade mit dieser Stadt. Aus diesem Grunde blieb auch das übrige rheinische Steinzeug im Elbinger Museum, das auf Stiftungen und Ankäufe zurückgeht, unerwähnt.

Die in mittelalterlichen Schuttschichten Elbings gefundenen Gefäße und Gefäßreste rheinischen Steinzeugs bilden unter den übrigen mittelalterlichen Scherben einen ziemlich bemerkenswerten Hundertsatz, so daß rheinisches Steinzeug hier recht verbreitet gewesen sein muß. Mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit haben Elbinger Handelsleute rheinisches Steinzeug nicht aus Liebhaberei von ihren Handelsfahrten aus dem Westen mitgebracht, sondern es muß ein regelrechter Einkauf zum Zweck des Absatzes in der Heimat stattgefunden haben. Infolge der regen, von Preußen ausgehenden Handelsschiffahrt kamen die hansischen Kaufleute Elbings vor allem in die flandrischen Städte. Gerade ebendort hatten aber auch die rheinischen Töpfer ihre Stapelplätze, von wo aus sie Europa mit ihren Waren überschwemmten. Brügge und Köln, die Zielpunkte der elbingischen Fahrten nach Flandern und dem Rheinland, werden die Berührungsorte zwischen Preußen und rheinischen Töpfern gewesen sein. Aus rheinischen Urkunden und Berichten geht hervor, daß die Töpfer dort sehr stark an Ausfuhr ihrer Ware gedacht haben, ja, daß die meisten Betriebe weitaus größer waren, als es für die Belieferung der engen und weiteren Umgebung des Standortes nötig war.[20]) Aus dem 7. Rechnungsbuch der Großschäfferei des Deutschen Ordens in Königsberg, das die Jahre

1411—1423 umfaßt, wissen wir, daß der Ordenslieger in Brügge in Beziehungen zu einem „potgiter Boudyn" gestanden hat.[21]) Das rheinische Steinzeug war gerade seiner Undurchlässigkeit und Säurefestigkeit wegen damals weltberühmt und als Bier- und Trinkkrug, als Behälter für Arzneien, Essigsäuren, Fruchtsäfte und Syrup überall beliebt. Die stets rege Nachfrage rief einen uns in seinem Umfang fast unfaßbaren Handel hervor. So ist 1590 in einer Klage, die E. Spitzgroß gegen das Siegburger Töpfergewerk anstrengte, von Lieferungen von 5000, 14 000 und 28 000 „Pötten" die Rede; in dieser Quelle werden auch gerade kölnische Kaufleute als Abnehmer Siegburger Ware genannt.[22]) Als mittelbaren Beweis für die Einfuhr dieser Gefäße zu Schiff können wir auch die Tatsache rechnen, daß rheinische Krüge in Ostpreußen vorwiegend in den Hafenorten anzutreffen sind, während das Binnland kaum etwas Ähnliches bietet. In den Kunstsammlungen der Stadt Königsberg befinden sich viele sehr schöne rheinische Krüge, von denen — wie Herr Direktor Dr. Rhode liebenswürdigerweise mitteilt — bei zwei Stücken der genaue Fundort feststeht: Eine Raerener Kanne vom Ende des 16. Jhdts. ist beim Neubau der Schmiedebrücke in Königsberg[23]) und ein Raerener Trinkkrug aus der Zeit um 1600 in Pleschkutten bei Memel gefunden.[24]) Ehrlich erwähnt zwei rheinische Krüge im Prussia-Museum Königsberg, die im Königsberger Dom und in Juditten bei Königsberg gefunden sind.[25]) In dem gerade durch seine reiche töpfereikundliche Sammlung bekannten Heimatmuseum Marienwerder befindet sich dagegen nur der schon genannte rheinische Scherben vom Unterberg; die jüngere, graublau glasierte Ware ist dort überhaupt nicht vertreten. Rheinisches Steinzeug ist auch im Norden und im Baltikum reichlich gefunden worden. Bei Ausgrabungen in der Ruine des 1407 gegründeten und 1577 von den Russen zerstörten Birgittiner-Klosters Mariendal (Pirita) bei Reval fand Tunlse Scherben von Raerener, Kölner, Frechener und Siegburger Art. In einigen Fällen gelang es ihm, aus den Scherben Reste von Krügen zusammenzusetzen. Tunlse hält es für möglich, daß die Einfuhr dieser rheinischen Gefäße auf Beziehungen mit Birgittiner-Klöstern im Rheinland zurückgeht, und nimmt besonders die Reformationszeit als die Zeit der Einfuhr an.[26]) Aus Schweden liegen z. B. rheinische Gefäße aus Ragnhildsholm[27]) und ein durch Münzen ins 15. Jhdt. datierter Krug aus Börsarp in Schonen vor.[28]) Daneben deutet die häufige Anbringung des schwedischen Wappens auf Kannen des ausgehenden 16. und des 17. Jhdts. darauf hin, daß Schweden ein sehr starkes Absatzgebiet rheinischer Ware gewesen sein muß. Vermutlich stammt auch der Elbinger Scherben mit dem schwedischen Wappen (Taf. XXXIX, n, o) von einer nach Schweden gehandelten Kanne, die dann vielleicht im Zusammenhang mit Gustav Adolfs Einzug nach Elbing gekommen ist. Vielleicht spräche dafür auch

die Tatsache, daß der Scherben gerade in dem Teil des ehemaligen Ordensschlosses gefunden ist, der von den Schweden zur Bastion umgebaut worden ist. Damit würde dieses Stück einen besonderen geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Wert für Elbing haben.

In welch hohem Maße das rheinische Steinzeug besonders in der älteren Zeit auf die einheimische Technik anregend gewirkt hat, geht aus Ehrlichs Abhandlung deutlich hervor.[29]) Es hat hier in Ostpreußen seine, die einheimische Keramik stark beeinflussende Stellung erst verloren, als es auch im Rheinland infolge der Umstellung des Geschmacks auf Glas, Fayence und Porzellan seine bevorzugte Stellung verloren und sich wieder zur Volkskunst gewandelt hatte, aus der es gekommen war.

Anmerkungen

[1]) Mitteilungen d. Coppernicus-Vereins f. Wiss. u. Kunst zu Thorn, 25. Heft, 1917, S. 1 ff.

[2]) Vgl. auch die für die mittelalterliche Keramik Westpreußens wichtige Arbeit: Heym, Waldemar, Das bäuerliche Geschirr im Reg.-Bez. Westpreußen in geschichtlicher Zeit, Jahrb. f. hist. Volkskunde Bd. III/IV, 1934, S. 85 ff.

[3]) Trotzdem der Fundort Vogelsang (Frische Nehrung) nicht zum Kr. Elbing gehört, sind die Funde mit aufgeführt, da sie im Elbinger Museum aufbewahrt werden.

[4]) Falke, Otto v., Das Rheinische Steinzeug, 2 Bände, 1908. — Koetschau, Karl, Rheinisches Steinzeug, 1924.

[5]) Anger erwähnt (Altpr. Monatsschrift XVI, 1879, S. 311) gelbliche Scherben aus dem Baugrund des Hauses Fleischerstr. 19, die möglicherweise auch rheinischen Ursprungs gewesen sind. Diese Funde sind nicht mehr erhalten.

[6]) Falke, a. a. O., I., S. 39 ff.; Abb. 58 u. 139.

[7]) Falke, a. a. O., I., S. 41.

[8]) Heym, Waldemar, Castrum parvum Quidin, Zschr. d. Westpr. Geschichtsvereins, 1930, Nr. 70. — Der rheinische Scherben wird im Heimatmuseum Westpreußen, Marienwerder, aufbewahrt.

[9]) Koetschau, a. a. O., Taf. 8 links.

[10]) Vergleich für den Scherben Taf. XXXIX, i bei Falke, a. a. O., Abb. 35, bei Koetschau, a. a. O., Taf. 1 rechts. — Vergleich für aufgelegte, sich über die ganze Wandung hinziehende Ranken: Falke, a. a. O., Abb. 36, 41, 139, 140; Koetschau, a. a. O., Taf. 35 rechts und links.

[11]) Falke, a. a. O., Abb. 220. — Koetschau, a. a. O., Taf 64 rechts.

[12]) Falke, a. a. O., Abb. 231. — Koetschau, a. a. O., Taf. 67 Mitte.

[13]) Falke, a. a. O., II., S. 108 ff., Abb. 252 u. 254.

[14]) Falke, a. a. O., II., S. 111 ff., Abb. 258 u. 259.

[15]) Koetschau, a. a. O., S. 25 f.

[16]) Koetschau, a. a. O., S. 38 ff.

[17]) Falke, a. a. O., Abb. 186.

[18]) Falke, a. a. O., Abb. 192, 198—200 u. Taf. XVI. — Koetschau, a. a. O. Taf. 52—56.

[19]) Koetschau, a. a. O., S. 47 ff.
[20]) Falke, a. a. O., S. 74.
[21]) Sattler, Carl, Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, 1887, S. 297.
[22]) Jaennicke, Fr., Geschichte der Keramik, 1900, S. 469.
[23]) Inv. Nr. 620.
[24]) Inv. Nr. 693.
[25]) Ehrlich, a. a. O., S. 52.
[26]) Sitzungsberichte der Gelehrten Estnischen Gesellschaft 1934 (1936), S. 150 f. u. Abb. 8; ebenda 1936 (1938), S. 55 (A. Tuulse).
[27]) Berg, Wilhelm, Slottsruinen pa Ragnhildsholmen, Göteborgs och Bohusläns Fornminnen och Historia, Bd. 2, Heft 4, 1883, S. 3 ff.
[28]) Norström, Rosa, Myntfynd fran Börsarp Kyrkogard, Skytts Härad, Skane: Fornvännen, 1906, S. 191 ff. u. Abb. 1.
[29]) Ehrlich, a. a. O., Taf. I, 3.

Die Schwedenschanze bei Neuhof

Von Gustav Aßmann

Elf Kilometer südwestlich von Elbing liegt in der Niederung eine diluviale Bodenerhebung, die inselartig und hochwasserfrei aus den umliegenden Wiesen hervorragt und von den Bewohnern als „Hohes Land" bezeichnet wird. Es erstreckt sich etwa vier Kilometer in die Länge und durchschnittlich einen Klm. in die Breite. Der nordöstliche, flachere Teil ist sehr sandig. Auf ihm liegen die ehemals der Stadt Elbing gehörenden Ortschaften Fichthorst, Neukirch-Niederung und Friedrichsberg. Sie bilden einen geschlossenen Wohnplatz mit rund 1700 Einwohnern, der amtlich die Bezeichnung „Fiskalischer Gutsbezirk Elbinger Territorium" trägt, im Volksmunde aber kurz „die Heide" genannt wird. Tatsächlich bestand hier bis 1799 eine Kämmereiforst der Stadt Elbing. Auf dem mittleren Teil des Hohen Landes liegen die Gehöfte und Häuser des Besitzerdorfes Neuhof, das als Ordenshof zuerst 1398 erwähnt wird und als Bauerndorf 1449 neben dem Hofe gegründet wurde.[1]) Der nach Südwesten sich noch anschließende Teil des Hohen Landes dient fast ausschließlich als Ackerland. Mit 11,3 Meter ü. M. bildet dieser die höchste natürliche Bodenerhebung des Kleinen und Großen Werders und gewährt einen weiten und interessanten Rundblick. Von den Eingesessenen wird er heute meist als „Neuhöfer Berg" bezeichnet, weil er in der Gemarkung von Neuhof liegt, hieß aber früher der „Meßkenberg".[2]) Der Boden ist auch hier erst sandig und leicht, nach Süden zu aber stark lehmig. Eingebettet sind kleinere Feldsteine. Am südlichen Fuße der Höhe zieht sich der „Werdersche Mühlgraben" hin, gewöhnlich „Werdergraben" genannt, ein breiter Kanal, der um 1410 zur Entwässerung des Gebietes angelegt wurde.[3]) Heute bildet er die Grenze zwischen den Gemeinden Neuhof und Möskenberg.

Über den Neuhöfer Berg führt jetzt die Reichsstraße nach Berlin. Kurz bevor sie den Werdergraben überschreitet, liegt zu rechter Hand die sog. Schwedenschanze. Während anderwärts oft die Burgwälle der Alten Preußen im Volksmunde als „Schwedenschanzen" bezeichnet werden, führt die Neuhöfer Schanze

diese Benennung mit vollem Recht. Sie ist tatsächlich erst in der Schwedenzeit vor 300 Jahren entstanden, als die Elbinger Niederung mit zum Schauplatz des zwischen Schweden und Polen geführten Krieges gehörte.

Die erste Anlage geht ins Jahr 1613 zurück und steht im Zusammenhang mit den schon im 16. Jahrhundert begonnenen Arbeiten zur Neubefestigung der Stadt Elbing. Infolge der Beunruhigung Preußens durch die polnischen Wirren und gelegentlich auftauchender Gerüchte von schwedischen Angriffsabsichten auf die preußische Küste waren seit 1603 diese Fortifikationsarbeiten unter Leitung des Festungsbauingenieurs Thimoteus Jost, eines gebürtigen Elbingers, mit erhöhtem Eifer betrieben worden.[4]) Als schließlich, nach Verhängung der Acht über Elbing im Herbst 1612, ein Krieg mit Polen drohte, beschloß der Rat, auch Außenwerke in der weiteren Umgebung anlegen zu lassen, und zwar zunächst im Südwesten des städtischen Territoriums an der Grenze der Wojewodschaft Marienburg.[5])

Es waren fünf kleine Schanzen, die im Frühjahr 1613 im Halbkreis um Neuhof herum zur Sicherung der Niederung und des Nogatüberganges aufgeworfen wurden. Ihre Lage war folgende (s. Taf. XLI, a):

1. Die Schanze an der Grunauschen Trift, etwa da, wo heute die Kerbswalder Obertrift nach Grunau abbiegt. Damals lag dort eine Ziegelscheune, weshalb die Schanze auch „an der Karbswaldischen Ziegelscheun" bezeichnet wird.

2. und 3. Eine Doppelschanze an der sog. Fischauschen Trift auf dem Meßkenberge. Hiermit ist die Neuhöfer Schanze gemeint. Ihre Lage war besonders günstig gewählt: am steilen Südabhang des Hohen Landes, vor welchem sich der Werdergraben wie ein Festungsgraben legt, mit freiem Blick in die Niederung nach Westen, Süden und Osten.

4. Die Schanze an der Sommerauschen Trift, deren Lage nicht mehr genau bestimmt werden kann, und

5. die Schanze bei Clementfähre, in welche der Nogatdamm miteingeschlossen war.

Die Schanzen bestanden aus Erdwällen, Gräben und Staketen und wurden mit etlichen Doppelhaken, d. h. 2 Meter langen, auf Gestellen ruhenden Büchsen, ausgerüstet. In jeder Schanze waren eine Wachbude für die Besatzung und Schlagbäume für die hindurchführenden Straßen errichtet. Der Stadtzimmermann Meister Michel Janßon Pingster, ein Holländer, beaufsichtigte die Arbeit. Die Zimmerleute, Grobschmiede, Teichgräber, Tagelöhner und Scharwerksleute, die am Bau der Schanzen beschäftigt waren, wurden von der Stadtkämmerei tonnenweise mit Bier beliefert. Am 1. Mai 1613 kam der Landrichter

mit 50 Soldaten nach Neuhof, um Pferde für das Stadtmilitär zu übernehmen, wobei er wohl auch die Erdwerke besichtigte.[6]) Zu Kriegshandlungen ist es damals noch nicht gekommen.

Erst dreizehn Jahre später, als der schwedisch-polnische Krieg sich von Livland nach Preußen gezogen hatte, sah die Elbinger Niederung fremde Truppen. Am 17. Juli 1626 zog Gustav Adolf von Schweden, nachdem er Elbing besetzt hatte, mit seinem Heer durch das Kleine Werder. Unweit Neuhof ließ er rasten. Israel Hoppe berichtet darüber:[7]) „Indeme er sich aber umb Mittag durch die Wickerawsche Trifft in die Lahmhandische Heyde, das Volck zu sättigen, geleget hatte, befanden sich die Geschworenen und Schultzen des Fischawschen kleinen Werders, offerirten ihre Unterthänigkeit und baten ihrer in Gnaden zu verschonen." Die Gegend um Neuhof bekam nunmehr die Lasten des Krieges vielfach zu spüren, lag doch Neuhof in nächster Nähe der großen Verkehrsstraße zwischen Elbing, dem schwedischen Waffenplatz, und dem Operationsgebiet an der Weichsel. Immer wieder erschienen requirierende Abteilungen, auch Plünderer und gelegentlich stießen auch die Polen ins schwedische Etappengebiet vor. So fielen z. B. im Januar 1627 polnische Streifscharen ins Kleine Werder ein und raubten den Bauern bei Sommerort und Clementfähre an die 100 Schlitten mit Getreide und anderen Viktualien.[8]) Zum Schutze der Niederung ließ der Schwedenkönig im selben Jahre bei Alt-Dollstädt, Thörichthoff, Liebental und 1628 am Galgenberg vor Marienburg Schanzen aufwerfen.[9])

Im Frühjahr 1629 wurde die Kriegslage für die Schweden insofern bedrohlich, als der kaiserliche General v. Arnim mit 10 000 Mann Hilfstruppen für die Polen in Preußen erschien, die Weichsel bei Neuenburg überschritt und auf Marienburg vorrückte. Dies veranlaßte den schwedischen Statthalter in Elbing, Reichskanzler Oxenstjerna, zu weiteren Sicherungsmaßnahmen im Hinterlande. Am 25. Mai ritt er selbst mit dem Obersten Teuffel, dem Elbinger Burggrafen Johann Jungschultz, einem Ingenieur und mehreren Offizieren nach Neuhof und ließ zur „Beschützung des Karbswaldes, Ellerwaldes und Kleinen Werders auf dem Meßkenberge eine Realschantze abstechen". Jungschultz mußte dazu sofort die „Karbswalder, Ellerwalder, Wickerauer, Neuhöffer, Tanhäuser, Meßkenberger, Rickenauer und Werderischen" Bauern aufbieten.[10]) Der Plan der Schweden ging dahin, das Kleine Werder durch die angelegten Schanzen, sowie durch Anstauung der Thiene und im Notfalle sogar mittels Durchstechung der Nogatdämme gegen einen polnischen Einfall zu sperren.

Anfang Juni traf der König, der in Schweden gewesen war, wieder auf dem Kriegsschauplatz ein. Während er — nach dem unglücklichen Gefecht auf der Stuhmer Heide (26. Juni) — vor Marienburg den angreifenden Verbündeten

ſtandhielt, ließ er mit größter Beſchleunigung alles zur Verteidigung des Kleinen Werders und damit ſeines Hauptquartiers Elbing einrichten. Den Befehl über die Kleinwerderiſchen Schanzen erhielt Oberſtleutnant Hebron vom „grünen" Deutſchen Regiment, das aus fünf Kompanien zu Fuß und einer Kompanie Dragoner beſtand.[12]) Am 8. Juli ließ er zwei neue Erdwerke bei Clementfähre und Robach beginnen und Vorbereitungen zu einer Beſtauung des Werders durch Nogat, Thiene, Verloren Waſſer, Popoßken- und Sperlingsgraben und Balau treffen.[12]) Im Auguſt ſandte der König den Oberſtleutnant Jan Wrangel auf die Schanzen ins Kleine Werder, um mit ſeiner Reiterei jedem feindlichen Einfall zu begegnen. Weiter befahl er, namentlich die Dollſtädter Schanze „wol zu bewahren", das „Reduit" bei Clementfähre zu vollenden, den Nogatdamm daſelbſt zu durchſtechen und beim „Neuenhoff" die große Realſchanze weiter zu bauen. Dagegen ließ er den Bau der Robacher Schanze einſtellen. An den Schanzen bei Clementfähre und Neuhof arbeiteten Elbinger Untertanen aus den Dörfern Gr. und Kl. Mausdorf, Lupushorſt, Fürſtenau, Roſenort, Blumenort, Ellerwald, Kerbswald, Aſchbuden, Möskenberg, 24 Morgen, Neuhof, Wickerau und Nogathau „mit aller Macht". Die Neuhöfer Schanze bildete ein Quadrat mit ſehr ſpitzwinkligen Baſtionen an den vier Ecken. Eine Zeichnung davon befindet ſich in Israel Hoppes Handſchrift der Geſchichte des Schwediſch-polniſchen Krieges (ſ. Taf. XLI, b). Der alten Anlage von 1613 geſchieht darin keine Erwähnung; möglich, daß ſie 1929 ſchon verfallen war. Die Neuhöfer Schanze wurde mit einer halben Kartaune und zwei ſechspfündigen Eiſengeſchützen beſtückt.[13])

So gerüſtet erwarteten die Schweden den feindlichen Einfall in das Werder. Dieſer erfolgte in der Frühe des 17. Auguſt bei großem Nebel. Doch die Schweden waren auf der Hut. Bei Dollſtädt und auf den Äckern von Reichfelde, zwiſchen den Feldgarben und Hocken, wurde blutig geſtritten, und der Feind ſchließlich aus der Niederung vertrieben. Allerdings hatten die Schweden auch den Tod mehrerer hoher Offiziere zu beklagen, darunter den des oben erwähnten Wrangel.[14]) An die Neuhöfer Schanze war der Feind nicht herangekommen.

Weil aber eine Wiederholung des feindlichen Einfalles zu befürchten war, ließ Guſtav Adolf durch den Oberſten Jan Banér weiter an der Neuhöfer und Clementfährer Schanze bauen und auch die alte Anlage an der Grunauer Trift (vgl. oben) wieder inſtandſetzen. Die Erdwälle wurden durch Paliſſaden verſtärkt, welche die Untertanen „aus der Heyden bey Lahmhand" anfuhren und die Soldaten ſetzten. Dann wurde die Neuhöfer Schanze mit 400, Clementfähre mit 200 Mann Schweden und die Schanze an der Ziegelſcheune mit 100 Mann Dänen beſetzt.[15])

Es fanden jedoch keine weiteren Kämpfe mehr statt, denn am 24. August trat Waffenruhe ein, und im Oktober wurde zu Altmark ein Waffenstillstand auf sechs Jahre geschlossen. Schon am 31. August hatte der König die Geschütze aus der Neuhöfer Schanze nach Elbing schaffen lassen.[16]) Doch blieben schwedische Truppen auch weiter in den Dörfern der Niederung einquartiert, und die Schanzen behielten eine Besatzung. Ab und zu wurden große Musterungen über die Regimenter abgehalten. Auch errichteten die Schweden bei Thiergart 1634 eine neue, große Schanze,[17]) die die alte bei weitem übertraf und einschloß. Im Herbst 1635 lief der Waffenstillstand ab. Die Schweden verstärkten ihre Besatzungstruppen in Preußen erheblich und der schwedische Feldherr de la Gardie ersuchte am 18. August den Elbinger Bürgermeister Israel Hoppe, die Schanzen in Neuhof und Clementfähre vollkommen in Stand zu setzen, Batteriestellungen anzulegen sowie Bretter und Materialien schleunigst herbeischaffen zu lassen, was auch geschah.[18]) Die Feindseligkeiten lebten aber nicht wieder auf. Nachdem am 12. September 1635 zu Stuhmsdorf der Waffenstillstand auf weitere 26 Jahre verlängert worden war, räumten die Schweden die besetzten Gebiete Preußens.

In den späteren Kriegen zwischen Schweden und Polen scheint die Neuhöfer Schanze keine Rolle mehr gespielt zu haben. Jedenfalls berichten die Quellen nichts mehr über deren spätere militärische Verwendung. Das ehemalige Wachhaus wurde in ein Gasthaus umgewandelt, von der Gemeinde Neuhof verpachtet und in der Folgezeit der „Schantzkrug" genannt. Es brannte 1808 ab und wurde nicht wieder aufgebaut.[19]) Die Erdwerke verfielen nach und nach und dienten den beim Bau beteiligt gewesenen Ortschaften als Lehmstich. Auch heute noch haben 13 Ortschaften daran das Recht freien Lehmstiches zu eigenem Gebrauche. Auch als Viehweide diente die Schanze, und dem Pächter des Kruges war „als armem Manne" die Mitweide gestattet. Der Besitztitel an der Schanze wurde nach langwierigem Streit 1842 endgültig der Gemeinde Neuhof zugeschrieben.

Die Süd- und Westbastion der Schanze sind längst zerstört, auch die Ostbastion, die östlich der Berliner Chaussee lag, wurde 1911/12 abgetragen und zur Erhöhung der Werdergrabendämme verwendet. Heute steht nur noch die Nordbastion mit ihrer Umwallung. Ihre Länge beträgt etwa 45 Meter, die Breite 35 Meter, die Höhe der Wälle 1,80 Meter. 1923 wurde sie im Auftrage der Elbinger Altertumsgesellschaft von Bruno Ehrlich und Traugott Müller untersucht, doch ergaben sich keine beachtenswerten Funde.[20]) Die noch stehenden Wälle sind mit Weißdornbüschen dicht bewachsen und werden von den benachbarten Schulen als Ausflugsziel und Spielplatz gerne aufgesucht. Zu wünschen wäre, daß einer weiteren Zerstörung der Schanze Einhalt geboten würde

Anmerkungen

[1]) M. Toeppen, Beiträge zur Geschichte des Weichseldeltas (Abhandl. z. Landesk d. Prov. Westpr. 8) 1894, S. 63.

[2]) Isr. Hoppe, Geschichte d. 1. schwedisch-poln. Krieges in Preußen, hrsg. v. M. Toeppen 1887, S. 397.

[3]) Toeppen, a. a. O., S. 52.

[4]) W. Behring, Zur Geschichte d. Befestigung Elbings, Elb. Jahrb. 2, 1922, S. 127 ff. und 130 f.

[5]) Behring, a. a. O., S. 136.

[6]) Elb. Kämmereirechnungen 1613. — Lange, Recessus causs. publ. 1613. Stadtarchiv Elbing.

[7]) Hoppe, a. a. O., S. 77.

[8]) Hoppe, S. 144.

[9]) Ebda, S. 227, 214 u. 258 f.

[10]) Ebda, S. 397.

[11]) Hoppe, a. a. O., S. 416.

[12]) Ebda, S. 422.

[13]) Ebda, S. 441.

[14]) Ebda, S. 444.

[15]) Ebda, S. 445.

[16]) Ebda, S. 449.

[17]) Ebda, S. 483. Ihre Lage ist heute nur noch an einer flachen Bodenerhebung südlich der Chaussee Thiergart—Güldenfelde zu erkennen. Außerdem erinnert der Name des dortigen „Gasthauses zur Schwedenschanze" an sie.

[18]) Ebda, S. 525.

[19]) Gemeindeakten von Neuhof, Stadtarchiv Elbing. — Kirchenbücher Neuheide.

[20]) Näheres Elb. Jahrbuch 4, 1925, S. 166.

Friedrich der Große und die Elbinger Kaufleute

Nach einem Bericht von 1773 an die Kramerzunft

Von Helene Deppner

„Daß Elbing seiner Lage und Beschaffenheit nach immer nur durch den Handel Vorteile ziehen kann", war auch die Überzeugung Friedrichs des Großen nach dem Eintritt Elbings in die preußische Monarchie.[1]) Und bald zeigten viele Verfügungen, wie sehr Friedrich entschlossen war, dem Handel Elbings einen neuen Aufschwung zu geben.

Mit großen Hoffnungen erwartete daher die Elbinger Bevölkerung und vorab die Kaufmannschaft den ersten Besuch des großen Königs am Sonntag, dem 6. Juni 1773. Mit besonderer Sorgfalt erwählten die Kaufleute aus ihrer Mitte sechs Männer, die am besten geeignet schienen, dem Könige die zuletzt aufgetretenen Schwierigkeiten des Elbinger Handels und zugleich die Möglichkeiten ihrer Abstellung vorzutragen. Die Wahl fiel auf Kommerzienrat Schmidt, Ratsverwandten du Bois, Kaufmann und Ältesten der Kramerzunft Tiessen, Kaufmann Hopp, Kaufmann Silber und Kaufmann Ebert, dieser gleichzeitig als Wirt des „Königshauses", in dem König Friedrich absteigen sollte. Natürlich benutzten die Elbinger jede Möglichkeit, die das gute Einvernehmen zwischen dem König und der neugewonnenen Stadt sichern konnte. So machten sie sogleich dem schon am frühen Nachmittag in Elbing eingetroffenen Prinzen von Preußen ihre Aufwartung und empfahlen die Kaufmannschaft „der Gnade und Protektion" des Prinzen. Darauf begaben sie sich zu dem ebenfalls vor dem König eingetroffenen Kabinettsrat Coeper, um Einzelheiten ihres Vortrages darzulegen. Auch hier erhielten sie die Versicherung, daß der König die besten Absichten für Erweiterung und Förderung des Elbinger Handels hätte. Und dann brach der große Augenblick an.

Feierlich eingeholt von dreißig berittenen jungen Kaufleuten in grüner und blauer Uniform zog Friedrich der Große gegen 5 Uhr nachmittags in die alte Hansestadt ein und stieg im Ebertschen Hause ab. Sogleich riefen, wie Joh. Tiessen berichtet[2]), die Deputierten der Kaufmannschaft „Allerhöchst denenselben ein freudiges

Willkom entgegen und recommendierten das Elbinger Negotium zu Ihro Majestät Allerhöchsten Protection. Es beliebt Ihro Majestät zu erwidern, es soll sich die Elbingsche Handlung sehr verbessern."

„Während der Tafel verlangten Ihre Majestät, daß die Deputierten der Kaufmannschaft eintreten sollten. Da nun solches den Augenblick geschah, und die sechs Deputierten eingetreten, beliebeten Ihro Majestät einen jeden besonders zu fragen, was er für ein Negotium hätte und geruhten vom Getreide-, Leinwand- und Garnhandel verschiedenes zu sprechen, ließen sich ein Stück Ermländische Leinwand vorzeigen, beliebten zu fragen, was für fremde Producte vornehmlich eingeführt würden, recommendierten den Schiffbau, damit Rheederei und Frachten an Einheimische kämen, sprachen vom Tief-Fahrwasser und geruhten, sich in verschiedene Angelegenheiten des Handels ganz en detail einzulassen und begegneten den Deputierten mit solcher Condescendence, Huld und Gnade, daß es ohne Exempel, und man sagen kann, es habe nicht der Monarch mit seinen Untertanen, sondern ein Vater mit seinen Kindern oder ein Kaufmann mit dem anderen gesprochen. Als Herr Tiessen Ihro Majestät um völlige Abstellung des schädlichen Landhandels bat, geruhten Allerhöchst dieselben sich eine Erklärung der Haakenbuden geben zu lassen und verhießen, daß dieser abgestellt werden sollte.

Nachdem diese sonderbare Audience auf eine halbe Stunde gewährt, geruhten Ihro Majestät zu befehlen, daß jemand von den Kaufleuten, der am besten Wissenschaft von allen Handlungsangelegenheiten hätte, nach Marienwerder möchte geschickt werden, allwo Allerhöchst dieselben fernere Audience erteilen wollten. Dieses alles geschah während der Tafel in Presence Ihrer Königlichen Hoheit des Prinzen von Preußen, des Erbprinzen von Hessen-Darmstadt, des Fürstbischofs von Ermland, des Bischofs von Culm, des Grafen von Anhalt und des Generalleutnant von Krokow. Nachdem Ihro Majestät noch ein und andere Fragen erlassen, dimittierten Allerhöchst dieselbe die Deputierten in höchster Gnade.

Ihro Königliche Majestät hatten sich den 6. zeitig zur Ruhe begeben und den folgenden Tag früh gegen 5 Uhr resolviert, das Tief- und Fahrwasser zu besehen, zu welchem Ende ein Kleinfahrzeug, die Börse genannt, parat war, auf welchem Ihro Majestät in Begleitung von Kriegsrat Lilienthal, Secretär Schmid, Amtschreiber Poselger und Herrn Fromme längst den Elbingfluß bis eine Strecke ins Frische Haff gefahren, alles in Augenschein genommen und sich Erklärung geben lassen, gegen 8 Uhr retournieret und sogleich sich auf die Reise begeben, da sie dann so wie bei Allerhöchst dero Ankunft von 30 jungen Kaufleuten zu Pferde in grüner und blauer Uniform bis an die Altstädtische Fähre begleitet wurden, welches Allerhöchst dieselben sehr gnädig aufgenommen, über Marienburg die Reise fortgesetzt und gegen 1 Uhr in Marienwerder eingetroffen."

Inzwischen waren auch die Deputierten der Elbinger Kaufmannschaft in Marienwerder eingetroffen und wurden am folgenden Nachmittag zu Ihro Majestät gefordert.

In Tiessens Protokollbericht heißt es weiter: „Es geruhten Ihro Majestät zu erklären, wie Sie die Aufnahme des Elbingschen Handels zum besonderen Augenmerk hätten, und könnte sich die Kaufmannschaft darauf verlassen, daß alles, was den Handel befördert, sollte angewandt werden, das Tief sollte künftig Jahr geräumet, der Landhandel abgeschafft, ja selbst geruhten Ihro Majestät zu erklären, daß, wenn die Fonds der Kaufleute bei vergrößertem Handel nicht zureichten, sie unterstützt werden sollten, und verwiesen Ihro Majestät zur Geduld, indem dieses allmählich zustande gebracht werden müßte und noch größere Affaires in Richtigkeit zu bringen und zu arrangieren wären, erlaubten übrigens der Kaufmannschaft bei allen soliden Vorfällen den freien Zutritt in dero Kabinett, geruhten zu sagen, daß Sie vielleicht öfters nach Preußen kommen würden und sollte der Zutritt der Kaufmannschaft erlaubt sein, wenngleich Ihro Majestät nicht nach Elbing kommen würden und begegneten im ganzen in Fragen und Erklärungen mit der größten Leutseligkeit und außerordentlichen Condescendence, erlaubten den Deputierten, als sie anbrachten, daß sie die Hauptdesideria der Kaufmannschaft in einem alleruntertänigsten Memorial abgefaßt hätten, solches dem Geheimen Kabinettsrat Kalster abzugeben und geruhten die Versicherung zu geben, daß darüber bald Resolution erfolgen solle, und nachdem Ihro Majestät noch verschiedene Fragen und Erläuterungen abgelassen, dimittierten Allerhöchst dieselben die Deputierten in höchsten Gnaden, nachdem diese Audience nahezu 38 Minuten gewähret. (Die Audience der Königsberger Kaufmannschaft dauerte 6 Minuten.) Nachher haben Ihro Majestät in Gnaden gegen den Herrn Oberpräsidenten zu erklären geruht, wie Sie mit dem Betragen und den Arrangementes der Elbingen sehr zufrieden wären."

Soweit der Bericht des Kaufmanns Tiessen. Sicherlich hat die einfache und klare Art des Preußenkönigs auf die Elbinger Kaufleute, die bisher den Polen gegenüber auf eine ganz andere Verhandlungsform angewiesen waren, einen tiefen Eindruck gemacht. Aber auch diese Generation der Elbinger Kaufleute wußte die Interessen der Stadt würdig zu vertreten, das erkennen wir aus den Worten des Königs an den Oberpräsidenten Domhardt. Und da König Friedrich sein Wort, das er den Elbinger Kaufleuten gegeben hatte, in großzügigster Weise einlöste, nahm der Handel Elbings unter preußischer Herrschaft gewaltigen Aufschwung, und erst das Unglücksjahr 1807 vermochte dieser Entwicklung für die nächste Zeit Einhalt zu gebieten.

Anmerkungen

[1]) Rescript der Kammer vom 18. Dezember 1775. Stadtarchiv Elbing III, 8: Liber documentorum fraternitas institoriae, pars II. S. 372.

[2]) Bericht des Altesten Tiessen v. 11. Juni 1773. Stadtarchiv Elbing III, 8: Receß Einer Löblichen Zunft der Kramer Anno 1755—1780, S. 507 ff.

Aus dem Betrieb und Haushalt eines Alt-Elbinger Fabrikanten

Ein Kauf- und Leibrentenkontrakt von 1799

Von Otto Erwin Frentzel

Am 9. Februar 1799 übergab der Linnenfabrikant Gottfried Frentzel seinem Sohn Samuel Gottfried durch „Kauf- und Leibrenten-Contract" sein gesamtes Geschäft.

Die Familie der Frentzels stammte ursprünglich aus der Elbinger Neustadt. Mitte des 17. Jahrhunderts, die Zeit, aus der die Kirchenbücher vorhanden sind, werden verschiedene Frentzels genannt. Schon Gottfrieds Großvater Caßpar wird als Meister bezeichnet. Sein Vater, der ebenfalls Gottfried hieß (1661—1728), war Mitältester des ehrbaren Gewerks der Züchner und Leinenweber. Erst dessen dritte Frau war Gottfrieds Mutter. Sie war die Witwe des Züchnermeisters Adam Peußke und die Tochter des Züchnermeisters Christoph Neumann. Man darf daraus wohl schließen, daß die Frentzels seit alters dem Gewerk angehörten. Auch Gottfried selbst (* 2.2.1722) heiratete 1749 mit der 41jährigen Meisterstochter Maria Stellmacher aus der Altstadt Elbing ins Gewerk ein.[1]) Sie starb jedoch schon wenige Monate nach der Hochzeit. 1753 heiratete er dann eine 20jährige Sattlerstochter, Elisabeth geb. Thiessen († 1787), mit der er mehr als dreißig Jahre zusammenlebte. Sie schenkte ihm einen Sohn Samuel Gottfried (* 11. 10. 1760) und vier Töchter.

Als Gottfried 1799 als 77jähriger Witwer das Geschäft dem Sohne übergibt, leben noch zwei Schwestern. Die ältere Regina Elisabeth (1755—1818) erscheint bei Vertragsabschluß mit ihrem Ehemann Andreas Wiesner, die jüngere Maria Dorothea (1767—1813) mit ihrem Bräutigam, dem Danziger Züchnermeister Carl Gottfried Emmerich. Der als Kaufmann bezeichnete Zeuge Jacob Haertel betrieb einen Linnenhandel und entstammte einer Züchnermeistersfamilie. Aus den Patenschaften geht hervor, daß zu dieser Familie lebhafte Beziehungen bestanden. Der zweite Zeuge, Garnbracker Jacob

Stellmacher, war wohl durch Gottfrieds erste Frau mit den Frentzels verschwägert.

Dem alten Gottfried war nur ein kurzer Feierabend beschieden. Schon wenige Monate, nachdem er sich zur Ruhe setzte, ist er am 26. September 1799 gestorben. Aber auch der Sohn Samuel Gottfried folgte ihm kurz darauf am 2. Januar 1800. Bald nach der Geschäftsübernahme hatte er (am 2. April 1799) die Kaufmannstochter Regina Frisch geheiratet, die erst am 29. Januar 1800, drei Wochen nach dem frühen Tod des Mannes, einen Sohn Carl Gottfried gebar. Sie ging später mit dem Sattlermeister Zeising eine neue Ehe ein. Doch war auch ihr nur eine kurze Lebensspanne bestimmt († 1809). Als neunjähriger Knabe war also der kleine Carl Gottfried Frentzel verwaist. Dadurch verlor er die Verbindung zur Familie seines Vaters, so daß alle mündlichen Überlieferungen fehlen. Er heiratete später eine Dorr aus Clemenfähr. Hierdurch entstanden die verwandtschaftlichen Beziehungen zu dieser Familie. Der Gründer des Städt. Museums Robert Dorr war ein Neffe Carl Gottfrieds. Als Stadtrat widmete sich C. G. Frentzel einer umfangreichen kommunalen Tätigkeit und wurde daher in Anerkennung seiner Verdienste zum Stadtältesten ernannt. Er starb am 5. November 1879.

Der Vertrag von 1799 selbst, der sich im Familienbesitz erhalten hat, ist ein interessantes Dokument, weil er einmal einen guten Einblick in den Umfang des im wesentlichen handwerklichen Betriebes jener Zeit vermittelt.

Der Wert der inventierten fertigen und unfertigen Züchnerwaren beträgt insgesamt 5347 fl. 9½ gr.[2]) Danach muß der Jahresumsatz mindestens auf 10 000 Gulden oder 3000—4000 Reichstaler veranschlagt werden. Aus der Produktionstabelle bei Liedtke[3]) ergibt sich, daß der Produktionswert je Webstuhl mit rund 200 Rtlr. anzusetzen ist. Demnach hätten für Frentzel im ganzen 15—20 Webstühle gearbeitet und der Wert seiner Produktion muß annähernd 10 Prozent der Gesamtproduktion Elbings gewesen sein. Nun erscheinen jedoch im Vertrag unter Handwerkszeug, das insgesamt nur mit 60 Gulden berechnet ist, nur 5 Werkstühle. Frentzel hat also bei anderen Meistern außer dem Hause arbeiten lassen. Seine geschäftlichen Beziehungen zu anderen Meistern ergeben sich auch aus den aufgeführten zweifelhaften bzw. verlorenen Forderungen. Der Ausdruck „Verleger" oder Fabrikant ist also durchaus zutreffend. Außerdem muß aber auch direkt auf Jahrmärkten verkauft sein. Denn es werden eine alte Jahrmarktsbude und 3 Jahrmarktskästen genannt.

Der Betrieb Frentzels war offenbar gut fundiert. An barem Geld sind 401 fl. vorhanden. An sicheren Forderungen werden 190 fl. aufgeführt. Demgegenüber stehen 317 fl. 18 gr. Schulden an den Färber, wobei es sich um laufende

Schulden handeln dürfte. Fremden gegenüber sind sonst keine Schulden vorhanden. Jedoch hat die jüngste Tochter noch ihr recht erhebliches Mutterteil zu erhalten, dessen Zahlung mit den anderen Schulden der Käufer übernimmt.

Schließlich übernimmt der Sohn noch einen Teil des Hausgeräts einschließlich Wäsche für 328 fl. 19 gr. und das Haus, das nach der Sterbeeintragung „an der Mauer" lag, mit 1200 fl.

Der Betrieb hat zweifellos seinen Mann gut ernährt. Es war auch die Möglichkeit gegeben, späterhin Abzahlungen zu leisten. Denn der Sohn verpflichtet sich nach dem Tode des Vaters, den Gesamtbesitz mit den Geschwistern in Teilung zu bringen. Bis dahin sollte ihm das Kapital zinslos gestundet werden.

Alles in allem kann der Betrieb als ein mittleres Unternehmen angesehen werden, dessen Besitzer zu bescheidenem Wohlstand gelangt war.

Dies ist zu berücksichtigen, wenn auf Grund des Vertrages nun die persönlichen Verhältnisse betrachtet werden. Da ist einmal die Leibrente, die im Text des Vertrages einen verhältnismäßig breiten Raum einnimmt. Wöchentlich 2 Gulden Taschengeld werden mit 456 Gulden kapitalisiert. Wie ausdrücklich festgestellt wird, entspricht dies der Einzahlung für eine Gabe beim Hl. Geist-Hospital. Die Ansprüche für Verpflegung und Unterkunft werden dagegen nicht näher festgelegt. Doch ist bis ins Kleinste im Anhang alles das aufgezählt, was sich der Vater an persönlichen Dingen, an Kleidung und Hausgerät vorbehält und was ihm ungekränkt verbleiben soll. Dies Verzeichnis gibt nun einen seltenen Aufschluß über all das, was vor 140 Jahren in ein Elbinger Bürgerhaus gehörte. Es ist ein einfacher, aber vollständig eingerichteter Haushalt, der, ähnlich wie die Betriebsverhältnisse, auf einen bescheidenen Wohlstand schließen läßt. Zwar sind die Perlen unecht, aber es sind doch eine ganze Reihe silberner Gegenstände vorhanden und der Herr Vater trug einen silberbeschlagenen Spazierstock. Von all den Gegenständen, die genannt werden, hat sich wenigstens ein Silberschälchen erhalten. Es ist eine getriebene, auf 4 kleinen Klauenfüßchen stehende flache Schale mit herzförmigem Rocaillenornament. Eingepunzt sind die Buchstaben G. F. und die Jahreszahl 1766 (Beschauzeichen Danzig, Meisterzeichen BRB). Was es sonst noch alles an Gerät gab und wie sich der Bürger kleidete, mag der Vertrag selbst erzählen:

Kund und zu Wißen sey hiemit Jedermänniglich, insonderheit denen so daran gelegen, daß unter dem heutigen dato zwischen dem hiesigen im Wittwenstande lebenden Linnenfabricanten Herrn Gottfried Frentzel Verkäufern an einem, und deßen annoch unverheyratheten Sohn dem Linnenfabricanten Herrn Samuel Gottfried Frentzel Käufern am andern Theil mit Wißen und Einwilligung der beiden anderen mit gegenwärtigen Kinder des Verkäufers der Hospitals Vorsteherin Regina Elisabeth verehl. Wies-

nerin gebohrne Frentzelin im curatorischen Beistande ihres Eheliebsten Herr Andreas Wiesner, imgleichen der annoch unverheyratheten Jungfer Maria Dorothea Frentzelin, im Beistande des ihr auf ihr Verlangen zugeordneten Curatoris Sexus ihres Bräutigams Züchner Meister Herr Carl Gottfried Emmerich, in Gegenwart der beiden hiezu erbethenen Zeugen Kaufmannes Herrn Jacob Haertel und Garn Brakers Herrn Jacob Stellmacher nachfolgender aufrichtiger und wohlbedächtiger Kauf und Leib Renten Contract verabredet und geschloßen worden.

Es verkaufet nemlich gedachter Herr Gottfried Frentzel die im hinten Beigefügten Inventario aufgeführte theils schon fertige theils noch auf den Stühlen befindliche Züchner Waaren, ausstehende Meister Schulden, Handwerks Zeug und Hausgeräth, ausgenommen diejenigen Effecten und Mobilien, welche sich Herr Verkäufer bey der jetzigen Uebergabe seiner Wirthschaft ausdrücklich zu seinem Eigenthum vorbehält, und welche in der hinten beigefügten Specification ebenfalls aufgeführet worden, an gedachten Käufer seinen Sohn Herr Samuel Gottfried Frentzel für die geeinigte Kauf Summe von 6361 Fl. 18½ Gr. schreibe . . . in jetziger preuß. Münze. Dieses Kauf Geld wird in nachfolgender Art berichtiget.

Käufer übernimmt zuförderst die an den Färber Meister Leiserling schuldige 317 Fl. 18 Gr. schreibe dreyhundert und siebenzehn Gulden und Achtzehn Groschen zu bezahlen, hat ferner für Rechnung des Verkäufers an seine Schwester Jungfer Maria Dorothea Frentzelin ihr mütterliches Erbtheil von 2824 Fl. 11½ Gr. schreibe zwey Tausend Achthundert und vierundzwanzig Gulden und 11½ Gr. imgleichen ein von Verkäufern derselben gemachtes Geschenk von 100 Fl. schreibe ein hundert Gulden baar bezahlet, ziehet sich ferner davon seinen verdienten Lohn von 50 Fl. schreibe funfzig Gulden, imgleichen ein von Verkäufern ihm ebenfalls gemachtes Geschenk von 100 Fl. schreibe ein hundert Gulden ab, und wird daher von Verkäufern über die Berichtigung vorstehender fünf Posten von in Summa 3391 Fl. 29½ Gr. schreibe dreytausend dreyhundert und einundneunzig Gulden 29½ Gr. so gut als wenn solche sämmtlich baar bezahlet worden wären hiemit quittiret.

Was nun den Ueber Rest des Kaufpretii von 2969 Fl. 29 Gr. schreibe zwei tausend neun hundert und neun und sechzig Gulden und 29 Gr. anbetrift, so setzet Verkäufer hiervon 456 Fl. schreibe vier hundert und sechs und funfzig Gulden, wofür er sich anfänglich eine Gabe im Heil Geist Hospital erkaufen wollen, für sich zur Leib Rente dem Käufer, unter den unten näher zu bestimmenden Bedingungen aus. Den Ueberrest des Kauf Geldes von 2513 Fl. 19 Gr. schreibe zwey tausend fünf hundert und dreyzehn Gulden und neunzehn Groschen läßet Verkäufer dem Käufer zeit des Verkäufers Leben zur beßeren Bestreitung des im Kauf Contract über das sub Litt A 185 gelegene Grundstück sich vorbehaltenen Leibgedings ohne alle Intressen stehen, und verbindet sich Käufer hiemit nach dem Tode des Verkäufers sowohl das Capital als auch die sich von dem Verkäufer vorbehaltene Effecten imgleichen das Kauf Geld des Grundstücks von 400 Rthlr. schreibe . . . in die Theilung zu bringen.

Wegen der obgedachten Leib Rente von 456 Fl. schreibe vierhundert und sechsundfunfzig Gulden ist folgendes unter beiden Theilen verabredet, daß Verkäufer solche dem Käufer zu seinem Eigenthume ubergebet, dergestalt daß er nach seinem Tode davon nichts an die übrigen MitErben auszuzahlen hat, dagegen Käufer sich hiemit ausdrücklich verbindet, dem Verkäufer so lange er lebet wöchentlich 2 Fl. schreibe zwey Gulden zu seinem Taschen Gelde auszuzahlen, und sobald als er die gedachte Summe von zwey Gulden demselben nicht wöchentlich prompt auszahlen solte, daß alsdann diese Leib Rente als null und nichtig an-

gesehen werden und Käufer verpflichtet sein soll, die erhaltene Leib Rente von vier hundert und sechs und funfzig Gulden ohne allen Abzug dem Verkäufer wieder zurücke zu zahlen, damit derselbe sich dafür anderweitig in das Heil Geist Hospital auf eine Gabe einkaufen könne.

Verkäufer übergiebet dem Käufer die verkaufte Züchner Waaren, ausstehende Meister Schulden, Handwerks Zeug, Hausgeräth und Leib Rente hiemit zu seinem Eigenthum, verspricht ihm auch dieses Kaufs wegen die Gewehr zu leisten, behält sich aber zu seiner Sicherheit in den verkauften Effecten oder demjenigen, die Käufer an deren Stelle Künftig anschaffen wird, ein wahres Unterpfand vor. Die Kosten dieser Verschreibung träget Verkäufer allein.

Beiderseitige Contrahenten entsagen hiemit der Ausflucht der Ueberredung, Verletzung unter oder über der Hälfte einer anderen unter ihnen deshalb getroffenen Verabredung als hier geschehenen Verschreibung und der nicht berichtigten drey tausend drey hundert und ein und neunzig Gulden 19½ Gr.[4]) haben auch hienächst sämmtlich diesen darüber vor dem Justiz Commissario Samuel Teschner und den erwehnten Zeugen verlautbahrten Kauf und Leib Renten Contract nachdem ihnen solcher in Gegenwart der Zeugen nochmals langsam und deutlich vorgelesen worden, in allen Punkten genehmiget und zum Zeichen ihrer Genehmigung eigenhändig unterschrieben. So geschehen in Elbing d. 9. Febr. 1799.

Gottfried Frentzel
Sam. Gottfr. Frentzel jn.
Riegena Wiesern gebor. Frentz.
Andreas Wiesner als Ehelicher Curatur
Maria Dorothea Frentzelin
Carl Gottfried Emmerich als Corater
Jacob Haertel als Zeuge
Jacob Stellmacher als Zeuge

Inventarium

Über die Waaren, Garn und Efecten, welche Herr Gottfried Frentzel an seinen Sohn Samuel Gottfried Frentzel Taxato als ein Darlehn übergeben hat, und wobey sämtlich mündige Geschwister zugegen gewesen, und dazu Ihre Beystimmung gegeben.

		Fl.	Gr.
	An Rohem Garn		
73	Bund Bürger Garn 2tallig a Fl. 5 pro Bund	365	—
170	Bund 2tallig Kurz a Fl. 4 / 12 Gr.	748	
6	Schock 47tall. recht lang a Fl. 9	61	1½
21	Stück dito a 9 Gr.	6	9
6	Schock 15tall. Klucker Garn a Fl. 14	25	—
	An Weißem Garn		
101	Bund 19 Stück Kurz 2tallig a Fl. 5 / 9 Gr.	538	20
72	Bund 2 Stück Bürger Garn a Fl. 6 / 15 Gr.	468	13
16	Bund 18 Stück Kurz 2tallig schon ausgesucht a Fl. 5 / 9 Gr.	88	—
11	Bund dito a Fl. 5 / 9 Gr.	58	9
	An Blau Garn		
14	Bund 11 Stück ist zusammen geschätzt auf	82	29

	Fl.	Gr.
An Weiß gespulten Pfeifen		
18 Bund 26 Stück zusammen geschätzt auf	114	5½
3 Bund 25 Stück dito	24	27½
An blauen Pfeifen		
8 Schock 21 Stück darauf gespult zusammen geschätzt	57	19½
20 Stück rohen Zwirn	5	10
20 neue Blätter	8	—
15 neue Kämme von verschiedener Sorte	27	—
30 alte Kämme wobey theils unbrauchbare Blätter	—	—
An Blau Garn in der Färbe		
3 Bund 25 Stück beträgt an Werth inclusiv der Farbe	26	8
An verfertigter Züchner Arbeit		
7 Stück 28 gr Züchen 401 Ell a 12 Gr.	160	12
5 Stück 30 gr dito 286 Ell a 12½ Gr.	119	5
8 Stück 24 gr Leinwand 447 Ell a 12 Gr.	178	24
3 Stück 28 gr Halbrohe Züchen 175 Ell a 9 Gr.	52	15
5 Stück 36 gr Züchen 492 Ell a 15 Gr.	246	—
1 Stück 50 gr Züchen 94 Ell a 27 Gr.	84	18
4 Stück 30 gr Leinwand 387 Ell a 14½ Gr.	187	1½
5 Stück 26 gr Leinwand 293 Ell a 12 Gr.	117	6
6 Stück 28 gr Züchen 351 Ell a 12 Gr. Beträgt	140	12
2 Stück 30 gr dito 114 Ell a 12½ Gr.	47	15
2 Stück 24 gr Leinwandt 113 Ell a 12 Gr.	45	6
1 Stück 50 gr Züchen 69 Ell a 27 Gr.	62	3
1 dito dito „ „ 96 Ell a 27 Gr.	86	12
1 Stück roth gewürfelt 30 Leinw: 39 Ell a 27 Gr.	35	3
1 Stück 26 gr Leinw: 57 Ell a 12 Gr.	22	24
Die Rester und Stubender sind überhaupt geschäzt auf	278	13
An Türkisch Garn		
47 Pfund auf Pfeifen gespuhlt sind geschätzt	180	—
An Werften		
2.50 gr Züchen Werften a 30 Fl.	60	—
1.40 gr dito a 21 Fl.	21	—
1.36 gr dito a 18 Fl.	18	—
3.30 gr Züchen 30 gr Leinw: und 24 gr Leinw: a Fl. 12	36	—
1.36 gr Züchen Werft unter Händen a Fl. 18	18	—

An ausstehender Mstr. Schuld

Von Mstr. Schröter Sen. 12 Fl. von Mstr. Schöneberner Fl. 46 u. 15 Gr. von Mstr. Leser Fl. 32 u. von Mstr. Ascher 19 Fl. von Mstr. Radje 6 Fl., von Mstr. Reiman Fl. 11 u. 18 Gr., Wittwe Hinterlachen Fl. 13 u. 12 Gr. Diese Posten von Fl. 140 u. 15 Gr. sind als ganz ungewiß angenommen, und dah(e)ro nichts angerechnet,

	Fl.	Gr.
und sollen wenn ja etwas einkommen solte, dem Jungen Herrn Frentzel zu statten zu kommen.		
Von 10 Stück verkaufter Waare soll noch als Rest einkommen	91	—
Von dem Juden Elkon ebenfals Rest beydes gewiß und sicher	99	—
An Arbeit außer und in Hauße auf Stühlen		
2 Stück 50 gr Züchen 180 Ell a 27 Gr.	162	—
1 Stück 36 gr dito 90 Ell a 15 Gr.	45	—
2 Stück 30 gr d. 216 Ell a 12½ Gr.	90	—
2 Stück 28 gr d. 216 Ell a 12 Gr.	86	12
1 Hälfte 24 gr. Leinw. 54 Ell a 12 Gr.	21	18
1 Stück 26 gr Leinw. 108 Ell a 12 Gr.	43	6
1 Stück 20 gr. Leinw. 108 Ell a 9 Gr.	32	12
An Handwerks Zeug		
5 Werkstühle, gesammte Pfeifen, Scheerrahmen nebst Latten, 3 Spuhlräder, Waagschale nebst Gewichter, eine alte Jahrmarkts Bude, verschiedenes Handwerksgerüll 2 Eßladen 2 Körbe 4 kleine Schlüßkasten 3 Bettsäcke ist sämtl. geschätzt auf	60	—
An Linnen		
19 alte große Bettzüchen geschäzt	45	—
5 alte Bettlacken	12	15
68 Kißen Züchen gutte und schlechte	34	—
10 Pfühl Züchen	10	—
10 Drönlinsche Handtücher[5])	5	—
17 Servietten gutte und schlechte	5	3
10 Dröhlichse Tischtücher[5])	30	—
9 Leinwandne Tischtücher	4	—
27 Leinwandne Handtücher	6	—
3 Mangeltücher 3 Mehl- und 1 Tochtgarn Sack 1. Schlüßkorb	2	—
2 Aufstehende 2 Persch. Bette 1 auf eine Persch. dito zusammen	51	—
1 Aufstehend Bett auf 1 Persch.	10	15
1 Schlafbank im Hauße nebst Betten	21	—
2 Leinwandne Regenschirm	2	—
1 Meßingne Laterne	9	—
3 Krüser[6])	2	—
1 Blechne Schaufel 1 dito Durchschlag 1 dito Trichter		
2 große Züchenschaff 1. Eßenschaff 1 alter Tisch, zusammen	27	—
3 Jahrmarkts Kasten	30	—
Noch an Garn für	19	6
An baarem Gelde übernommen	401	—
Das Hauß ist ihm so wohl vom Herrn Vater als sämtl. Geschwister Taxt. überlaßen, für	1200	—
Summa Fl.	7561	18½

Hievon gehet ab

An den Färber schuldig	Fl.	317	18 Gr.		
Der Jungfer Tochter Ihr Muttertheil		2824	11½		
Derselben vom Vater ein Geschenk		100	—		
An den Sohn ebenfalls		100	—		
An denselben verdienten Lohn		50	—		
Summa	Fl.	3391	29½ Gr.	3391	29½
Bleibt also =	Fl.	4169	Gr. 19		

Verzeichniß der sämtl. Effecten und Mobilien, welche sich der Herr Gottfr. Frentzel Sen. Bey Übergabe seiner Wirtschaft an seinen Herrn Sohn vorbehalten, und welche Ihm ungekränkt verbleiben sollen.

An Linnen

14 Hemde gut ausgebeßert
12 Paar Ermel alte
9 Hals Binden
5 alte Halbhemde
6 Leinw. Schnupftücher alte
10 Baumwollne dito dito
2 rothe dito neue
1 rothes dito altes
1 Blau und weiß dito gutes
17 große Bett Züchen
41 Kopf und Pfühl Züchen
8 Dröhlichsche Handtücher
17 Servietten
7 Leinw. Handtücher
10 Dröhlichse Tischtücher
4 Bettlacken
1 Schließkorb

An Kleidungsstücken

2 Hütte ein guter und ein schlechter
3 Paar Lederne Handschu 1 dito Bieber Haarne 1 dito Baumwoll
1 Paar neu Seidene Beinkleider
3 dt alte 1 Paar züchne unter Kleider
3 „ gute schwarz wollene Strimpf
1 Violet Tuch Kleidt und West noch gut
1 Violet Tuch Kleidt und West schlechter
1 Schwarzer Rock nebst Manchester West, alt
1 Dunkelblauer Tuch Rock nebst West
1 Grün Brokadener Rock nebst West
1 Lichtblau Tuch Rock nebst West schlecht
1 Grauer Über Rock nebst Manchester West schlecht
2 Paar alte Schuhe
3 Paar alte Stiefeln

1 Futter Hemde von Sternzeug
1 Grünen Reiſe Huth
2 Leine Schürzen
1 Mantel Rock mit Grauwerck gefuttert
1 Ungariſcher Pelz ſchlecht 1 dito Weſt
1 Rothen Schlafrock
1 neues Cattun Foutterhemd mit Silberne Knöpf
2 dito, 1 Leinwandnes, aber alle 3 ohne Silberne Knöpfe
1 Kartofel Doſe
1 Rohr ſtock unten und oben mit Silber beſchlagen
1 Silberne Schnupf Tobacks Doſe
1 Reiſe Mütze mit Grauwerck
1 Paar alte ſchwarze Strimpf 1 dit. Blaue
1 Paar Silberne Ermel Knöpf 1 dito Hals Knopf
1 Garnitour Silberne Schnallen, nehmlich Schu Knie und Bindſchnallen
3 Goldene Ringe, 1 mit Pitſchier
Die Perlen mit dem vergoldeten Schloß } Perlen unächt
Die Perlen mit dem goldenen Ringelchen }
Ein Seidner Regenſchirm
2 Schwarze Flohre

Nun folgt was ſich im Herrn Vater ſeiner Stube befindet

9 Silberne Eßlöffel
12 dito Theelöffel
1 dito Zucker Zang
1 „ Zucker Schälchen
2 Bücher mit Silberne Beſchläge
2 Meßingne Coffe Kannen
2 dito Schmant Kannen
1 dito Spiel Schalchen
2 dito Thee Keßel
1 dito Reiſe Coffe Känchen nebſt Schmant Känchen
1 „ Thee Fläſchen 2 dito Zucker Doſen
2 Zinnerne Präſentir Teller
1 dito Tinten Faß
1 Dutzent blau bunte Thee Taßen
5 Paar dito Thee Taßen
30 Paar weißes Thee Zeug
2 Braune Coffée Kannen 2 dito Schmant Kannen
8 Paar weißſchaligte Meßer und Gabel
2 Paar Silberne Meßer und Gabel 1 Paar Kl. dito
2 Wein Fläſchen 5 Wein Gläſer 2 Eßig Gläſer
32 Blaue Teller, 1 Tablett mit Gläſerne Aufſätzen
4 Tiſche, 10 Stühle, theils mit Leeder theils blau bezogen
1 Sorg Stuhl 1 Kl. dito
1 Ausgelegtes Bettſtell, 1 Comtoir

2 Glaß Schaffen 16 Bilder mit Glaß
21 Blaue Schalen
1 noch guter Spiegel
1 alt Silberne Taschen Uhr nebst dito Kette

An Betten welche dem Herrn Vater bleiben

3 Unter Betten 1 Deck Bett
7 Kopf Kißen 1 Pfühl 1 Laub Sack dazu 1 Lacken
1 großes altes Schaff auf dem Boden stehend
1 Spuhlrad mit windenstock
1 Breiten Kasten mit Eisen Blech beschlagen am Fenster
1 Klein leederner Stuhl 1 alt Bettstell
2 Zinnerne Nacht geschirr
2 Meßingne Leuchter und Putzscheer
1 Blechner Leuchter und Eiserne Puzscheere
1 Zinnerne Warm Flasche 1 dito Kanne
2 Zinnerne Teller 1 Zellzirchen
1 dito mitel Schalchen
2 Krüser auf des Herrn Vaters Bett
19 Zinnerne Schüßeln glatte und Tiefe
48 dito Teller 3 Zellzierchen
3 dito Butter Dosen
3 dito Bier Kannen
3 d. Töpfe 2 dito Flaschen
5 Meßingne Caffe Keßel 1 Wasch Keßel
1 Suppen Schalchen 1 großes dito
1 Kupferne Thee Maschiene und 1 Zinnerne Kanne
2 Kupferne Flaschen 7 Meßingne Leuchter
1 Meßingner Thee Keßel 1 dito Schmant Kanne
2 dito Mörser 2 dito Blacker
1 Zinnerner Treck Topf
1 Meßingner Bettwärmer
4 Kleine Meßingne Leuchter 1 Kupfferne Flasche
1 Kupffernes Töpfchen, 1 dito Kanne, 3 Blechne Stürzen
1 Blechner Fischausnehmer, 1 Meßingner Nachtleuchter
1 Steinerne Kanne, 2 blecherne Büchßen 1 Holl(än)disches Kruß (Krug)
20 Holländische Schüßeln und Teller 3 Aufsätze
2 Hirsch Köpfe, 1 Fisch Eimer mit Meßing beschlagen
sämtliche Bücher

Anmerkungen

[1]) vgl. F. Liedtke: Die Elbinger Industrie. Elb. Jahrb. 10, 1932, S. 63 ff.
[2]) 1 Reichstaler = 3 Gulden, 1 Gulden = 30 Groschen.
[3]) Liedtke, a. a. O., S. 69.
[4]) richtig: 29½ Gr.
[5]) aus grober Leinwand (Drillich).
[6]) Deckelkrüge.

Johanne Satori-Neumann

Ein Elbinger Frauenleben aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts

Von Bruno Th. Satori-Neumann

I

Johannens Lebensweg

In der schönsten Gassenzeile unserer Vaterstadt, in der Spieringstraße, ragt, dem von einem anmutigen Reigen seltsamer Fabelwesen spielerisch umhüpften „Kamel" gerade gegenüber, ein mit Nr. 5 bezeichnetes, drei Fenster breites Großbürgerhaus empor, das über hohem Kellergeschoß und vier Wohn-Stockwerken einen schlichten, behäbigen Barockgiebel trägt, wie ihn einstmals in ähnlichen Formen auch die kunstfertigen Elbinger Möbeltischler, sich selbst und der Nachwelt zur Freude, ihren schweren, vielbewunderten Flurschränken als Bekrönung aufzusetzen liebten.

Hier in diesem alten Patrizierhause wohnte und wirkte — wie man das in der Vaterstadt noch heute weiß — die bedeutendste Frau der Elbinger Biedermeier-, Vormärz- und Reaktionszeit: die Schriftstellerin und Erzieherin Johanne Satori-Neumann, geborene Hiepe. Gewöhnlich sprach man sie bei uns als „Frau Stadträthin Neumann" an; „J. Satori" nannte man sie in der literarischen Welt.

Sie war von Geburt keine Elbingerin, ja, nicht einmal eine Alt-Preußin, sondern, wie die mit Hommelwasser getauften Angehörigen der stolzen Patriziergeschlechter sich dazumalen auszudrücken beliebten: ein „Fremdbling", eine „Zugereiste". Sie kam zu uns aus der glänzenden Kaiserstadt Wien, war aber auch da nicht geboren, sondern ein fröhliches Kind der fröhlichen Pfalz und stammte, wie sie es gern betonte, „aus dem lieblichen Mannheim".[1])

Mit diesen knappen Feststellungen muß sich heute der Historiker schon begnügen; denn über Johannens Abstammung liegt ein mystischer Schleier, der nicht mehr

gelüftet werden kann, da ihr Enkel die ihre Herkunft bestätigenden Dokumente vernichtet hat.

Ihre Mutter, die kaum zwanzigjährige schöne Posthalterstochter: Demoiselle Maria (Anna) Eckin, gewann um die Weihnachtszeit 1785 die Zuneigung des Prinzen Maximilian Joseph von Zweibrücken-Birkenfeld (des späteren Churfürsten und ersten Königs von Bayern). Das am 29. September 1786 — angeblich nicht in Mannheim, sondern in der Nähe der Stadt — geborene Kind ihrer Liebe erhielt bei der heiligen Taufe in der Mannheimer Jesuitenkirche am 2. Oktober die Vornamen „Johanne Maria", und um seine fürstliche Abstammung vor der Welt zu verschleiern, trug man es in das Kirchenbuch als „eheliche Tochter des Posthalters Christopherus Hippe" ein, an den Maria Eckin inzwischen verheiratet worden war.

Das Mädchen Johanne, das die leuchtenden großen blauen Augen seines natürlichen Vaters, seine hohe Stirn, die gleiche Form der Nase, den vollen sinnenfreudigen Mund, sein bezauberndes Lächeln und das starke energische Kinn geerbt hatte, wurde nach dem frühen Tode Christoph Hippes in dem Hause ihres Oheims: des Hofgerichts-Advokaten Lebenbauer, in Mannheim erzogen, der die Schwester ihrer Mutter geheiratet hatte. Die Erinnerungen an die glückselige Jugendzeit mit all ihren kleinen und großen Freuden —: den köstlichen Wasserfahrten auf dem Rhein, den fröhlichen Ausflügen in Wald und Flur, dem Besuch der eindrucksvollen Vorstellungen des berühmten „Nationaltheaters" — blieben zeitlebens in leuchtenden Farben in ihrem treuen Gedächtnis haften und feierten später in ihren Romanen und Erzählungen in mannigfachen Formen eine poetische Auferstehung. Entscheidend für Johannens ganzes Leben war aber der tief religiöse Sinn, den ihr „teures und geliebtes Pflegemutterchen" in ihr empfängliches Kinderherz gesenkt hatte und der, wie ein unversiegbarer Kraftquell, sie aufrechterhielt, als später in den dreißiger Jahren ihres Lebens Bedrängnis und Not sie, ihren Gatten und ihre Familie zu überwältigen drohten. Nur mit Rührung wird man die Zeilen lesen, in denen sie nach dreiundvierzig Jahren in der Jugendschrift: „Lieb' Tantchen aus Marienburg" die kleinen kunstlosen Morgen- und Abendgebete mitteilt, die sie als kleines Mädchen von Frau Lebenbauer gelernt hatte.

In München, wohin man Johanne hatte kommen lassen, als sie zu einem jungen Mädchen erblüht war, hatte sie die Freude, dem Churfürsten Maximilian Joseph — dem ihr so nahestehenden „Vater des Pfalz-Bayerischen Vaterlandes" — vorgestellt zu werden. Öfters durfte sie nun in der

Nähe des Monarchen weilen, der ob seiner herzengewinnenden Leutseligkeit von seinem ganzen Volke so innig und treu geliebt wurde. Freundlich lächelnd neigte sich der gütige Fürst dem holden Kinde zu, das seiner Schönheit und Anmut, seiner Herzensbildung und Klugheit wegen, den ganzen Nymphenburger Hof bezauberte.

In ausführlichen Briefen schrieb Johanne ihren Angehörigen von ihrem Aufenthalt in der Residenz, ihren Erlebnissen am Hofe und ihren Begegnungen mit dem Churfürsten. Und diese Mitteilungen atmeten eine solche Frische der Empfindung, entzückten durch so viel Schalkheit, offenbarten eine so starke Unmittelbarkeit des Gefühls und eine solche Kraft der Gestaltung, daß alle aufhorchten, denen die Schilderungen des jungen Mädchens zu Gesichte kamen.

1803 siedelte Johanne nach Wien über, wo ihre Mutter: Frau Maria Hippe, geborene Eckin, in zweiter Ehe den Intendanten Deutsch bei dem Privattheater des Fürsten von Liechtenstein geheiratet hatte.

Hier in der glanzvollen Kaiserstadt, wo die in Oesterreich und Schlesien reich begüterten Fürsten von Liechtenstein zu residieren pflegten, fanden die vielseitigen Interessen des siebzehnjährigen Mädchens erneute Anregungen, Nahrung und Pflege.

In Wien erhielt Johanne — und das war schicksalhaft für ihr ganzes Leben — aus dem Munde eines gefeierten Dichters die Bestätigung ihrer, von ihr selbst bisher immer nur dunkel geahnten schriftstellerischen Begabung. Das entscheidende Wort fiel von den Lippen des „Habsburgischen Corneille", des leidenschaftlichen Österreichers und enthusiastischen Verherrlichers der „staatlichen Tugend" (das heißt der für den Staat sich aufopfernden Treue): Heinrich Joseph von Collin. Er, der junge, damals so hoch gepriesene Poet des Dramas „Regulus", des von Beethoven mit einer Ouvertüre begnadeten „Coriolan" und vieler anderer Werke, die in langer Reihe über die Bretter des k. k. Hofburgtheaters gingen, führte bei einer ungezwungenen Hausfestlichkeit einer befreundeten Familie in dem ländlichen Vororte Hietzing das siebzehnjährige Mädchen zu Tisch und munterte es in freundlichem Gespräch auf, sich schriftstellerisch zu betätigen. Freilich sollten noch sechzehn lange Jahre vergehen, ehe Johanne — und zwar auch dann nur gedrängt durch außergewöhnliche Umstände — sich dazu entschloß, öffentlich als Verfasserin von Novellen und Romanen hervorzutreten.

Damals war das wohlerzogene junge Mädchen viel zu bescheiden, hatte viel zu hohe Achtung vor der literarischen Leistung, als daß es hätte auf den Gedanken kommen können, selbst nach dem Lorbeer der Schriftstellerin zu streben; es hatte das frohe Glück, sich noch ganz ausschließlich seiner schöngeistigen Bildung und der Förderung seiner gesellschaftlichen und hauswirtschaftlichen Talente widmen zu können. An der Wiener Hofhaltung der Fürstlich Liechtenstein-

schen Familie weilend und in täglicher Nähe einer edlen hohen Frau lebend, fand Johannens aufgeschlossener Sinn reiche Gelegenheit, das Treiben der höheren Stände, die Gesinnung des österreichischen Adels und die Formen seines Auftretens zu beobachten und sich einzuprägen.

Wenn sie später ihre Romane und Novellen größtenteils in Hof- und Adelskreisen spielen läßt, so lag das gerade für sie sehr nahe; denn in jahrelangem täglichen Umgang hatte sie solche Typen und Gestalten kennen gelernt, und aus dem Schatze ihrer Jugenderinnerungen konnte sie in vollen Farben diese Lebenswelt malen.

Und noch eine andere Welt sollte sich dem empfindsamen Mädchen erschließen: die schöne weite Gotteswelt in ihrer Größe, Macht und Herrlichkeit. Sie lernte auf wiederholten Reisen die lieblichen Gegenden der kaiserlichen Erblande Böhmen und Mähren und die ragenden Gletschergebirge der Alpen kennen. Sie durfte bei einem längeren Aufenthalte Italien, das ferne Land ihrer heimlichen Mädchenträume, sehen ...

Wie jubelte da ihr Herz! Wie sang ihre junge Seele! Wie strömten in Briefen und Tagebüchern ihre tiefsten Empfindungen aus!

Aber wo gab es auch ein dankbareres, ein demütigeres, ein frommeres Gemüt als das unserer Johanne? In heißem inbrünstigem Gebet kniete sie in Kirchen und Kapellen vor Sankt Marien Schreinen, um der Gottesmutter zu danken, daß sie mit so viel Glück, so viel Liebe, so viel Segen ihr junges Leben begnadet habe.

Im Sommer 1805 begleitete Johanne ihre kränkliche Mutter zu einer Brunnenkur. In Regensburg lernte sie bei einem Besuche des Theaters den neunundzwanzigjährigen Elbinger Großkaufmann Philipp Samuel Neumann[2]) kennen, der mit seinem Freunde Mniech auf einer Reise durch Deutschland nach Italien begriffen war.

Der einer angesehenen Patrizierfamilie[3]) entstammende, stattliche und hochgebildete Mann umwarb mit solcher zarten Aufmerksamkeit und in solcher ritterlichen Verehrung das schöne junge Mädchen, daß es, ergriffen von der stillen Glut dieser Liebe, ihm sein Herz schenkte. Im Einverständnis mit Johannens Mutter verlobte sich das junge Paar, und wenige Wochen später, nach der Rückkehr des Bräutigams aus Italien, ging es am 27. September 1805 den Ehebund ein.

Gegen Ende des Jahres traf die junge Frau an der Seite ihres Gatten in Elbing ein und wurde von ihren Schwiegereltern, den Schwägern und Schwägerinnen und den übrigen zahlreichen Anverwandten des Mannes mit alt-preußischer Herzlichkeit aufgenommen. Sie kam in die gesicherten wirtschaftlichen Ver-

hältnisse eines wohlfundierten und „in der kommerziellen Welt sehr geachteten Rheeder- und Großkaufmannshauses hinein, dessen weite überseeische Handelsverbindungen bis nach Ostfriesland, England und Frankreich reichten".

Ihr Schwiegervater, der im Stammhause seiner Firma in der Heilig-Geist-Straße Nr. 48 (heute Nr. 21) wohnende Rheeder, Großkaufmann und Mälzenbräuer Philipp Jacob Neumann[4]) schenkte dem jungen Paare das Haus: Lange Hinterstraße Nr. 358 (heute Nr. 9). Johanne schaltete hier — nach der Sitte der Elbinger Patrizierinnen — an der Spitze einer zahlreichen männlichen und weiblichen Dienerschaft in Küche und Keller, Flur und Gemach. Fanden sich (wie das in Elbing ein gern geübter Brauch großbürgerlicher Familien war) Gäste zum Mittagsmahl ein, so sahen sie mit Verwunderung, wie das Unicum des Hauses: ein veritabler Mohr (— der in seiner Livree die blaugoldenen Wappenfarben seines „Bassas" zeigte —) auf schwerem, altertümlichen Silbergeschirr die Speisen auftrug und herumreichte, die von den vielgerühmten österreichischen Kochkünsten der Hausfrau zeugten. Kamen in den Nachmittags- oder Abendstunden Verwandte, Freunde und Gevattern zum Kaffee- oder Theestündchen, zum Plaudern und zum Tarock-Spielchen, zum Abendessen und zur literarischen Unterhaltung, dann entfaltete Johanne alle ihre oft geübten hausfraulichen Tugenden, den ganzen Zauber ihrer liebenswürdigen gesellschaftlichen Kultur und die Anmut ihres warmen süddeutschen Naturells.

Schritt sie in ihrer stolzen blonden Frauenschönheit, im rotsammtenen, zobelpelz-verbrämten Mantel, auf den breiten Steinen der Straßenmitte zum Alten Markte hinauf, so drückten die mit ihren Handarbeiten hinter den Fenstergardinen der Hange-Etage sitzenden Patrizierinnen die Köpfe gegen die Scheiben, um ihr verstohlen nachzusehen; die auf den oleanderbaum-bestandenen Beischlägen sich tummelnden kleinen Mädchen hielten wispernd im Ballspiel inne, und die würdevoll mit Stock und Hut die Gasse hinunterkommenden Herren traten, tief grüßend und bewundernde Blicke ihr nachsendend, zur Seite.

Johanne war durch ihre Heirat und Übersiedlung nach Elbing den Kriegswirren entgangen, die ihre süddeutsche Heimat und Österreich heimsuchten. Aber nicht lange sollten sich Norddeutschland und Alt-Preußen des Friedens erfreuen. In dem unglückseligen Feldzug von 1806/07 erlagen schmählich Staat und Heer dem Ansturm des korsischen Emporkömmlings, und auch Alt-Preußen blieb bis Mitte Dezember 1807 von den Franzosen besetzt.

Zufolge der Auswirkungen der „Kontinentalsperre" geriet der Handelsverkehr Elbings von Monat zu Monat in stärkeren Verfall. Der Wohlstand unserer

Stadt sank herab, und eine große Reihe angesehener Firmen sah sich in den Jahren 1809 und 1810 gezwungen, ihre Zahlungen einzustellen.

Wie durch ein Wunder entging das Handelshaus Philipp Jacob Neumann & Compagnie dem drohenden Fall. Johannens Gatte: Philipp Samuel[2]), und sein jüngerer Bruder: Ernst Christlieb[5]), (nach dem Tode ihres Vaters am 9. September 1807 die beiden einzigen Associés der Handlung) suchten mit eiserner Energie und nimmermüdem Fleiß der alten Firma neuen Auftrieb und neues Ansehen zu geben, und es gelang ihnen auch wirklich, über die schweren Krisen, die das Elbinger Wirtschaftsleben bedrohten, hinwegzukommen.

Je mehr Wohlstand und feine äußere Kultur in den Notzeiten der Nachkriegsjahre verblaßten, desto stärker erhielt das gesellschaftliche Leben unserer Stadt eine innere Bereicherung. Da waren es gerade die schönen Gaben und Talente Johannens, die in den „Privatzirkeln" und „Geistes-Casinos" anregend, aufheiternd und vertiefend wirkten und eine Atmosphäre gesteigerter Geistigkeit schufen.

Doch eine neue dunkle Wetterwolke zog unheilverkündend am politischen Horizonte herauf. Friedrich Wilhelm mußte, durch ein verhaßtes Bündnis mit Napoleon gezwungen, sich 1812 an dem Feldzuge gegen den Zaren Alexander beteiligen. Die Bewohner unserer Stadt sahen die stolzen Heerscharen des Korsen in frechem Übermut nach Rußland ziehen. Aber sie sahen auch sieben Monate später den entsetzlichen Gespensterzug der Trümmer der Großen Armee auf dem Rückzug in all seinem Jammer lautlos durch die Straßen wanken ...

Es kamen die Tage des Aufbruchs des preußischen Volkes zum Befreiungskampfe, es folgten die schweren Monate wechselvoller Kriegsläufte der Jahre 1813 bis 1815, und endlich war wieder Frieden im Lande.

Johanne hatte ihrem Gatten in den Jahren 1806 bis 1815 sieben Kinder geboren: erst vier Töchter und dann drei Söhne. Ein Mädchen starb schon nach fünf, ein Knabe nach dreizehn Monaten. Die überlebenden Kinder wuchsen zur Freude der Eltern heran.

Wie Ernst Christlieb Neumann schon seit 1808, so hatte auch sein Bruder Philipp Samuel seit 1811 als Stadtverordneter an den Geschicken Elbings tätigen Anteil genommen. Im Jahre 1818 trat er als „Stadtrath" in das Magistrats-Kollegium ein; als „Stromherrn" unterstanden ihm die Schiffbarerhaltung des Elbingflusses und die Bagger- und Molenarbeiten am „Fahrwasser".

Die Hoffnungen, die man in Elbing nach den Befreiungskriegen an eine wirtschaftliche Wiederbelebung geknüpft hatte, sollten nicht in Erfüllung gehen. Die Lasten aus den langen napoleonischen Kriegsjahren, die Nachwirkungen der

Kontinentalsperre, das Abriegeln der Grenzen und das Herabsinken der Preise beschworen einen erschreckenden Notstand herauf.

Auch das Handelshaus Philipp Jacob Neumann et Compagnie geriet im Jahre 1818 in Vermögensverfall, ohne daß jedoch ein Konkurs angemeldet zu werden brauchte. Die Firma konnte vielmehr mit stark vermindertem Kapital noch über zehn Jahre bis zu ihrer freiwilligen Auflösung weitergeführt werden.

Um aber ihren Gatten „in seinen überaus beschränkten häuslichen Umständen zu unterstützen und um ihrer zahlreichen Familie (drei schulpflichtigen Töchtern und zwei kleinen Knaben) Unterhalt und Erziehung zu verschaffen", begann Johanne darüber nachzugrübeln, wie auch sie zu „standesgemäßem Gelderwerb" gelangen könnte.

Da fiel ihr das Zusammentreffen mit Heinrich Joseph von Collin ein. Sie entsann sich der aufmunternden Worte des Dichters und beschloß, seinem Rate zu folgen und literarisch an die Öffentlichkeit zu treten.

Nachdem sie eine Zeitlang vergeblich den Verlagsbuchhandlungen ihre Erzählungen angeboten hatte, fand ihre Novelle „Treue Liebe" bei einem Preiswettbewerb im Dezember 1820 in der „Wiener Zeitschrift" Aufnahme. Nun nahm auch Theodor Hell Geschichten in der Dresdener „Abendzeitung" an, ein „Katholisches Erbauungsbuch für fromme Christen" konnte 1821 in Elbing bei Friedrich Traugott Hartmann erscheinen, „Taschenbücher" und „Jugenderzählungen" folgten bei Louis Botzon in Danzig und W. Engelmann in Leipzig, und bereits in den Jahren 1824 bis 1826 gaben Wilhelm Theodor Lohde in Danzig und W. Engelmann in Leipzig drei Bände der „Sämtlichen Schriften" heraus.

Um ihrem kränkelnden, an das Haus gefesselten Gatten eine, seine schöngeistigen Neigungen befriedigende und zugleich doch auch einen kleinen materiellen Gewinn abwerfende Betätigung zu verschaffen, richtete Johanne im Jahre 1823 eine sogenannte „Leih- oder Lesebibliothek" ein. Da der Benutzerkreis der erst seit 1821 dem Publikum geöffneten „Stadtbibliothek" außerordentlich klein blieb, floß die eigentliche literarische und allgemein-wissenschaftliche Bildung des guten Elbinger Bürger-Publikums (wie auch anderswo) durch die „privaten Leihbibliotheken". Die Führung und Verwaltung einer solchen Bücherei galt in Elbing als ein wohlgeachtetes Gewerbe, zumal es bei Beginn des Jahrhunderts in den Händen junger, noch nicht ordinierter protestantischer Geistlicher aus alten freistaatlichen Patrizierfamilien lag und auch jüngere Gymnasial-Oberlehrer, ja, selbst angesehene Professoren der Leitung solcher Institute nebenberuflich vorstanden.

Bei der Erziehung ihrer Töchter hatte Johanne feststellen müssen, daß der Unterricht in den Elbinger Höheren Mädchenschulen nicht den Anforderungen entsprach, die sie, in Erinnerung an ihre eigene sorgfältige Ausbildung, glaubte stellen zu können. Besonders in den ethischen Fächern wollte sie gewisse Mängel bemerken: der Religionsunterricht galt ihr für die empfänglichen Kinderherzen als zu gemütsarm; die Lehrstunden im Deutschen entwickelten zu geringes Formgefühl und boten den jungen Mädchen zu wenig Gelegenheit, sich im schriftlichen Ausdruck zu üben, und in der Geschichte fand die neuere Zeit zu wenig Berücksichtigung. Immer deutlicher fühlte Johanne, daß in ihr selbst pädagogische Anlagen und Kräfte schlummerten. Der Gedanke, sich selbst an die Spitze einer Mädchenanstalt zu stellen, in der sie ihre erzieherischen Ideale verwirklichen könnte, gewann immer festere Gestalt. Auch der Name der Schule stand ihr bereits vor Augen: sie wollte die Prinzessin Elisabeth von Bayern,[6]) die Tochter des Königs Maximilian Joseph, die im November 1823 sich mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen vermählt hatte, darum bitten, die Beschützerin ihrer Höheren Töchterschule zu werden, weil sie in der hohen Frau das Ideal vollkommener Weiblichkeit erblickte.

Was die „Frau Stadträthin" erträumt hatte, wurde in kürzester Zeit Wirklichkeit. Nachdem sie der gesetzlichen Bestimmung nach einer Prüfung am 6. Januar 1824 Genüge geleistet hatte, konnte sie am 1. März 1824 in dem Stammhause ihres Gatten: Heilig-Geist-Straße Nr. 48 (heute Nr. 21) ihre Anstalt eröffnen und ihr wenige Tage später, zufolge eines huldvollen Schreibens der Kronprinzessin, den Namen „Elisabeths Höhere Töchterschule" beilegen.

Mit Eifer widmete sich Johanne der Aufgabe, dafür zu sorgen, daß „in ihrer Schule der Geist der Ordnung, des Fleißes und der Sittlichkeit herrsche". Sie selbst erteilte nur wenige Stunden, behielt sich aber eine Art Sonder- und Ergänzungsunterricht vor, indem sie „in der ersten Klasse Übungen im schriftlichen Ausdruck und im Briefschreiben" gab. Der übrige wissenschaftliche Unterricht lag in den Händen von „Lehrern, die als erfahrene und geübte Männer sich bereits das Zutrauen des Publikums erworben hatten".

Die Anstalt entwickelte sich nach den Feststellungen der Städtischen Schuldeputation vom September 1830 sehr günstig, wenigstens in pädagogischer Beziehung — „wenngleich, trotz eines beharrlich gezeigten Fleißes und vielen Zeitaufwandes von Seiten der geachteten Frau Vorsteherin, der bedeutenden Kosten für die bey dieser Schule angestellten Lehrer und Lehrerinnen wegen, der Gewinn dabey bisher äußerst gering gewesen war". „Die Familien des guten Bürgerstandes",

deren Töchter die Anstalt besuchten, brachten der Vorsteherin und den Lehrkräften das größte Vertrauen entgegen. Die Kinder hingen mit Verehrung und Liebe an ihrer gütigen „Frau Stadträthin", die so viel mütterliches Verständnis für ihre kleinen und großen Sorgen besaß und die so köstlich zu belohnen verstand, wenn die Schülerinnen brav und fleißig waren und sich die Zufriedenheit ihrer Lehrer errungen hatten: sie versammelte dann die Mädchen während der Handarbeitsstunden um sich und las ihnen ihre neuesten wunderschönen und spannenden Jugenderzählungen vor.

Auch die Kronprinzessin brachte der ihrem Schutze unterstehenden Schule großes Interesse und tätige Fürsorge entgegen. Zwei bedürftige tüchtige Schülerinnen wurden auf Kosten Elisabeths in der mit der Schule verbundenen „Pensions- und Erziehungs-Anstalt" ausgebildet. Alljährlich wurden zu der Osterprüfung, „zur Weckung des Gefühls für Religion, Zucht und Ordnung, Preise der erhabenen Beschützerin an drei Schülerinnen verteilt, die sich vor anderen durch Fleiß und Führung ausgezeichnet hatten"; „die Preise bestanden in der Lutherischen Bibelübersetzung, deren Austeilung die Feierlichkeit beschloß".

„Ich bin es gewohnt," schrieb Johanne Ostern 1833 an die Städtische Schuldeputation, „nach jeder Prüfung Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Kronprinzessin meinen gehorsamsten Dank für die den belobtesten Schülerinnen meiner Anstalt huldreichst verliehenen drei Bibeln abzustatten, die Empfängerinnen zu nennen und alles nöthige, was sich innerhalb eines Jahres in meiner Schule oder in deren äußeren Verhältnissen ereignet hat, meiner hohen Beschützerin zu bemerken. Diesmal wünsche ich noch mehr zu thun, weil das Gefühl der höchsten Dankbarkeit für außerordentliche, mir im letzten Jahre verliehene Beweise von großer Gnade für mich und meine Anstalt mich dazu verpflichten."[7])

Wenn Johanne Satori-Neumann „ins Reich reiste", um Verhandlungen mit ihren Verlegern zu führen, so benutzte sie diese Gelegenheit, um durch den Besuch von Konzerten, Museen und Kunstausstellungen sich neue Anregungen zu verschaffen. Regelmäßig durfte sie auch in Berlin dem Kronprinzlichen Paare ihre Aufwartung machen. Friedrich Wilhelm, „leutselig und heiter", unterhielt sich immer sehr gern mit der geistreichen Frau, und Elisabeth (— Johanne kannte die Prinzessin seit deren frühester Jugendzeit von Nymphenburg und München her —) „behandelte ihre liebe Madame Neumann überhaupt wie eine Schwester".

Als Anno 1834 das Kronprinzliche Paar über Stolp, Danzig, Königsberg, Tilsit und Memel nach Sankt Petersburg reiste, weilte es auf Ver-

anlassung des Oberpräsidenten von Schön am 15. Juni in dem Schlosse zu Marienburg. Johanne hatte wiederholt in Romanen, Erzählungen und Jugendschriften die altpreußische Geschichte und das Haupthaus des Deutschen Ritterordens zum Gegenstande ihrer Darstellungen gemacht und sich dadurch die Hochachtung Heinrich Theodor von Schöns erworben. Sie durfte der Kronprinzessin im Schlosse ihre Aufwartung machen und ihr die Handarbeiten überreichen, die die Schülerinnen von „Elisabeths Höherer Töchterschule" für ihre fürstliche Beschützerin angefertigt hatten. Am folgenden Tage widmete die hohe Frau die Stunde ihres Aufenthaltes in Elbing ausschließlich der nach ihr benannten Anstalt. Sie erschien, während der Kronprinz die Parade über die auf dem Friedrich-Wilhelm-Platz aufgestellte Husaren-Schwadron abnahm, im Kreise der Schülerinnen, Lehrer und Lehrerinnen, die sich in dem Saale des an dem Platze Nr. 16 gelegenen Hauses des Justizrates Franz zu einem Festakt versammelt hatten.

In der literarischen Welt hatte Johanne Satori-Neumann schon zu Beginn der zwanziger Jahre Beachtung und Anerkennung gefunden. Niemand wird es aber verwundern, daß, bei der „hochmütigen Ablehnung des Alt-Elbinger Patriziats gegen die „zugezogene" Intelligenz", — wie sie Friedrich Kreyssig noch um die Mitte des Jahrhunderts feststellen mußte —, gar mancher Elbinger Mitbürger und noch viele liebe Mitbürgerinnen nur mit zurückhaltender Anteilnahme Johannens literarische Tätigkeit verfolgten. Die schriftstellernde Frau galt nun einmal in unserer Vaterstadt als ein Wesen, dem weibliche Würde und hausfrauliche und mütterliche Tugenden „notwendigerweise" abgehen müßten. Johanne ging indessen, unbekümmert um das Getuschel und dumme Gerede, ihren Weg, — den Weg, den Verantwortungsbewußtsein vor ihrer Familie, Begabung und Pflicht sie wiesen. Und so dauerte es denn nur noch wenige Jahre, daß man auch in Elbing auf die Leistungen dieser Frau zu achten begann, daß man ihr Talent und ihren Fleiß, ihre Arbeitskraft und ihren Mut zu schätzen und zu bewundern anfing, und daß man sich darum bemühte, in dem Salon der „verarmten Patrizierfamilie" verkehren zu dürfen, die jetzt „nur in einem Mietshause" wohnte.

Welche Stellung die „Frau Stadträthin", Schulvorsteherin und Schriftstellerin in Elbing gegen Ende der zwanziger Jahre einnahm, beweisen u. a. nachstehende Zeilen im „Beiwagen für Kritik und Antikritik zur Berliner Schnellpost" (1827):

„J. Satori ist der Name einer in bürgerlichen Verhältnissen lebenden und als besonders achtbar bekannten Frau, die mit gleich günstigem Rufe an der Spitze einer Töchterschule steht, wie sie das Glück der ihrigen ausmacht, und

mit Freuden in den geselligen Zirkeln ihres jetzigen Wohnortes aufgenommen ist, die sie durch ihre Gegenwart verschönert, durch die Bildung, welche sie in früherer Zeit in dem Umgange von Personen höherer Stände, wie auch durch bedeutende Reisen erworben hat, zu der angenehmsten macht."

Im Frühjahr 1826 hatte Johannens älteste Tochter: Ida, als kaum zwanzigjähriges Mädchen, den Kaufmann Johann Theodor Petzenbürger in Marienburg geheiratet. Die zweite, 1810 geborene geistvolle Tochter: Pauline, blieb unvermählt und widmete sich an der Anstalt ihrer Mutter dem Erzieherinnen-Beruf. Die dritte: Auguste, heiratete im Dezember 1828, noch nicht achtzehnjährig, den Kaufmann Heinrich Menzel aus Osterode.

Am 29. September 1830 konnte Johanne mit ihrem Gatten Philipp Samuel das Fest der Silberhochzeit begehen. Die Familien der mit ihr befreundeten Verleger Rein und Petzsch in Leipzig widmeten ihr zu diesem frohen Tage einen Privatdruck, in dem ihr in acht formvollendeten Ottaverimen die herzlichsten Glückwünsche ausgesprochen wurden.

Am 21. Juli des nächsten Jahres verlor sie zu ihrem tiefem Schmerz ihre sechsundsechzigjährige Mutter: Frau Maria Deutsch, die seit längerer Zeit in ihrem Hause gelebt hatte.

Aber noch ein herberer Verlust sollte Johanne bald darauf treffen: am 3. Mai 1836 entschlief nach langen Jahren des Siechtums an einem Schlaganfall der treue Gefährte ihres Lebens, der Vater ihrer drei erwachsenen Töchter und ihrer beiden Söhne: der Stadtrath Philipp Samuel Neumann. Fünf Tage darauf beerdigte man ihn still auf dem Marien-Friedhofe am Äußeren Mühlendamm.

Der namenlose Schmerz über das Hinscheiden des Gatten durfte sie nicht überwältigen. Sie war ja erst fünfzig Jahre alt, — noch ungebrochen in ihrer Schaffenskraft. Da galt es, allen Lebensmut zusammenzufassen und unermüdlich weiterzuarbeiten an dem Platze, wohin das Schicksal sie gestellt hatte.

Noch im Trauerjahr 1836 gab sie fünf Bändchen Jugendgeschichten, ein Bändchen Komödien für Kinder und drei Bände historische Romane heraus. Im folgenden Jahre konnten sogar sieben Bände Märchen und Jugendschriften, zwei Novellenbände und ein historischer Roman erscheinen.

Johanne war inzwischen eine so bekannte Schriftstellerin geworden, daß Künstler und Literaten, die durch Elbing kamen, und bedeutende Schauspieler, wie Sophie Schröder und Wilhelm Kunst, die in dem alten Schauspielhause in der

Herrenstraße gastierten, es sich zur Ehre rechneten, der „Frau Stadträthin“ in ihrer damaligen Wohnung in der Spieringstraße Nr. 30 ihre Aufwartung zu machen.

So stieg auch der Schriftsteller, Theaterleiter und wandernde Rhapsode: Carl von Holtei, als er im März 1840 in unserer Stadt weilte und im „Goldenen Löwen“ in der Brückstraße dreimal seine vortrefflichen dramatischen Vorlesungen gab, die breite Beischlagtreppe zu dem „Kamelhause“ hinauf, um Frau Johanne Satori-Neumann zu begrüßen, die, wie man ihm mitteilte, „schon mehr als neunzig Bände“ herausgegeben habe. In seinen „Briefen aus und nach Grafenort“ berichtet Holtei:

„Ich lernte in ihr eine gute und freundliche Frau kennen, die sich in jener nordischen Stadt so thätig eingebürgert, sich durch ein Leben voll ernster Prüfung muthig und ungebeugt durchgearbeitet, den schwersten Pflichten genügt, Kraft und heiteren Sinn bewahrt hat, jetzt einer bedeutenden Unterrichtsanstalt tüchtig vorsteht und Schmerz und Freude ihres Lebens so harmlos-lebendig in ihrem treu bewahrten bayerischen Dialekt erzählt, daß man, wenn sie spricht, wirklich nicht in Elbing, vielmehr in Ingolstadt oder München zu weilen glaubt.“

Und noch einen zweiten Bericht haben wir aus dem gleichen Jahre über Johannens Leben und Wirken; er findet sich in einem „J. Satori-Neumann“ überschriebenen Artikel in der von F. W. Gubitz in Berlin herausgegebenen Zeitschrift „Der Gesellschafter“ und lautet:

„Dem großen Publikum ist diese wackre Frau längst als Schriftstellerin rühmlich bekannt. Ihre Romane zeichnen sich meist durch eine ethische sittliche Kraft aus, die man selten so rein und mit weiblichem Adel ausgeprägt findet. Auch ihre beiden neuesten Erzeugnisse: „Schuld und Buße oder das Magdalenenkloster zu Debreczin und seine Bewohnerinnen“, ein aus Dichtung und Wahrheit geschaffenes tragisches Lebensbild der katholischen Sphäre, und ein historischer Stoff: „Die sicilianische Vesper oder Rache ist süß, Vergeben aber göttlich“ — beide Romane in je zwei Bänden —, geben uns wieder tragisch erschütternde Beispiele von der ungeheuern unbesiegbaren Kraft des sittlichen Prinzips im Menschen, welches lieber die Menschen dem Untergange opfert, als sich unterdrücken läßt.

Das Vorherrschen des ethischen Moments über das ästhetische ergiebt sich bei der Verfasserin aus ihrer Stellung im Leben. Sie ist die rüstige geachtete Vorsteherin einer Töchterschule in Elbing und bei weitem mehr praktisch thätig in dem bestimmten Kreise der Frau als in der literarischen Produktion. Sie

schreibt ihre Romane aus innerem Bedürfniß in den Mußestunden, zum Theil früh und abends im Bett, während Andere schlafen; ihre praktische Thätigkeit wird dadurch nicht im Geringsten beeinträchtigt, wie das sonst wohl bei belletristischen Frauen oft der Fall ist.

Wer sie persönlich kennt, findet in ihr die heiterste, rascheste Frau, durchaus ohne die weichliche prätentiöse Sentimentalität, die bei andern Schriftstellerinnen nicht selten auffällt. Sie hat ihre Kinder zu tüchtigen Menschen erzogen, im unverschuldeten Familien-Unglück mit aller Resignation die größten Opfer gebracht, und sich mit einer Energie, die man bei Männern oft vermißt, wieder erhoben, so daß sie zu einem deutlichen Beispiel wird, wie das weibliche Geschlecht seiner Natur nach nicht unfähig ist, innerhalb der Schranken des Weibes zu bleiben und doch als Schriftstellerin und in andern männlichen Sphären der Thätigkeit sich Liebe und Achtung zu erwerben".

Nach dem Tode ihres Gatten hatte Johanne zu ihren übrigen Pflichten auch die Leitung der „Leihbibliothek" und des mit ihr verbundenen „Journal-Lesezirkels" übernommen; sie führte diese beiden Unternehmen weiter und veräußerte sie erst zu Michaelis 1853.

Nach dem Tode Friedrich Wilhelms III. am 7. Juni 1840 war ihm sein ältester Sohn, der Kronprinz, unter dem Namen Friedrich Wilhelm IV. gefolgt. Auch in Elbing erwartete man von dem „Romantiker auf dem Thron", daß er das Versprechen seines Vaters endlich erfüllen und dem Lande eine repräsentative Verfassung geben würde.

Elisabeth — „ganz Frau und ganz Königin" — wurde durch ihre Werke christlicher Nächstenliebe und durch ihre soziale Fürsorge die von ihrem Volk vergötterte „Diakonissin auf dem Thron", „die barmherzige Schwester im Purpur". Auch der ihrem Schutze unterstellten Elbinger „Töchterschule und Erziehungs-Anstalt" brachte die Königin eine gesteigerte Anteilnahme und Fürsorge entgegen. Johanne Satori-Neumann erhielt im Jahre 1843 durch die Huld der königlichen Frau die Mittel zum Ankaufe eines Hauses, und am 1. Dezember 1844 siedelte „Elisabeths Höhere Töchterschule", — die seit dem ersten April 1835 in dem „Kamelhause" untergebracht war —, in das gegenüberliegende Barockhaus: Spieringstraße Nr. 5, über. Schule und Töchter-Pensionat wurden vergrößert und durch ein Institut erweitert, in dem junge Mädchen zu Erzieherinnen ausgebildet wurden. Seit dem Jahre 1846 erhielt Johanne von der Königin „eine jährliche Unterstützung von 150 Thalern", die ihr huldreichst als „Pension" bis zu ihrem Tode zugesichert wurde und die später auch an ihre Tochter Pauline ausgezahlt werden sollte.

Zufolge der freiheitlichen Anträge der Elbinger Deputierten im „Vereinigten Landtage" und der Wirksamkeit der „fortschrittlichen" Kommunal-Politiker galt in den vierziger Jahren Elbing als eine „aufsässige", das preußische Königtum befeindende Stadt. Zu ihrem großen Kummer mußte Johanne auch erleben, daß der König in der Märzrevolution 1848 den Berlinern willenlos nachgab und einige Jahre später, — angewidert durch den politischen Hader und Kampf der Parteien —, ohne jede persönliche Anteilnahme regierte.

Am 2. März 1849 konnte „Elisabeths Höhere Töchterschule" die Feier ihres fünfundzwanzigjährigen Bestehens begehen. Als aber der Magistrat 1851 dafür stimmte, die am 14. November 1832 eröffnete „Höhere Mädchenschule des Fräulein Johanna Braun" als „Städtische Höhere Töchterschule" zu übernehmen, sah sich Johanne veranlaßt, ihre Lehranstalt am 3. März 1852 zu schließen. Nur das „Töchterpensionat" wurde unter Paulinens Leitung weiter fortgesetzt, und die in der Hausgemeinschaft der „Frau Stadträthin" lebenden Schülerinnen erhielten Privatunterricht.

Das Jahr 1852 sollte für Johanne auch in ihrem Familienleben ein Schicksalsjahr werden. Ihr ältester Sohn Otto, — ein treu monarchisch gesonnener Mann, bei dessen auf den Namen „Elisabeth" getauften Tochter die Königin Patin war —, wurde als verantwortlicher Polizei-Inspektor seines Amtes enthoben, weil bei der Eröffnung der Ostbahnstrecke Marienburg—Braunsberg die bei dem Festbankett auf dem Elbinger Bahnhof konzertierenden Stadtmusikanten in einem Marschlieder-Potpourri auch die Marseillaise gespielt hatten, was der durch seine üblen Denunziationen berüchtigte Redakteur des „konservativen" „Königsberger Freimüthigen": Emil Lindenberg, in böswilliger Absicht an die große Glocke gebracht hatte. Otto mußte Elbing mit Weib und Kind verlassen; er fand schließlich eine Anstellung bei einer Lebensversicherungs-Gesellschaft in Rußland.

Noch tragischer sollte sich das Schicksal ihres zweiten Sohnes: Philipp, vollenden: Er, — der 1842 als rüstiger junger Kaufmann nach Berlin gegangen war —, verfiel auf eine rätselhafte Weise im Juli 1855 in unheilbaren Wahnsinn.

Gottvertrauen und gläubiger Sinn halfen der „Frau Stadträthin", das schwere Leid zu tragen. Und wieder versenkte sie sich, um ihren Schmerz zu betäuben, in die literarische Arbeit. An einem Fenster in der Hange-Etage ihres Hauses stand der zierliche Schreibtisch, an dem sie Tag für Tag saß und Seite um Seite in großen klaren Buchstaben mit den Gestalten ihrer Phantasie füllte. Hielt sie im Schreiben inne und hob den Kopf, dann glitten ihre noch immer leuchten-

den blauen Augen sinnend und träumend zu dem „Kamelhause" hinüber, wo sie die ersten schweren Jahre ihrer Witwenschaft in Trauer und Kummer verbracht und schließlich doch in der Arbeit an der Jugend Trost und Befriedigung gefunden hatte.

Ihre schriftstellerische Tätigkeit dauerte „in mütterlicher Sorge für die Ihrigen bis kurz vor ihrem Heimgange fort". Jahr um Jahr gab sie Romane und Erzählungen, Kinderbücher und belehrende Jugendschriften heraus. Über zweihundert Bände tragen ihren Namen.

Am Abend des 31. Mai 1863 entfiel die Feder ihrer nimmermüden Hand. Ihr liebevolles Mutterherz hörte auf zu schlagen.

Am 4. Juni trug man ihre sterbliche Hülle zum Mühlentor hinaus und senkte sie auf dem Friedhofe von Sankt Nikolai an der Hohen Zinnstraße in geweihte Erde ....

In den von Agathon Wernich „im Sinne der konservativen Preußen-Partei" geleiteten „Elbinger Anzeigen" („Elbinger Zeitung") erschien ein längerer „Nekrolog", in dem es zum Schluß heißt: „Die Verewigte erwarb sich allgemeine Hochachtung; es war ihrem Herzen Bedürfnis, in ihrem Verhältnisse als Vorstandsmitglied des „Weiblichen Hülfsvereins für verschämte Arme" nach äußersten Kräften im Stillen Noth zu lindern und Thränen zu trocknen. Die große Liebe, deren sie sich im Leben zu erfreuen hatte, sprach sich an ihrem Grabe aus, welches viele ihrer ehemaligen Zöglinge sowie die Schülerinnen ihrer Tochter Pauline mit Blumen überschütteten, während in den Augen ihrer älteren Freunde und Freundinnen, die sich zahlreich um ihre Ruhestätte versammelt hatten, manche Thräne der Wehmuth glänzte, dem Andenken einer Frau geweiht, die zu den ausgezeichneten ihres Geschlechtes gehörte."

In dem „freiheitlich-demokratischen" „Neuen Elbinger Anzeiger", den damals Dr. Carl Reinhold Jachmann redigierte, widmete ihr eine ehemalige Schülerin poetisch gefaßte treue Worte des Gedenkens, deren letzte Verse hier stehen mögen:

„Wenn der Fruchtbaum, der betagte,
im kleinen Gärtchen altersmüd' sich neigt
und bricht, auch eh' der Sturm ihn noch erreichte,
so sieht's wohl Niemand oder klagt um ihn,
der nun mit seiner Aeste mürben Splittern
den Boden deckt, den einstmals er besät
mit goldner Frucht.

So ist die Zeit jetzt, und so gingst du hin,
verehrte Frau. Und Dein gedenkt man kaum,
wie man es wohl gesollt; denn andre schwere Sorge
hält Kopf und Herz der Männer dumpf befangen.

Doch Viele danken Dir, gleich mir, Belehrung
und schöne frohe Stunden, auch Gewinn
und mancherlei für's Leben. —

Und der Betrübte dankt Dir Trost,
so mancher Arme Hülfe. Und ich hörte
an Deiner offenen Gruft ein schlichtes warmes Wort;
es lautete: Sie hat mit ihrer schwachen Kraft
des Guten mehr vollbracht als mancher Groß' und Reiche."

II

Das Elbinger Höhere Mädchenschulwesen und Johannens pädagogische Sendung

Für den Unterricht der weiblichen Jugend unserer Stadt, besonders aus den gebildeten Ständen,[8]) war bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts nur wenig geschehen. Die einzige Schule, in die das „gute" Bürgertum seine Töchter schickte, war die sogenannte „Sankt-Marien"- oder „Klosterschule" des stimmgewaltigen Kantors Adolph Friedrich Bourbiel.

Die ersten Institute, denen bereits eine Art „Töchterschul-Lehrplan" zugrunde lag, hatten seit 1804 die Predigtamts-Candidaten Daniel Ferdinand Rittersdorff, Johann Daniel Stellter und Georg Ferdinand Nesselmann eingerichtet.

Aber erst im Jahre 1808 sollte der Grundstein für das Höhere Töchterschulwesen durch die Anstalt der beiden Prediger Daniel Samuel Rogge und Wilhelm Wisselinck und durch die Anstalt des bedeutenden Germanisten und Pädagogen: Gymnasialprofessors Eberhard Gottlieb Graff, gelegt werden.

Die am 8. August 1808 begründete Graffsche Schule übernahm 1810 der Prediger Kelch und 1820 der Prediger Keber, während die übrigen Institute nach wenigen Jahren wieder eingegangen waren.

Am 2. Dezember 1823 reichte Johanne Satori-Neumann der Städtischen Schuldeputation einen Antrag ein, eine zweite „Höhere Töchterschule" errichten zu dürfen. Auf den befürwortenden Bericht vom 3. Dezember eröffnete die „Königlich Preußische Regierung in Danzig" dem Elbinger Magistrat, „daß der Frau Stadträthin die Erlaubnis zur Anlegung einer privaten höheren Mädchenschule nicht verweigert werden würde, sobald sie sich, der gesetzlichen Bestimmungen gemäß, einer Prüfung unterzogen habe."

Nach einem günstig verlaufenden zweieinhalbstündigen pädagogischen Colloquium, das der um die Lehrerbildung in Elbing hochverdiente Superintendent Nathanael August Mützell am 6. Januar 1824 mit Frau Johanne Satori-Neumann „über die Erziehung der Mädchen, den Zweck einer Töchterschule, die Pflichten einer Vorsteherin und über den Deutschunterricht und die Deklamation von Gedichten" veranstaltete, erteilte die Danziger Regierung am 30. Januar die Genehmigung zur Errichtung der Anstalt.

Der Lehrkörper der am 1. März 1824 eröffneten „Elisabeth-Höheren-Töchter-Schule" umfaßte, außer der Vorsteherin, zunächst nur zwei männliche Kräfte; als weibliche Hilfskraft für die Handarbeitsstunden wurde die Demoiselle Friederike Wilhelmine Meyer, die Tochter des Elbinger Bürgers und Stuhlmachermeisters Michael Meyer, verpflichtet, „die bereits seit sieben Jahren in dem Hause der Frau Stadträthin lebte und für deren Geschicklichkeit sie sich verbürgen konnte". Demoiselle Meyer verblieb Zeit ihres Lebens in Johannens Haus und Schule. Der Handarbeitsunterricht hatte ganz allgemein in den Stundentabellen der Elbinger Mädchenschulen einen bevorzugten Platz, und das Geschick der Demoiselle Meyer trug gerade Johannens Schule auf dem Gebiete der Nadelarbeit die größte Anerkennung ein.

In Elbing herrschten zu Beginn der zwanziger Jahre (wie das schon angedeutet wurde) außerordentlich ungünstige wirtschaftliche Verhältnisse, von denen in erster Linie der Handelsstand, aber mit ihm zugleich auch das gesamte Bürgertum schwer betroffen wurde. An diesen Nöten gemessen, war das auf 2 Rthlr angesetzte monatliche Schulgeld in der Kebersche Mädchenschule viel zu hoch. Johanne, die aus der Erfahrung des eigenen Hausstandes gerade auch die Notlage der „gebildeten Stände" kannte, sah sich daher veranlaßt, in ihrer Anstalt von vornherein

das Schulgeld zu senken. So kam es, daß der Zustrom der Schülerinnen in „Elisabeths Höherer Töchterschule" stärker einsetzte als in der älteren Schwesteranstalt, ja, daß sogar deren Existenz gefährdet wurde. Als zu Michaelis 1825 der Prediger Keber eine Berufung nach Bromberg erhielt, glaubte Johanne den Zeitpunkt für gekommen, seine Schule mit der ihrigen zu vereinigen. Der Magistrat ging aber auf diesen Vorschlag nicht ein, sondern übertrug die Leitung der älteren Anstalt auf den bereits im Schulwesen erfahrenen reformierten Prediger und Superintendenten Wilhelm Wisselinck.

Im Laufe der nächsten Jahre wurde die Zahl der Klassen in „Elisabeths Höherer Töchterschule" auf drei und dann auf vier vermehrt; sie waren, wie das allgemein Sitte war, zweijährig.

Zu gleicher Zeit wurde auch die Zahl der Lehrkräfte vermehrt. Das Kollegium setzte sich (ebenso wie das an der Wisselinckschen Anstalt) aus nebenamtlich tätigen Predigern und Predigt-Amts-Candidaten, Gymnasial-Oberlehrern und Elementar-Lehrern und aus einigen wenigen hauptamtlich tätigen Lehrerinnen und Handarbeitslehrerinnen zusammen. Johanne gab an ihrer Anstalt anscheinend nur sehr wenige Stunden und zwar vorwiegend Deutsch.

Im Jahre 1828 waren neben der Schulvorsteherin acht männliche und vier weibliche Lehrkräfte tätig; 1832 werden außer der „Frau Stadträthin" vier Herren und drei Damen genannt; 1843 sind unter den Lehrern allein drei Predigt-Amts-Candidaten.

1831 betrug die Zahl der Schülerinnen in „Elisabeths Höherer Töchterschule" 59, während die „Wisselinckſche Töchterschule" 64 und die von dem Lehrer Reinhardt für die „Mädchen aus dem mittleren Bürgerstande" begründete Privatschule 87 Schülerinnen zählte.

Werfen wir einen Blick zurück auf die „Wisselinckſche Höhere Töchterschule"! Noch im August 1828 hatten der Vorsteher und die Lehrkräfte öffentlich in den „Elbinger Anzeigen" erklärt, „daß sie sich fest vereinigt hätten, mit Eifer und Liebe ihre Pflicht zu erfüllen". Aber schon vier Jahre später schieden einige tüchtige Lehrer aus, und die bisher an der Anstalt tätige Lehrerin Fräulein Johanna Braun eröffnete am 14. November 1832 mit 28 Schülerinnen eine neue „Höhere Töchterschule". Superintendent Wisselinck sah sich daraufhin veranlaßt, im folgenden Jahre zu Michaelis seine Anstalt (die alte Graff-Kelch-Keberſche Schule) nach fünfundzwanzigjährigem ehrenvollen Bestehen aufzulösen.

Elisabeths Höhere Töchterschule

Stundentafel: 1834 (in drei Klassen) und 1851 (in vier Klassen)
Unterrichtszeit: 9—12 Uhr vorm. und 2—4 Uhr nachm.

	Wöchentliche Stundenzahl								Zusammen	
	IV.		III.		II.		I.			
	1834	1851	1834	1851	1834	1851	1851		1834	1851
Religion	1	2	2	2	2	2	2		5	6 + 2
Deutsche Sprache	2	4	3	3	3	3	2		8	10 + 2
Deutsche Literatur	—	—	—	—	—	—	1		—	— 1
Lesen	4	5	—	1	—	1	—		4	7 —
Schreiben	3	3	2	2	2	1	1		7	6 + 1
Französisch	—	3	3	4	2	4	5		5	11 + 5
Geschichte	—	—	1	1	2	1	2		3	2 + 2
Mythologie	—	—	—	—	1	—	1		1	— 1
Geographie	1	—	2	2	2	2	2		5	4 + 2
Rechnen	5	3	2	3	2	2	2		9	8 + 2
Naturlehre	—	—	1	—	1	—	1		2	— 1
Technologie	—	—	—	—	1	—	—		1	— —
Naturgeschichte	—	—	1	1	1	1	1		2	2 + 1
Zeichnen	2	2	2	2	2	2	2		6	6 + 2
Malen von Blumen	—	—	—	—	—	1	1		—	1 + 1
Singen	2	—	2	1	2	2	2		6	3 + 2
Handarbeit	7	6	6	6	4	6	6		17	18 + 6
Zusammen	27	28	27	28	27	28	31		81	84 + 31 = 115

Die „Johanna Braunsche Höhere Töchterschule" nahm eine günstige Entwicklung. Schon nach einjährigem Bestehen zählte sie in vier Klassen mit fünf Lehrern und vier Lehrerinnen 57 Schülerinnen „aus dem guten Bürgertum", während in Johanne Satori-Neumanns „Elisabeths Höherer Töchterschule" die 70 Schülerinnen „aus den ersten Ständen" außer von der Schulvorsteherin noch von sieben Lehrern und Lehrerinnen unterrichtet wurden.

Unter den Geistlichen, die an Johannens Schule tätig waren, hatte als Pädagoge die größte Bedeutung der Prediger Christian Eduard Rhode; er unterrichtete in dem Jahrfünft 1832/37 neben Religion und Mythologie auch

Naturwissenschaften und Technologie, und hier an der Mädchenschule reiften Erfahrungen, die er in der 1837 von ihm eröffneten „Höheren Knabenschule" (der späteren „Höheren Bürger"- oder „Realschule") auswerten konnte.

Als Gesanglehrer wirkte an der Anstalt 1827 bis 1847 der Kantor an der Neustädtischen Kirche: Samuel Ephraim Panckrath; sein Nachfolger war der für die Elbinger Musikkultur so verdienstvolle Kantor an Sankt Marien: Gymnasial-Musiklehrer und Königliche Musikdirektor Gottfried Döring.

Im Jahre 1843 trat die dreiunddreißigjährige geistvolle zweite Tochter der Schulvorsteherin: Pauline, in den Lehrkörper der „Elisabeth-Schule" ein. Sie war auf der Anstalt ihrer Mutter zur Lehrerin herangebildet worden, hatte dort, achtzehnjährig, die ersten Beweise ihres Lehrgeschicks abgelegt, in Berlin ihr hübsches Maltalent weiter entwickelt und fünf Jahre hindurch als Erzieherin bei zwei westpreußischen Großgrundbesitzer-Familien gewirkt. Durch das am 18. April 1843 vor dem ordentlichen Gymnasiallehrer der französischen Sprache: Emil Carl, abgelegte gute Examen hatte sie die Berechtigung erhalten, „den Unterricht in der französischen Sprache in einer höheren Töchterschule zu leiten".

Am 12. April 1845 stellte die „Königliche Regierung in Danzig, Abteilung des Innern" dem Elbinger Magistrat anheim, eine der beiden höheren Töchterschulen als „Städtische Anstalt" zu übernehmen und die Leitung einem akademisch gebildeten Direktor zu unterstellen. Der Magistrat ging auf die Vorschläge der vorgesetzten Behörde zunächst noch nicht ein. Die fast sechzigjährige „Frau Stadträthin", — müde geworden ihrer nur Sorgen und Lasten mit sich führenden Tätigkeit und schier erdrückt von ihren schriftstellerischen Verpflichtungen —, bat die Regierung, ihre Tochter Pauline als „Stellvertretende Leiterin" zu bestellen, was die Behörde auch durch einen Erlaß vom 27. Dezember 1845 verfügte.

Am 15. September 1846 beantragte Johanne Satori-Neumann bei der Danziger Regierung, daß ihre Tochter schon jetzt zur „wirklichen Mitvorsteherin" ernannt werde und die Befugnis erhalte, später, nach der Mutter Tode, die Schule weiter fortzusetzen. Nach der am 12. April 1847 günstig verlaufenen Revision der Anstalt durch den Schulrat des Provinzialschulkollegiums gab die Regierung in Danzig der „Frau Stadträthin" bekannt, „daß ihre Tochter Pauline nach dem Ergebnis der früheren Prüfung und der letzten Revision für qualifiziert erachtet werde, nicht nur in Gemeinschaft mit ihr, sondern auch als selbständige Vorsteherin eine höhere Töchterschule zu leiten". Um das Jahr 1848 zählte „Elisabeths Höhere Töchterschule" neben vier Lehrerinnen im Hauptberuf noch fünf männliche Lehrkräfte im Nebenamte, und zwar einen Gymnasialoberlehrer, zwei Predigt-Amts-Candidaten, einen Kantor, der zugleich Elementarlehrer war und einen Schreiblehrer.

Die „Töchterschule des Fräulein Johanna Braun" beschäftigte damals neben drei Lehrerinnen noch drei Gymnasiallehrer, zwei Predigt-Amts-Candidaten und einen Zeichenlehrer.

Am 3. März 1849 konnte „Elisabeths Höhere Töchterschule" das fünfundzwanzigjährige Bestehen feiern, bei dem sich der Magistrat durch das Mitglied der städtischen Schuldeputation, den Prediger an Sankt Marien: Friedrich Wilhelm Eggert, vertreten ließ.

Beachtenswert für die Schulgeschichte ist die Tatsache, daß an „Elisabeths Höherer Töchterschule" mit Zustimmung des Magistrats Damen aus der Bürgerschaft „als Aufseherinnen" oder „Vorsteherinnen" bestellt wurden.

Um das Jahr 1850 trugen sich Johanna Braun und Johanne Satori-Neumann mit dem Gedanken, ihre privaten höheren Töchterschulen eingehen zu lassen, da die Städtischen Behörden im Zuge der Neuorganisation des gesamten Elbinger Schulwesens die Errichtung einer „öffentlichen höheren Lehranstalt für Mädchen" erwogen und ihren pädagogischen Vertrauensmann: den Gymnasialdirektor Dr. Carl Adolph Benecke, mit der Ausarbeitung eines Planes für diese neue städtische Schule beauftragten.

Benecke legte dem Magistrat am 9. Juni 1851 seinen Entwurf vor. Dieser sah für sechs Töchterschul-Klassen (von denen die erste und die zweite zweijährig sein sollten) einen Direktor, zwei akademisch gebildete Oberlehrer, vier Elementarschullehrer und drei Lehrerinnen vor. Johanna Braun erklärte sich bereit, ihre Anstalt „unter annehmbaren Bedingungen" an die Stadt zu übergeben, worauf am 5. September 1851 der Städtische Gemeinderat für 7000 Rthlr den Ankauf des Grundstückes am Friedrich-Wilhelm-Platz Nr. 11/12 beschloß, in dem die Schule bisher mietweise untergebracht war. Die Direktion wurde einstweilen noch dem Fräulein Braun überlassen. Als sie am 15. Juli 1852 starb, übernahm die Sprachlehrerin: Fräulein Caecilie van Beuningen, die vorläufige Leitung.

Am 8. Oktober 1851 hatte der Magistrat den Prediger Henke aus Pillau zum Direktor erwählt. Er wurde indessen, seiner „freiheitlichen" politischen Vergangenheit wegen, durch Entscheid der Königlichen Regierung in Danzig vom 28. November nicht bestätigt. Auch dem am 6. Januar 1852 gewählten Elbinger Gymnasiallehrer der englischen und französischen Sprache: Emil Carl, wurde, aus dem gleichen Grund, am 24. März die Genehmigung versagt; er übernahm später, am 1. Oktober 1857, das Direktorat der „Höheren Töchterschule" in Marienwerder. Erst der am 7. April 1852 gewählte Naturwissenschaftler: Oberlehrer Dr. Rudolph Schmidt aus Danzig, erhielt die Bestätigung.

Am 22. Oktober 1852 wurde die „Städtische Höhere Töchterschule" mit drei Klassen am Friedrich-Wilhelm-Platz Nr. 11/12 eröffnet.

Am 28. November 1851 hatte Frau Johanne Satori-Neumann dem Magistrat angezeigt, daß sie am Ende des laufenden Schuljahres: Ostern 1852, ihre Töchterschule schließen werde; die „Pensionsanstalt" gedächte sie aber weiter fortzusetzen: die Pensionärinnen sollten weiter Privatunterricht bekommen, ebenso einige andere Mädchen, die nicht bei ihr in der Hausgemeinschaft wohnen.

Und in der Tat wurde dann auch am 3. März 1852, — dem Tage, an dem „Elisabeths Höhere Töchterschule" vor 28 Jahren eröffnet worden war —, die Anstalt mit einer Schlußfeier und der letzten Bibelverteilung aufgelöst. Ein Kapitel Elbinger Schulgeschichte unter der Leitung einer mütterlichen und geistvollen Erzieherin fand ihr Ende ....

Das zusammenfassende Schlußurteil über das pädagogische Lebenswerk Johannens prägte die Elbinger Schuldeputation am 27. Juli 1855 mit nachstehender amtlicher Feststellung:

„Frau Johanne Satori-Neumann, geb. Hiepe hat die im Jahre 1824 von ihr gegründete und im Jahre 1852 geschlossene, mit einer Pensionsanstalt verbundene „Elisabeths Höhere Mädchenschule" als Vorsteherin mit aufopfernder Hingebung und reichem Segen geleitet, so daß die Schule in hohem Grade ihren Zweck erfüllte und namentlich auch die aus der Anstalt hervorgegangenen Erzieherinnen bei den seitens der hiesigen Schuldeputation gehaltenen Prüfungen in allen Beziehungen gut vorbereitet gefunden sind."

Anmerkungen

Für allzeit hilfsbereite und liebenswürdige Unterstützungen habe ich zu danken:

Johannens Urenkel, meinem verehrten Vetter, dem Landschaftsmaler Fritz Wildhagen in Berlin-Wilmersdorf;

weiter Dr. Hanns Bauer, Direktor der Stadtbibliothek zu Elbing; Dr. Hermann Kownatzki, Direktor des Stadtarchivs zu Elbing; den Staatsarchivaren Dr. Ludwig Dehio und Dr. Wolfgang Mommsen am Brandenburg-Preußischen Haus-Archiv zu Berlin-Charlottenburg und dem Stadtarchiv und dem Städtischen Schloßmuseum zu Mannheim.

I

[1]) Der Lebenslauf der Schriftstellerin Johanne Satori-Neumann und die Bibliographie ihrer Werke sind angegeben bei Goedeke, „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung", Band 10 (2. Aufl. 1913), Dresden, Vlg. von L. Ehlermann, Seite 266

Nr. 124; ferner in Wilhelm Kochs „Deutschem Literatur-Lexikon", Halle, 1930, Spalte 1705/06; ferner bei A. Boldt, „Elbinger Geistesleben", Mohrungen, 1894, Seite 180/182. Nur den Lebenslauf geben die „Allgemeine deutsche Biographie" und die „Elbinger Zeitung" Nr. 47 vom 6. Juni 1863 und Nr. 78 vom 1. April 1911.

Alle diese Angaben sind mehr oder minder lücken- und fehlerhaft. Die Darstellung der pädagogischen Leistung Johannens ist bisher noch nicht versucht worden.

Johanne Satori-Neumanns Schriften sind bei 38 verschiedenen Verlegern (in Danzig, Leipzig, Berlin, Nordhausen, Mohrungen, Grimma, Braunschweig, Zerbst, Elbing, Wien und Chur) erschienen.

Johannens Geburtstag und Geburtsort sind durch Dokumente nicht belegt; die Taufeintragung steht in dem Taufbuch des „Katholischen Oberen Stadtpfarramtes S. S. Ignat. Loy. et Franc. Xav. (Jesuitenkirche)"; die dortigen Tauf-, Ehe- und Sterberegister enthalten keinerlei Eintragungen über Christopherus Hippe (= Hiepe) und Maria Anna Eck.

Nach Mitteilungen des Stadtarchivs und des Städtischen Schloß-museums in Mannheim ist dort über den Posthalter Christopherus Hiepe (= Hippe) nichts bekannt; in Waldecks Schrift „Alte Mannheimer Familien" werden die Familien Eck und Hiepe (= Hippe) nicht erwähnt. — Wilhelm Ledenbauer wird nur im „Chur-Badischen Hof- und Staatskalender für das Jahr 1805" als Dicasterial-Anwalt in Mannheim genannt. Daten sind nicht angegeben.

[2]) Johannens Gatte: Philipp (Samuel) Neumann wurde als ältester Sohn des Bürgers, Kauf- und Handelsmannes, Mälzenbräuers und Bordings- und Seeschiffs-Rheeders Philipp (Jacob) Neumann, am 3. April 1776 in Elbing geboren und am 8. April in Sankt Marien getauft. Er besuchte das Elbinger Gymnasium, erlernte die Handlung und trat in die Firma seines Vaters als „Associé" ein, nachdem er am 15. Dezember 1801 den „Groß-Bürgereid auf eigenen und Commissions-Handel nach Lutherischem Gebrauch" geleistet hatte. (Stadtarchiv Elbing: Bürgerbuch der Altstadt.) — Gest. Elbing, 3. Mai 1836, abends 6½ Uhr, 60 Jahre alt an Schlagfluß im Kamelhause, Spieringstraße Nr. 30 (Totenregister von St. Marien).

[3]) Die seit 1703 in Elbing, vorher in Danzig ansässige Großbürger-Familie Derer Elias Neumannen (Vgl. Stadtarchiv Elbing: Abraham Grübnaus Genealogie CCV) hat der Stadt eine Reihe bedeutender Männer geschenkt. Der erste Elbinger Angehörige der Familie:

Elias, heiratete als „Kaufgesell" am 20. August 1703 (zu Sankt Marien) Elisabeth, Tochter des Bürgers und Kramers Wilhelm Trampenau und der Dorothea geborenen Döring, wurde am 14. September 1703 Mitglied der Kramerzunft und am 4. Februar 1707 „Großbürger auf Handel und Wandel" in der Altstadt Elbing; aus seiner zweiten, zu Sankt Marien am 31. August 1706 geschlossenen Ehe mit Susanne, Tochter des Mälzenbräuers und Bordingrheeders Philipp Albrecht des Älteren, stammt als dritter Sohn:

Philipp. Dieser wurde geboren am 20. Dezember 1715, getauft am 23. zu Sankt Marien. Am 5. Dezember 1742 wurde er „Großbürger auf Handel und Wandel", am 1. März 1743 Mitbruder der Mälzenbräuer-Zunft, 1759 Vorsteher der Pestbude. Gest. am 15. Dez. 1765 und beerdigt am 20. Dezember mit Geläute zu Sankt Marien. Seit dem

22. Januar 1743 war er verheiratet mit Maria, Tochter des Bürgers und Kramers Daniel Voselger. Der älteste Sohn aus dieser Ehe war Philipp Jacob. (Stadtarchiv Elbing: Kirchenbücher, Bürgerbuch und Zunftrolle und Schläfer der Kramer).

[4]) Philipp Jacob Neumann, geb. am 12. Novbr. 1743, getauft am 15. Novbr. zu Sankt Marien; seit 12. Sept. 1770, zusammen mit seinem jüngeren Bruder Daniel Gottfried, „Großbürger auf Handel und Wandel"; Mälzenbräuer mit drei Braustellen seit 5. September 1770, 29. Mai 1779 und 27. Juni 1803. Vom 16. September 1784 bis zum 23. Mai 1803 war er der bedeutendste Elbinger Bordings-Rheeder; zugleich war er auch Seeschiffs-Rheeder. In erster Ehe war er verheiratet mit der Patrizierin Helene Maria, Tochter des Pastors Thomas Achenwall von Sankt Marien. In zweiter Ehe heiratete er am 25. Mai 1773 zu Sankt Marien die Pfarrerswitwe und Patrizierin Frau Regina Maria Rogge, geb. Kienast, Tochter des Kirchen- und Schul-Inspektors und Seniors an Sankt Marien: Samuel Kienast und der Christina Elisabeth Kretschmer. 1807 war er „Bürger-Capitain" und mußte als solcher sich am 21. Januar 1807 bereit finden, die französischen Truppen (des Marschalls Bernadotte) durch das Holländer Tor in die Stadt zu geleiten (Stadtarchiv: Joh. Jac. Convents Chronik). Er starb am 9. September 1807, um 9 Uhr abends am (durch marode französische Soldaten eingeschleppten) Nervenfieber und wurde am 13. in der Familiengruft zu Heilig Leichnam beigesetzt. Sein ältester Sohn aus zweiter Ehe war Johannens Gatte: Philipp Samuel (vgl. Anmerk. 2), sein jüngerer Ernst Christlieb. (Stadtarchiv Elbing: Kirchenbücher, Bürgerbuch, Raths-Rezesse und Rezesse der Rheederzunft und der Mälzenbräuer; Rep. H Nr. 48 Fasz. 14; Rep. H 190 (1—4); „Der Neumannsche Schläfer", Familien-Chronik derer Elias Neumannen und Satori-Neumannen, Großbürger und Patrizier zu Danzig und Elbing).

[5]) Ernst Christlieb Neumann, geboren den 2. Oktober 1780, getauft am 6. Oktober zu Sankt Marien, besuchte das Elbinger Gymnasium, erlernte die Handlung, bereiste Frankreich, England und Schottland, wo er die Firma seines Vaters: „Philipp Jacob Neumann" vertrat. Nachdem er am 19. Februar 1802 den „Großbürgereid nach Lutherischem Gebrauch" geleistet hatte, wurde er in der Firma: „Philipp Jacob Neumann & Compagnie" Associé seines Vaters und Bruders, heiratete am 1. Juli 1805 (in der reformierten Kirche) Henriette Dorothea, Tochter des Kaufmanns Wilhelm Gottlieb Saltzmann und Enkelin des Geheimen Kommerzienrats, Kaufmanns, Rheeders, Mälzenbräuers und Stadtraths Jacques du Bois. Seit der ersten Wahl nach der Steinschen Städte-Ordnung: am 18. Dezember 1808, war er Stadtverordneter im Sankt-Marien-Kirchen-District. Während der napoleonischen Feldzüge 1807 und 1812 leistete er der Stadt durch seine vorzüglichen französischen Sprachkenntnisse große Dienste; am 12. Juni 1812 empfing er mit der Magistrats- und Stadtverordneten-Deputation den Kaiser Napoleon vor dem Berliner Tor und gab die Auskünfte über Klima, Einwohnerzahl, Stärke der einquartierten Truppen und deren Führung (Stadtarchiv: Chroniken von Carl Ferdinand Ramsay und Convent). Gest. am 9. Februar 1862, abends 10½ Uhr, Spieringstraße 9; begraben am 16. Februar im Familienbegräbnis zu Heilig Leichnam. (Genealogische Angaben nach den Kirchenbüchern im Stadtarchiv Elbing.)

[6]) Für die Beziehungen Johannens zu der Kronprinzessin und Königin Elisabeth von Preußen sind die benutzbaren Akten im Brandenburg-Preußischen Hausarchiv zu Berlin-Charlottenburg durchgesehen worden:

Aus Rep. 150: „Fünf Ausgabenbücher der Königin Elisabeth, zum Teil eigenhändig geführt, aus den Jahren 1831/39 und 1847/74" geht hervor, daß „Madame Neumann in Elbing" bedeutende Geldbeträge, meist in Höhe von 100 Rthlrn jährlich erhalten hat, — bedeutend, weil von der Königin unterstützte Persönlichkeiten, darunter adlige Damen, im Höchstfalle eine Zuwendung von 30 Rthlrn bekamen. (Ein junger Lehrer hatte in Elbing in der Biedermeierzeit ein Jahresgehalt von etwa 100 bis 12 Rthlrn).

Rep. 50: „Eigenhändig geführte Ausgaben-Journale J.K.H. der Kronprinzessin, nachherigen Königin Elisabeth von Preußen, geborenen Prinzessin von Bayern, erster Band 1816 bis 1849; zweiter Band 1850 bis 1852" bestätigen ebenfalls die zahlreichen Geldsendungen der Königin.

Herangezogen zum Vergleich und zur Kontrolle wurden auch die in zahlreichen Bänden gesammelten „Schatullbelege der Königin Elisabeth".

Nach dem Tode Johannens hat ihre Tochter Pauline ebenfalls Geldbeträge von der Königin erhalten.

In den „Schatull-Belegen" sind die Quittungen Johannens für die auf Kosten der Königin erzogenen zwei Pensionärinnen (mit je 100 Rthlr pro Jahr) gesammelt. Es scheint, daß die auch oben genannten Summen nicht als „Unterstützungen" der Königin für Johanne persönlich zu betrachten sind, sondern als „Schul- und Pensionsgelder" für die im Auftrage der Königin in „Elisabeths Höherer Töchterschule" erzogenen Mädchen.

In den „Ausgaben-Journalen der Königin" lassen sich ferner noch Geldbeträge für die zu Ostern als Schulprämien an tüchtige Schülerinnen verliehenen Bibeln nachweisen.

[7]) „Die Korrespondenz der Königin Elisabeth" liegt in großen, noch ungeordneten und ungesichteten Stapeln in zahlreichen Regalen im Brandenburg-Preußischen Hausarchiv. Bei der geringen Zahl wissenschaftlicher Beamten werden wohl noch Jahre vergehen, bis diese Archivalien zur Benutzung freigegeben werden können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Briefschaften der Königin auch Johannens „Schul-Berichte" enthalten, die sie alljährlich zu Ostern — wie sie sich 1833 gegenüber dem Elbinger Magistrat äußerte — an ihre Königliche Gönnerin nach Berlin zu senden pflegte.

II

[8]) Für die Elbinger Schulgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts liegen bisher folgende Monographien vor:

Paul Ringleb, Geschichte des Elbinger Volks- und Mittelschulwesens unter preußischer Herrschaft, Elbing 1937.

Festschrift zur Hundertjahrfeier der Heinrich von Plauen-Schule in Elbing (1837 bis 1937), Elbing 1937.

Fritz Skrey, Festschrift zur Vierhundertjahrfeier des Staatlichen Gymnasiums zu Elbing, 1535 bis 1935. — Athenaeum Elbingense. Aus der Geschichte des Elbinger Gymnasiums. Elbing 1935.

Außer diesen Einzeldarstellungen wurden benutzt die Jahres-Bände der „Elbingschen Zeitung", der „Elbinger Anzeigen" und des „Neuen Elbinger Anzeigers" (Stadtbibliothek Elbing und Preußische Staatsbibliothek Berlin), ferner die (im Stadtarchiv Elbing aufbewahrte) handschriftliche „Chronik der Stadt Elbing 1796 bis 1851" (10 Text- und 11 Beilage-Bände) von Carl Ferdinand Ramsay und die umfangreichen Aktenbände der Elbinger Schuldeputation (aus der ehemaligen reponierten Magistrats-Registratur), darunter in eingehendem Maße: N 57 „Acta der Schul-Deputation in Elbing, betreffend die Privat-Töchterschule der Frau Stadträthin Neumann vom 2. Dezember 1823 bis zum 28. November 1851."

Ein acht Seiten starkes Schriftchen über weibliche Erziehung von Johanne Satori-Neumann wurde 1841 den „Elbinger Anzeigen" beigelegt.

Ikonographische Bemerkungen

Die drei überlieferten Bildnisse Johanne Satori-Neumanns: — ein Oelgemälde von 1837, eine Lithographie von 1839 und eine Photographie um 1860 —, zeigen die Dargestellte im 51. und 53. Lebensjahre und als 75jährige Greisin.

Wie sehr wird man bedauern, daß sich keine Abbildungen des jugendschönen Mädchens und der anmutigen jungen Ehefrau erhalten haben.

1. Die Photographie (um mit der letzten Darstellung Johannens, wenige Jahre vor ihrem Tode, zu beginnen) zeigt eine gütige alte Frau, zwar bereits durch Alter und Krankheit gebeugt, aber immer noch die würdevolle Haltung der vornehmen Dame wahrend.

Ein Abzug dieser „Photographie in Visit-Format" befindet sich im Besitz der Bildnis-Sammlung der Elbinger Stadtbibliothek, ein anderer im Ganerben-Besitz der Familie Satori-Neumann.

2. Der Lithographie von 1839 liegt eine Zeichnung des bekannten Elbinger Malers aus der Biedermeierzeit Carl Müller zu Grunde.

Der Künstler wurde in Schwetz an der Weichsel am 8. Mai 1796 geboren, besuchte das Elbinger Gymnasium, erhielt seine künstlerische Ausbildung in Berlin, Dresden, München und Rom, war von 1837 bis zu seiner Pensionierung 1871 Zeichenlehrer an der „Höheren Bürger- (oder Real-)Schule" und an der „Johanna Braunschen Höheren Töchterschule" und starb 1875 in Stuttgart. Der Steindruck nach der Zeichnung rührt von R. Weber-Leipzig her und erschien als Beilage der „Eilpost für Moden".

Johanne Satori-Neumann blickt träumerisch aus ihren großen seelenvollen Augen in die Weite; um den Mund spielt ein gütiges Lächeln. Die Aehnlichkeit mit dem König Maximilian I. Joseph von Bayern ist ganz unverkennbar. Johanne trägt ein schlichtes Biedermeier-Hauskleid mit gefältelter Halskrause und ein flaches weißes Frauenhäubchen, das mit Rüschen und einer Schleife unter dem Kinn zusammengebunden ist. Die Gänsekielfeder in der rechten Hand haltend, sitzt sie an einem kleinen Tischchen, auf dem ein paar Blätter eines angefangenen Manuskripts liegen.

Eine Reproduktion nach dem im Ganerben-Besitz der Familie Satori-Neumann befindlichen Exemplar der Lithographie brachte das Buch: Bruno Th Satori-Neumann, Elbing im Biedermeier und Vormärz, Elbing 1933, zwischen Seite 20 und 21.

3. Das Oelgemälde ist rechts unten in der Ecke „J. Weiss sen 1837" signiert, stammt also aus dem Jahre nach dem Tode des Gatten. (Taf. XLII.)

Maler Joseph Weiß, reform. Konf., geb. Elbing, 18. Sept. 1780; gest. Elbing, 11. Juli 1846. (Stadtarchiv Elbing: polizeiliches Registerblatt). — Über die künstlerische Wirksamkeit dieses unbedeutenden Elbinger Stadtmalers ist nichts bekannt. Die ungeschickte Darstellung der Hände und des Halses auf dem Bilde zeigt sein nur beschränktes Können. Nichtsdestoweniger kommt dem Gemälde Johannens ein großer dokumentarischer und kulturhistorischer Wert zu.

Die Photographie des Gemäldes, die der Reproduktion in dieser Schrift zugrunde gelegt wurde, hat der durch jahrzehntelange Arbeit im Kaiser-Friedrich-Museum zu Berlin bewährte Fachmann: Gustav Schwarz, Königlich Preußischer Hofphotograph, angefertigt.

Das auf Leinwand gemalte Bildnis ist ohne Rahmen 54 Zentimeter breit und 68,5 Zentimeter hoch. Es zeigt zwar gegen die Ränder viele kleinere und größere Sprünge und unten an einzelnen Stellen selbst geringe Absplitterungen der Farbe, ist aber in dem klaren, von je drei großen dunkelblonden Haarlocken umrahmten Antlitz völlig unversehrt geblieben. Johanne war, wie schon oben gesagt, im Jahre 1837 51 Jahre alt; sie wirkt aber auf dem Bilde in ihrer ganzen Erscheinung und Haltung wesentlich jünger. Der Maler hat sie in der einfarbigen schwarzen Halbtrauer-Robe und der großen schwarzen, aus Bändern und Rüschen gebildeten Florhaube einer Witwe aus vornehmem Geschlecht dargestellt. Sie trägt auf der Brust eine große kostbare Brosche aus Diamanten und Rubinen, an den Ohren an goldenen Ringen längliche, fein ziselierte und perlengezierte Gehänge. Ihre schönen, klaren blauen Augen sind in die Ferne gerichtet. Den Mund umspielt leise Wehmut, aber der ganze Ausdruck des Antlitzes atmet verhaltene Kraft und Energie. Die im Schoße liegende rechte Hand faßt ein Taschentuch. Die Linke hält ein rotes Buch mit Goldschnitt; der Unterarm stützt sich auf die Kante eines kleinen Tisches, hinter dem ein offenes Regal aufsteigt, auf dem in vier Reihen kostbar in Leder gebundene und mit prachtvollen Ornamenten verzierte Bücher stehen; auf dem Rücken von dreizehn Bänden ist der in Antiqua oder Fraktur mit Gold eingeprägte Verfasser-Name: „Satori" deutlich zu erkennen.

Zweifellos lag dem Maler daran, die „Frau Stadträthin Neumann" in der Einmaligkeit ihrer körperlichen und geistigen Erscheinung im Bilde festzuhalten. Diese Aufgabe ist ihm durchaus geglückt: Johanne Satori-Neumann hat in der Tat auf dem Gemälde die innere und äußere Haltung, die sie (als die einzige ihrer Geschlechtsgenossinnen in der Biedermeierzeit unserer Stadt) besaß: — sie ist ganz Aristokratin des Geistes und zugleich ganz Elbinger Patrizierin.

Das Oelgemälde befindet sich im Besitz des Urenkels der Dargestellten: des Landschaftsmalers Fritz Wildhagen in Berlin-Wilmersdorf; er hat sich dazu entschlossen zu verfügen, daß das Bild dereinst Eigentum der Stadtbibliothek Elbing wird. Dr. Hanns Bauer, der Direktor der Bücherei, schrieb daraufhin am 12. Februar 1938 an den Besitzer: „Seien Sie für diese hochherzige Absicht bestens bedankt! Es ist mir eine besondere Freude zu wissen, daß dieses Bild der Elbinger Schriftstellerin und Erzieherin, Johanne Satori-Neumann, die im Geistesleben unserer Stadt eine so bedeutsame Rolle

spielte, einmal wieder in die Heimat, in der sie wirkte, zurückkehren wird, und daß es gerade in der Stadtbibliothek Aufnahme finden soll. Scheint mir doch eben die Bibliothek, in der das Elbinger Schrifttum vereint wird, wo sich auch die Werke Johanne Satoris befinden, und wo ihr Andenken gepflegt wird, die naturgegebene Stelle für das Porträt zu sein. Hier wird es nicht ein Museumsstück unter vielen sein, sondern es wird einen Ehrenplatz unter wenigen haben und sich in sinnvoller Beziehung zu der literarischen Umgebung befinden. Hier ist auch immer wieder die beste Gelegenheit gegeben, auf Johanne Satoris Bedeutung hinzuweisen."

Fischereigeräte in Kahlberg-Liep

mit besonderer Berücksichtigung der Sackfischerei

Von Karoline Krüger

Wenig gestört durch fremde Beeinflussung lebt im Beruf des Fischers eine naturgegebene Betätigung des Menschen seit Urzeiten fort. Von Fischern ersonnen und im Fischervolke allein weitergebildet und umgestaltet sind die Fanggeräte in Herstellung und Anwendung, auch das Großgerät, die Boote.[1]) Noch heutzutage baut sich der Fischer sein Boot vielfach allein, für seinen Bedarf, und wenn er es dem Schiffszimmerer in Auftrag gibt, so bleibt doch seine, des künftigen Besitzers, Erfahrungs- und Gedankenwelt, sein mehr oder weniger landschaftlich bestimmter Formsinn bis in die Einzelheiten maßgebend für die Art der Ausführung. Die fabrikmäßig hergestellten Netze aber sind nichts als Nachahmungen der handgestrickten[2]) und werden, gerade in den komplizierteren Formen, nach wie vor rundweg abgelehnt: „De Fläeken,"[3]) so erzählt der Kahlberger Sackfischer, „loat wi ons vonner Fobrick schecken; de Saaek knett wi ons selwenst; doa haft jeder sien Kniff, den sacht he keenem!" und der Keitelfischer: „De Natt vonner Fobrick, de kä wi hier nich brucken, de fesche nich!"[4])

Der Gegenstand unserer Arbeit ist also recht eigentlich ein volkskundlicher. Eine erschöpfende Behandlung ist an dieser Stelle nicht möglich. Es soll nur der Versuch gemacht werden, von einem besonderen Zweige, der Sackfischerei, aus, Streifblicke auch auf die in anderen Fischereiarten gebräuchlichen Geräte fallen zu lassen; manches muß dabei ganz zurückgestellt werden, wie das Tauwerfen und die Fischerei unter Eis; anderes kann nur flüchtig berührt werden. Nicht nur um das Gerät, seinen Gebrauch und die vokabelmäßige Bennennung ist es uns zu tun, sondern — in zwangloser Äußerung über seine Berufsarbeit — auch um den Menschen, den „Herrn des Gerätes", der das Wissen um diese Sachgüter von seinen Vätern ererbte und sich dieses Erbe in immer wacher Anpassung an die wandelbaren Verhältnisse täglich neu erwirbt.

I

Sicken, Bau und Gebrauch

Alljährlich wiederholt sich dem Sackfischer der Kampf ums Dasein: Wann et Hauff oape woard on et Jes vom Lauing aufdriewen deit, dann beload wi ons auller, de e Feschzadel[5]) haan, et Sicken met Pritken,[6]) on dann foar wi om de Wad, daut wi onse Städen bestaacken känen on ons keen aunderer vo fären kemmt. — Jeder Sackfischer, die Väter und auch die Söhne, jeder für sich, hat sein kleines Sicken. Wie schon der Name[7]) besagt, ist das Sicken ein Boot mit einem Fischraum, der, wie überall am Haff, zweiteilig ist, um die Aale von den Fischen gesondert einsetzen zu können. Soweit die Räume reichen, sind die Planken durchlöchert. Die Querwände, die das Bootsinnere gegen den Raum wasserdicht abschließen, daut sent de Schwäw. Auch das Querschott im Angelkahn wird Schwaff (N.; helles a) genannt. Unser Matrose aus Liep bekommt auf Segel-Schulschiff Horst Wessel das seltsame Wort von seinen Kameraden aus dem Reich nicht zu hören. Ob Verwandtschaft mit got. sweiban, aufhören, nachlassen, aisl. svika, vor etw. zurückweichen, ahd. swifton, stille sein, mhd. swiften, stillen, ndd. swichten beschwichtigen[8]) vorliegt, sei dahingestellt; dann wäre das Schwaff die Stelle im Schiff, wo das andrängende Wasser zum Stillstand kommt. — Wi haan to veel jeloaden! et Woater rannt aull äwer de Kaamm (überoff. e oder helles a)! Die Kämme, daut sent de Leesten, opp de de Rüümlucken lijjen! — Luck (Luke) ist hier also nicht die Öffnung, sondern der lose Deckel, der sie schließt; so stellt sich dies Wort unserer Nehrungsmundart der Bedeutung nach zum Dänischen, Schwedischen und Niederländischen,[9]) ganz entsprechend seiner Ableitung aus einem altgermanischen Zeitwort: ahd. luhhan, got. lukan schließen.[10]) Die stattlichere Form des kleinen Sickens ist jeneiw wie ne Aunbingslomm[11]) jebüüt, d. h. wie die kleinste Art der Strandlomme, nur noch kleiner als diese, ohne Scheuerleisten und, wie gesagt, mit eingebautem Fischraum; also: drei- bis viergängig, geklinkert, mit einer Bodenplanke statt des Kiels, mit muldenförmigem Querschnitt, mit Vor- und Hintersteven und dreiteiligem Steuerruder: Halmholt, Hack on Stieer.[12])

Zahlreicher vertreten als das Lommsicken finden wir die einfachere Form nach Art des „Klotzkahns“: met plauttem Borrem, fären on hingen en bät jesprengt,[13]) und — nicht selten — mit nur je einer Seitenplanke; aber gegen die Schiffsenden hin wird die Bootswand in sanfter Aufbiegung erhöht: en Kiel woard opp jede Plank fären on hingen oppjesatt; das gibt dem Schiff die schöne Seitenansicht, den „oberen Sprung“; daut haft en bäter Jescheck, sagt unser Fischer, und ein versonnenes Lächeln läßt erkennen: der Fischer liebt sein Schiff[14]) — auch wenn es nur der Klotzkoahn ist. Er hat ihn ja auch selbst ge-

baut! Dem schlichten Wort nach nichts leichter als dies: twee Jereſter woaren ejegroawen, een laaejet on een heoget; daut Brad woard uinger et laaeje uingerjeſchoawen on äwer et heoge äwerjelacht (ch wie in „ich"); opp et aundere Eng Brad kemmt e Steen enoppen. Twiſchen de Jereſter woard von en bät Struck e Fieer uingerjemäekt, on doarmet et Brad nich brennt, mott eener mettem Quauſt Woater jainknaullen. En eener Veerdelſtuing es et tracht (ch wie in „ich"): die Planke hat an dem einen Ende die gewünſchte Krümmung; ſie federt nicht mehr zurück. Das entgegengeſetzte Ende wird dann ebenſo behandelt. Der Boden (Borrem), aus zwei bis drei gleichfalls gebrannten Brettern gefügt, liegt bereit, auch die Stewingen, an denen die Plankenenden zuſammengeholt werden ſollen, ſind ſchon angebracht — wir befinden uns ja im oſtdeutſchen Raum des Stevenkahns[15]) — und nun werden die Seitenplanken an den Schiffsboden und an die Steven aujeſtrept[16]) o fauſtjenäegelt, ſo daß Wand und Boden ziemlich rechtwinklig gegeneinander zu ſtehen kommen. Sie werden im Schiffsinnern nachträglich noch durch Spanten verbunden: et woaren dree Poar Knee enejeſatt, daut de Koahn hauntfauſter es; wi ſeeken ons atliche kromme Aaſt, aum baſten Akazia, daut es et hoardeſte Holt; et woard en bät beheift on behäbelt, und die ſchönſten Naturſpanten[17]) ſind fertig, als ſolche auch nach dem Einbauen noch deutlich erkennbar. Sie ſind nicht ſo elaſtiſch-biegſam wie die Süddeutſchlands aus Rottannen mit waagerechter Wurzel; dafür aber halten ſie das Gefüge um ſo feſter zuſammen: ſeine fünfzehn Jahre ſoll der Kahn wohl fahren! — Wenn unſer Kahn ein Sicken iſt, dann erſetzen die Querwände des Raumes die Spanten bis auf ein Paar oder, in den kleinſten Formen, auch ganz und gar. — Et latzte kemmt de Dollboard, die Bordleiſte für die Dollen (Ruderpflöcke) runt om'n Koahn: en Brad woard oppen Koahn jelacht (ch wie in „ich") on noajeſäecht o fauſtjenäegelt und ſo die obere Kante der Bootswand gegen Abnutzung geſchützt. Wann de Koahn foarich es, woard he aufjedicht o jepeckt: wi nehmen Pleckwoark,[18]) dreien e Strangk doarüüt on driewen et mettem Dichtieſer twiſchen de Planken; dann nehm wie en Läpel, kloppen am fären en bät ſpetz, ſchappen daut Peck ütem Pott on geeten et langſoam äwer de Nüten.[19]) Met Teer woard de Koahn dann noch en bät aujepenſelt.

Die Art, wie der Keil auf die Seitenplanke des Klotzkahns aufgeſetzt wird, ſtimmt zur Plankenfügung des am Kuriſchen Haff üblichen Kraweelbaues: es wird Brett an Brett gelegt, ſo daß das Boot glattwandig bleibt, als wenn es jederſeits nur eine, beſonders zugeſchnittene Planke hätte; durch ſchräg eingetriebene Nägel werden Keil und Planke verbunden: mettem Spetzhoamer woaren de Nail ejedreewen. Baut ſich der Fiſcher aber einen tweeplankjen Koahn, dann geſchieht es nach der von der Elbe bis zum Pregel üblichen Art des Klinkerbaues: die obere Planke wird dachziegelartig über die untere gelegt und mit ihr durch ſenkrecht

gegen die Bootswand eingeschlagene Nägel zusammengefügt: et woard färjeboahrt, dann woaren de Nail ejeschloanen on omjelacht (ch wie in „ich").[20]) Die Keile werden auch hier glattwandig angebracht. (Abb. 1)

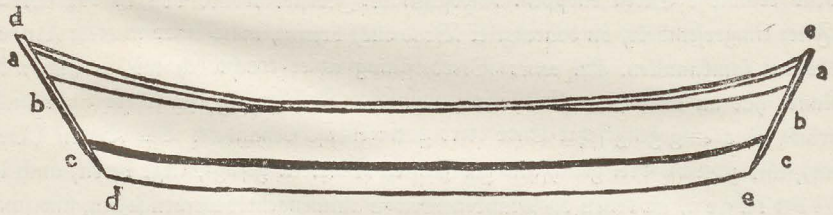


Abb. 1. Klotzkoahn (zweigängig)

Die Keile sind glattwandig nach Kraweelbauart aufgesetzt. Die obere Planke greift nach Klinkerbauart auf die untere über. — Oben die Dollboard. a: Keil, b: obere Planke, c: untere Planke, d: Vorsteven, e: Hintersteven. Die vorderen Keile sind meist kürzer und in der Basis (am Steven) breiter als die hinteren.

Auch das kleine Sicken kann ein Segel führen; gewöhnlich ist es et Spreetsail (Sprietsegel), als das Großsegel der Flunderlomme allbekannt: eine Stange, Spreet, spreizt diagonal das Segel. Wenn unser Segel auch nur schlicht rechteckig geschnitten ist, ohne die lange Außenspitze, auf die die Fischer des Osthaffs stolz sind,[21]) so bekommt es mit der Zeit doch ne Piek, einfach durch den Gebrauch: biem Spreetesatten schefft sick dant rüüt. Wie nun findet diese Segelstange ihren Halt? maun staaekt et Spreet mettem tojespetzten Eng ennen Oort,[22]) d. h. in eine vor der oberen Außenecke des Segels befindliche Öse, on schefft et üüt, während das Segel mittelst des oben durchs Mastloch geführten Falls (Sailfaull) aufgeholt wird.[23]) Dann woard et uingerschte Eng vom Spreet ennen Toom jesatt. De Toom? Daut es en toopjespetzet Eng Lien von eenem Joarem; et woard met ner Schleng om de Mauft jenoamen, daut maun et Spreet goot heoch satten kaunn; et Spreet haft aum uingerschten Eng en Eschnett, doarmet et ütem Toom nich rüütglitscht. — Daut es jroad so, aus wann eck een Peerd opptäm, daut eck et fausthoolen kaunn! Da haben wir das Wort! es ist wirklich ein Zaum.

Wenn es irgend möglich ist, zäumt der Nehrungsfischer — um eine altnordische Kenning zu gebrauchen — sein kleines „Wellenroß" zu flotter Fahrt. Freilich oft genug mott wi schüüwen! so nennt man hier das Staken; dazu dient ein langes Stoßruder, et Roodel; unten am Blatt ist ein Eisenbeschlag, ne Penn met twee Tinken: daut speckt bäter! Zum Rudern (Roonen) ist das Roodel zu lang und zu schwer, dazu nehm wi de Hauntreemes. Reemes on Roodel mäek wi ons selwenst; de schneer wi auf, daut et scheen jroad woard, dann woard et noa-

ſeheift on behäbelt. Kein Segeln ohne Steuern! und nicht nur mit dem kleinen Lommſicken — uck mettem Klotzkoahn ſail wi! tom Stieer nehm wi et Roodel! De Mauſt kemmt dorcht Haulsieſer fären aum Schwaff enne Sailſpoar, daut ſe fauſtſteit, d. h. in das Loch eines am Boden befeſtigten Holzklotzes, in das der Maſt hineinpaßt, und das ihn, zuſammen mit dem Halseiſen, feſthält, „ſperrt“.[24]) Wa wi feſchen oader ſchüüwen, dann woard de Mauſt opp de Sied äwert Schwaff jelacht (ch wie in „ich“); daut ha wi doarto üütjeholkt. Und nicht nur fare Wint treibt der Klotzkahn dahin: ſelbſt haulf aune Wint kä wi foaren, d. h. mit halbem Winde, wenn der Wind gerade von der Seite kommt. Dann häng wi et Schwert bie, alſo ein Hängſchwert, ein loſes Seitenſchwert,[25]) das außen an der Leeſeite herabgelaſſen wird und ſo verhindert, daß der plattbodige Kahn vom ſeitlichen Wind aus der Fahrtrichtung getrieben wird; boawen haft et Schwert twee Lacher (ch wie in „ich“) far de Strepp; de jeit om de Mauſt. Wenn überhaupt Wind iſt und er die Richtung beibehält, dann kä wi eene Wach (ch wie in „ich“) emmer ſailen. Kriezen, allerdings, daut jeit nich! daut motte jraatere Jefäßer jennen, den eener waut aunbeeden kaunn; de kliene Sicke wehre ſick nich jeneoch jain Strom o Wallen. Das größere Lommſicken, das weit übers Haff fährt, iſt auch in Kahlberg-Liep beheimatet. Es führt neben dem Sprietſegel noch eine loſe Fock (Dreieckſegel) als Vorſegel, nicht das ſonſt übliche zweite Sprietſegel an einem gegen den Vorſteven gelehnten, alſo nach vorn geneigten Vormaſt.[26]) Wann maun fären bloß en klienet Flecksjen haft, das erleichtert ſchon merklich die Fahrt am Winde: et drängt de Lomm, de emmer enne Wint dreie well, fären trijj-aun, on de Druck kemmt nich mehr ſo ſehr hoard oppet Stieer.

Daut es ne Jaacht on e Striet om de baſte Städen! de ſent aun de Häekes:[27]) de Dal licht em Schleck, wann he rüütkrippt, es he et eerſchte aum Häeken; he krippt noa de flake o woarme Städen; wann et koold woard, dann krippt he warer en de Modd; opp Seewint fangt maun weinich. — Sobald die Pritken ſtehen, ſei es auch im Eiſe noch, iſt nach Gewohnheitsrecht der Platz geſichert, und wann et Jes nü auller wachjedreewen es, fang wi aun Saaek to ſatten. Daut düüert dree bat veer Däeg, eh wi aulles to ſtoanen hawen! Heute laden wir mal erſt acht Lanken[28]) aufs Sicken, jede Lanke zu zwei Säcken und zwei Streichtüchern, ein langes, de Fläek, und ein kurzes, et Krommdeok, — und wieder ſchüüw wi doal,[29]) daut heet: ningerem Lauing, Nordooſt enn.

2

Draagen, Anker und Ankerſtein

Twee Stuing ſchüüw wi han bat tom Langen Häeken.[29a]) Doa ſatt wi et eerſchte ne Fläek auf, eine engmaſchige Netzwand, veertien $^{m}/_{m}$ licht, daut es von Knoppen

to Knoppen jemeeten, ungefähr tien Foarem langk on dartich Mauschen deep — die Länge des Netzes wird stets nach Faden, d. h. dem Maß der beiden ausgestreckten Arme (altsächs. fathmos), die Tiefe aber nach der Zahl der Maschen gemessen. De Fläek hält den Dal opp, onn he rannt längs enne Sack; daher wird sie anderwärts, wie unsere Fischer wissen, auch „Wehr" und „Streckung" genannt, auch „Leiding" und „Läufer".[30]) Sechs Pritken halten die Fläek am Grunde des Wassers fest. Also: wi traaeken de eerschte Pritke rüüter, staaeken de Fläek boawen on ningen met de Streppen aun o riewe se warer enne Saunt. Das ist nicht so einfach, dies Einreiben der Pritken, etwa 30 Zentimeter tief, vom schwanken Kahn aus! Schmiet den Draagen äwer, et jeit veel Wint vondäeg!

Der Draagen ist ein kleiner vierflügliger Anker, der dazu dient, et Sicken auftoankern (Abb. 2). Sein Vorzug ist: he foat met twee Flichten, licht opp de Dart emmer rachtich on hält. Der große zweiflüglige Anker dagegen,

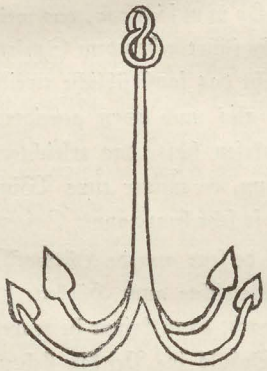


Abb. 2. Draagen

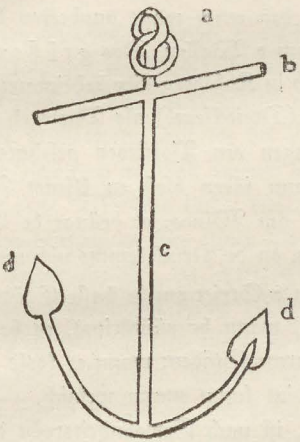


Abb. 3. Anker
a: Ring,
b: Stock,
c: Schauft,
d e d: Oarm,
e d: Flichten,
d: Spoarems.

der bei der Seefischerei gebraucht wird, kaunn uck emoal scheef faullen, dann hält he nich. Um zu verhindern, daut he plautt fällt o schliept, ist dieser Anker am Schaft, nahe dem Ringe, mit einem „Stock" versehen, der quer zum Ankerarm steht und am stetten deit, daut he goot griepen kaunn (Abb. 3). Dem Draagen fehlt dieser Stock, weil er zwecklos wäre. Bi' er Seefescherie es de Anker met twee Flichten jeschecklicher: he foat met eener Flicht on es leichter rüüttokeppen üter Grunt als ein den Maßen entsprechender Draagen; größer und schwerer müssen die Anker in der See schon sein als im Haff, wiel enner See mehr Strom rannt.

Es gibt noch eine besondere Art der Netzverankerung, die, zwar primitiv, ja urzuständlich, doch ihren Zweck aufs beste erfüllt: ein in Tauwerk gefaßter (ejefetter)[31]) Ankerstein wird bei den Lachsstellnetzen in der See an dem einen Ende der Lanke angebracht (Ankernatt, Abb. 4); oder deren mehrere werden auf sie verteilt (Aunbingsnatt, Abb. 5); das andere Ende wird fest verankert, ent-

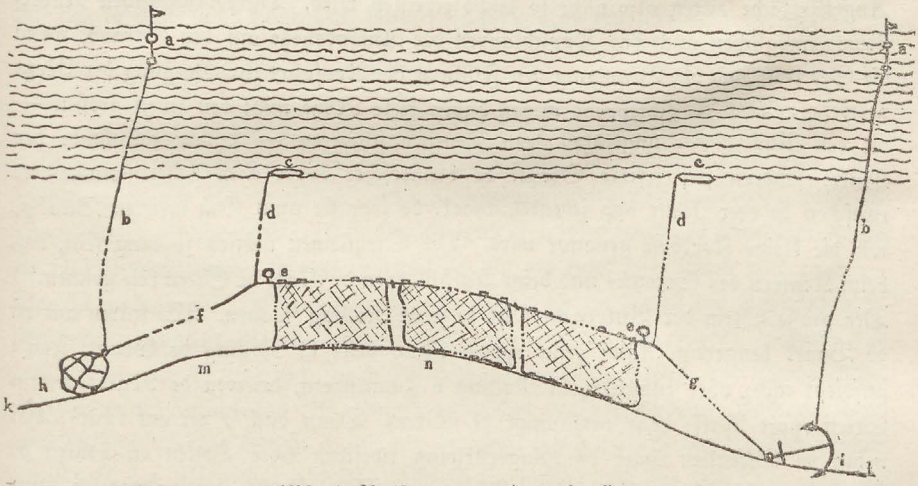


Abb. 4. Ankernatt (eene Lank)

a: Bunker, b: Boojelien, c: Lichtkobb, d: Oppdieper, e: Glaskügel, f: Steenlien, g: Ankerteiw, h: Ankersteen, i: Anker, k—l: Meeresgrund, k—m: de Baaek, m—n: et grote Raff, n—l: Büüterkauntraff. — Die Netzlängen (je ca. 25 Faarem) und Netztiefen (2,50 bis 3 Meter) und die Leinenlängen sind nicht ausgezeichnet, wie auch der Meeresgrund nicht.

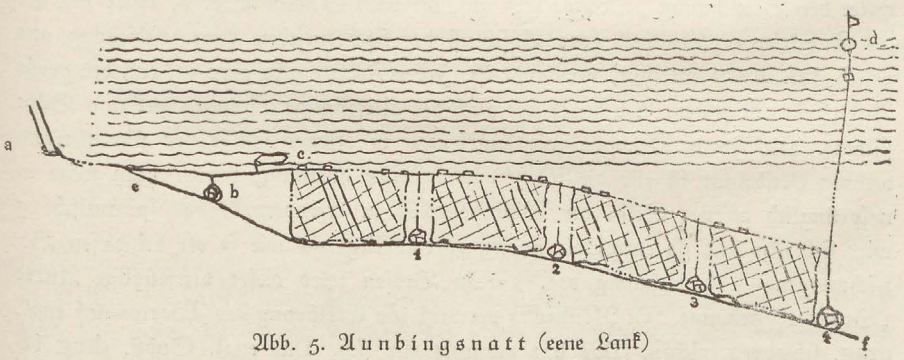


Abb. 5. Aunbingsnatt (eene Lank)

a: Poal (Pfahl am Strand), b: Lienesteen, b u. 1—4: Ankersteen, c: Kobb, d: Bunker, e—f: Meeresgrund. — Die Netzlängen (je ca. 25 Faarem) und Netztiefen (2½ bis 3 Meter) und die Leinenlängen sind nicht ausgezeichnet, wie auch der abfallende Meeresgrund nicht.

weder draußen am großen Riff (Ankernatt) oder — mit langer Leine — am Strande, wo den Anker auch ein eingegrabener Pfahl ersetzen kann (Anbindsnatt). Wann et ne grote Rolling jeft und innerhalb der Riffe de Strom rannt oder gar kentert,[32]) dann dreft de Steen met de Natt oppe Strom, so daß die Lanke wie eine Fahne im Winde ausgerichtet ist und so der Strömung keine breite Angriffsfläche bietet, also nicht so leicht zerrissen wird. Diese beweglichen Ankersteine ermöglichen auch das Oppschlappen der Anbindsnetze auf den Strand, wenn die See rollt und die Brandung den Fischern die Ausfahrt zur Bergung der Netze verwehrt. Des Aufschleppens wegen haben diese Netze nicht den einen großen — bei den Ankernetzen ungefähr einen Zentner schweren — Stein am Ende der Lanke, sondern fief jefette Steen: de bennerschte opper Lien (Lienesteen), dree twischen de veer Natt opp jedem Staaek, de jraatste aum Eng mettem Bunker, wie die kleine Korkboje genannt wird. Die Steinleinen müssen so lang sein, daß beim Kentern des Stromes und beim Aufschleppen de Natt de Steen frie goanen.[33]) Der große Stein der Ankernetze blift bi jeder Rolling stoanen. Wi satten am en de Baaek bennerem Räw; denn oppem Räw drift bi Rolling de Grunt, woa't aufdiept nich; aber zuweilen, bi Rolling o Launtstrom, driewen de Natt mettem Steen oppet Raff; doar versauingt de Steen! Dann duck[34]) wi am rüüt! Wi nehm de Steenlien äwer de Hingerstewing twischen twee Dollen on hoalen de Lomm kort fär; dann bing wi de Lien auner Meddeldocht aun on goanen aunt Färeng on drecken de Lomm raufer; aum aunderen Eng häft se sick metter Lien; wann de Steen loos es, dann traaek wi am en de Hecht.

Frischbier führt (Prß. Wörterb. 1, 145) einen Ankerstein, nicht von Tauwerk, sondern von Weidenstäben, die ein Holzkreuz zusammenhält, umschlossen, unter der Bezeichnung „Dragge F." auf, die nach Grimm Wb. 2, 1321 mit der des Fabeltieres „Drache" (vor Abschluß der hochdeutschen Lautverschiebung aus griech. lat. draco entlehnt) verwandt ist. Jeder Fischer gibt gern zu, daß der große Ankerstein mit seinem Lienwoark wie auch der vierflüglige Draagen gut zum Bilde stimme. Die Form Draagen mit dunklem a in offener Silbe vor stimmhaftem velaren Reibelaut ist für die Nehrungsmundart auffällig; lautgesetzlich wäre in ursprünglich offener Silbe der Diphthong äe zu erwarten;[35]) das spirantische g wird sich also aus gg entwickelt haben, oder es liegt — wie so oft bei diesen Bezeichnungen — Entlehnung vor.[36]) In Brösen wird dieser vierflüglige Anker „Dragger" genannt. O. Müller[37]) verweist zur Erklärung des Wortes auf engl. drag, schleppen, ziehen. Das hat manches für sich. Das engl. Subst. drag bezeichnet etwas am Boden Geschleiftes, z. B. das Schleppnetz; daher auch der Seemannsausdruck „dreggen", nach verlorenen Gegenständen suchen, fischen; ein mehrarmiger Anker heißt im Englischen gleichfalls drag, ebenso niederl. dreg F. Unser

Ankerſtein (Dragge bei Friſchbier) wird ja nun tatſächlich über den Boden geſchleift — nicht der Draagen; er ſoll in den Grund eingreifen und halten. Der „Seeker" wiederum wird geſchleppt; er iſt dem Draagen ähnlich geſchmiedet, jedoch kleiner als dieſer, und vor allem: er hat nur vier Häekes, nicht Flichten, alſo Haken ohne Spoarems, d. h. ohne die herzförmig-ſpitzen, ſpatenartigen Enden; er ſoll ſich ja auch nicht eingraben, ſondern ſuchend über den Boden hinſchleifen.

3

Die Fläek und das Einſtellen der Netze

Zurück zu unſerer Fläek, die wir uns noch näher betrachten wollen! De Fläek es ſtiewer jeſtallt aus de Natt. Jedes Netz nämlich wird eingeſtellt, d. h. die eigentliche Netzfläche, das Netztuch, (de Baaſem F.), wird durch den Stallſoarem mit der Umfaſſungsleine des Netzes (Semm N.)[38]) auf beſondere Weiſe verknüpft. — Das iſt auch ſo eine Handarbeit des Fiſchers, an die die Kunſt der Fabriken nicht heranreicht: eſtallen doo wi ſelwenſt; de enner Fobrick, de mäeken 's dant nich rachtich! — und es ſieht doch ſo einfach aus! Aber auf die Maße und Verhältniſſe, auf das feine Gefühl für das Zuſammenwirken der verſchiedenen Faktoren beim Gebrauch des Netzes kommt es an: wie verfängt ſich der Fiſch im Netz? wie wirkt die Kraft des Menſchen (Ziehen beim Aufnehmen) und des Stromes, wie der Druck des Waſſers auf das Netz? Die angemeſſene Verteilung von Flott und Grundgewicht kommt hinzu, um dem Netz die rechte Form im Waſſer zu geben, d. h. die Form, in der es am beſten fiſcht und zugleich am ſicherſten geſchont bleibt.

Wie nun ſtellt der Fiſcher das Netz ein? Zunächſt das Handwerkszeug, de Knettnoadel! (Abb. 6). De mäek wi ons von hoardem Fleederholt (Holunder),

Abb. 6. Knettnoadel
1: Tung, 2: Noarſch.

15 bis 20 Zentimeter lang, 1 bis 3 Zentimeter breit; je lichter de Natt, je jraater de Noadelen. Die Nadel läuft in einen Spitzbogen aus, der auch ein hübſches Maßwerk hat; gegen die Spitze iſt das Holz 3 bis 6 Zentimeter lang derart durchbrochen, daß eine 2 bis 5 Zentimeter lange Zunge (Tung) ſtehen bleibt; das entgegengeſetzte Ende der Nadel, de Noarſch, iſt rund üütjeholkt. Om de Tung on om'n Noarſch woard de Boomwoll romjefellt, han on trijj, bat de Tung voll es; de Noadel dreit maun doarbie; ſo geſchwind und geſchickt geht das, wie man es den

Händen, die draußen in Wind und Wetter, im eiskalten Wasser, die schwerste Arbeit verrichten, nicht zutrauen sollte. Aber die Nadel ist auch entsprechend sorgfältig geschnitten und besonders de Spetz ewoards üütjeruingt, doarmet maun de Boomwoll mettem Düüme fex dorchdrecken kaunn. Daneben steht, leicht gezimmert, die kleine Winde, de Wing: en klienet Brad, en Biet Holt enoppen, dräwer twee kliene Lautten äwer Kriez, dorch de Medd en Näegel, opp jedem Lautteneng e Stock, on doar de Boomwoll romjelacht (ch wie in „ich"); wa wi oppfellen, dreit sick daut! — Zum Netzstricken (knetten) wird außer der Knettnoadel noch der etwa 5 bis 6 Zentimeter lange Knettstock gebraucht: metter Noadel goa wi om 'n Knettstock; de es so dick, daut et to'r haulwe Mausch paußt; to'r gaunze Mausch mott wi tweemoal äwerknetten. De Mausche motte faust on egoal om' n Knettstock lijjen, daut se auller glick sent. Dieselbe Nadel wird, wenn sie zum Ausbessern (üütkloaren) der Netze benutzt wird, Kloarnoadel genannt. Wann haft et Natt de mehrschte Lacher (ch wie in „ich")? Wann et gaunz es!

Eben aber sind wir beim Einstellen (Abb. 7): Opp onse Knettnoadel kemmt de Stallboomwoll — sie ist sehr viel stärker als die Baumwolle des Netztuches — oppjefellt. Far de Schlaaej ha wi e Moat, en Biet Holt, so langk wi de Schlach senne saull; daut woard aunt Semm aujelacht (ch wie in „ich") on de Boomwoll weinich loos' aujestallt (angeknüpft). Der Schlag ist kürzer als die Länge der auf ihn

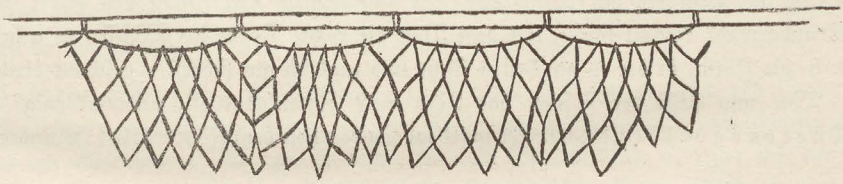


Abb. 7. Das Einstellen:
sas oppe Schlach, twee de Moat.

gereihten Maschen ausmacht; so steit et Natt bott[39]) on kricht Goaw, d. h. es wird nach unten zu in der Weite etwas zugegeben (Goaw F., Gabe). Die Länge des „Maßes", also der Abstand von einer Knüpfstelle zur anderen, wird nach der Zahl der vollen, d. h. auseinandergezogenen und so angelegten Maschen gemessen. Nach dem Verhältnis der Maschenzahl des Maßes, d. h. also der Maßlänge, zur Zahl der auf den Schlag gereihten Maschen werden die verschiedenen Arten des Einstellens auf drei Formeln gebracht; ninger de Halft jestallt: z. B. sas oader fief Mauschen oppe Schlach on twee de Moat; opp de Halft: z. B. veer Mauschen oppe Schlach on twee de Moat; äwer de Halft: z. B. veer Mauschen oppe Schlach on dreddehaulw (= 2½) de Moat; so, oppet

dredde Poart, wie man es auch nennt, — nicht selten aber auch opp de Halft — sent boawen on uingen glick de Fläeken ejestallt; oppet dredde Poart: daut es stiew jestallt! Die Flunder-, Lachs- und Maifischnetze aber sind nach der ersten Formel schlaupp jestallt, und zwar in der Weise, daß am Boawersemm 6, am Gruntsemm aber nur 5 Maschen auf den gleichen Schlag kommen. Oben hat man also auf 60 Maschen 10, unten aber schon 12 Schläge geknüpft; das Gruntsemm wird entsprechend länger und das Netz unten weniger dicht als oben zusammengeholt: et haft Goaw, d. h. es wird in der Länge unten etwas zugegeben.

Et Natt mott schlaupp stoanen, et mott Looj[40]) hawen, daut et bäter feschen deit. Et schwaulkt[41]) em Woater han on trijj. Wann et straumm steit, daut es jroad so, aus wann eener jainen Tüün rannt o fällt hingerwoards doal. De Laus rannt mettem Kopp jain de Baasem o mauscht sick; de Mausch schleit hinger de Keewe oader, wann he — wie zumeist die Raubfische — metter oapene Frät rannt, dann verfangt he sick met de Tähnen, de noa hingen stoanen, enner Baasem, he kaift sick ann o mäekt sick ne Zelp;[42]) nü rannt he färrüüt, he verhäekt sick mettem Zäegel o verweckelt sick und ist gefangen; so auch die anderen Fische: de Baasem haft so veel Goaw, daut se sick ewecklen känen. Daut jeft grote Drunsels en de Natt! Der Lachs freilich entkommt zuweilen doch noch: he fangt ann to allmachten, met Jewault well he rüüt! Wann he moarkt, daut de Hunt hingerem es, dann häft he et Natt äwert Boawersemm o schleit sick rüüter! O, die Erbitterung gegen die Seehunde! Wain de Huing hool wi keen Laus en de Natt! vondäeg haa se ons warer e Foarem dree vonner Baasem rüütjereeten! Das ist winterlang die tägliche Klage! Jaint Farjoahr se wi se loos; doa krie se et Jäegen o verschwingen büüten enner See! So geht mancher Lachs, der schon gefangen war, dem Fischer doch noch verloren und das Netztuch dazu! Auch beim Lichten der Netze muß man vorsichtig sein, damit der Lachs nicht noch im letzten Augenblick entwischt: strick[43]) hingerwoards! Doa es e groter Laus benn! Den klienen doar, den hoal wi vobie, daut wi eerscht de grote schappen! (mit dem Lauskascher). Die gleiche Behutsamkeit beim Aufnehmen der Flundernetze: Wann et Natt to stiew jestauingen haft, etwa weil zuviel Flott daran war, dann lijjen de Flingeren loos draun o faullen raufer. — Kik moal, woar se noch speelen!

De Laus mäekt sick ne Zelp — de Brassem, de Schlie, de Krüüs, de ranne sick em Jleiternatt[44]) en Biedel üüt. Solch ein Netz ist dreiwandig; die mittlere, noch einmal so tiefe, engmaschigere Netzwand ist am Boawer- und Uingersemm mit den, einem sehr weiten Gitter ähnlichen Gleitern toopjestallt, so daß sie doppelt und dreifach zwischen ihnen liegt und so eine riesengroße Goaw hat. Die kleineren Fische verfangen sich im Mittelnetz, die größeren gleiten mit ihm durch das jen-

seitige Gitter hindurch, bis dieses sie festhält; de Fesch rannt mettem Biedel to'r Sied, o so schlitt sick de Fupp, daut he nich mehr trijj kaunn. Der Vorteil der bei der Haffischerei sehr gebräuchlichen Gleiternetze liegt auf der Hand: maun kaunn grote on kliene Fesch toop en eenem Natt fangen.

Anders als sonst die einwandigen Stellnetze sind die Breitlings- (Sprotten-) netze eingestellt. De Breetling haft nicht so'n täeget Läwen aus de Flinger; wann he den Kopp ener Mausch haft on de Keewe sick beschlengt, dann es he glick doot; he kaunn sick nich rachtich ewecklen. Also zu diesem Zweck bedarf es besonderer Goaw nicht; deshalb sind die Sprottennetze, wie übrigens auch ihr Vorbild, die Heringsnetze, boawen on uingen glick jestallt und zwar recht steif: fief Mauschen oppe Schlach, dree de Moat! Dennoch: auch diese Netze haben Goaw; die Kojen,[45]) die als dünne Schnüre, 1 Meter bis 1,20 Meter lang, in Abständen von ca. 30 Zentimetern das Boawersemm mit der sehr viel stärkeren Boawerlien verbinden, woaren auner Boawerlien en bät trijjesatt, bi jeder Kooj en haulwe Schlach, so daut de Boawerlien käerter es aus de Sämer. Das ist notwendig zur Schonung und Erhaltung des Netzes: de Boawerlien raaekt sick vonner Krauft, de droppkemmt — et woard doadraun jetrocken — nck vonnem grote Strom; vom Flottsemm aus, hier der Oberleine, sind ja die Netze verankert; et fiene Semm kaunn sick nich so raaeken, et plautzt on de Baasem uck. Darum muß die Oberleine kürzer sein; so hat auch das Sprottennetz eine ziemlich starke Goaw.

Höchst seltsam erscheint die Art, wie die Lachstreibnetze eingerichtet sind. Sie dienen dazu, noa'm grote Seelaus (Nordlachs) mettem Kutter — auf Kiel gelegt, kein Strandboot! — vonnem Hoawen üüt to feschen. Auch diese Großfischerei auf hoher See — ne Naachtfescherie — ist von Kahlberger Fischern mit in Schweden erworbenen Kuttern (noch ohne maschinelle Einrichtungen) bis 1924 alljährlich in den Monaten Februar, März und April sehr eifrig und mit viel Lust und Liebe betrieben worden. De Lausdriewnatt sent stoarker jereet[46]) aus de aundere Natt: et Goaren es hampen, nich Boomwoll, die sonst des weichen Fadens wegen besonders geschätzt wird. De Natt haud wi's selwenst jeknett, 90 Millimeter licht, daut jeit fex! Boawen haft et Lausdriewnatt Kooje wie de Breetlingsnatt! fief Mauschen oppe Schlach, twee de Moat, so ist es am Boawersemm eingestellt; oawer uingen, doar sent friee Mauschen! et Goaren es stoark jeneoch doartoo; keen Gruntsemm, keen Deweersemm, auner Boawerlien Korkfleet, uingen nuscht! Daut es ne schwammende Fescherie! — Das sehr feingarnige Maifischtreibnetz dagegen, mit dem in Küstennähe gefischt wird (Parpelnattdriewen), ist dasselbe, das man als Stellnetz „vor Ringen" im Haff verwendet, nur hat es als Treibnetz boawen mehr Fleet on uingen weinjer Blie[47])

aus de aundere Natt. Das Treibnetz, und insbesondere das Lachstreibnetz mit seinen „freien Maschen", hat ja die denkbar größte Goaw.

En bät Goaw mott jedet Natt en jeder Fescherie hawen, das ist geradezu Grundsatz. Nicht nur durch richtiges Einstellen, auch durch die angemessene Verteilung von Flott und Grundgewicht erhält das Stellnetz die rechte Goaw: je weinjer Flott — bei gleichem Grundgewicht — je mehr Goaw haft et Natt; haa wi to veel Flott boawen, dann hoale sick de Mauschen toop on et Natt fescht nich. Der verschiedene Druck des Wassers muß berücksichtigt werden: De Breetlingsnat woaren bi jraaterem Druck, d. h. in größerer Tiefe, mit mehr Glauskügelen besatt. Bei den Flundernetzen wird das Flott[48]) geändert. De Strom drängt de Flinger han on trijj; bi Boawerstrom es et Woater woarm; dann traaekt de Flinger rüüter; bi Narerstrom kemmt se ewoards. Von aacht Foarem bat opp fiefentwintich, daut es en groter Uingerscheet, doa mott maun Flott oppbingen oader aufschnieden. — Dunnerwarer, et Flott draaecht nich mehr! et es aull warer woatersompich!

Aus dem Gesagten erhellt, daß auch die Fläek, obwohl sie kein eigentliches Fangnetz ist, sondern nur eine Netzwand, an der entlang die Fische zum Sack geleitet werden, daß auch sie en bät Goaw haben muß, einmal zur Schonung des Netztuchs: doarmet de Baasem noajeft on nich üütschleit, wann de Wallen on et Blott jainet Natt heiwen; dann aber auch: daut se goot de Grunt hält; wann de Fläek nich jeneoch Goaw haft, dann häft et Semm vonner Grunt los, on de Oal krüüpen uingen dorch. Wie erhält nun diese Netzwand — ohne Flott und Grundgewicht, ziemlich steif und oben und unten gleich gestellt — die rechte Goaw? Auf die allereinfachste Weise: De Fläeke woaren nich straumm opp de Pritken oppjehoalt; man muß eben achtgeben, daut maun de boawerschte Strepp nich to heoch aun de Pritke schleit. Trotz allem: die Fläek ist kein Netz im eigentlichen Sinn, kein Netz, in dem der Fisch sich verfängt; sie ist eher der „Zaun", den das Netz nicht vorstellen darf, vor dem der Fisch Halt macht und sich wendet.

Dem entspricht auch genau die sprachliche Bezeichnung der Sache. Der Kahlberger Fischer übersetzt uns Fläek mit Flake; die Nehrungsform hat den typischen Diphthong äe, der sich aus westgerm. a in ursprünglich offener Silbe vor k entwickelt hat.[49]) Im Mittelhochdeutschen begegnet uns dasselbe Wort als vlecke st. F., wie der Umlaut und die Konsonantengemination erweist, zur jo-Deklination gehörig; es bezeichnet eine „Art Zugnetz".[50]) Die langgestreckten Seitenwände eines solchen, die die Fische umschließen und zuletzt, beim Aufschleppen, in den Sack drängen, werden in der Nehrungsmundart gleichfalls Fläeken genannt. Frischbier nun bringt im Preuß. Wörterbuch (1, S. 193) die umlautlose Form Flacke F., als „Hürde, von Haselruten oder Latten eingezäunt".

Das engl. flake, altisl. flaki, ſteht gleichfalls für Hürde. Der Bedeutungszuſammenhang mit Fläek iſt einleuchtend, beſonders auch, wenn man an Reuſen aus Rohrgeflecht oder ähnliche uralte Fangvorrichtungen denkt. Das Wort iſt zu der weitverzweigten Verwandtengruppe von nhd. flach[51]) zu ſtellen und damit auch zu lat. plaga f. Fläche, Gegend; Netz zum Treibjagen.[52]) — Von der Erklärung des Wortes Fläek als Netzwand-Hürde könnte vielleicht auch etwas Licht auf das ſeltſame Baaſem F. fallen, das für jedes Netztuch, auch das der Fläek, gebraucht wird. Überraſchend iſt die lautliche Ähnlichkeit mit Baſſem M. (helles a), Beſen[53]); überoffenes e vertritt in Kahlberg-Liep häufig helles a wie auch langes offenes e; das harte ß bringt O. Müller auch für das Netztuch: Bäeßem N. wird es in Bröſen genannt.[54]) Dazu kommt die Übereinſtimmung des Suffixes. Es wäre verlockend, beide Wörter in eins zuſammenzufaſſen. Aus „Beſenreiſern" gefertigte Wände, alſo ſtehende oder fegende Flaken (vgl. engl. sweepnet für Zug- und Schleppnetz) werden —neben Angeln — die urſprünglicheren Fanggeräte geweſen ſein, das feingeſtrickte Netz, in dem der Fiſch ſich verfängt, aber eine ſpätere Erfindung; von jenen wäre dann der Name auf das Netztuch überhaupt übertragen worden. Eine Bedeutungsparallele hätten wir in „Wand", das im Gotiſchen (wandus M.) Rute bezeichnet und ſo auf die urſprüngliche Herſtellungsart aus Flechtwerk hinweiſt,[55]) wozu ſich noch armeniſch vandak, Netzwerk, Gitter, ſtellen mag.[56])

Abb. 8. Die Kobilke an den den Deweerſämern der Fläeken und Flail.

Nü ſe wi metter Fläek anm Eng! Wir befeſtigen das Deweerſemm nicht nur oben und unten mit Strippen an der letzten Pritke, ſondern ſtecken dieſe, damit ſie dicht an die Netzwand anſchließt, noch durch einen Schlitz, der durch ein dem Deweerſemm in der Mitte henkelartig angelegtes Stückchen Leine gebildet wird. Dies etwa 25 Zentimeter lange Eng Semm, daut es de Kobilke! (Hauptton auf der zweiten Silbe.) Ein ſonderbares Wort, das wir aber lautgetreu bei Friſchbier[57]) finden: es bedeutet — Reiherente! Wenn man für Kobilke = Reiherente — ſtatt der ſehr unwahrſcheinlichen Herkunft aus polniſch

kobylka, junge Stute[58]) — Entwicklung aus Kobbelke, Häubchen, Schöpfchen, Zöpfchen,[59]) entsprechend dem Kopfschmuck von Nyroca fuligula (pars pro toto!) ansetzen dürfte, dann wäre die Verbindung zu unserer Kobilke gefunden: angesetztes Zopfende. Aber unerklärt bleibt der Hauptton auf der zweiten Silbe![60]) — Jedes Deweersemm in der Sackfischerei — an der Fläek, am Krommdeok und an den Sackflügeln — hat die Kobilke (Abb. 8).

4

Der Sack und seine Lanken

Endlich sind wir so weit, daß wir den ersten Sack absetzen können. Der rundgestrickte, spitz zulaufende, etwa 1½ bis zwei Foarem lange Sack[61]) ist in vier Reifen (Bail, Bügel) aus Tannen- oder Kaddigholz ejebailt: maun foat dree Mauschen opp on mäekt en haulwe Schlach om'n Bail, doarmet de Mauschen nich verrotschen. Am größten Reifen, dem Färbail (Durchmesser 0,80 bis 1,20 Meter), sent twee Flail anjesatt, Netzwände, ganz wie die Fläeken, aber nur ungefähr e Foarem lang — Flail! — Der Vogel aber hat Flichten; de woaren nü, durch je eine Pritke am Ende, üütenaunderjespannt. Die dritte Pritke hält das hintere, spitze Ende des Sackes, den Gopp, auch Wopp genannt. Wopp ist als „das wippende Ende"[62]) ohne weiteres verständlich. Gopp M. würde dasselbe bedeuten, nämlich „Spitze, äußerstes Ende", wenn es sich mit Kuppe, Koppe, Kopf und verwandten Wörtern vereinigen ließe. Das auffällige g für k im Anlaut begegnet in mhd. gupf M., Spitze, Gipfel[63]) und ist bei Lehnwörtern aus dem Romanischen und Lateinischen — Ursprungswort wäre in unserem Fall mlat. cuppa, Becher, Trinkschale[64]) — des öfteren bezeugt.[65]) — Mit besonderer Sorgfalt wird die Spitze des Sackes an der Goppritke befestigt; die Goppschneer, die zugleich die Öffnung am Gopp schließt, muß eine bestimmte Länge haben, etwa anderthalb Faden, doarmet se den Sack gaunz glickmäßich stiew traaekt; es se to kort, dann häft em Strom de Sack de Pritke rüüt; es se to langk, dann kullert de Sack to doll han on trijj, de Färbail kemmt scheef to stoanen, de Kehl schlitt sick, on de Sack fescht nich. — So ein Sack nämlich, mit den innen angestrickten beiden Kehlen, ist nach den bilderreichen sprachlichen Bezeichnungen seiner Teile ein raffiniert ausgeklügeltes Gebäude und ein Ungeheuer dazu. Durch das weitgeöffnete Flügeltor kommt der Fisch zunächst in eine Vorhalle, die Paschoonke[66]); eh er sich's versieht, gerät er en de wiede Kehl; de Apening ewoards es met veer Kehlschneer wieder üütenaunderjespannt aus bi'er tweede Kehl, doarmet he foorts dorchjeit enne wiede oader lichte Buck. Der erste Buck, durch den zweiten Bügel, den Buckbail, gespannt, ist nicht nur geräumiger als der zweite: er ist auch lichter, d. h. die Maschenweite ist größer. —

Bi kloarem Woater haft manncher Gleck und gelangt zurück in die Freiheit; die meisten aber wandern weiter dorch de enge Kehl, deren hintere schmale Öffnung nur durch zwei Kehlschnüre gehalten wird, enne enge Buck o finge nich mehr trijj; se rannen aunner Apening vobie jain de Stoot[67]) o steete sik doar den Kopp. An dieser Stelle, d. h. zwischen dem dritten Bügel, dem Stootbail, und der etwas weiter vorn befindlichen Basis der engen Kehle, sind drei Maschenreihen, d. h. sechsmal rund, ganz eng gestrickt — doarmet de kliene Staaekbeedel (Stichlinge) nich en de Mausche staaeken bliewen. Das hinterste Ende des Sackes, vom vierten Bügel, dem Goppbail, bis zur Spitze, wird Kohuttje oder auch Kachuutje (ch wie in „ach) genannt; dieselbe Bezeichnung — offenbar eins mit Kajüte, dän. kahyt, flämisch cahute[68]) — hat man für einen kleinen Verschlag, etwa im Stall. Dachdailich woaren de Saaek jelicht und die gefangenen Fische aus dem Kachuutje befreit; man läßt sie in den Kascher fallen und setzt sie in den Raum.

Die Art nun, wie Streichtücher und Säcke zu Stellungen („Lanken") zusammengesetzt werden, ergibt geographische Bezirke der Volkskunde.[69]) In Kahlberg-Liep geschieht es gewöhnlich in der Weise, daß zwei durch ein kürzeres Streichtuch (Krommdeok) verbundene Säcke sich gegenüber aufgestellt werden; das lange Streichtuch, de Fläek, trifft — in der Mitte zwischen den beiden Sacköffnungen — rechtwinklig auf das Krommdeok, reicht aber nicht bis an diese Hinterwand der Stellung heran. Der Name Krommdeok mag daher rühren, daß dies Streichtuch zusammen mit den schräg ausgespannten Flügeln der beiden Säcke, an deren Pritken es befestigt ist, eine zweimal gewinkelte Linie bildet; vielleicht aber war es, wie einige Fischer sich zu erinnern meinen, früher auch selbst durch eine besondere Pritke in der Mitte winklig gestellt. An diese Rückwand der Lanke schließt sich auf der anderen Seite unmittelbar die Fläek der nächsten an; ihre erste Pritke wird dicht am Krommdeok eingerieben. So werden 15 bis 20 Lanken en eener Reej racht rüüt ent Hauff jesatt, manchmoal uck en bät schiens, wie de Häekes sent. De bennerschte Lank, d. h. die dem Ufer am nächsten stehende, wird noch durch einen „Spetzsack" erweitert, d. h. einen im Gegensatz zum „Deoksack" für sich allein aufgestellten Sack, in dessen ausgespannte Flügel die Fläek dieser Lanke hineinreicht: wann et eenem Fesch moal efällt, ewoards to rannen; dann rannt he enne Spetzsack (Abb. 9).

Spitzsäcke mit einer Fläek werden häufig auch einzeln oder paarweise im Holm verwandt; einzeln werden sie vom Leesjenbusch (Kolbenschiff) aufjesatt und paarweise werden sie äwer de Rannen jainäwerjesatt, in der Art, daß die gemeinsame Fläek auf die ausgespannten Flügelpaare beider Säcke trifft.

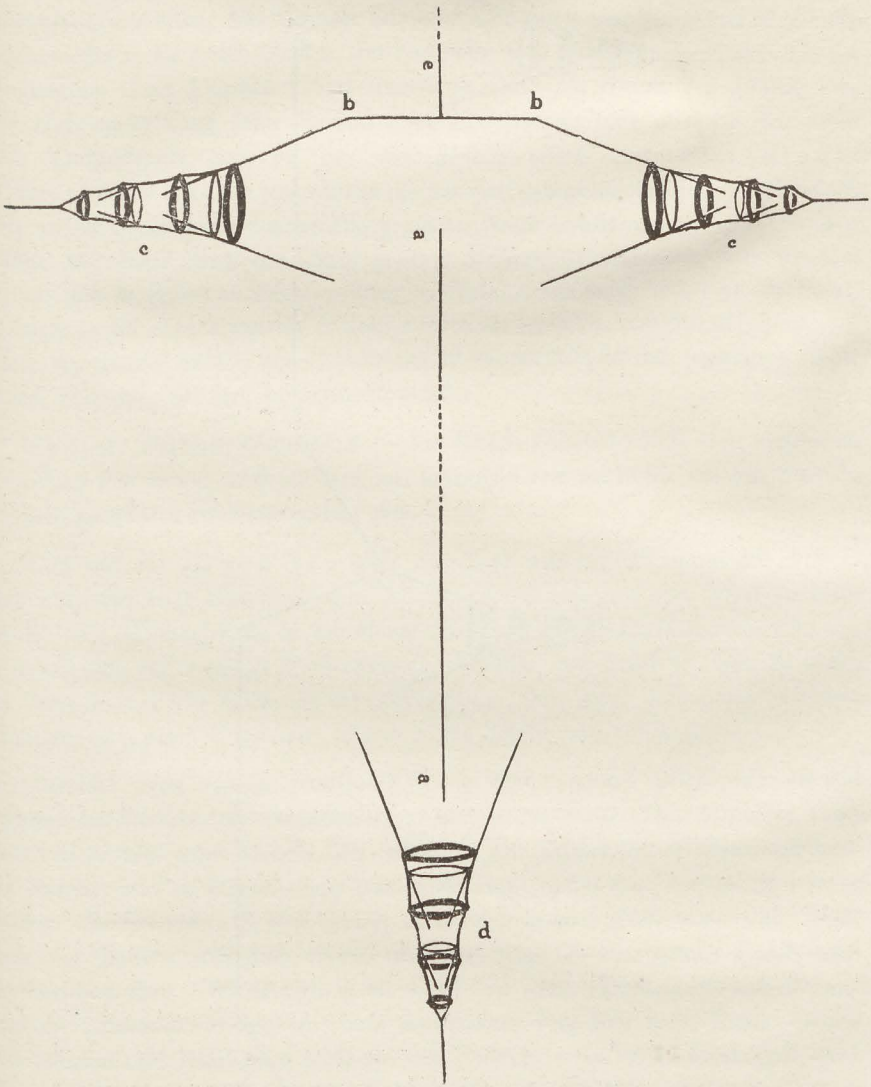


Abb. 9: De bennerſchte Lank Deokſaaek.

a—a: Fläek, b—b: Krommdeok, c: Deokſack, d: Spetzſack, e: Fläek der nächſten Lanke. — Die Fläek iſt nur zum kleinſten Teil ausgezeichnet.

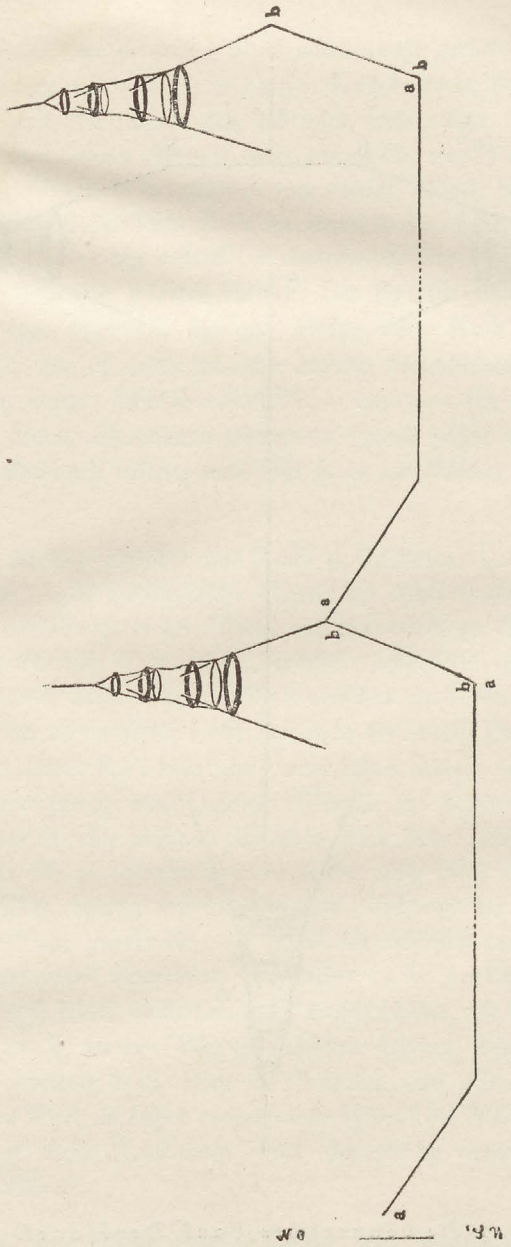


Abb. 10. Twee Lanken Schlentsaaek.

a—a: Fläek, b—b: Krommdeok. — Die Fläek ist, wie die punktierte Linie andeutet, nicht in ihrer ganzen Länge ausgezeichnet.

Die Tuchſacklanke iſt den nordoſt- und ſüdweſtwärts ziehenden Fiſchen in gleicher Weiſe offen. Em Soamer krippt de Dal han o warer und kommt ziemlich gleichmäßig in die beiden Säcke. Im Frühjahr aber fiſcht der von Südweſten her zugängliche Sack ſchlechter: dann traaekt de Dal! He kemmt von Pilleiw opp, de Dehring de Läng, jaine Strom. Deshalb verwendet man zu dieſer Zeit neben der Tuchſacklanke gern die nur nordoſtwärts offene Schlentſacklanke (Abb. 10). Sie wird wie jene reihenweiſe ins Haff geſetzt und hat je nur einen Sack, der an der Nordoſtſeite rechtwinklig gegen die Fläek geſtellt und an ſeinem Außenflügel mit dieſer durch das ſchräg geſtellte Krommdeok verbunden wird: de Dal rannt jain de Fläek on dann de Läng bat fart Krommdeok; wann he färkemmt, beſennt he ſick o fällt mettem Strom enne Sack — enne Schlentſack! Damit iſt auch der Name erklärt: ein Schlundſack iſt es, ein Schluckſack ſozuſagen! (mhd. slint, Schlund; slinden, ſchlingen, ſchlucken.)

Spetzſack, Deokſack, Schlentſack — das können dieſelben Säcke ſein; verſchieden bezeichnet ſind ſie nur nach der Art, wie ſie einzeln oder paarweiſe mit den Streichtüchern zu Lanken zuſammengeſtellt ſind.

Daß wir die Waunsjen nicht vergeſſen! niedliche Miniaturſäcke und ſo benannt, wiel ſe ſo klien ſent. Een Waunsjenpoar haft toop eene Fläek on keene Flail. De Waunsjefläek iſt mit ihrem Boawer- und Uingerſemm jederſeits am Färbail und der vorderen Sackinnenwand befeſtigt, und zwar ſo, daut de Feſch vo jeder Sied en de Waunsje enerannen kaunn. Een Poar Waunsjen haft dree Pritken, aun jedem Gopp eene on eene enner Medd' opper Fläek.

Stoarker jereet aus de Hauffſaaek ſent de Seeſaaek (Abb. 11), die von Auguſt bis Oktober vom Strand aus, wo man ſie mit langer Leine verankert, racht rüüt en de See jeſatt woaren. De Mauſche ſent jraater, on de Boomwoll benn es ſtoarker, wiel de Seeoal, daut ſent de bleiwen, jraater ſent; em Hauff ſent de jeelen. De Seeſack haft eene Fläek; de es mettem eene Flail toopjerieht. Doar ſent fief Pritken, eene aum Gopp, eene aum Flail on dree aunner Fläek, aum büüterſchten Eng. Im übrigen iſt die Fläek mit Flott (Pappelbork) und Grundgewicht (Blieknooden) verſehen; aum bennerſchten Eng haft ſe ne Stelp — wie die Fläeken oder Flail aller Schlepp- und Zugnetze — d. h. en Biet Holt, daut hält et Boawer- on Uingerſemm üütenaunder, daut et nich toopdrängt; doar es de Lien tom Lauing aujebungen. Wann ne grote Rolling kemmt, dann ſchlapp wi de Sack met de fief Pritken oppet Launt. Boawen opp de Bail ſent twee Lienen längs de Sack jetrocken: wann de färſchte Pritken rüütdriewen, dann kemmt nich de gaunze Kranft oppe Baaſem. — De friee Flail woard noa de narerſchte Sied üütjeſpaunnt, wiel de Dal von naden kemmt.

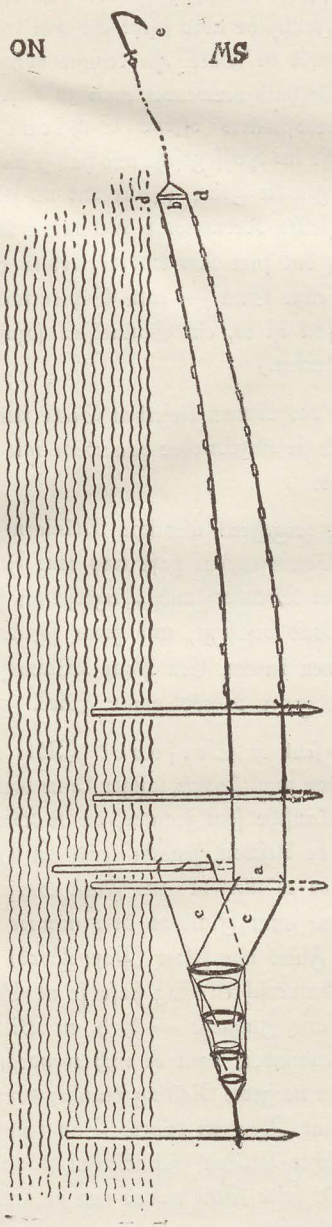


Abb. 11. Seesack

De Fläek (a—b), de Flail (c, c) on de veer Bail stoane schoarp opp Grunt; die in den Grund eingeriebenen Enden der 5 Prikken sind angedeutet. Gegen die Stelp (d—d) hin ist die Fläek flacher geschnitten. Die lange Leine zum einflügeligen Anker (e) am Strande ist nur angedeutet.

Wir haben unser Tagewerk beendet: foorts mäek wi Sail o ranne fare Wint noa Hüüs.

Wer die Nehrung kennt und wem das Bild der Landschaft, wie man sie von den Höhen nordöstlich Kahlberg überschaut, in der Seele lebendig ist, der weiß es: es gehört der Sackfischer, der seinen kleinen Kahn mit kraftvoller Bewegung des ganzen Körpers gegen die Wellen schiebt, der früh am Morgen seine Säcke lichtet oder sie zum Trocknen auf die Pritken hängt und sie abends wieder absetzt, so selbstverständlich zu dieser Landschaft wie der Vogelzug, der im Herbst und Frühjahr drüberhinstreicht, wie auch die Angelkähne draußen, die mit ihrem hohen Rahsegel und dem sorgfältig gefügten Schiffskörper unter allen deutschen Typen dem Wikingerboot am nächsten verwandt sind[70]) und deren vier seit dem letzten Jahrzehnt im Wimpel nun auch das Weiß-schwarz-weiß unseres Dorfes führen.

Anmerkungen

[1]) W. Mitzka, Deutsche Bauern- und Fischerboote, 1933 (Wörter u. Sachen, Beih. 6); vgl. bes. Kap. 1: Das Schiff als Gegenstand der Volkskunde.

[2]) W. Mitzka, Volkskundegeographie der Netze des Kurischen und des Frischen Haffs (Zeitschr. f. Volkskunde, N. F. 1, Jg. 39, 1930), S. 127.

[3]) Streichtücher.

[4]) Phonetische Schreibung des mundartlichen Textes in meiner Arbeit: Fischer-Volkssprache in Kahlberg-Liep. (Elbinger Jahrb. 14, 1, 1937, S. 131 ff.); ebenda fortlaufend Bezugnahme auf die Lautlehre von W. Mitzka, Dialektgeographie der Danziger Nehrung (Zeitschr. f. dt. Mundarten. 1922.)

In den mundartlichen Textstellen der vorliegenden Arbeit gelten:

äe und eo für die offen und geschlossen artikulierten charakteristischen Nehrungsdiphthonge, die vor Velarkonsonanten in lautgesetzlich bestimmter Stellung statthaben (s. Elbg. Jb. 14, 1, S. 131, Anm. 1), z. B. Fläeken, Flaken; mäeken, machen; jäegen, jagen; Häeken, Haken; Deok, Tuch; jeneoch, genug; heoch, hoch.

ai für einen lockeren Diphthong (mit starkem Vorwiegen des ersten Bestandteils), der sich aus langem überoffenen e (Schriftbild aa) und folgendem eje entwickelt hat; z. B. Naaejel (Nägel) zu Nail; saaejeln (segeln) zu sailen; jaaejen (gegen) zu jain; waaejen (wegen) zu wain; Baaejel (Bügel) zu Bail. — Bei langsamem Sprechen klingt eje noch flüchtig mit. Vgl. Elbg. Jb. 14, 1, S. 135, Anm. 21.

Ein ähnlicher unfertiger Diphthong hat sich aus überoffenem e und folgendem Gleitlaut vor k entwickelt, wird aber nicht durchgängig gesprochen und ist im Text nicht bezeichnet; z. B. Saaek (Säcke) zu Saik; Baaek (Bach) zu Baik; bestaaeken (bestecken) zu bestaiken; Staaek (Knüpfstelle zwischen den Netzen) zu Staik.

oa für lg. offen. o; z. B. loaten, lassen; beloaden, beladen; Koahn, Kahn; woard, wird; o würde vielleicht ein besseres Schriftbild geben; es mußte aber für geschl. o Verwendung finden. Beide Laute, so nahe sie sich in unserer Mundart stehen, werden streng geschieden; also: hoolen, halten; hoalen, holen.

i als flüchtig gesprochener Palatalgleitlaut nach velaren Vokalen vor ng aus urspr. intervokalisch. — nd —; z. B. uinger, unter; Huing, Hunde; Stuing, Stunde; Lauing, Lande; versauingen, versanden.

Nicht bezeichnet konnte werden: der stimmhafte velare Reibelaut; dafür g; z. B jäegen, jagen; vondäeg, heute; heoget, hohes; ebenfalls nicht: palatales ch (wie in „ich") nach hellem a: sacht, sagt; jelacht, gelegt; tracht, zurecht; Wach, Weg; Lacher, Löcher.

Unbezeichnet blieb aus Gründen der Lesbarkeit vokalisiertes r; dafür: r; also „mehr" statt „meea"; „Oort" (Öse zur Befestigung einer Segelstange) statt „Ooet".

[5]) Berechtigungsschein.

[6]) Pricke, Stange zum Befestigen der Netze am Grunde des Wassers. Neben Pritke mit palatalem k, seltener, Pritje, die sonst übliche Form. Über diese s. W. Mitzka, Sprachgeschichtliche Streifzüge auf der Danziger Nehrung, 1924, S 10; Herkunft aus dem Palatalgebiet westl. von Danzig (palatales k erscheint hier als tj) wird auf Grund eines alten Belegs (Pritken) abgelehnt und die Nehrungsform als bodenständig erkannt.

[7]) von „Sau" = Schiff mit Fischkasten, herzuleiten. Mitzka, Deutsche Bauern- und Fischerboote, S. 85.

[8]) Feist, Etymologisches Wörterbuch der gotischen Sprache 1909, S. 257; F Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 7. Aufl., S. 49 — Über germ. i als helles a in der Nehrungsma. vgl. Mitzka, Dialektgeographie, § 13, S. 121 — Nicht unmöglich wäre auch Herleitung aus der in nhd. „schweben" enthaltenen Wzl., die im Germ. mit der vorigen gleichlautet: das kz. e in ahd. sweben (schw. V. III, sich von Luft oder Wasser getragen, frei bewegen; schwimmen) entspricht einem altgerm. i.; (s. W. Braune, Althochdeutsche Grammatik, 3. u. 4. Aufl., § 31, Anm 1, S. 23) und fügt sich also in die erste Ablautsreihe. Darnach wäre unter Schwaff eine Vorrichtung zu verstehen, die das Boot in der Schwebe (Schwimmlage) hält.

[9]) Dän. luge, schwed. lucka f, Falltür, Laden, ndl luik n. Fensterladen.

[10]) F. Kluge, a. a. O., S. 293 u. 296.

[11]) Benannt nach der Anbindsnetzfischerei, bei der sie gebraucht wird.

[12]) Vgl. Elb Jb. 14, 1, S. 134 u. 136. — Die Hack wird ihrer Funktion als Teilersatz des Kiels entspr. auch Keel genannt. — Über den Schiffskörper und seine Formen s. Mitzka, a. a. O., S. 18 ff.

[13]) Die Bodenplanken haben „Sprung"; sie sind aufgebogen.

[14]) Mitzka, a. a. O., S. 12 u. 106. (Kapitel: „Stilkunde").

[15]) In West- und Süddeutschland dagegen das geschlossene „Aufbuggebiet" des stevenlosen Schiffes mit aufgeholten Bodenplanken. Mitzka, a. a. O., S. 20 ff. und S. 108.

[16]) et woaren Streben jesatt, de Planken aunen Borrem auntodriewen.

[17]) Mitzka, a. a. O., S. 34.

[18]) zu plecken, pflücken, rupfen: ole hampne Liene woaren oppjedreit on ütenaunderjepleckt on de lose Hamp oppen Klüen jeweckelt.

[19]) Ritzen; nicht: rinnenförmige Vertiefung.

[20]) Über die verschiedenen Arten der Plankenfügung und ihre landschaftlichen Bezirke bei Mitzka, a. a. O., S. 30 ff. und S. 110 ff.

[21]) Mitzka, S. 49 u. S. 99 f.

[22]) Die urspr. Bdtg. von nhd. „Ort" ist Spitze, Ecke, (Kluge, a. a. O., S. 338), Raumpunkt, Raum, Saumpunkt (Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl., 2, S. 347 f.).

[23]) Über die Hiesing, die das Segel am Mast festhält, s. Elbg. Jb. 14, 1, S. 136.

[24]) Spoar M., ahd. sparro M., Sparren.

[25]) Über Schwert und Leitwerk s. Mitzka, a a. O., S. 37 f.; über das Staaekschwert der Sprotten- und Flunderlomme s. Elbg. Jb. 14, 1, S. 134.

[26]) Mitzka, a. a. O., S. 50 und 85.

[27]) Haken, Sandbänke, die sich von der Nehrung aus ins Haff erstrecken

[28]) Lanke F., Netzreihe, zu ahd. hlanca Seite, Flanke; H. Frischbier, Preußisches Wörterbuch, ost- u. westpr. Provinzialismen 2, 1882/3, S. 8.

[29]) Vgl. die Bezeichnungen Boawer- und Narerstrom. (Elbg. Jb. 14, 1, S. 142, Anm. 75.)

[29 a]) Ungefähr halbwegs zwischen Kahlberg und Neukrug.

[30]) W. Ziesemer, Preußisches Wörterbuch, Lfg. 1, 1935, S. 4 f.

[31]) Elbg. Jb. 14, 1, S. 139, Anm. 52.

[32]) ebenda, S. 144/5.

[33]) ebenda S. 140.

[34]) Nach Kluge, a. a. O., S. 102 wohl Frequentativ zu mhd. tuchen schw. V., ahd. tuhhan st. V. tauchen. — Vgl. e Stobben rüütducken.

[35]) Mitzka, Dialektgeographie, § 3, S. 119.

[36]) Vgl. dän. drage; — vgl. auch die „Kloaw", das gabelartig eingesägte Stück Holz zum Verwahren des Angeltaus, statt des lautgesetzlich zu erwartenden Klaiw (Klaue).

[37]) O. Müller-Bröseln, Ons Fäschers lied (Heimatbl. d. Dt. Heimatbundes Danzig 3, 2) 1926, S. 10. — Den Ankerstein (Kopper) kennt O. Müller mit Rillen für die ihn kreuzweise umfassende „Draggerlien"; ebenda S. 12.

[38]) Frischbier, 2, 341: Simme F. starke Leine; altsächs. simo M.

[39]) Vgl. Elbg. Jb. 14, 1, S. 136.

[40]) Frischbier a. a. O. 2, 35 loi Adj. lau, säumig, laß, träge. loien von Pferden, welche nicht mehr ziehen können oder wollen. — Looje F. wäre also Schlaffheit; vgl. ahd. lawi (lg. a), zu lao lawes (lg. a) lau, was ein nhd. „Läue" ergäbe. Zu den Formen hd. „Läue" u. ndd. Looje vgl. Kaue, keue, mhd. kouwe, köuwe F. und ndd. Koje aus lat. cavea. (Weigand, a. a. O., 1, 1010.)

[41]) Frischbier a. a. O. schwalken, wallen, umherziehen. — vgl. hd. Schwalch, ndd. swalk Dampf, Lichtqualm.

[42]) Zülp M., Sauglappen f. kl. Kinder; s. Kluge, a. a. O., S. 510.

[43]) de Reemes stricken, die dem gewöhnlichen Ruderschlag entgegengesetzte Bewegung ausführen, d. h. beim Rudern aus dem Sitz den Rudergriff nicht an sich ziehen, sondern von sich stoßen.

[44]) sonst „Gaddernetz" (Gitternetz) gen.; Frischbier, 1, S. 213.

[45]) Elbg. Jb. 14, 1, S. 140.

[46]) mnd. reeden, ausrüsten, fertig machen; mhd. reiten schw. V., nhd. bereiten. — W. Ziesemer, a. a. O., Lfg. 6, 1937, S. 321: ausreeden schw. ausrüsten, vom Schiff gebraucht.

[47]) „Bliknooden", d. h. Bleiplättchen, die in gewissen Abständen om et Gruntsemm romsekloppt sind.

[48]) Pappelbork, wie überall sonst mit Ausnahme der Breitlings-, Herings- und Lachstreibnetze, die Korkbork als Flott haben.

[49]) Mitzka, Dialektgeographie, § 3, S. 119.

[50]) M. Lexer, Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, 13. Aufl., S. 345.

[51]) Über diese s. Feist, Etymol. Wörterbuch d. gotischen Spr., 1909, S. 277 f.; — vgl. auch Frischbier, 1, S. 193, wo Flacke F. als zugehörig zu Flack M. Strecke, Fläche, Abteilung, Teil bezeichnet wird.

[52]) Georges, Kl. lat.-dtsch. Handwörterb., 1897, S. 1943.

[53]) Frischbier, 1, S. 75: Besen, gewöhnlich Besem, pldt. Bessem; — ahd. besamo, schw. M., hat sich unter Einschaltung eines Sekundärvokals aus besmo entwickelt; Braune, a. a. O., § 69 a, Anm. 3, S. 61; — Kluge, S. 50. deutet für dieses „urgermanische Wort von dunkler Ableitung" Verwandtschaft mit lat. ferula Ginster an.

[54]) O. Müller, a. a. O., S. 9, verweist zur Erklärung des Wortes auf afrz. bastir, engl. baste, mit losen Stichen nähen, reihen — was also das lose Aneinanderreihen der Maschen wäre. — Das klingt gewiß sehr ansprechend; aber die Übereinstimmung des Suffixes in Baasem und Bassem gibt doch auch zu denken; sie braucht keine zufällige zu sein.

[55]) Kluge, S. 482.

[56]) Feist, S. 308, wo aber diese Verwandtschaft auf Grund formaler Schwierigkeiten bezweifelt wird.

[57]) Frischbier, 1, S. 399.

[58]) Zitiert ebenda.

[59]) Vgl. Kobbellerche bei Frischbier 1, S. 398; elsäss. schwz. kobel zu ahd. kupha f. Haube, aus mlat. cuppa; vgl. auch das bei Frischbier 1, S. 399 unter Kobilke nach Grimm, Wb. 5, 1541 zitierte Kobelente.

[60]) Zu vergleichen wäre noch das von Frischbier 1, S. 335 unter „Kappel, Koppel" zitierte poln. kobylica; wie die Koppel (Dachreiter) über dem First dem Dache festen Abschluß gibt, so die Kobilke, die Pritke außen umgreifend, der Netzwand.

[61]) Zeichnung bei W. Ziesemer, Preuß. Wörterbuch, Lfg. 7, 1937, S. 426.

[62]) Frischbier, a. a. O., 2, S. 473.

[63]) Lexer, a. a. O., S. 87: gupf, gupfe st., schw. M.

[64]) Kluge, S. 258 u. 272.

[65]) H. Paul, Mittelhochdeutsche Grammatik, 7. Aufl., § 36, S. 20 u. § 95, S. 48; diese Erscheinung wird als Folge der Annäherung der Media an die Tenuis im Oberdeutschen erklärt; beim Hin und Her der Angehörigen dieser Wortgruppe (vgl. hd. Kuppe, Koppe mit ndd. pp) scheint das Eindringen der g-Form ins Niederdeutsche dennoch möglich.

[66]) Vgl. Paschur F., bedeckte Vorhalle an den litauischen Wohnhäusern (Frischbier 2, S. 123) — vielleicht auch zu fz. passage, vgl. paschen, schmuggeln; Weigand 2, S. 379. — Anderwärts Färhals genannt; Ziesemer, S. 426.

[67]) Anderwärts Kranz genannt; Ziesemer, S. 426.

[68]) Weigand 1, S. 963.

[69]) Mitzka, Volkskundegeographie der Netze, S. 142 ff.

[70]) Mitzka, Deutsche Bauern- und Fischerboote, S. 60 u. 105.

Tracht und Bügeltanz auf der Elbinger Höhe vor 100 Jahren

Nach zwei zeitgenössischen Bildern

Von Hanns Bauer

In der volkskundlichen Abteilung des Prussia-Museums in Königsberg hängen unter Glas und Rahmen zwei Aquarelle mit Darstellungen aus dem bäuerlichen Leben „der Elbinger Gegend". Die Bilder wurden im Jahre 1849 geschenkt und dürften nicht lange vorher, frühestens in den dreißiger Jahren, entstanden sein. Sie sind 22 × 27 cm groß und auf grauem Karton von ziemlich ungeübter Hand gemalt. Der Darsteller hat aber dabei doch — und darauf kommt es uns hier an — das Bezeichnende ganz gut herausgebracht und sich sehr um Genauigkeit in der Wiedergabe der Details bemüht. So sind die Malereien volkskundlich für uns von Wert, zumal ältere Bildzeugnisse dieser Art aus dem Elbinger Landgebiet sonst nicht bekannt sind.

Das erste Bild (Taf. XLIII) zeigt in sommerlicher Landschaft ein Bauernpaar auf dem Kirchgang. Hinter der Kopfweide am Wegesrand dehnt sich bis zum Horizont ein Kornfeld. Es liegt auf einer Hochfläche, wie durch die Sicht auf das Hintergelände rechts angedeutet wird. Man sieht dort die Kuppen zweier tiefer gelegener Hügel, über denen in der Ferne eine weiße Fläche hervorschimmert, wohl der Spiegel des Frischen Haffes.

Die Kleidung des Bauern läßt keine örtlichen Eigentümlichkeiten erkennen. Die große Schlichtheit seines ganzen Habits, die mancher vielleicht geneigt ist, mit der nüchtern-einfachen Sinnesart der Bevölkerung in Beziehung zu bringen,[1]) entsprach durchaus dem allgemeinen Zeitgeschmack, der sich, im Gegensatz zur vorigen Generation, einer unauffälligen Männertracht zugewandt hatte. Nur einzelne kleine Stellen von heller Farbe, wie das Grün der Handschuhe, das Gelb der (Messing-)Knöpfe, dazu der rote Einband des Gesangbuches, heben sich von dem tiefen Blau des langen mantelartigen Gewandes ab. Es ist der sonntägliche Tuchrock, einreihig, hochgeschlossen, mit einem unterhalb der Taille geschlitzten Rücken-

teil. Sein Vorbild hatte dieses Kleidungsstück in dem sog. „Redingote", der die bürgerliche Mode seit Beginn des 19. Jahrhunderts beherrschte. Den Veränderungen der allgemeinen Mode ist dieser — übrigens von vielen Landestrachten übernommene — Schoßrock auch weiterhin gefolgt, wenngleich langsam und mit gelegentlichen kleinen Abwandlungen. Wir finden ihn auf der Elbinger Höhe später mit kürzeren Schößen, kürzerer Taille, breitem Kragen und zweireihig getragen und das blaue Tuch wird vom schwarzen verdrängt. Auch der schmalrandige, hohe, nach oben zu spitzer werdende Hut erweist sich als eine, damals noch sehr junge Erwerbung aus der Stadt. Es ist der in der Directoirezeit aufgekommene Zylinder in der Form, wie sie in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts modern war.

Charakteristischer und in einzelnen Zügen älter ist die Tracht der Bäuerin. Sie wirkt recht schmuck: Weiße Strümpfe, weiße Schürze, über die die vorn zusammengebundenen farbigen Bänder lang herabfallen. Ein faltenreicher, dunkelblauer, unten mit einem roten und grünen Band besetzter Rock. Er ist bauschiger und kürzer als der im benachbarten Ermland getragene.[2]) „Sie liebten es, mehrere Röcke übereinanderzuziehen, um die Taille hervortreten zu lassen",[3]) offenbar noch eine Überlieferung aus dem 18. Jahrhundert. Die Jacke ist violett, hat aufgepuffte Ärmel und vorne die für die frühere Tracht im Ostteil der Elbinger Höhe bezeichnenden Litzen. Diese Litzen wurden über dem Halstuch, das die Brust fast ganz bedeckte, zugeknöpft. An Wochentagen trug man ein Halstuch in roter oder rosa Farbe; oft war es aus Seide. Die kleidsame, das Gesicht umrahmende Spitzenhaube, in der Form verwandt mit der einst bei der Damenwelt so beliebten Schute, hieß die „Storchkappe" oder „Krollemütz". Sie bestand aus einem schwarzen auf dem Haarknoten am Hinterkopf sitzenden Samtkäppchen mit „halbkreisförmigen auf Draht in regelmäßige Falten gelegten Schauern". Sie wurde nur an Feiertagen und nur von verheirateten Frauen getragen, während die Mädchen einfache Häubchen hatten (s. Taf. XLIV). Länger als die Krollmütze, ja mancherorts schließlich als einziger Rest der im Übrigen abgelegten Tracht, hielt sich die unschönere werktägliche Kopfbedeckung: Ein weißes, später ein schwarzes Häubchen, um das turbanartig ein schwarzseidenes Tuch zweimal gewunden wurde. Die Enden band man über der Stirn zur Schleife.[4])

Das ehemalige Verbreitungsgebiet dieser Bauerntracht, die bis in die siebziger Jahre noch in Maibaum und Pomehrendorf lebte, ist noch nicht genau festgestellt. Außer in diesen beiden Dörfern war sie jedenfalls noch in Trunz, Baumgart, Königshagen und Wolfsdorf-Höhe heimisch, wohl auch in Gr. Stoboy.[5]) Auch nordwestlich dieses Gebiets, gegen das Haff zu, so in Rehberg und Lenzen, scheint man eine Tracht gehabt zu haben,

die, soweit ich in Erfahrung bringen konnte, der in der Trunzer Gegend verwandt war. Das oben erwähnte Häubchen mit darumgeschlungenem Tuch scheint mehreren Trachten des Elbinger Territoriums eigen gewesen zu sein.[6]) Im Norden des Kreises Elbing, dem ehemaligen Tolkemiter Staroſteigebiet, hatte die Tracht Ähnlichkeit mit der ermländischen.[7])

Das zweite Bild zeigt einen Bauernhof im Winter (Taf. XLIV). In der Mitte ein junger Mann, der tanzend und lachend einen bändergeschmückten Reifen emporhält. Rechts ein lustiges Paar in schwungvollem Tanz, dahinter ein Mädchen, auf das ein Bursche zueilt, um ihm aus mächtigem Bierkrug einen Trunk zu reichen. Die Kleidung ist bunter als der Sonntagsstaat des Ehepaares auf dem vorigen Bild. Über ihren weißen blaubordierten Hemdjacken tragen die beiden Tänzer lila und blaue Tuchwesten, deren Rückenteil aus buntgemustertem Kattun besteht. Die „Margelles" haben mehrfarbig gestreifte Röcke. Die vordere trägt ein blaues Mieder mit Litzen und eine blaue geblümte Schürze. Ihr rotes Halstuch hat sie ausnahmsweise nicht umgelegt, sondern läßt es in der Hand flattern. Das gehört zum Fest, ebenso wie die roten Tücher bei den zwei Burschen rechts, der Blumenstrauß am Hute des hellgekleideten Tänzers und die rote Leibschärpe des Reifenträgers.

Wir haben hier die, wohl älteste, Darstellung des „Bügeltanzes" vor uns, der früher, als der Flachsbau noch stark betrieben wurde, in einer Reihe Landschaften Ostpreußens zu Fastnacht üblich war, so im Ermland, in Natangen und Barten, im Oberland und vereinzelt in Masuren.[8]) Auch heute noch wird er mancherorts getanzt,[9]) — freilich nur mehr ein schwacher Abglanz der ausgelassenen Lustbarkeit von ehedem und ohne das Verständnis der Altvorderen für die Bedeutung dieses alten Brauches. Daß die Herkunft des Bügeltanzes weit zurückliegt, erweisen seine Elemente: Der vielfach vorher (gel. in Verkleidung) stattfindende Umzug der Dorfjugend mit dem Bügel, das Lärmen und oft groteske Hüpfen und Springen der Tänzer, der Zusammenhang mit dem Wachstum des Flachses, die Rolle der Frauen bei dem Fest; endlich das nachherige Einsammeln von Gaben, die reichlich von jedem Haushalt gespendet werden als Belohnung für den Tanz, der nicht nur ein Vergnügen ist, sondern auch eine Anstrengung und als eine für die Ortschaft nützliche Leistung empfunden wird. Nach alledem gehört das Bügeln offenbar zu den Bräuchen ursprünglich magischen Charakters, denen, wie dem Huttler- und Schembartlaufen in Süddeutschland, dem Fastnachtstanzen in der Lausitz, dem Springen der Mädchen in Siebenbürgen usw. der Gedanke der Fruchtbarmachung des Feldes zugrunde liegt.[10])

Auch im Elbinger Gebiet ist der Bügeltanz Brauch gewesen. Wie weit er hier aber verbreitet war, wurde bisher nicht ermittelt. Die einzigen örtlich bestimmten

Angaben besaßen wir von W. Hummel aus dem Amte Trunz[11]) der Gegend, auf die auch unser Bild hinweist. Der Verfasser verbindet seine Mitteilungen zugleich mit einer anschaulichen Schilderung des früheren Spinnstubenlebens, seiner Arbeit, seiner Fröhlichkeit in Gesang und Tanz, sowie der Bedeutung dieses Kreises für die ganze Dorfgemeinschaft. Die „junge Lied" von der Spinnstube waren denn auch die Veranstalter der „Fastelabend"-Festlichkeiten, in deren Mittelpunkt der Bügeltanz stand. Wenn auch in Trunz denen, die das Bügeln noch in ihrer Jugend miterlebt haben, der Sinn des Brauches bereits unbekannt war (vielleicht auch nur angeblich, weil man sich des Aberglaubens schämte), so kennt man doch noch dort, wie auch in Baumgart und anderwärts auf der Höhe, die Redensart: „Wenn an Fastnacht nicht tüchtig gebügelt wird, dann gedeiht der Flachs nicht."[12])

Aus neuerdings gesammelten Nachrichten, die teils auf Nachforschungen der Lehrerschaft des Landkreises Elbing und der Nachbargebiete,[13]) teils auf eigenen Ermittlungen beruhen, ergibt sich, daß der Bügeltanz in den meisten Dörfern der Elbinger Höhe bis in die 80er Jahre, da und dort bis um 1900 geübt wurde. Es sind folgende Orte, zu denen sich bei weiteren Befragungen vermutlich noch einzelne hinzufügen lassen werden:

Im westlichen Teil: Succase, Lenzen (?), Steinort, Dörbeck, Schönwalde, Drewshof.

Im nordöstlichen Teil: Neukirch-Höhe, Hütte, Dünhöfen, Rehberg.

Im mittleren Ostteil: Baumgart, Haselau, Trunz, Behrendshagen, Königshagen, Gr. Stoboy, Wolfsdorf-Höhe, Schönmoor. Anschließend seien aus dem angrenzenden Gebiet des Kreises Pr. Holland noch genannt: Adl. Blumenau, Schönberg, Lohberg, Rogau, Rapendorf, Briensdorf, Steegen, Luxethen, Marienfelde, Weeskenhof, Hirschfeld.

In den Dörfern im Südostteil des Elbinger Kreises soll dagegen das Bügeln niemals Brauch gewesen sein. Unbekannt war es auch in der Elbinger Niederung und dem anliegenden Teil des Kreises Marienburg; es waren dies keine Flachsgegenden. Nur aus Markushof und Kampenau sowie aus Brodsende (Kreis Stuhm) wußte sich jemand des Tanzes zu erinnern. Er scheint hier zeitweise aus dem oberländischen Nachbargebiet (Alt-Dollstädt, Reichenbach) übernommen worden zu sein,[14]) oder aus der Christburger Gegend, wo er auch heimisch war.

Die Fastnachtsvergnügungen dauerten, wie auch anderwärts in Ostpreußen, meist drei Tage, von Sonntag oder schon Sonnabend bis in die Nacht zu Aschermittwoch, und waren mit dem Vertilgen enormer Mengen von Geschmortem und Gebackenem, Schnaps und Bier verbunden. Die Leitung hatte der „Gillmeister" (in Baumgart „Platzmeister"), der Älteste und Angesehenste oder der

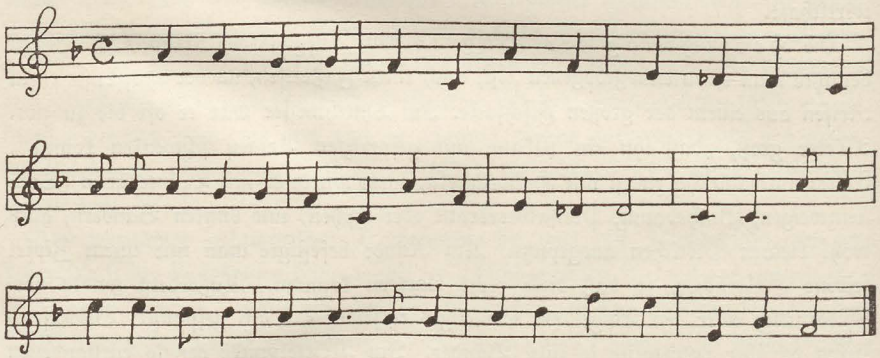
beſte Tänzer unter den Burſchen. Ein bis zwei Helfer (Bügler) ſtanden ihm zur Seite. Die Vorbereitungen fanden im Haus des Gillmeiſters oder einer Spinnſtubengemeinſchaft ſtatt. In manchen Dörfern blieb dies ſtets derſelbe Hof, in anderen hielt man auf jährlichen Wechſel. In älterer Zeit war eines der Spinnſtubenhäuſer auch der Schauplatz des Bügeltanzes, ſpäter faſt allgemein die Gaſtwirtſchaft.

Die Herrichtung des Bügels war Aufgabe der Mädels.[15]) Hierzu benutzte man einen rundgebogenen Aſt, auch einen Faßreifen, an der Haffküſte einen Reifen aus einem der großen Fiſchſäcke. Im Durchmeſſer war er oft bis zu zwei Meter groß, „daß ihn ein Mann mit geſpreizten Armen ſchwenken konnte". Man umwand ihn zuerſt mit Handtüchern, dann wurde er mit Wintergrün (Tannenzweigen, Buchsbaum, Preißelbeerkraut oder Epheu) und bunten Bändern, auch wohl kleinen Glöckchen ausgeputzt. Am Rande befeſtigte man mit einem Zipfel ſeidene Halstücher, ſo daß dieſe recht flattern konnten. Außerdem wurde verſchiedentlich über den Bügel ein viereckiges rotſeidenes Tuch geſpannt. Beiderſeits liefen darüber kreuzweiſe je zwei Bänder. Im Mittelpunkt der ſo entſtandenen Scheibe, die der auf unſerem Bilde ähnelt, ſaß auf der einen Seite ein Stern, auf der anderen ein Herz. In dieſer Form wurde der Bügel nur zum Umzug benutzt, vor dem Bügeltanz entfernte der Gillmeiſter das Tuch.[16])

Das Bügelfeſt fand in der Regel am zweiten Tage ſtatt. Seine fröhliche Einleitung bildete die Abholung des Bügels vom Gillmeiſterhauſe zum Tanzhaus. In Succaſe „gingen die Muſiker auf ‚Kucks Ufer' (die heutige Ausgrabungsſtelle) und bliefen durch einige Stücke die Feſtteilnehmer zum Zuge zuſammen. Der Bügel wurde hinter der Muſik vom Gillmeiſter getragen und geſchwenkt. Ihn begleiteten gewöhnlich zwei junge Männer, die die Schnapsflaſche ſchwangen." Ähnlich in Dörbeck. Die Rolle des mit Bändern geſchmückten Gillmeiſters, der ſich tanzend und mit allerlei Kapriolen vorwärts bewegte und dabei den breiten Bügel immer wieder ſchütteln und hoch emporheben mußte (darauf wurde Wert gelegt), war recht anſtrengend. In Schönwalde u. a. zog man von Haus zu Haus, wo der Gillmeiſter jedesmal mit den Frauen eine Runde tanzte. Alle, auch die „Altchen" mußten tanzen, „ſonſt gerät der Flachs nicht" (Schönmoor). In Trunz und Baumgart wurde urſprünglich in den einzelnen Höfen auch gleich gebügelt, wie auf unſerer Darſtellung.

Meiſt ging indeſſen der — bei aller Ausgelaſſenheit — doch feierliche Akt des Bügelns, in dem Schnippel mit Recht eine Ehrung der Frauen ſieht,[17]) im gemeinſamen großen Kreiſe vor ſich, in manchen Orten erſt um Mitternacht. Die Paare hatten ſich dann ſchon ſtundenlang im Tanz gedreht. Jedes Mädchen war für dieſen Abend bemüht geweſen, ſich einen Tänzer zu ſichern, denn eben

„wenn ihr das nicht gelang und sie nicht gebügelt wurde, gedieh der Flachs in dem Jahre nicht“ (Maibaum). Zwischen den Paaren hatte der Gillmeister von Zeit zu Zeit schon mit seinem Bügel getanzt. Auf sein Zeichen trat man jetzt zu einer Art Polonaise an. Es war ein schwingendes tänzerisches Schreiten. Die Schönwalder hatten dazu eine einfache lebhaft gesungene Melodie[18]):



Der in der Mitte des Saales stehende Gillmeister und sein Bügler hielten den Bügel waagerecht etwa in Kniehöhe und bewegten ihn vor dem herankommenden Paare neckend hin und her. Der Tänzer mußte nun geschickt in den Reifen zu springen versuchen. Dann wurde der Bügel an ihm hoch- und seiner Partnerin über den Kopf hinabgestreift, worauf der junge Mann seine „Schien“ heraushob, ohne daß diese hängen bleiben durfte. Das Mädchen recht hochzuheben galt nicht nur als forsch, sondern auch als „richtig“[19]) und fand lauten Beifall. Mißgeschick beim Bügelsprung war beschämend vor allem für das Mädchen, das allerlei gesalzene Spöttereien zu ertragen hatte. In anderen Dörfern trat das Paar gemeinsam in den schräg hingehaltenen Bügel (Succase), oder der Gillmeister warf den Beiden während des Tanzes den Reifen über (Hütte). Oft wurde auch nur das Mädel allein gebügelt (Trunzer Gegend) und schon gleich nach Betreten des Saales „gefangen“ (Neukirch-Höhe).

Während sonst bei allen Vergnügungen des Jahres die „Jonges“ ihre Mädchen freihielten, war das Zahlen am „Fastlovend“ durchweg Sache des weiblichen Teiles. Das „B ü g e l g e l d“, gewöhnlich ein Thaler (für die Großmagd das Mindeste), erhob ein Helfer des Gillmeisters unmittelbar nach dem Bügeln oder — als förmliche „Auslösung“ — noch während die Tänzerin im Reifen stand.[20]) Ihren Partner belohnte sie für das gute Führen mit einem Schnaps; auch sie selbst war oft nicht abgeneigt einen solchen anzunehmen; dazu erhielt sie eine Rosinenschnecke, einen „Heetwech“ (Heißweck), Zucker oder Kuchen. Von dem Bügelgeld mußte der Gillmeister die Musiker bezahlen und alle Unkosten bestreiten.

Am Fastnachtsdienstag gingen die Burschen und Mädchen in alle Höfe zum Einsammeln von Lebensmitteln für den großen Abschiedsschmaus, bei dem es noch einmal hoch herging. In Baumgart und Rehberg verkleideten sich dazu wohl auch die Einsammler.

In letzter Zeit hat man einzelne Versuche gemacht, den Bügeltanz wieder ins Leben zu rufen, so in Dörbeck, Maibaum, Marienfelde, Hirschfeld durch die NS.-Frauenschaft, in Succase durch die Schützengilde. Ein Erfolg wäre diesen Bemühungen sehr zu wünschen, handelt es sich doch um einen der ältesten heimischen Bräuche von eigenartigem Reiz.

Zum Schluß sei noch auf die Laubenform des Wohnhauses auf Bild 2 hingewiesen. Die Laube erscheint hier nicht (wie bei unserer bekannten Vorlaubenhalle) als Teil eines Vorbaues vor dem Langhaus, mit Obergeschoß und besonderem Dach, sondern sie ist in die Hausmitte eingelassen. Unter den mehrerlei Laubenhaustypen in unserem Nordosten kommt dieses „Loggienhaus" oder „Haus mit Mitteleinbaulaube" selten vor. Außer im Oberland und in den Kreisen Allenstein und Rosenberg war es bisher nur ganz vereinzelt im Braunsberger und Heiligenbeiler Kreis, in der Kaschubei und Hinterpommern nachgewiesen. W. Gaerte hält diese Hausform für jung und aus der städtischen Architektur des Klassizismus entlehnt.[21]) E. Riemann erblickt darin jedoch eine der Verbindungen des alten nordischen Vorhallenhauses mit den Hausformen deutscher Siedler, die entwicklungsgeschichtlich mit der Ecklaube und Längslaube zu einer Gruppe gehört.[22]) Die Frage wird erst durch genaue Aufnahme der Häuser, über deren Alter noch nichts Sicheres festgestellt ist, geklärt werden können.

Anmerkungen

[1]) Mit derlei Deutungen ist man ja vielfach recht eilfertig!

[2]) M. Philipp, Beiträge zur ermländischen Volkskunde. Greifswalder Phil. Diss. 1906, S. 88.

[3]) E. G. Kerstan, Die Geschichte des Landkreises Elbing (Elb. Heimatbücher 1), 1925, S. 102 f., mit farbigem Trachtenbild einer Pomehrendörferin.

[4]) Kerstan, S. 103; ich halte diese Kopfbedeckung jedoch nicht für jünger als die Krollmütze.

[5]) Nach W. Humme, Freud und Leid im Amte Trunz, 1928, S. 116 wo die Beschreibung Kerstans übernommen ist, und nach eigenen Erkundigungen.

[6]) Vgl. hierzu die beiden von Rosalie Baum um 1850 gezeichneten Marktszenen. (Farb. Lithographien davon im Städt. Museum). Unzulängliche Abbildungen in dem Sammelwerk „Elbing" (Deutschlands Städtebau), bearb. von Th. Lockemann, 1926, S. 118. Die beiden Frauen in der Mitte des rechten Bildes sind aus der Trunz-Pomehrendorfer Gegend (die Sitzende hat einen Strohhut über dem Häubchen). Das rechts sich entfernende Mädchen, mit dem Tragholz auf den Schultern, trägt eine von jenen ganz abweichende, sonst nicht be-

kannte (jedenfalls aber ländliche) Tracht. Von der Elbinger Höhe (Westteil?) stammt wohl die einkaufende Bäuerin mit dem Kind auf dem linken Bild. Ihre stark aufgepufften Ärmel verraten den Einfluß der damaligen städtischen Mode. Bemerkenswert ist, daß auch die Fischfrau, vermutlich von der Haffküste, das tuchumwundene Häubchen trägt.

[7]) Kerstan, a. a. O. — In der Südostecke des Elbinger Kreises und der Elb. Niederung scheint es eine kennzeichnende Tracht nicht gegeben zu haben.

[8]) E. Schnippel, Ausgew. Kapitel zur Volkskde. v. Ost- u. Westpreußen 2, 1927, S. 10; für Ermland und die östl. angrenzenden Kreise vgl. Philipp, S. 121, u. E. Riemann, Ostpreußisches Volkstum um die ermländische Nordostgrenze, 1937, S. 249 ff. u. Karte 29 mit genauen Ortsangaben; für das Oberland (Umgegend von Saalfeld): E. Lemke, Volkstümliches aus Ostpreußen, 1884, S. 8 ff.; für Masuren (Wallendorf): M. Toeppen, Aberglauben aus M., 1867, S. 67 f. Ferner besitzt die Sammlung des Atlas f. Deutsche Volkskunde, Berlin Nachrichten über den Bügeltanz in Schnakeinen (Kr. Pr. Eylau), Schiffuß u. Bieberstein (Kr. Gerdauen), Seeligenfeld (Kr. Rastenburg), Bärting (Kr. Mohrungen). Hierzu noch Silberbach b. Liebstadt, lt. priv. Mitteilung. Über das nördl. Oberland und angr. westpreußische Kreise s. unten.

[9]) Riemann, S. 251.

[10]) Vgl. O. A. Erich u. R. Beitl, Wörterbuch der dt. Volkskde, 1936, S. 182 f. u. 199. K. Brunner, Ostdeutsche Volkskde, 1925, S. 210 ff.; A. Spamer, Die deutsche Volkskde 2, 1935, S. 97; Schnippel Ausgew. Kapitel 1, 1921, S. 100 f.

[11]) Humme, a. a. O., S. 123 ff.

[12]) Eine Erinnerung an den B.-Tanz enthält auch die Wendung „feste gebügelt" (gefeiert).

[13]) Den Herren, die mich durch ihre Mitarbeit freundlich unterstützt haben, insbesondere Herrn Kreisschulrat Galbach, sei auch an dieser Stelle bestens gedankt.

[14]) Ähnlich ahmte man den B.-Tanz auch bei Fastnachtsfesten in Elbinger Gaststätten nach.

[15]) In Marienfelde (Kr. Pr. Holland) hatten die Mädchen eine eigene „Gillmeisterfche". Auch für die Elbinger Höhe findet sich eine Gillmeisterin erwähnt, Elb. Neueste Nachrichten Jg. 62, Nr. 42 v. 20. 2. 1912. Meine dahingehenden Fragen wurden jedoch überall verneint.

[16]) In Trunz benutzte man für Umzug und Tanz je einen besonderen Bügel, wohl erst in neuerer Zeit. Humme, S. 125 erwähnt e. Bügel, der mit Seidenpapier bezogen war, das beim Bügeln des ersten Mädchens zerriß, was als Bevorzugung galt.

[17]) Schnippel 2, S. 10. Die Ehrung galt urspr. wohl den Frauen als Besitzerinnen besonderer Kräfte, die man ihnen bez. des Wachstums zutraute.

[18]) Ich verdanke sie Herrn Lehrer Andritzke in Drewshof, der sie zusammen mit Herrn Lehrer Bublitz von Frau Marie Gehrmann aufnahm. Der dazu von den Tänzern und Zuschauern gesungene Vers, der nach Hertha Grudde (Die Wohlfahrt Jg. 26,5. 1933, S. 51) einem alten Volkslied angehört, lautet:

Hinger Schulte Schoppe
Geiht es lostig to,
Dor danzde de polsche Osse
Mit de dutsche Koh! Dirallala ...

Eigentliche Bügeltanzlieder, von denen H. Grudde (a. a. O.) aus anderen Gegenden berichtet (vgl. auch den „Fasteldanz" von E. v. Olfers-Batocki, u. a. abgdr. bei W. Ziesemer, Die ostpr. Mundarten, 1924, S. 42 f.) habe ich im hiesigen Gebiet noch nicht finden können.

[19]) Im Oberland rief dazu das Mädchen „Flachs wachs!": Lemke 1, S. 10.

[20]) Eine geschäftsmäßige Gebahrung aus letzter Zeit war das Erheben des Bügelgeldes als Eintrittsgeld an der Saaltür, ohne das kein Mädchen eingelassen wurde.

[21]) W. Gaerte, Das ostpr. Loggienhaus. Eine klassizistische Bauernhausform, (Königsb. Allg. Ztg. v. 18. 11. 1931). — Ostpreußische Bauernhaustypen (Unsere Heimat 13, 1931, S. 402).

[22]) Riemann, Ostpr. Volkstum, S. 125 f.; — Das ostpr. Bauernhaus (Alt-Preußen 3, 1938, S. 22).

Denkmalspflege und Stadtplanung in Elbing

Von Leonhard Schulze

Im Jahre 1841 starb Friedrich Schinkel. Wir haben den notwendigen Abstand von dem künstlerischen Geschehen des vergangenen Jahrhunderts, um feststellen zu können, daß bald nach dem Tode dieses genialen deutschen Baumeisters ein Verfall der Baukultur einsetzte, der ohne Beispiel ist. Die Ursachen des Niederganges sind offenkundig: Die alles überwuchernde Industrialisierung, die das bodenständige Handwerk nahezu vernichtete, die rückhaltlose Verwendung neuer Baustoffe, wie Eisen und Beton, anstelle gewachsenen echten Materials, vor allem aber die Ideologien und Praktiken des Jahrhunderts, die wir als Liberalismus zu bezeichnen übereingekommen sind. Sie finden ihren sinnfälligen Ausdruck nicht nur in der Undiszipliniertheit des Bauens überhaupt, sondern gleichzeitig in einer wachsenden Verständnislosigkeit gegenüber der Tradition, die allmählich zu einer Zerstörung wertvollster Baudenkmäler und bester Städtebilder führte.

Wir bedauern, daß die Besinnung so spät kam; aber wir danken heute jener Bewegung, die um die Jahrhundertwende unter dem Namen „Heimatschutz" den Boden bereitete für eine Wendung der Anschauungen. Ihren unentwegten Bemühungen gelang es, die Autorität des Staates für ihre guten Absichten zu mobilisieren und damit einen entscheidenden Erfolg zu erringen. So entstand im Jahre 1907 das „Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden", das neben dem Fluchtliniengesetz vom Jahre 1875 eines der fundamentalsten Baugesetze ist. Es bot, wenn auch zunächst nur in seinem Geltungsbereich — dem Lande Preußen — die Möglichkeit, durch Ortsstatut Straßen und Gebäude von geschichtlicher oder künstlerischer Bedeutung gegen Verunstaltung und Vernichtung zu schützen.

Entsprechend dem Vorgehen anderer Städte und in Anlehnung an ähnliche Ortsstatute in Danzig und Posen erließ dann auch der Magistrat in Elbing unter dem 26. April und 10. Mai 1910 mit Genehmigung des Bezirksausschusses zu Danzig und auf Grund eines Sachverständigengutachtens Elbinger

Vorkämpfer auf dem Gebiet der Denkmalspflege, von denen nur B. Schmid und M. Rendschmidt genannt seien, das „Ortsstatut gegen die Verunstaltung der Stadt Elbing".

Sein Inhalt ist bekannt. Es verbietet die Ausführung von Bauten und baulichen Änderungen, die die Eigenart des Straßenbildes der Altstadt beeinträchtigen. Gleichzeitig werden eine Reihe Profangebäude und alle historischen Kirchen geschützt, d. h. der besonderen Obhut der Stadtverwaltung und des zuständigen Provinzialkonservators unterstellt. Damit ist die Denkmalspflege in Elbing begründet und zu einer Angelegenheit der Stadtverwaltung geworden.

Nahezu 30 Jahre ist dieses Ortsstatut in Geltung. Mit seiner Hilfe ist es zweifellos gelungen, dem Zerstörungswerk in unserer Heimatstadt Einhalt zu gebieten. Ob indessen der Sinn eines Gesetzes erfüllt wird, hängt weniger von dem Gesetz selbst als von der Nachhaltigkeit seiner Anwendung und dem Verständnis und guten Willen ab, die den Absichten des Gesetzgebers entgegengebracht werden. Es mag an der Unbelehrbarkeit oder dem eigennützigen Bestreben mancher Bürger, andererseits aber auch an ihrem wirtschaftlichen Unvermögen gelegen haben, daß der Stadtverwaltung bislang ein durchschlagender Erfolg auf diesem Gebiet versagt blieb; vielleicht liegt aber auch ein tieferer Grund darin, daß die Denkmalspflege in der Vergangenheit vielfach zu einer Angelegenheit wirklichkeitsfremder Wissenschaftler geworden ist, die mehr die für sie interessante Einzelheit als die Gesamterscheinung, mehr die Fassade als das, was sich hinter ihr verbirgt, kurz mehr das Formale als das Ewig-Lebendige sehen.

Nach dem Umbruch ist die Denkmalspflege, die ein wesentlicher Bestandteil unseres nationalsozialistischen Aufbauprogrammes ist, mit neuer Zielsetzung und besonderer Intensität aufgenommen worden. So ging man zunächst daran, als wichtigste Voraussetzung für eine fruchtbare Arbeit das Verständnis der Bürger für die Schönheit ihrer Stadt zu erwecken. Dies geschah nicht allein durch den Hinweis auf die Verpflichtung der Tradition, auf die Notwendigkeit, das Erbe einer stolzen Vergangenheit getreu zu bewahren, sondern auch auf die damit für die Gesamtheit und den Einzelnen verbundenen Vorteile der Verkehrswerbung. In Vorträgen, Aufsätzen, aber auch in der unermüdlichen Kleinarbeit der städtischen Bauberatung ist nach dieser Richtung hin ein erfolgversprechender Anfang gemacht worden. Denn ohne wesentliches Hinzutun der Stadtverwaltung sind bereits eine Reihe von Hausbesitzern, die wirtschaftlich dazu in der Lage waren, daran gegangen, ihre Häuser entsprechend den Richtlinien der Denkmalspflege wiederherstellen zu lassen. Und viele werden ihnen folgen.

Bei dieser Werbung ist ein neuer Grundsatz aufgestellt worden, der die Denkmalspflege auch in Zukunft beherrschen wird. Es kommt nicht allein darauf an, die

überkommenen Kulturdenkmale ihrem ursprünglichen Zustand entsprechend zu erhalten, auch nicht allein darauf, das Neue mit der notwendigen Rücksichtnahme auf das Alte einzugliedern, sondern es ist ebensosehr unsere Verpflichtung, jene Dokumente der Kulturlosigkeit, des übersteigerten Geltungsbedürfnisses und der rücksichtslosen Brutalität, die sich auch in den Straßen unserer Altstadt breitgemacht haben, auszumerzen oder wenigstens so umzuformen, daß sie die harmonische Einheit des Stadtbildes nicht stören. Wie dies sehr oft mit einfachen Mitteln geschehen kann, wurde in einer Ausstellung gezeigt, die die Bauberatungsstelle der Stadtverwaltung Ende 1936 in den Räumen des Städtischen Museums veranstaltete. Es wurde allerdings damals auch die Befürchtung laut, die Bestrebung der Stadt ginge dahin, sämtliche Altstadthäuser mit historischen Giebeln zu versehen und so dem Laien ein Urteil darüber, was alt oder neu, was geschichtlich oder Nachahmung sei, unmöglich zu machen. Demgegenüber ist zu sagen, daß die Ausdrucksmöglichkeiten unserer Zeit und ihr Gestaltungswille so stark sind, daß wir auf Anleihen bei der Geschichte verzichten können, und daß es uns trotzdem gelingen wird, unsere Bauten harmonisch dem Gesamtbild einzufügen, so wie auch jene klassizistischen Bauten am Alten Markt und in verschiedenen anderen Straßen ohne Dissonanz neben den Wohnhäusern der gotischen Zeit und des Barock bestehen. Ja, ich glaube sogar, daß Fehlgriffe, wie etwa jenes Kaufhaus am Hermann-Balk-Ufer, das rücksichtslos den Rhythmus und die feine Gliederung der Stadtansicht vom Wasser her zerstört, wiewohl es im Detail stark auf historische Formen zurückgreift und bislang als gutes Beispiel der Einpassung galt, in unserer Zeit nicht mehr möglich sind, und daß unsere Zeit mehr Takt beweisen wird, als je eine Zeit zuvor.

Es ist zweifellos, daß der wirtschaftliche Niedergang der Stadt Elbing nach dem Weltkriege zu seinem Teil zu dem Verfall der Elbinger Altstadt beigetragen hat. Um die aufgestellten Grundsätze der Denkmalspflege wenigstens in einigen Beispielen zur Durchführung zu bringen, hat die Stadtverwaltung, wenn auch nur in bescheidenem Maß, Beihilfen für die Wiederherstellung historisch wertvoller und für die Umwandlung störender Gebäude gegeben, und wird sie auch, soweit sie dazu in der Lage ist, in Zukunft allen zur Verfügung stellen, die die Absicht haben, zu ihrem Teil zur Neugestaltung der Altstadt beizutragen.

Aus der Neuorientierung der Denkmalspflege heraus ergab sich nunmehr die Notwendigkeit, das bisher gültige Ortsstatut gegen die Verunstaltung der Stadt Elbing entsprechend den Gesichtspunkten einer vernünftigen Stadtplanung als neue Ortssatzung umzuarbeiten und damit die Rechtsgrundlagen für die künftige Handhabung der Denkmalspflege zu schaffen. Dazu führten folgende Feststellungen:

Die Architektur ist eine dreidimensionale Kunst. Es ist deshalb und ganz besonders aus unserer nationalsozialistischen Grundeinstellung heraus, die danach strebt, die Dinge total zu sehen, unmöglich, nach außen, d. h. nach der Straße hin, anständig zu bauen, im Innern des Gebäudes aber und nach der Hofseite unsauber und verlogen zu sein. Die Betrachtung mancher Altstadthäuser gotischen Ursprungs zeigt, welchen Wert man früher der Hofgestaltung beigemessen hat. Man wird feststellen können, daß häufig die Hoffassaden mit derselben Liebe und derselben handwerklichen Anständigkeit durchgebildet sind wie die Straßenfronten. Es ist auch nicht richtig, ein Bauwerk ohne seine Beziehung zum Grundstück und zum ganzen Baublock zu sehen. Wenn Rendschmidt in seiner Arbeit über das alte Bürgerhaus (1933) sagt, daß das älteste und besterhaltene Denkmal bürgerlichen Wohnbaues in Elbing der Stadtplan der Altstadt sei, so trifft das heute wohl für den Straßenplan, nicht aber für die Bebauung an sich zu. Denn von dem ursprünglichen Bebauungsschema ist nicht allzu viel übrig geblieben. Die Innenhöfe, die ursprünglich den dritten Teil der Fläche eines Grundstücks und damit den dritten Teil der gesamten Baublocktiefe ausmachten, sind nahezu vollständig verschwunden und mit Werkstätten, Lagern und sogar mehrgeschossigen Seitenflügeln, in denen vielfach Wohnungen eingerichtet sind, überbaut worden.

Diese Überbauung hat in einzelnen Teilen der Altstadt eine Wohndichte und damit ein Wohnungselend hervorgerufen, das seinesgleichen sucht. So konnte bei eingehenden Untersuchungen, die Ende 1934 vorgenommen wurden, festgestellt werden, daß in der Altstadt auf 0,87 % der Gesamtfläche der Stadt oder auf 3,2 % der bebauten Fläche der Stadt 7,8 % der Gesamtbevölkerung Elbings wohnten, daß die Wohndichte, umgerechnet auf 1 Hektar Häuserblock, in einzelnen Gebieten, insbesondere um die Marienkirche, an der Wollweber- und Wasserstraße zwischen 600 und 800 betrug, d. h. auf 1 Hektar bebauter Fläche 600 bis 800 Menschen kamen! An Wohnfläche einschließlich Küche standen durchschnittlich zur Verfügung: In der Wasserstraße 91—97 je Kopf 6,9 Quadratmeter, im Klosterhof 7,4 Quadratmeter, in der Körperstraße 5,9 Quadratmeter. Die damals gemachten Erhebungen sind nicht erschöpfend gewesen, ergeben aber Zahlen, die von den tragbaren Grenzen weit entfernt sind und das Problem in aller Schärfe beleuchten.

Weiterhin mehren sich die Fälle, daß Besitzer von unter Denkmalschutz stehenden Häusern durch das Verbot grundlegender baulicher Änderungen, die vielleicht die Rentabilität eines Hauses gesichert hätten, in eine Lage gebracht worden sind, die ihre Existenz auf das Spiel stellt. Beispiele zeigen, daß die Häuser nicht durch mutwillige Zerstörung zugrunde und damit als Kulturwerte verloren gehen, sondern durch das Unvermögen der Besitzer, der natürlichen Zerstörung Einhalt zu gebieten.

Dies wäre vermieden worden, wenn man, selbst unter Vernachlässigung des historischen Moments und unter Außerachtlassung der ursprünglichen Zweckbestimmung des Gebäudes, weitherzig die Möglichkeit geboten hätte, die Häuser durch den Umbau zu Geschäftslokalen rentabel zu gestalten. Daß dies ohne Schwierigkeiten möglich ist, zeigen in besonders schöner Weise der von Professor Friedrich W. H. Fischer-Hannover, einem geborenen Elbinger, durchgeführte Umbau des Salewskischen Hauses in der Schmiedestraße, der als richtungweisend gelten kann, oder der Umbau des Kramerzunfthauses in der Wilhelmstraße und weitere Beispiele in der Heilig-Geist-Straße (s. Taf. XLV u. XLVI). Die Citybildung, d. h. die Umwandlung von Wohnraum in Geschäftsraum, wird sich in unserer Altstadt nicht aufhalten lassen und kann vom Standpunkt der Stadtplanung aus, insbesondere mit Rücksicht auf eine erfolgreiche Bekämpfung des Wohnungselends in der Altstadt, nur begrüßt werden. Ja, ich bin der Überzeugung, daß allein diese klar erkannte neue Zweckbestimmung dem alten Stadtbild wieder zu Leben und neuem Glanz verhelfen wird, ohne daß das historische Gepräge eine Beeinträchtigung oder gar Zerstörung erfährt.

Unter solchen Gesichtspunkten sind die Paragraphen 7—9 der geplanten Ortssatzung gegen die Verunstaltung der Stadt Elbing zu verstehen, die sich nicht allein auf das Gesetz gegen die Verunstaltung von Ortschaften und landschaftlich hervorragenden Gegenden vom 15. Juli 1907, sondern auch auf den Artikel 4 des Wohnungsgesetzes vom 28. März 1918 und schließlich auf die Verordnung über Baugestaltung vom 10. November 1936 stützen und die ihrer Wichtigkeit wegen wiedergegeben seien: In § 7 der geplanten Ortssatzung heißt es, daß der Oberbürgermeister von den aufgestellten Forderungen zur Erhaltung des überlieferten oder künstlerisch wertvollen Zustandes absehen kann, wenn die Forderungen die Wirtschaftlichkeit des Gebäudes in übermäßiger Weise beeinträchtigen oder die Leistungsfähigkeit des Hauseigentümers ungebührlich übersteigen. Ganz besonders ist auch § 9 zu beachten, der sich gegen eine Vermehrung des Wohnungselends in der Altstadt wendet. Danach ist u. a. im Gebiete der Altstadt verboten: Das Ausbauen von Dachgeschossen, das Verkleinern oder Aufteilen von bestehenden Wohnungen, die Einrichtung oder Vergrößerung von Hintergebäuden über das Erdgeschoß hinaus.

Gegen diese Ortssatzung ist eingewendet worden, daß die Verbindung der rein ästhetischen Gesichtspunkte der Denkmalspflege mit denen der Altstadtsanierung keinen Erfolg verspreche und die Zielsetzung der Denkmalspflege verwische. Einer solchen Kritik kann indessen begegnet werden mit dem Hinweis, daß Denkmalspflege, sofern sie über das Einzelobjekt den ganzen Raum der historischen Stadt

umfassen will, nur dann sinnvoll betrieben werden kann, wenn dieser Raum im Rahmen des gesamten Stadtorganismus gewertet und seiner Funktion entsprechend dem Ganzen eingeordnet, d. h. den Grundsätzen sinnvoller Stadtplanung, unterworfen wird. Es steht außer Zweifel, daß auf solcher Grundlage auch das Einzelobjekt der Denkmalspflege, eine gotische Fassade, ein Renaissancegiebel, ein Beischlag oder was es auch sei, getreu der ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden und als Symbol seiner Zeit mitleuchten kann in dem Bild einer Stadt, um dessen Schönheit wir uns bemühen. Es steht außer Zweifel, daß auf solcher Grundlage auch das Einzelobjekt der Denkmalspflege, eine gotische Fassade, ein Renaissancegiebel, ein Beischlag oder was es auch sei, getreu der ursprünglichen Gestalt wiederhergestellt werden und als Symbol seiner Zeit mitleuchten kann in dem Bild einer Stadt, um dessen Schönheit wir uns bemühen.

Die Anfänge des Städtischen Museums in Elbing

Von Hugo Abs

Als vor 74 Jahren die Gründung einer „Kunst- und Altertums-Sammlung" vom Magistrat beschlossen wurde (1864), gab es in Elbing schon zwei namhafte Sammlungen von Museumscharakter, eine größere, die auf Jahrhunderte zurückblicken konnte, in der Bibliothek des Gymnasiums, und die kleinere des Kaufmanns Johann Jakob Convent († 1813), der seine Sammlung — mit Handschriften und anderen Elbingensien — in einer von ihm gestifteten „Conventhalle" im Industriehause vereinigt hatte.[1]) Es war ein naheliegender Gedanke und ein „lange gehegter Wunsch", aus diesen beiden Sammlungen ein Museum zu bilden, ein Wunsch, der 1865 verwirklicht wurde.

Robert Dorr hat die damaligen Vorgänge auf Grund jetzt verlorener Akten in einer Festschrift der Elbinger Altertumsgesellschaft kurz dargestellt.[2]) Mit Hilfe anderer von Dorr nicht benutzter Akten[3]) und sonstiger Quellen[4]) soll nunmehr der Bestand jener alten Sammlungen im Zeitpunkt ihrer Vereinigung im Rathause aufgezeigt und die Zugänge bis zum Druck des Seidlitzschen Katalogs genannt werden. Von den Gegenständen soll ferner, soweit dies möglich, die Herkunft nachgewiesen werden. Dazu ist angegeben, ob und wo sie in Seidlitz' Katalog von 1869 und in Dorrs Führer von 1903 genannt sind, und, wo das letztere nicht der Fall ist, was die (vermutlich Dorr zuzuschreibenden) Bleistift-Vermerke über ihr Vorhandensein oder Fehlen zu seiner Zeit ergeben.[5]) Mit der Darstellung, wie der Seidlitzsche Katalog zustande kam und was er enthält, schließt diese Arbeit ab.

1

Die aus der Gymnasialbibliothek stammenden Gegenstände

Unterm 5. Dezember 1864 wurde der damalige Bibliothekar der Gymnasialbibliothek Professor Reusch vom Magistrat aufgefordert, ein Verzeichnis der-

jenigen in der Bibliothek befindlichen Gegenstände einzureichen, die er für geeignet hielt, in das Museum im Rathause überführt zu werden. Am 11. Dezember legte er das Verzeichnis der frei stehenden, am 17. das der in Schränken aufbewahrten Stücke vor und bemerkte, bei der Angabe habe er sich meistens wörtlich an das Inventarium der Bibliothek gehalten. Dies Inventarium ist uns nicht erhalten. Wir wissen aber, daß Merz, Reuschs Vorgänger im Bibliothekarsamt, im Jahre 1837 ein solches von den frei stehenden oder hängenden Sachen angefertigt hat.[6]) Das der in Schränken aufbewahrten wird bald nachgefolgt sein.

Nachstehend wird Reuschs Verzeichnis unter Hinzufügung von Erläuterungen und Herkunftsnachweisen wiedergegeben:

1. Bildnis des Königs Gustav Adolf in Kleinschrift. Seidl. III, 1. Dorr:? Im Museum in Mappe. Die Tinte sehr verblaßt. Geschenk des Primaners Ephraim Gottlob Marsilius († 1774 als Pred. an St. Mar.) bei seinem Abgang zur Universität 1740 IV 2 (Gymn.-Matr. 1730, 22). Praeco I, 247, wo allerdings von einem Kupferstich die Rede ist, doch ist dies wohl ein Irrtum des Rektors Seyler, denn der Kat. G.-Bibl. S. 18 spricht ebenfalls von Kleinschrift. Ursprünglich in Goldrahmen.
2. Abbildung der Sonnenfinsterns vom 1. April 1764. Seidl. III, 2. Dorr:? Kat. G.-Bibl. S. 15.
   Kupferstich von Joh. Fr. Endersch. Erwähnt von Toeppen, Ausbr., S. 34, Anm. zu S. 33.
3. Bildnis Johann Georg III., Kurfürsten von Sachsen. In Kleinschrift. Seidl. III, 3. Dorr: ?
   Wie zu 1.
4. Matthias, römischer Kaiser, in Kleinschrift. Ohne Rahmen. Seidl. III, 4. Dorr: ?
   Nicht nachweisbar.
5. Sparbüchse nebst Gestell. (Seidl. IV, 1.) Dorr: Bodenkammer.
6. Drei alte Wandkarten. (Seidl. VII, 70.) Dorr: ausgestrichen.
7. Augustinus lucubrans. Gemälde ohne Glas. Seidl. III, 5. Dorr: Bodenk.
   Ölgemälde in zierlichem Holzrahmen. Gemalt und 1710 geschenkt von Jak. Emcke, Lehrer am Gymnasium († 1721. Tolckemit, S. 356. „Ohmke"). Praeco I, 180. Kat. G.-Bibl. S. 18. Nicht nachweisbar.
8. Abbildung der Sonnenfinsternis vom 25. Juli 1748. Von J. Fr. Endersch. Seidl. III, 6. Dorr: ?
   Offenbar ein Kupferstich, fehlt aber im Praeco und in dem Kat. G.-Bibl., auch sonst unbekannt.
9. Friedenswünsche eines Studiosus de 1668, in farbiger Schrift. Seidl. III, 7. Dorr: ?
10. Nicolaus Copernicus, Kupferstich ohne Glas. Seidl. III, 8. Dorr: ?
    Geschenk von Jak. Emcke 1710, wie 7. Jetzt ungerahmt, in Mappe.

11. Ruſſiſcher Gottesdienſt in 4 Abteilungen. Gemälde auf Goldgrund, unter Glas (zerſprungen). Seidl. III, 9. Dorr S. 129, Nr. 53.

12. Ein mit Leder gefütterter Schild, von Eiſen. Seidl. I, 1. Dorr 91, 37. Geſchenk der Erben des Bürgermeiſters Friedr. Reinhold Horn 1784. Praeco II, 89.

13. Zwölf Gipsabdrücke (Linné, Blumenbach etc.) unter Glas, in ſchwarzem Holzrahmen. Seidl. II, 1. Dorr 125, 37.

14. Desgl. (Plato). Seidl. II, 5. Dorr: da. Nicht im Führer.

15. Zwölf Gipsabdrücke (Miller, Spalding etc.), wie Nr. 13. Seidl. II, 2. Dorr 125, 36.

16. Desgl. (Minos). Seidl. II, 6. Dorr 81, 34.

17. Zwölf Gipsabgüſſe (Böhmer, Pütter etc.), wie Nr. 13. Seidl. II, 3. Dorr 124, 35.

18. 24 kleine Gipsabgüſſe (Cäſar, Domitian etc.), wie Nr. 13, Seidl. II, 4. Dorr 126, 38.

19. Desgl. (Cyrus). Seidl. II, 7. Wie 14.

20. Desgl. (Lykurgus). Seidl. II, 8. Dorr 82, 35.

Zu 14—20. Von Seidlitz überſichtlich geordnet. — Aus dem Nachlaß des Leibrentners Bäckermeiſters Döring kaufte der Magiſtrat 1851 einen Kaſten mit 60 Gipsabdrücken für die Stadtbibliothek für 1 Tlr. an. Merz ſchrieb ſie einem gewiſſen C. F. Ulfert zu. — Akten G. 272, vol. 4, Bl. 152.

21. Ein aufgeſchlagenes Buch, auf Holz gemalt. Seidl. III, 10. Dorr: da.

Geſchenk des Burggrafen Iſaak Feierabend von 1709. Praeco I, 83. — Nenchen († 1748) a. a. O. S. 80 f.: „Ein gemaltes, auf einem Pult liegendes Buch, ſo ferne als ein recht Buch ſcheinet." — Kat. G.-Bibl., S. 13.

22. Nachbildung eines Buches von Holz. Seidl. II, 9. Dorr: da.

23. Ein Sprachrohr von Eiſenblech. Seidl. I, 2. Dorr: defekt, ausgemerzt.

24. Acht Totenurnen (eine im ſchwarzen Kaſten). Seidl. VII, 1. Dorr 17/18, 5—11. S. dazu Nr 101.

„Magnificus Senatus überſendet 1711 V 5 durch Sekretär Bartholomäus Meienreis die urnam sepulcralem Mevensem." Consignatio S. 10. — „(Unter den Urnen) iſt eine recht große, die man bei Mewe 1637 gefunden und die 1708 Martin Willenius, elbingſcher Notarius, der Bibliothek geſchenkt hat." Fuchs II, 92 nach G. D. Seyler, De Bibliothecae Elbingensis Publicae origine, fatis atque incrementis. Elb. 1736. 4°. — „Auf dem Tiſch ... ſtehet eine Schachtel, in welcher ein Urna von Hrn. Rupſon, Pred. zu Hl. Leichnam auf dem mäviſchen Acker gefunden, iſt ſchwarz und ſehr groß, ſo daß man meinet, daß eine ganze Familie drinnen lieget, die Aſche iſt auch noch drinnen." Nenchen, S. 80 f. — „Urna sepulcralis veterum Prussorum eximiae magnitudinis, in agro Mevensi reperta et in singulari cista inclusa. Urnae variae, majoris partim, partim minoris moduli, pleraeque

tamen (quod dolendum) fractae. numero sex." Kat. G.-Bibl., S. 6. — Huic, anno demum priori, sex aliae accesserunt urnae, non ommes quidem intregae, insignes tamen atque varias ob causas attentiori consideratione dignissimae, quas biennio ante ... Joannes Mauritius Möllerus, Elbingensis, Reipubl. patriae a Secretis atque regius Tabellariorum magister, in agro Buchwaldensi haud Sasseno procul feliciter detectas erutasque ... ejus Vidua gente Hoppia ex mariti .... voluntate Bibliothecae huic inferendas ... curavit. Seyler, De Bibl. orig. usw. wie oben. — Rupson ist, so viel wir wissen, nie in Mewe gewesen. Dagegen hat er auf dem Schloßberge bei Emaus-Jerusalem nach Altertümern graben lassen und u. a. eine Urne gefunden. Joh. Wildfang, Nov-Antiqua Elbingensia II, S. II. Toeppen, Gesch.-Schr., S. 89, Anm. Sollte der Besitzer jenes Ackers Mews geheißen haben?

25. Eine Meßstange. (Seidl. VII, 71) wurde zurückgegeben.

26. Ein pyramidenähnlicher Körper von Pappe. Seidl. VI, 1. „Darunter ein Modell von einem Turm". Dorr: Bodenk.

27. Ein Bagger, Modell von Herzberg. Seidl. VI, 2. Dorr: Bodenk.
Die Bibliothek erhielt vom Magistrat 1779 II 11 „ein Modell von der Bagger, welche der Schiffszimmergesell Michael Metzberg so bei der Kgl. Tief- und Baggerarbeit ist, 1779 d. 25. Jan. verfertiget." Praeco II, 83. Kat. G.-Bibl., S. 11. („Mertzberg.")

28. Modell eines Hauses. Seidl. VI, 3. Dorr: Bodenk.
Die Bibliothek erhielt von dem „novus fabrorum lignariorum magister Georg Leopold Stutzer 1776 d. 12. März archetypum domus cujusdam, quod [sic!] ad magisterii jura apud lignarios impetranda extrui iussus erat." Praeco II, 26.

29. Ein Kasten mit sechs Modellen preußischer Städte (Reliefstafeln). Seidl. VI, 5.
Vom Magistrat 1779 II 11 der Bibliothek übersandt. Praeco II, 83. Schon damals schadhaft und unvollständig. Beschrieben von Toeppen, Ausbr., S. 53 ff. — Von Elbing 1 Plan und 2 Reliefbilder; von Marienburg und Pillau je 1 Plan und 1 Reliefbild; von Fischhausen und Memel (beide auf einer Tafel) nur Pläne; von Danzig, der Montauer Spitze und vielleicht noch einer kleineren preußischen Stadt (Weichselmünde?) nur Reliefs. — Das Elbinger Papprelief von J. Fischerz 1659, alles übrige von Heinr. Thomä c. 1653. — Plan und Reliefbild von Marienburg wurden von 1904—1907 von der Schloßbauverwaltung Marienburg für die Wiederherstellungs-Arbeiten benutzt. Akten A. 259, vol. 3, Bl. 125. Stadtarch. — Im Museum vorhanden.

30. Modell einer Presse. Seidl. VI, 6 („Weinpresse"). Dorr: Bodenk.
Fehlt Praeco und Kat. G.-Bibl.

31. Modell von einem Hause. Seidl. VI, 4. Dorr: Bodenk.

32. Modell einer Ramm-Maschine. Seidl. VI, 7. Dorr: Bodenk.
„so ein hiesiger Zimmermann KühnAppel verfertiget." Praeco II, 84. Kat. G.-Bibl., S. 11. — Vom Polizei-Magistrat 1779 XI 26 der Bibliothek übersandt.

33. Eine Ramm-Maschine, bei der Rheinbrücke zu Basel angewendet. (?) Seidl. VI, 8.
(„Modell einer Ramme mit Pferden"). Dorr: Bodenk.

34. Zwei Trommeln. Seidl. I, 3. Dorr S. 120, 4. 5.

35. Ein eiserner Helm. Seidl. I, 4 („nebst Console"). Dorr S. 91, N. 1? 2? 3?
Die Console wurde 1867 angeschafft.

36. Eine Fahne. Seidl. I, 5. Dorr: Bodenk.
Die Fahne ist 2 m × 1,70 m groß. Auf sehr verschossener blauer Seide zeigt sie beiderseits einen goldenen Adler mit Zepter und Reichsapfel, die Devise „Animose et fortiter" und die Jahreszahl 1649. Dorr hielt sie für die Gymnasialfahne. Als die Sammlungen 1894 in die neuen Räume über dem Ratskeller gebracht wurden, ließ sie Dorr mit manchen andern Dingen, für die es im neuen Museum an Platz fehlte, in der Museumskammer (X) auf dem Rathausboden unterbringen. (Bericht v. 17/7 04). Dort 1902 von dem Bgmstr. Sauße wieder entdeckt, von Prof. Behring auf Grund von Ammelungs Elbgr. Kriegs-Fama (im Stadtarchiv) als Fahne des 2. Quartiers der Altstadt erkannt, wurde die Fahne durch Vermittlung der kgl. Zeughausverwaltung in Berlin von dem Herzogl. Friederiken-Institut in Darmstadt instandgesetzt und auf Wunsch des Stadtv.-Vorst. Albert Reimer im Stadtv.-Sitzungssaal aufgestellt. Man suchte damals in den Elbgr. Kirchen nach Fahnen, aber vergeblich. Repon. Akten A. 259 im Stadtarchiv vol III, Bl. 32 f. Über die Dönhoffschen und Waßdorffschen Fahnen in der Marienkirche vgl. Fuchs, II, 323 f. — Seit 1933 wieder im Städt. Museum.

37. Ein Schwert (nach handschriftlicher Nachricht in der Nogat gefunden). Seidl. I, 6. Dorr S. 88 N. 7.

38. Drei Luntenflinten (eine davon vierläufig). Seidl. I, 7. Dorr S. 90, N. 28.

39. Sechs Spontons. Seidl. I, 8. Dorr S. 88, Nr. 1—6. — Unter derselben Nummer: Zwei chinesische Sonnenschirme, beschädigt. S. VII, 24? Dorr 107,4 (Drei).

40. Zwölf Tabulae legum. 1 Tfl. fehlt. Seidl. VII, 2. Dorr: Bodenk.

41. Ein großes Pulverhorn. Seidl. I, 9. Dorr S. 90, N. 32.

42. Ein chinesischer Hut. Seidl. VII, 3. Dorr S. 107, N. 1.

43. Ein graues Holzgehäuse, in dem wahrscheinlich die im Inventarium N. 55 bezeichnete hölzerne Uhr, von dem seit seinem fünften Jahre blinden Jacob Marggraf verfertigt, enthalten sein wird. Nach einer Notiz im Inventarium ist freilich diese Uhr auf den Boden transportiert. Sie war ein Geschenk von Carl Ramsey Praec. Im Schlosse des Schrankes steckt ein Schlüssel, der aber völlig eingerostet ist. (Seidl. VII, 4: Ein Holzgehäus, Eckspind, zerfallen, auszurangieren.) Er bat 1867 X 16 um Absetzgs.-Order. Die Uhr kam nicht wieder zum Vorschein. Merz scheint sie noch gekannt zu haben.

(Gesch. d. Gymn.-Bibl., Forts., Gymn.-Progr. 1841 S. 5.) Sie schlug mit zwei Glöckchen die Viertel- und vollen Stunden, und wenn sie Voll schlug, „kam allemal eine Jungfrau heraus". (Neuchen II, S. 80 f. Er nennt irrtümlich den Bgmstr. Dominic Meyer als Geber.) Marggraf stammte aus der Neustadt Elbing und hatte die Uhr 1693 II 26 vollendet, Ramsey schenkte sie 1719 VII 13. (Praeco, I, S. 81.)

44. Proplasma des Salomon. Tempels von Rittersdorf. Seidl. VI, 9 („nebst einer Beschreibg. desselben de 1770"). Dorr: Bodenk.
Tolckemit, S. 92. Fuchs I, S. 93. Abb. auf Rittersdorfs Bildnis, vgl. Elbgr. Jahrb. 5/6, 1927, Taf. 4. — Vmk. im hs. Kat. v. Seidlitz: „Die Beschreibg. ein Geschenk von Herrn Ingenieur Gossen. 1868 kam eine zweite Beschreibg. in das Mus., und zwar aus der Gymn.-Bibl."

45. Proplasma der Stiftshütte von Dan. Seyler. (Seidl. VI, 10; „zerfallen".) Dorr: Bodenk.
Fuchs I, S. 93.

46. Ein Bücherrad (im Sommer 1841 auseinandergenommen). Seidl. VII, 5. Dorr: Bodenk.
Joh. Chrn. Mirit schenkte 1758 V 12 anläßlich seiner Versetzung nach Prima „machinam libros ad se trahendi sive repositorium rotabile," das sein Großvater, der Elbinger Tischler Chrph. Foß gefertigt hatte. Praeco I, 332. Vgl. Matrikel 1749, 25 („Mihritz"). — Es war eine Vorrichtung in doppelter Tischhöhe in der Art einer sog. russischen Schaukel, nur daß an Stelle der Gondeln kleine Bücherbretter hängen, auf die man die Bücher legt, die man beim Arbeiten benutzen will; durch Drehung des Rades bekommt man sie schnell zur Hand.

47. Ein großer hölzerner Quadrant von Enderssch. Seidl. VII, 6. Dorr: da.
Von Endersch selbst 1764 VIII 11 geschenkt. Praeco II, 17 („eximiae magnitudinis et pulchritudinis").

48. Nach einer Bemerkung des Inventariums soll sich außerdem in der Bibliothek „ein zerstörtes Modell, angeblich von einer Baggermaschine" befinden, das sich hoffentlich unter den übrigen Modellen im Staube der Jahrhunderte finden wird. (Seidl. VII, 72. „Ist nicht hergekommen".)

49. Mehrere Rudera von Stühlen, die schon zur Zeit, als Herr Prof. Merz die Bibliothek übernahm [1826!] zerbrochen waren. (Seidl. VII, 73.) Rdvmk. v. spät. Hand: „Bei der Übergabe nicht vorhanden gewesen; sollen verbrannt sein."[7])

50. Zwei Kloben Holz (mit eingewachsenen Zeichen). Seidl. VII, 7.
Diese beiden Stücke wurden, „da sie für unser Museum gar keinen Wert hätten, vielmehr garnicht hineinpaßten" (Dorr), der botanischen Abteilung des Provinzial-Museums in Danzig überwiesen, das in seinem Verwaltungsbericht für 1898 zwei Abbildungen und eine sehr ausführliche Beschreibung und Würdigung brachte. S. 3 ff. des Sonderdrucks, Bl. 276 ff. der Akten A. 259, vol. 2 im Stadtarchiv.

51. Eine alte durchlöcherte Kugel von Blech. Seidl. VII, 8. Dorr: ausgemerzt.
52. Ein alter Kasten ohne Deckel. Seidl. VII, 9. Dorr: ausgemerzt.

Zweiter Teil des Verzeichnisses:

53. Ein Paar schwarzlederne Halbstiefeln. Seidl. VII, 10. Dorr 87, 4—12.
54. u. 55. Zwei desgl. von weißem und blauem Leder. Seidl. VII, 11. „
56. Ein einzelner Frauenschuh von schwarzem Leder. Seidl. VII, 12. „
57. Ein desgl. von weißem Leder mit doppelter Sohle. Seidl. VII, 13. „
58. Ein Paar Pantoffeln von rotem Sammt. Seidl. VII, 14. „
59. Ein Paar Schuhleisten. Seidl. VII, 15. Dorr 87, 9.
60. Zwei Paar lederne, bunt gestickte Handschuhe. Seidl. VII, 16. Dorr 87, 1—3.
61. Desgl. ein einzelner (weißlederner) Handschuh. Seidl. VII, 17.
63. Eine Schleife, weißseidenes Band, mit Inschrift. 1776. Seidl. VII, 19. Dorr: ?
64. Friedensband 1763. Seidl. VII, 20. Dorr 71, 7 („1762").
65. Eine französische dreifarbige Kokarde von 1791. Seidl. VII, 21. Dorr 71, 8.
66. Ein schwarzseidener Tabaksbeutel von 1802. Seidl. VII, 22. Dorr 70, unten.
67. Eine Elle von 1763 von Anton Hoffmann aus Gr. Röbern. Seidl. VII, 23. Dorr 70,6.
Ihm fehlte die rechte Hand.
68. Ein chinesischer oder japanischer Schirm. Seidl. VII, 24. Dorr 107,4 ?
69. Zwei chinesische Fächer. Seidl. VII, 25. Dorr 107, 3.
70. Ein chinesischer Hut. [= 42]
71. Ein chinesisches Etui (Gabel, Messer, Ohrlöffel? etc.). Seidl. VII, 27. Dorr: ?
Der Kat. G.-Bibl. nennt „Gabel, Messer, Ohrlöffel, Bartscheere pp.".
72. Eine türkische Leibbinde. Seidl. VII, 28. Dorr 108, III, 3, N. 4 ?
73. Ein Baschkirenpfeil. Seidl. I, 10. Dorr: ?
74. Zwei Paar persische Socken. Seidl. VII, 29 („gelb und rot"). Dorr 108, 2. 3. ?
75. Ein Paar Sandalen. Seidl. VII, 30. Dorr: da.
76. Ein chinesischer Frauenschuh. Seidl. VII, 31. Dorr 108,6.
Kat. G.-Bibl., S. 32: Calceus singularis structurae et angustiae, quali quidem sexus Japonensium sequior uti solet.
77. Ein Paar grünliche persische Pantoffeln. Seidl. VII, 32. Dorr 108, 1.
Kat. G.-Bibl., S. 32: Par calceorum Persicorum ex corio viridi cum calcibus ferratis.
78. Ein großes Pulverhorn. [= 41]

79. Ein eiſernes Schloß. Seidl. VII, 34. Dorr: da. 82, 19—22 ?

80. Ein hölzerner Becher, worin 100 kleinere. Seidl. VII, 35. Dorr 76, 10. Geſchenk des Arztes Joh. Heinr. v. Sanden vom Juni 1741. Praeco I, 249. Tolckemit, S. 434. — Der Praeco nennt nur 90 kleinere Becher: richtig iſt vielleicht 99.

81. Ein Kaſten, worauf ein Pferd von Metall (als Räucherkäſtchen). Seidl. VII, 36. Dorr 75, 9.

82. Eine Kinderklapper von Holz. Seidl. VII, 37. (Im hſ. Kat.: „Sehr unbequem für Kinder.") Dorr: da.

83. Pugillares cf. Fuchs II, 98. Seidl. VII, 98. Dorr: ?
Hölzerne Tafeln in kl. Oktav, mit Wachs überzogen und beſchrieben. Fehlen im Praeco. Kat. G.-Bibl., S. 6: Pugillares antiquae, vulgo (sed falso) Ciceronianae dictae. Nenchen a. a. O.: „Eine wächſerne Schreib-Tafel, wie die alten gebraucht, in welchem ein Brief an den Comenthur von Sallfeldt ſtehet." Von dem Direktor des kaiſ. Muſeums in Paris 1807 dorthin geſchickt. Fuchs a. a. O. Von Merz II, 8 (1841) als vorhanden aufgeführt: „Die 14 ſ. g. pugillares ... den römiſchen Tabl. ähnlich, gehören, wie mich Herr Stadtrat Neumann verſichert, der Neuſtadt Thorn an und enthalten z. T. Zinsregiſter, z. T. aber auch ein Namensverzeichnis der zu einem nicht genau zu beſtimmenden Zwecke vereideten Bürger. Das Alter der Schrift führt nicht über 1417 hinauf." — Jetzt im Stadtarchiv.

84. Zwei Streitkolben. Seidl. I, 11, Dorr 91, 35. 36.
Fehlen im Praeco. Kat. G.-Bibl., S. 6: „Par caestuum ligneorum, quibus veteres Prussi usi feruntur. (Streitkolben.)" — Seyler, a. a. O. (ſ. o. Nr. 24): Visu quoque dignum videtur par caestuum ex ligno durissimo echinatis cuspidibus sed obtusis pulchre fabricatorum, quibus Prussi veteres umbonis instar usi, et utrumque bracchium armare soliti perhibentur. Nisi forte ex illorum potius armorum genere sint, quibus antiqui Romanorum pugiles in agonibus gymnicis uti solebant ...

85. Drei Belemniten. Seidl. I, 12. Dorr: ausgemerzt.

86. Drei eiſerne Pfeil- und Lanzenſpitzen. Seidl. I, 13. Dorr: ?
Mich. Geißenheimer, Med. Doct. et Praeconsul Civitatis Dirsaviensis, ſchenkte 1761 VIII 19 aculeum ferreum, quo Prussi quondem in sagitta usi sunt. Praeco I, 348.

90. Ein ſüdamerikaniſcher Kuchen. Seidl. VII, 41. Dorr: ? Vgl. Nr. 101.

91. Zwei ruſſiſche Feldaltäre von Metall (eins mit Flügeln). Seidl. VII, 42. Dorr 81, 24. 26.
Den einen davon ſchenkte 1713 VIII 5 der Pfr. an Hl. Leichnam Wilh. Rupſon: Altare Moscoviticum castrense. Praeco I, 171. Der Kat. G.-Bibl. zählt drei auf: Altare Russorum castrense, elegantissime pictum; dito ein kleineres, von Metall gegoſſen; noch eins von gleicher Art und Metall, mit Flügeln, auf- und zuzumachen. — Seyler a. a. O.: Neque vero minus curiosos spectantium in se oculos allicit altare quoddam, ut videtur castrense, sive tabula quaedam pendula, sanctorum Ecclesiae Graecae medii aevi imagines et Processionem summa arte pictas referens.

92. 93. Eine Mappe, worin ruſſiſche, tamuliſche, malabariſche Alphabete, Deklinationen und Conjugationen (Malab. Trancuebar 1734, S. 1—8), 3 Bl. malab. Schrift, rot; ein Creditiv in holl., chineſ., japan. u. malab. Sprache, Batavia 1707; ein Schreiben des japan. Kaiſers auf rotem Papier mit grünen Buchſtaben 1627; japan. u. chineſ. Päſſe, in blaues Deckelpapier geſchlagen; 3 japan. Bilder; ein chineſiſcher Paß auf Baumwollenpapier; chineſiſche Blätter in einen Bogen Aſbeſt-Papier eingeſchlagen; 2 Stückchen Aſbeſt; 2 Bogen chineſ. Papier; 2 Stücke äthiopiſches Papier; Gratulationsſchreiben in chineſ., ſamarit., chaldäiſcher, hebräiſcher Sprache. Seidl. VII, 50. Dorr: da.

Das vierſprachige Creditiv ſchenkte Joh. Link, Paſtor in Jungfer († 1739 als Pfr. an St. Marien) 1710. Consign. S. 3; das Schreiben des Kaiſers von Japan von 1627 an einen holländiſchen Gouverneur: Sig. Meienreis, Mitgl. d. 2.Ordn. (1725 Vogt, † 1736) 1717. Praeco I, 189; die drei japaniſchen Bilder: Mart. Sam. Grüttner, Mitgl. d. 2. Ordn. († 1794 als Kaufmann und Mälzenbräuer) 1763 XII 29. Praeco II, 10 („Drei indianiſche Bilder, auf Papier ſauber gemalt") und die beiden Bogen chineſiſches Papier Chrn. Küntzler, Pfr. an Hl. 3 Kön. († 1714 als Senior Ministerii 1710 IV 16. Consign., 3 („2 große Bogen Jndian. Papier." „Kintzler.") Vgl. Tolckmit, S. 85.

94. Ein Meſſer (bei der Niedermetzelung einiger tauſend Ruſſen 1700 gebraucht). Seidl. I, 14.

Kat. G.-Bibl. S. 11. Cultor (sic!) Moscoviticus, unus vere ex iis, qui trucidandis aliquot mille Russis ao. 1700 adhibitus fuit.

95. Ein Käſtchen, in dem eine Plombe und eine Zuſchrift ſein ſoll. Seidl. VII, 44. Dorr S. 78 N. 22 oder 23. ?

Der Stadtrat Geo. Friedr. Hennings († 1806) ſchenkte 1780 XI 23 „eine Plombe, ſo Original u. die einzige iſt, die man noch hat, von dem Engliſchen Tuch, zur Zeit des Engliſchen Stapels." Praeco II, 65.

96. Eine mit Seide umwickelte Feder von Margar. Hasnin. (Seidl. VII, 45. „zerbrochen".)

„Calamus artificiose, auro serico, a Moniali (Jungfer Hahnin) obductus." Kat. G.-Bibl., S. 11.

97. Eine Schachtel ohne Deckel, worin Brotſtückchen aus den Jahren 1727, 1736; Panis in Lithuania Prussica A. D. 1727 comesti et ex meris spicis et siliquis confecti horrible exemplum. — Panis A. D. 1736 Zamrothie aliisque plurimis in Prussiae Brandenb. locis comesti triste exemplum. Kat. G.-Bibl. S. 11.

Stücke einer ſchwammigen Maſſe, 1736 auf mehreren Ländereien um Elbing aufgeleſen; eine hölzerne Kugel von der Größe des am 18. Mai 1717 gefallenen Hagels; ein kleiner Pfeifenkopf aus einem 1802 aus-

gegrabenen, 500 Jahre (!) lang im Seegrunde gelegenen Schiffe. (Seidl. VII, 46.)

98. Abbildung des Begräbniſſes des Prinzen von Naſſau am 21. Oktober 1664, eine an mehreren Stellen beſchädigte und durchgeriſſene Rolle. Seidl. III, 11. Dorr: da.

99. Schachtel mit 5 Knöpfen von Aloe. (Seidl. VII, 47.) Dorr 109, N. 19 (ſechs Knöpfe). Spitzen und Stück Gewebe von demſelben Stoffe. Dorr 109, N. 20. Ein Amulett (?) desgl. Hierzu ein Schreiben von Riepe. Marienwerder 1795.

100. Ein hölzerner Kaſten mit Deckel, darin 15 Briefe auf Olesblättern in malabariſcher Sprache; 25 desgl.; ein Olesblatt, auf der einen Seite das Vaterunſer in Malab., auf der andern in Vardugiſcher Sprache (sic); desgl. andere Olesblätter mit Vaterunſern, Bibelſprüchen in verſchiedenen Sprachen; ein Olesbuch: Hübners Geſchichte des N. Teſtaments. (Dies dürfte vielleicht das zuſammengebundene Pack Olesblätter ſein, das ſich außer dem Kaſten befindet.) Zwei Roſenkränze (vergleiche das beiliegende Schreiben Jak. Kleins an den Rektor Lange 1760); rotſeidene Beutel, worin Aſche, mit der ſich die Büßenden zu beſtreuen pflegen; 4 Korallen; 5 kurzgefaßte Nachrichten der Däniſchen Miſſion zu Trankebar 1742—64. Seidl. VII, 48. Dorr 109.

Thom. Achenwall, Paſtor an Hl. 3 Kön. (ſen., † 1755) ſchenkte 1746 IX 26 duo folia Oles dicta, litteris malabaricis exhibentia verba Scripturae Sacrae ex CII. Psalmo versus 14. 15. et Ev. Joh. 1, 14. Praeco I, 264. — Joh. Lange, Rektor des Gymnaſiums († 1781; Tolckemit 294. Matrikel 1712, 20) ſchenkte 1746 IX 30 „folium Oles dictum, quod orationem dominicam litteris malabaricis ex altera, ex altera autem parte vardugicis scriptum exhibet ...“ Praeco I, 264. — „Accepi a... Jacobo Klein... jam ante triennium Ao. sc. 1751 die XVIII. Sept. ... ut Bibl. Gymn. inserantur“ etc. Praeco I, 298. Eine zweite Sendung Kleins vom 15. Okt. 1756 wurde 1758 IV 6 inventariſiert; darunter: „Ein in Ponticheri verfertigtes Heiligtum der Römiſch-Catholiſchen, in welchem unter einem Glaſe ein Stückchen von einer Reliquie ſein ſoll. Dergl. geben die Römiſchen in Indien denen, die von den Proteſtanten zu ihnen apoſtaſieren. Dieſes hat einer, der von ihnen zurückgekehret, den Missionariis abgegeben.“ Eine dritte Sendung, die 1760 X 18 von Trankebar abging, lief 1761 X 19 hier ein. — Die von Klein überſandten Bücher in tamuliſcher und telugiſcher Sprache ſind in der Stadtbibliothek. Klein war geborener Elbinger. Tolckemit, S. 388; Matrikel 1733, 4.

101. Brief der Marg. Hasnin und des H. Horn. (Seidl. VII, 49. „Iſt nicht gefunden.“) Zeichnungen zu den im erſten Kataloge erwähnten Urnen. S. oben Nr. 90 und 24.

Die Zeichnungen befinden ſich im Muſeum. Der Brief des Paſtors an Hl. Geiſt Heinr. Horn († 1776) vom 29. April 1765 liegt im II. Bde. des Praeco und lautet:

„Gegenwärtiger Kuchen iſt mir von Herrn Chirurgo Schibalski, der aus Süd-America gekommen als eine raritaet geſchenket worden. Ich liefere ihn mit Freuden auf die Bibliothec dabei folgendes zu merken:

1. Er wird auf allen Insuln in Süd-America von St. Crux gebacken und geſpeiſet wie das hieſige Brodt.
2. Die Wurtzel Cassabi eines 1½ Ellen hohen Baums iſt beſchafen wie die hieſige ErdApfel; ſelbige wird auf einem ReibEiſen klein gerieben und gepreßt, daß der Saft, welcher giftig iſt, fortfließt; hierauf wird die geriebene Wurtzel auf einer eiſernen Plathe übers Feuer geſetzt und gedörrt, bis der Kuchen ſteif iſt, alsdann wird er auf das Dach geworfen, daß ihn die Sonne völlig trucknet."

102. Mappe mit ruſſ., tamul., malabar. Alphabeten. Seidl. VII, 50. Dorr: da. Vgl. 92, 93.

103. Proplasma des Elbgr. Gymn. (Papier: Es befinden ſich in der Bibl. 2 Abb., von denen die eine von einem Geometer Kretſchmer, die andere neuer iſt. Eine derſelben dürfte wohl fortgegeben werden können.) Seidl. VII, 11. Dorr, S. 105, N. 1, irrtümlich Kallenbach zugewieſen.

Es iſt das Kretſchmerſche Modell, Fuchs II, 34. Das neuere dürfte das von Benecke erwähnte, von dem Buchbdr. Wienz hergeſtellte ſein. (Gymn.-Progr. 1841. Zwei Reden von Benecke, S. 4) Ein drittes befand ſich in der Convent-Sammlung. Alle nach dem bekannten Kupferſtich von Enderſch.

104. Ein zuſammengebundenes Paket alter Wandkarten und Rouleaux (Seidl. VII, 51. „Ohne Wert".)

105. Zwei einzelne Wandkarten auf Leinwand (Seidl. VII, 52. „Ohne Wert, ausrangiert.")

106. 1 weiße Gipsfigur.

107. 2 farb. dto. (Seidl. II, 10. 11; „zerbrochen.") Dorr: ?

108. Ein ſonderbares, wie es ſcheint, ehemals vergoldetes Gewächs. Seidl. VII, 53. Dorr S. 108, Abt. IV, Fach 3, N. 4 („Exotiſche, ehemals vergoldete Pflanze, auf kleiner Holzſäule.")

Das ſonderbare Ding ſtammte nicht aus der aſiatiſchen Türkei, wie Dorr, oder gar aus Oſtindien, wie Reuſch (ſ. u.) annahm. Der Praeco II, 76 berichtet: Der Paſtor an St. Marien Dan. Ludw. Weber († 1821) ſchenkte 1777 IV 8 einen lusus naturae von einer Reitzke von monſtröſer Art, welche in der Teſchenwaldiſchen Gegend gewachſen u. dem Hrn. Gen.-Lt. v. Thadden, einem Kenner der natürlichen Seltenheiten, geſchenket worden, der das Gewächs mit Ölfarb überſtreichen u. mit einem Poſtament verſehen laſſen."

109. Ein Stück Holz von dem Baum, unter dem Luther in Meiningen erſchlagen wurde. Nach den beiliegenden Bemerkgn. des Hrn. Prof. Merz wohl unächt. (Seidl. VII, 54 mit dem Rdvmk.: „Unſinn! Luther ſtarb 18. Febr. 1546 in Eisleben.")

Merz und Reuſch wußten das natürlich auch. Es iſt unbegreiflich, wie ein ſolcher Vermerk niedergeſchrieben und fortgeſchleppt werden konnte.

110. Eine Kupfertafel und mehrere Abdrücke derselben mit der Aufschrift: Johann Jacob Convent Elbing. Seidl. VII, 55. Dorr: Bodenk.
Fehlt in Dorrs Führer S. 76. 77, ist aber im Museum vorhanden. Wohl eine Visitenkarte.

111. Ein eiserner Stempel: Trojak Miedzi Krajowey (1788). Seidl. VII, 56. Dorr 79, 1.

112. Ein Stück Schiffsholz, von Bohrwürmern durchfressen. Seidl. VII, 57. Dorr: ?

113. Ein Kasten mit den Stempeln der Elbinger Jubiläumsmedaille vom 15. Sept. 1787. Seidl. VII, 58. Dorr 79, 2.

114. Ein Instrument von Eisen, mit rotem Sammet umnäht. Seidl. VII, 59. Dorr: da.
Aus dem Nachlaß des Arztes Sam. Laurentz († 1757) schenkte der Provisor von dessen Apotheke Mich. Lippert 1757 VII 7: Cingulum virginale, serico purpureo circumdatum, quo Itali in castitate et virginum et uxorum custodienda uti dicuntur. Praeco I, 325.

115. Drei Kürbisflaschen, davon eine verziert. Seidl. VII, 60. Dorr 108, Abt. IV, Fach 3, Nr. 1—3.

116. Zwei kleine Puppen. Seidl. VII, 61. Dorr 108, Abt. III, Fach 3, Nr. 5.

118. Ein großes Stück Leder, in Leinen gewickelt. Seidl. VII, 63. Dorr: da.

119. Zwei Mandeln. (Seidl. VII, 64. „Knackmandeln.") Dorr: ?

120. Zwei flache Kasten, ohne Deckel, mit Goldrand. Seidl. VII, 65. Dorr: ausgemerzt.

In seinem Begleitschreiben erklärt Neusch, von den im Inventarium verzeichneten Gegenständen hätten sich nur zwei nicht gefunden nämlich 1) das pondischerysche Heiligtum; doch meint er, möchte vielleicht der unter Nr. 108 angeführte Gegenstand dieses Heiligtum sein; und 2) ein paar Cothurne. Die Cothurne tauchten später wieder auf und erscheinen bei Seidlitz VII, 33 als „zwei lederne Beutel (können wohl Stelzen sein, chinesische Stelzen)" mit Bleistiftzusatz von Dorr: „sind Stelzen" und in Dorrs Führer S. 108, oben: „Zwei chinesische Stelzen, bekleidet mit gepreßtem Leder mit bunter Bemalung." Georg Nenchen sah in der Gymnasial-Bibliothek „auch zwei Cothurni, welche andere vor japanische schue [halten]. Der Katalog G.-Bibl. S. 6 nennt „Par cothurnorum (Steltzen)."

Unterm 17. Juli 1865 erhielt Neusch vom Magistrat die Ermächtigung, die in dem vorstehenden Verzeichnis aufgeführten Gegenstände in den Katalogen und Inventarien der Bibl. in Abgang zu stellen, wobei bemerkt wird, daß zwei Nummern doppelt angeführt seien (70 = 42 und 78 = 41), die Gegenstände der Nummern 14 und 101 gefehlt hätten, dagegen drei nicht verzeichnete Gegenstände abgeliefert seien, nämlich ein Kasten, ein Globus und zwei lederne Behälter, in

denen wir vielleicht die von Reusch vermißten „Cothurne" wiedererkennen dürfen. Der Globus, der erste, den das Museum vom Gymnasium erhielt, Seidl. VII, 26, war entweder der Globus coelestis, den der Engländer Stephan Grünwich um 1600 geschenkt hatte (wenn der damals noch vorhanden war!) oder der 1711 I 21 von dem Konrektor Johs. Urinus gestiftete Globus coelestis. Der von Dorr S. 122 N. 31 aufgeführte, nach seiner ausdrücklichen Bemerkg. aus dem Gymn. stammende Globus von Gerh. Mercator 1541 ist ein Erdglobus und läßt sich in den älteren Quellen nicht nachweisen. — Dies ist also der wirkliche Bestand der Gegenstände der Gymn.-Bibl., die den Grundstock des Städtischen Museums gebildet haben. Wir würden heute freilich nicht alles darin Enthaltene als „museumswürdig" anerkennen!

2.

Die aus der Convent-Sammlung stammenden Gegenstände

Von den Gegenständen der Convent-Sammlung haben wir aus zwei unter einander mehrfach abweichenden Quellen Kenntnis, dem hs. „Inventarium der Convents-Halle und aus der Schft. Dörings über Joh. Jac. Convent und seine Stiftungen (vgl. oben unter Anm. 4). Das nachfolgende Verzeichnis bringt den Wortlaut des „Inventariums" und bei jedem Stück die Abweichungen oder Erweiterungen Dörings in Klammern.

Ein glücklicherweise unbedeutender Brand des Industriehauses im Jahre 1836[8]) war die Ursache, daß folgende Gegenstände schon damals ins Rathaus gebracht wurden.

Eine Zeichnung von dem Einzuge der Schweden in Elbing i. J. 1626. Unter Glas und Rahmen.

Jetzt im Stadtarchiv. Mehrfach abgebildet. Toeppen, Ausbr., S. 49, 28 a.

Abdruck des alten großen Siegels der Altstadt Elbg.[9])

Abdruck des kl. Siegels Sigismund I.

Abdruck des Siegels Heinrichs v. Valois.

Das älteste Siegel der Altstadt, von Metall.

Zwei kl. eiserne Stadtsiegel.

Ein in Holz gefaßtes Siegel der Neustadt.

Werkssiegel der Tuchbereiter von 1616, von Metall.

Das dänische Vicekonsulatssiegel, von Eisen. (Fehlt bei Döring.)

Siegel der Stadtv.-Vers. (Fehlt bei Döring)

Eine metallene Glocke von 1565.

Von Peter van den Ghein d. J. in Mecheln. Vgl. P. Campe, Sakrale Handglocken niederländ. Herkft. in Lettld. u. Prß., Elb. Jahrb. 10, 1932, S. 123 f., bes. S. 128 f. u. Abb. 6. Seit 1867 im Städt. Museum. S. Abschnitt 3.

Sechs defekte Wachstafeln von Grundzinseinnahmen.
Verschiedene Elbinger Münzen (40 Stück, im Inventarium einzeln aufgeführt).
Eine kleine silberne Denkmünze auf die Salzburger Emigranten 1732.
25 Stück große Medaillenabgüsse in Zinn u. z. T. in Blei verschied. Inh.
47 dergl. mittlerer Größe.
40 do. kleinere.
48 Stück zinnerne Medaillenabgüsse verschiedener Größe, Schweden betreffend, mit Bronce-Überstrich versehen und in Pappstücke eingefügt.
8 Stück Siegelabdrücke von Herrn Stadtältesten Neumann am 15. Juli 1857 geschenkt (Fehlen bei Döring), namentlich
a) Wachsabdrücke: des Sekretsiegels der Neustadt (Voßberg IV J), des Kneiphofs Königsberg (XVI, 48), der Stadt Straßburg (p. 36), des Hochmeisters Mich. Küchmeister (I, 19), des Hochmeisters Heinrich von Plauen (VI).
b) Tonabdrücke der Wachssiegel: der Stadt Danzig (II G), der Altstadt Königsberg (S. 33), das Elbinger Vogtsamt (IV F).

Ins Museum kamen jetzt:

1. Ein großer Mahagoni-Schrank zur Aufbewahrung der Sammlung.
Im Museum.

2. Ein großer silberner vergoldeter Pokal (Döring: mit getriebenen und gravierten Figuren geschmückt. Er trägt die Jahreszahl 1576, war früher Eigentum der Kramerzunft und ist nach einer eigenhändigen Bemerkung Conventz von diesem für 150 Tlr. erworben worden.)
Im Museum. Fehlt Dorr. Das Verzeichnis von Conventz Hand ist nicht erhalten. Von Bastian Heyne. Abb. in: Elbing (Deutschlands Städtebau), hrsg. v. Magistrat. 2. Aufl. 1929, S. 70. Vgl. Czihak, Die Edelschmiedekunst in Preußen, Taf. 20, Fig. 1.

3. Ein vergoldeter kleiner Kelch (Döring: mit 7 Granatsteinen und am Fuß mit den gravierten Figuren der Evangelisten geschmückt).
Dorr S. 54, N. 1. Seine Vermutung, daß sein unter dieser Nr. aufgeführter „gotischer Kirchenkelch aus dem 15 Jahrhundert" derselbe sei, wie der unter N. 3 bei Conventz verzeichnete, wird durch Dörings Beschreibung zur Gewißheit.

4. Zwei zinnerne Pokale. (Döring beschreibt beide: Ein zinnerner Pokal, außer dem eine geharnischte Figur nebst Schild darstellenden Aufsatze ohne Verzierungen. 1755. — Ein zinnerner Pokal mit gravierten Figuren und der Inschrift: Peter Preischoff, Merten Kirschnik. Elterleit. 1704. Aufsatz: Geharnischte Figur mit Beil und Schild.)
Willkomm der Handschuhmacher. Dorr S. 59, N. 6; und
Willkomm der Bierträgerzunft. Dorr S. 58, N. 5.

5 Eine große zinnerne Kanne (Döring: mit der Inschrift: Der Bordingführer Kahne zur selbigen Zeit Elterleite gewesen. Thomas Wolf. Jochim Schmidt. Anno 1606.)
Kanne der Bordingsführer. Dorr. S. 61, N. 9.

6. Ein Trinkglas mit dem Bildnis des Ritters St. Georg. (Döring: Ein Glas, dessen Hauptfigur St. Georg ist, daneben ein Spanier, Franzose und Deutscher, die sich um die Hand einer Jungfrau bewerben. Die Inschriften heißen: Die Jungfrau sagt: Mit für tretten Handdrücken und lachen könne ich sie alle drei zu narren machen. — Seit willkommen lieber Herr und Gast trinkt gar aus das glas. 1604. — Dieser Willkommen ist ganz wol geacht den brüdern zu ölbing zu allen ehren gemacht. Dorr S. 72, N. 2.
7. Ein eiserner Reif (Zusatz von Seidlitz: oder Spirale. Döring: Eine metallene Spirale, vermutlich von einer altpreuß. Totenkrone.)
8. Eine Totenmaske, angeblich eines in Danzig hingerichteten Bürgermeisters. (Döring: Ein Kopf fast in Lebensgröße und mit dem Gesichtsausdruck eines Sterbenden. Angeblich dem Kopfe des hing. Dzgr. Brgmstrs. Letzkau nachgeformt.) Dorr S. 72, N. 11.
10. Eine Siegelkapsel von Blech. (Zus. v. Seidl.: 2 Kapseln.)
11. Ein hölzernes Modell einer Kirche, wahrscheinlich der Jacobskirche.
Fehlt bei Döring und Dorr.
12. Ein messingenes Räucherfaß. Dorr S. 76, N. 14.
13. Ein Trinkglas mit dem Wappen des deutschen Kaiserreichs (Döring: und der Jahreszahl 1583 nebst der Umschrift: „Das heilige römische reich sampt seinen gliedern." In der Figur des Reichsadlers ist ein Kruzifix angebracht, neben ihr die am Kreuz erhöhte eherne Schlange. Auffallend ist ferner noch die Benennung einzelner Landschaften auf den Wappenschildern, z. B. Elsaß usw.) Dorr S. 73, N. 3.
14. Ein dto. desgl. des Brandenburgischen Hauses. (Döring: Glas mit dem brandenburg-preußischen Wappen und der Jahreszahl 1641.) Dorr 72, N. 1.
15. Neun altpreußische resp. Totenurnen und Trinkgeschirre. (Die beiden letzten Worte von Seidl. durchstrichen. Döring: „z. T. auf dem Galtgarben ausgegraben.")
16. Das Bild des Pastors Daniel Ferd. Rittersdorff. (Döring: Seniors zu St. Marien.)
Kupferstich von Matthias Deisch in Danzig 1770. Gerahmt. Dorr S. 129, N. 54, wo versehentlich Aquarell steht. Abb. Elbgr Jahrb. Heft 5/6 (1927) Taf. 4. Die Platte in der Stadtbibliothek.
17. Ein im Jahre 1807 für die Franzosen gebackenes Brot. (Rdomk. v. Seidl.: „ist im Lauf der Jahre von den Mäusen verzehrt.")
18. Eine gestickte Krone von dem Krönungsmantel Friedrichs I. (Döring: Ein Medaillon, in welchem nach beigefügtem Zettel usw. wie bei Dorr S. 82, N. 37.)

19. Eine Bronce-Antike Lampe (so!).

20. Ein eiserner Stern — (anscheinend Lanzenschaft).
Soll vielleicht heißen: Lanzenspitze.

21. Mehrere Kugeln und Eisenstücke, von dem Kaufmann Dan. Ferd. Schwarck auf dem Schlachtfelde von Waterloo gesammelt. (Fehlt Döring. Rdvmk. v. Seidl.: 5 Stück.)

22. Zwei Stück kursierendes Papiergeld aus Surinam usw. wie bei Dorr, S. 111, N. 14. (Fehlt Döring.)

23. Ein altpreußischer Streithammer.

23a. Acht kleine eiserne Schlüssel. (Döring: mit Pergamentstreifen, auf denen Worte, die jedoch nicht mehr lesbar sind. — Rdvmk. v. Seidl.: einer davon aus neuerer Zeit.) Dorr S. 82, unter 1—18.

24. Acht Glasplatten mit Malereien. (Rdvmk. v. Seidl.: schon defekt. Döring: Votivtafeln.) Er zählt nur noch sieben auf:
Zwei Figuren, einem Armen Almosen reichend. Gottes Hülff stund so verborgen kömpt offt wunderlich ohn Sorgen. Johann Bittert der Jüngere gilmeister. 1698.
St. Christoph, das Christkind tragend. Nicht acht ein Christ verfolgungsschmertzen wenn er nur Jesum trägt im hertzen. Christoph Schmidt. Elteſter 1698.
Der barmherzige Samariter. Wer sich des nechsten Noht nimpt an den lohnet Gott als ihm gethan. Merten Behringk. Elteſter.
Erzengel Michael, den Drachen tötend. Durch Christi Blut wir tretten müssen den satan mit den glaubensfüssen. Michael Thiergardt. 1698.
Drei hintereinander gehende männliche Figuren, von denen die zweite der ersten eine Schlinge um die Füße, die dritte der zweiten aber eine um den Hals wirft. Wer andern zu schaden ist gesinnt, des unglück blüht und bald sich findt 1623.
Moses vor dem brennenden Busche. Mitten in des Creutzes Hitz hat Gottes Gütt auch seinen Sitz. Ertmann Fuchs. Elteſter.
Ein Wappen mit 3 Sternen im Schilde und 3 Rosen im Helmschmucke.
Darunter: H. Jacob Convent. Tieff Herr: Anno 1741.
Diese Glastafeln sind jetzt größtenteils in die Fenster des Erdgeschosses des Museumsgebäudes Hl. Geist-Straße 4 eingefügt.

25. 37 Fensterscheiben von der Größe eines Oktavblattes, worauf die Wappen Elbingscher Familien in schwarzer Farbe eingebrannt sind.
Vgl. Dorrs Anm. zu S. 122, N. 32 (hier nur 36, so auch von Seidlitz' Hand in einem Aktenstück von 1868). Ebenfalls jetzt in die Museumsfenster Hl. Geist-Str. 4 eingefügt. (Fehlt Döring.) Biogr. Nachrichten über die auf den Scheiben genannten Personen bei H. Abs in: Elb. Jahrb. 12/13, S. 219 f.

26. Acht Kupferplatten, und zwar:
6 Bildplatten (Rdvmk. v. Seidl.: Es sind nur 5 Stück vorhanden; Döring kennt nur noch 2: Eine kleine gravierte Kupferplatte mit dem von 2 Genien getragenen Wappen Elbings. — Eine größere desgl. Dorr, S. 76, N. 1. 2.

1 schwedische 4eckige Münze, Wert 1 Daler. (Döring: Ein viereckiges Stück Kupfer, in der Mitte gestempelt Daler SM, in den Ecken eine Krone, darunter die Jahreszahl 1716. Schwedisches Geld aus der Zeit des schwedisch-polnischen Krieges.)

1 schwedische, 4eckige Münze, Wert ½ Daler. (Döring: Ein kleineres Stück, in der Mitte gestempelt ½ Daler, in den Ecken ein gekröntes FRS, unten die Jahreszahl 1748.)

27. Eine Wetterfahne von dem Gymnasiumgebäude. (Döring: Eine eiserne Windfahne usw.)

28. Gemälde einer gewissen Jungschultz v. J. 1618. (Döring: Jungschulz v. Röbern.) Dorr S. 128, N. 47.
Catharina geb. Niesebeth († 1618), die erste Frau des Bürgermeisters Johann (III) J. († 1630). Vergl. den Stammb.-Ausz. im Elbgr. Jahrb. 14, Teil 2, S. 238, Anm. 2.

29. Bildnis einer Dame aus dem 16. Jahrhundert. (Döring ähnlich.) Dorr 128, N. 50 ?

30. Bildnis eines Fürsten, ohne Rahmen. Fehlt Döring und Dorr.

32. Bildnis eines Elbingschen Bürgermeisters aus dem 17. Jahrhundert, ohne Rahmen.
Dorr S. 128, N. 49. Vgl. H. Abs, Elbgr. Bildnisse, Elbgr. Jahrb. 14, Teil 2, S. 239 und Tfl. 28. Es ist wahrscheinlich der Ratsherr Johann Isaac Jungschultz von Röbern († 1688).

33. Ein männliches Bildnis, ohne Rahmen. Dorr S. 128, N. 48 ?
Vgl. Elbgr. Bildnisse. S. 240, N. 6 und Tfl. 28. Es ist vielleicht der Burggraf Christoph (II) Roskampff († 1743).

34. Ein gesticktes Bild, die Kreuzigung Christi darstellend.
Döring: Eine Kreuzigung auf rotem Sammet. Nach einer Tradition als Banner von den Ordensrittern in der Tannenberger Schlacht getragen. Nicht bei Dorr, ist aber jetzt ausgestellt.

35. Ein Kruzifix. (Döring: Ein elfenbeinernes K.) Dorr S. 121, N. 25.

37. Ein alter Rahmen.

38. Ein großer Tisch. (Döring: kunstreich ausgelegt.)

39. Sechs Stühle incl. Lehnstühle.
(Rdvmk. v Seidl.: 4 Stühle sind im Juni 1874 in die Stube des Herrn Forstrat gebracht worden.) Es sind wohl die schwarzen Biedermeierstühle mit schwarzem Lederpolster gemeint.

40. Eine alte in Rahmen gefaßte Tapete, ostindischer Arbeit. (Fehlt Döring und Dorr.)

41. Modell einer Mühle in 2 Stücken von Pred. Schumacher.
Von Seidlitz die Worte „in zwei Stücken" gestrichen, und am Rande: „und ein anderes Maschinenmodell". Döring: „Modell einer Handmühle. Ein anderes Maschinenmodell.") Vgl. oben Abschn. 1 a. E. u. Anm.

42. Modell des alten Gymnasiums. Vgl. oben Abschn. 1, N. 103.

Merkwürdig ist, daß ein Modell des alten Elbinger Rathauses allein von Döring aufgeführt wird. Es fehlt nicht nur in dem Inventarium der Convent-Sammlung selbst, sondern auch in den von Seidlitz notierten späteren Zugängen. Es ist möglich, daß wir eine Abbildung davon in einer Zeichnung von Carl Porsch zu erblicken haben. Vgl. H. Abs, Carl Porschs Elbing-Bilder, Elbgr. Jahrbuch 8, 1929, S. 140, N. 15.

3

Beide Sammlungen waren nun in den beiden nebeneinander liegenden Zimmern im oberen Stock des Rathauses aufgestellt. Sie hatten, jede für sich, handschriftliche Kataloge, in die der Kastellan Seidlitz die Zugänge eintrug. Bis zur Drucklegung seines Katalogs i. J. 1869 kamen zu der Sammlung der Gegenstände aus der Gymnasial-Bibliothek folgende hinzu:

1866 schenkte der Oberlehrer am Gymnasium Gustav Lindenroth: eine Mumienhand aus Ägypten (Seidl. VII, 66. Dorr S. 110, N. 11)), ein einbalsamiertes Nilkrokodil (Seidl. VII, 67. „Sehr klein, ca. 8 Zoll lang." Dorr S. 110, N. 12), ein Steinmesser aus der Steinperiode (Seidl. I, 15), einen Keil von Hornstein aus einer Kohlengrube bei New-Castle, ebenfalls aus der Steinperiode (Seidl. VII, 68), einen Streithammer, gefunden in Pr. Mark (Seidl. I, 16), und Schiffszwieback aus Maismehl aus Valparaiso, 1862 gebacken (Seidl. VII, 69). — Aus dem St. Georgen-Hospital wurden überwiesen: drei alte Bilder unter Glas und Rahmen (Seidl. III, 12. Dorr S. 129, N. 59—61, dort beschrieben).

1867 wurden von den Bäckergesellen für 170 Tlr. angekauft: 3 silberne Becher (Dorr höchstl. Zus.: resp. Kannen), 20 silberne Schilder und 1 goldener Schild. (Seidl. IV, 2—4. Dorr S. 55 f. Nr. 2—4, S. 63 f. N. 11). — Aus dem Magistrats-Sitzungszimmer wurde überwiesen: Eine Tischglocke mit der Jahreszahl 1554 (Seidl. VII, 74. Fehlt Dorr. Vgl. P. Campe; Sakrale Handglocken, Elbgr. Jb. 10, S. 127 f. und Abb. 5), aus der Kämmereikasse das Porträt des Kriegsrats Schmidt (Seidl. III, 13. Dorr S. 129, N. 55. Abb. Elbgr. Jb. 14, 2, Taf. XXIX). — Aus der St. Annenkirche überreichte am 14. Nov. der Kirchenvorsteher Bark im Auftrage des Kirchenkolleginms 9 schwarzgemalte Glasscheiben, meist aus 1730, „welche bisher in einzelnen Fenstern der Kirche sich befunden haben, zur städtischen Sammlung, da die Scheiben von Interesse und an bisheriger Stelle mit Sicherheit nicht konserviert werden können." Im Februar des folgenden Jahres wurden sie in Blei gefaßt und in einen polierten Rahmen eingesetzt. Im März beschloß der Magistrat, die übrigen 36 Scheiben (siehe oben N. 25), die sich in der Conventsammlung befanden, in einem ähnlichen Rahmen

zusammenzufassen, und es heißt in Burschers Verfügung: „Die Scheiben sind ursprünglich Kämmerei-Eigentum und nicht zur Conventhalle gehörig. Die Kosten sollen daher auf den Fonds der städtischen Sammlung übernommen und die Scheiben in das Inventarium der städtischen Sammlung übernommen werden.[10])

1868 schenkte der Stadtrat Fehrmann: ein Bild (Ölmühle) a. d. J. 1755. (Seidl. III, 14. Von Endersch. Kleine Abb. in: Elbing (Deutschlands Städtebau) 2. A. 1929, S. 135,) und zwei Urkunden, die Familie Achenwall betreffend, nebst angehängten Insiegeln. (Seidl. VII, 77/78. Jetzt im Stadtarchiv. Der Geburtsbrief der Stadt Stirling für Thomas Auchinvole 1614 24. Febr. abgeb. in: H. Kownatzki, Elbing als ehemaliger englischer Handelsplatz, S. 34). — Für je 1 Tlr. wurden angekauft: eine Photographie der Cadiner Eiche und eine Contrafaktur der Stadt Elbing von 1626 (Seidl. III, 15. 16). Letztere ist die seit 1649 auftretende Kopie Matthäus Merians nach dem Stadtbild von Jacob Hoffmann (Vor 1641). Toeppen, Ausbr., S. 16. 18. Als Spiegelbild und angesichts des erhaltenen Originals ohne Wert, aber immer noch häufig zum Kauf angeboten. Ein Siegel des Wettgerichts Elbing wurde von S. M. S. Gefion mit anderm alten Eisen an das Marine-Depot Kiel abgegeben und gelangte von dort hierher. (Seidl. VII, 76. Dorr S. 80, N. 3.)

Zwischen 1866 und 1869 sind auch die wertvollen 25 Modelle von Elbinger Gebäuden von der Hand Georg Gottfried Kallenbachs in unsere Sammlung gekommen. Von wem, ist unbekannt. (Seidl. VI, 12. Dorr S. 105, N. 1—26. Dorr hat eine Nummer mehr, aber das Modell des Gymnasiums ist nicht von Kallenbach.) Das gleiche gilt von dem Siegel der Fraternitas institutoria (Seidl. VII, 75. Dorr S. 80, N. 7.)

Bescheidener war der Zuwachs, dessen die Convent-Sammlung sich zu erfreuen hatte. Seidlitz notiert:

44. Ein Himmelsglobus (Dorr S. 121, N. 30 ?)
45. Eine Gruppe von 3 Figuren. (Dorr, S. 81, N. 36 ?)
46. Ein Medaillon (Bild in geistlicher Tracht). (Dorr S. 82, N. 38 oder 39.)
47. Ein schlafendes Kind, geschnitzt aus Elfenbein. (Dorr, S. 81, N. 32.)
48. Ein Alabastergebild (5 Figuren). (Dorr S. 81, N. 33 ?)
49. 3 Stücke alten Siegelwachs. (Zus. v. spät. Hand: Bei der Übergabe nur 1 Stück vorhanden. Sch.)
50. 2 Stückchen geprägtes Metall und eine Blechplatte.
51. Erinnerungs-Medaille an das 600jährige Jubiläum der Stadt Elbing.

Auf Beschluß des Magistrats-Kollegiums aus dem Inventarium des Industriehauses an die Sammlung der Conventshalle überwiesen lt. Vf. v. 1. Mai 1867.

Die Reihenfolge, in welcher diese Gegenstände in die handschriftlichen Kataloge der beiden Sammlungen eingetragen waren, war wohl ursprünglich eine chronologische. Seidlitz regte in einer unterm 8. Juli 1867 an den Magistrat gerichteten Vorlage die Aufstellung eines zunächst ebenfalls handschriftlichen *systematischen Katalogs* an, der sämtliche Gegenstände *beider* Sammlungen umfassen sollte, und erbot sich, diese Arbeit auszuführen. Der Oberbürgermeister Burscher erließ darauf die folgende, sehr aufschlußreiche Verfügung: „Die Kataloge der Conventhalle und der städtischen Sammlung müssen, um den statutarischen Bestimmungen zu genügen, *getrennt* angelegt, auch die Sachen so aufbewahrt werden. Gegen die Einteilung des Katalogs in besondere Titel, mit pro Titel abschließenden Nummern, ist rücksichtlich der *städtischen* Sammlung nichts zu erinnern . . . Wegen des Kataloges der Conventhalle ergeht in den betreffenden Akten . . . besondere Verfügung."

Diese letztere in Aussicht gestellte Verfügung hat sich nicht ermitteln lassen. Indessen ist auch so schon hinreichend klar, daß der systematische Katalog, dessen Anfertigung nun Seidlitz aufgetragen wurde, nur die aus der Gymnasialbibliothek herrührenden Sachen einschließlich der späteren Zugänge enthielt und von den „unschätzbaren Elbingischen Antiquitäten" Convents keine Notiz nahm. Und dies gilt natürlich nicht nur von dem handschriftlichen Katalog von 1867, sondern auch von dem gedruckten von 1869, in dem Dorr mit mehrfach geäußertem Befremden (Führer S. 55. 73. 74) vergeblich nach den kostbaren silbernen und gläsernen Pokalen suchte, die doch unzweifelhaft zu den Schätzen der Conventhalle gehört hatten. Das juristische Bedenken Burschers von dem Stiftungscharakter der Con-Sammlung hinderte damals die Verschmelzung mit der Gymnasialsammlung in der Wirklichkeit sowohl wie im Katalog.

Man muß auch sagen, daß der Katalog von 1869, abgesehen von seinen sonstigen Schwächen, einen irreführenden Titel hat. Ein „Katalog der Kunst- und Altertums-Sammlung im Rathause der Stadt Elbing" war es eigentlich nicht. Wenn schon nicht im Titel, so hätte an anderer Stelle doch gesagt werden können, daß die Conventsachen darin nicht hatten berücksichtigt werden können. Aber auch ein besonderer systematischer Katalog der Conventsammlung kam nicht zustande, weder handschriftlich noch im Druck, weder für sich allein noch als zweite Abteilung des Katalogs von Seidlitz. Wie dem auch sei — dieser Katalog unseres Museums war der erste und auf Jahrzehnte hinaus der einzige. Erst nach einem Menschenalter hat Dorrs „Führer durch die Sammlungen des Städtischen Museums zu Elbing" von 1903 ihn abgelöst.

Anmerkungen

[1]) G. Döring, Joh. Jak. Convent und seine Stiftungen in Elbing. Königsberg 1849. (= Neue Preuß. Prov.-Bl. 7.) — Das Industriehaus ist Heil. Geist-Straße 4, das mittelste der drei Museumsgebäude.

[2]) R. Dorr, Kurze Geschichte der Elbinger Altertums-Gesellschaft (1873—1898). Nebst Mitteilungen über das städtische Museum und die Convent-Sammlung. Elbing 1898.

[3]) Rep. Akten G. 272 vol. 5, p. 297. 304. 316—20. Stadtarchiv.

[4]) Praeco liberalitatis, hoc est index singularis Mecenatum, Patronorum, Fautorum, qui bibliothecam publicam gymnasii liberalitate sua honorarunt et ditarunt 2 Bde. 17. u. 18. Jahrh. Stadtbibl. Hs. F 62. 63.

Consignatio librorum etc., quibus Bibliotheca aucta est ab A. C. MDCCIX M. Jun. Stadtbibl. Hs. F 36.

Kataloge der Gymnasial-Bibliothek, Heft 7: Das Naturalien-, Kunst- u. Antiquitäten- nebst dem Muschel-Cabinet. 18. Jahrh. Stadtbibl. Hs. F 64. Zitiert: Kat. G.-Bibl.

Georg Nenchen, Elbingsche Chronik, Anderer Teil. Hs. in 4° im Stadtarchiv.

Seidlitz, Katalog der Kunst- und Altertums-Sammlung im Rathause der Stadt Elbing. Aufgestellt 1867. Hs. fol. im Städt. Museum in 2 Exemplaren, davon 1 mit Bleistift-Vermerken (Dorrs?) darüber, ob der Gegenstand vorhanden ist.

Dasselbe, gedruckt Elbing 1869. 4°. Mehrere Exemplare im Städt. Museum, davon 1 mit handschriftl. Vermerken wie vorher und Nachträgen über Zugänge bis 1881 (letztere ohne Zweifel von Dorr) hierzu unten Anm. 5.

Inventarium der Convents-Halle nach dem Verzeichnisse vom 12. Novbr. 1838 und den Revisionsverhandlungen vom 3. April 1844 (Acta L XI, vol. 3, fol. 177. 196 sq.) und vom 15. und 22. Juli 1857 (J.-Nr. II 1324) zusammengestellt. In vom Stadtsekretär Sube beglaubigter Abschrift. Hs. fol. im Städt. Museum. Vermerk auf dem Titelblatt: Der 2te Abschnitt dieses Verzeichnisses ist berichtigt nach der Translokation der Convents-Halle aus dem Industrie-Hause nach dem Rathause. (Vfg. v. 9. Juli 1867. II 2806.) Seidlitz.

Mehrere Magistrats-Verfügungen im Städt. Museum von 1857 ab.

Es werden ferner öfters zitiert:

G. Döring. S. oben Anm. 1.

M. G. Fuchs, Beschreibung der Stadt Elbing und ihres Gebiets. Bd. I. II. Elbing 1818 ff.

Die Matrikel des Gymnasiums zu Elbing (1598—1786). Hrsg. v. H. Abs (Quellen u. Darstellungen z. Gesch. Westpreußens 19). Danzig 1936. Zitiert: Matrikel.

J. G. Merz, Geschichte der Bibliothek des Gymnasiums. T. I—IV. Gymn.-Progr. Elbing 1840/41 u. 1847/48.

M. Toeppen, Geschichte der räumlichen Ausbreitung der Stadt Elbing (Zeitschr. d. Westpr. G. V. 21, 1887). Zitiert: Toeppen, Ausbr.

M. Toeppen, Die Elbinger Geschichtsschreiber u. Geschichtsforscher (Zeitschr. d. Westpr. G. V. 32, 1893). Zitiert: Toeppen, Gesch.-Schr.

A. N. Tolckemit, Elbingscher Lehrer Gedächtniß. Danzig 1753.

[5]) Die Anführung von Seidlitz in Klammern bedeutet, daß der Gegenstand nur im geschriebenen Katalog vorkommt.

[6]) Merz IV.

[7]) Seidlitz bat am 16. Okt. 1867 um Absetzungsordre für 3 Gipsfiguren, welche zerbrochen

und völlig wertlos seien, ein Holzgehäus (Eckspind), ohne Wert, von den Würmern zerfressen, Brief der Marg. Hosnin (ist nicht vorgefunden), die Maßstange, welche Herr Dr. Reusch zurückerhalten, ein zerstörtes Modell einer Baggermaschine und mehrere Rudera von Stühlen, sowie um Autorisation zur Ausrangierung, evtl. anderweitigen Verwendung der wertlosen Gegenstände.

[8]) H. Lindenroth, Die Geschichte des Feuer-Lösch- und Rettungs-Vereins zu Elbing. Danzig 1867, S 98.

[9]) Vgl. H. Kownatzki, Siegel, Wappen und Fahnen von Elbing. Elbgr. Jahrb. 9, 1931, S. 113 ff.

[10]) Daß hier die Gegenstände der Convent-Sammlung ohne weiteres als Kämmerei-Eigentum angesprochen werden, ist nicht ohne Beispiel und Vorgang. Schon in den zwanziger Jahren war der Magistrat darauf aufmerksam gemacht worden, daß sich in der Conventhalle Manuskripte befanden, die Eigentum des Stadtarchivs, der Gymnasial-Bibliothek und der Mönchsbibliothek von St. Marien waren. Akten C 202 im Stadtarchiv. Toeppen, Gesch.-Schrbr., S. 183

Preußenland und Böhmen

Eine Skizze ihrer geschichtlich-politischen Beziehungen

Von Heinrich Wolfrum

(Nach einem vom Verfasser auf der 4. Reichstagung für Deutsche Vorgeschichte in Elbing 1937 gehaltenen Vortrag)

Das Schicksal einer Landschaft wie eines aus ihrem Kern erwachsenen politischen Gebildes wird zunächst von den eigenen geographischen und völkischen Gegebenheiten und von deren Widerspiel in der Nachbarschaft bestimmt. Ungleich stärkere Bedeutung erlangt jedoch ihr Dasein, wenn sie als Teil in ein größeres Ganzes einbezogen wird und von ihm eine besondere Funktion erhält. Dadurch gewinnt die politische Landschaft nicht nur das Zusammenwirken eines Gliedes mit seinem Körper, sondern auch ganz bestimmte Beziehungen zu dessen anderen Gliedern; sie ergeben sich aus der Gleichartigkeit oder Verschiedenheit ihres Dienstes am Ganzen und vermögen das Eigenleben der Glieder weitgehend zu beeinflussen.

Das Preußenland erlangte eine weitreichende politische Funktion erst durch seine Eingliederung in den großen Lebensraum des deutschen Volkes. Vor diesem Zeitpunkt ist sein Schicksal fast ausschließlich durch die nachbarschaftlichen Beziehungen seiner preußischen Bewohner zu den umliegenden Völkern bestimmt; das feindliche Verhältnis zu den Slawen wurde letzten Endes entscheidend für sein späteres Geschick, allerdings nicht im Sinne des Slawentums.

Die Eroberung des Preußenlandes durch die deutschen Ritter geschah vorerst in guter Nachbarschaft mit den slawischen Nachbarn, die den Missionskrieg unterstützten und die Unterwerfung der Preußen zur Ausbreitung des eigenen Volksraumes benützen wollten. Schon in den ersten Jahren des Kampfes um das Preußenland trat aber jene Landschaft in den Vordergrund geschichtlicher Mitwirkung, welche für den Aufbau des Ordensstaates immer größere Bedeutung gewinnen sollte, um schließlich die Rolle eines über Wohl und Wehe mitbestimmenden Partners zu spielen: das Land Böhmen mit seinem nordöstlichen Vorfeld Schlesien. Wenn im Folgenden die Geschichte dieses Verhältnisses mit wenigen Strichen umrissen wird, so soll damit weder seine Bedeutung als allein ausschlaggebend über-

schätzt, noch die der selbstverständlich vorhandenen anderweitigen Beziehungen geleugnet werden; immerhin verdient es als das zweifellos wichtigste Freundverhältnis des Ordensstaates eine Betrachtung im Hinblick auf die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Preußenlandes in den Epochen seiner Geschichte.

Wie ein legendenhaftes Vorspiel eröffnet der mißlungene Missionsversuch Adalberts von Prag den beginnenden Zusammenhang der beiden Länder. Wirklich wird er aber erst, als der Deutsche Orden sein Werk in Preußen beginnt: Böhmen und Schlesien stellen viele der ersten Kreuzfahrer und Kleriker, Thorn und Kulm werden von Schlesiern bezogen, eine ganze Reihe deutscher Grundherrenfamilien kommt aus jenen kolonisatorisch bereits Etappe werdenden Gebieten an die vorderste militärische und wirtschaftliche Front im Preußenland. Als der große Aufstand viele von ihnen aus dem Lande treibt, finden sie meist ihre Zuflucht in Böhmen. Die starke politische Beziehung tritt bereits um die Jahrhundertmitte in der Gestalt Ottokars von Böhmen hervor. Dieser kraftvolle Reichsfürst zieht zweimal persönlich mit einem Kreuzheer ins Ordensland und leistet durch die Eroberung des Samlandes wertvolle Waffenhilfe wie erfolgreichen politischen Beistand gegen die Bedrohung durch Pommerellen. Bei dem zweiten Zuge werden seine weitgespannten Pläne deutlich, als er sich den Besitz der von ihm zu erobernden heidnischen Gebiete ausbedingt: sein Staat, der im Süden das adriatische Meer berührt, sucht auch im Norden eine Stellung an der See.

Je mehr der Ordensstaat nach der Niederwerfung des großen Aufstandes an Sicherheit und politischem Gewicht gewann, desto stärker entwickelten sich die Beziehungen Böhmens zu ihm aus der überwiegend einseitigen Kreuzfahrerhilfe, die der Orden durch politische Unterstützung, z. B. Ottokars gegen Rudolf von Habsburg, vergalt, zu einem Zusammenspiel aktiver Außenpolitik. Verständlicherweise trat diese am stärksten gegenüber dem zwischen beiden Staaten liegenden Polen zutage, das in seiner damaligen inneren Zerrissenheit und äußeren Schwäche Gelegenheit zu Einmischung wie zur Vorwegnahme außenpolitischer Möglichkeiten bot. Beides ging Hand in Hand: während die Könige von Böhmen ihre Ansprüche auf die Krone Polens durchfochten, schuf sich der Orden Schritt für Schritt die politische und militärische Grundlage für die Erwerbung Pommerellens im Jahre 1309. Und als Polen auf Grund dieses Ereignisses seiner Politik die seitdem bleibende ausgesprochen ordensfeindliche Richtung gab, verdichteten sich die Beziehungen zwischen Ordensstaat und Böhmen bis zu Bündnis und verabredeter Kriegsführung gegen den gemeinsamen Gegner, ein erfolgreiches Unternehmen, das nach langem Kampfe zu der völligen militärischen und diplomatischen Behauptung von Pommerellen im Frieden von Kalisch 1343 führte. Der Grund dieses gemeinsamen Vorgehens liegt klar zutage: Ordensstaat und Böhmen bilden

als Glieder des deutschen Reiches die notwendig zusammenwirkenden beiden Kiefer der „deutschen Zange" im nördlichen Ostland, deren harte Umklammerung den Gegner zur Ruhe zwingt.

So ist es auch verständlich, daß der Orden seine Blüte unter Winrich von Kniprode gerade zu der Zeit erlebte, als sich der politische Schwerpunkt Deutschlands noch entscheidender als im vergangenen Jahrhundert in die noch gestaltungsfähigeren Räume seines Ostens legte, da der deutsche Kaiser Karl IV. in Prag residierte und den gewaltigen Staat seiner Hausmacht auf kolonialem Boden baute, dessen Wucht er jederzeit für den dauernd befreundeten Orden gegenüber Polen in die Waagschale werfen konnte. Das deutsche Böhmen und das deutsche Ordensland bilden als Eckpfeiler der deutschen Stellung im Osten eine Schicksalsgemeinschaft.

Die Wahrheit dieser Tatsache bewies sich jedoch nicht nur in erfolgreichem Zusammenwirken zum eigenen Besten und zum Wohl des Deutschtums überhaupt, sondern auch in den Zeiten der schweren Rückschläge vom Beginn des 15. Jahrhunderts ab. Als der Staat Karls IV. zerfällt und seine schwachen Söhne dessen einzelnen Teile in territorialen Kämpfen gegeneinander um ihre außenpolitische Wirkung bringen, als der König von Böhmen sich sogar widerstandslos die Kaiserkrone entgleiten läßt und sich nur mit Mühe im eigenen Lande behauptet, da wird das Gewicht des alten Freundes für den politischen Partner, den Ordensstaat, unaufhaltsam leichter und leichter. Der alte Gegner aber wächst an seinen Eroberungen im Osten heran und erhebt sich schließlich durch seine Vereinigung mit Litauen zu ungeheurer Macht, die er nun unflankiert gegen den Orden zur Wirkung bringt. So muß dieser politisch vereinsamt — das Notbündnis mit Ungarn kann den Verlust Böhmens in keiner Weise ersetzen — 1410 in den Kampf ziehen, der sich bei Tannenberg entscheidet. Hier wurde dem nördlichen Kiefer der deutschen Zange die Schneide wirksam abgestumpft, nachdem der südliche seine Mitwirkung versagt hatte; eine Rückwirkung auf Böhmen war darum unausbleiblich: als es in den Hussitenstürmen der Brandherd deutschfeindlicher Explosionen und anschließend der Schauplatz dynastischer Streitigkeiten wurde, war auch seine Rolle sowohl als entscheidende Macht im Osten wie auch als deutsche Bastion ausgespielt und seine Krone setzte sich schließlich in Umkehrung der Vorgänge vor 1½ Jahrhunderten der Pole aufs Haupt. Der Ordensstaat aber, verarmt und ohne mächtigen Freund, erlag im 13jährigen Krieg der Zwietracht und der Übermacht des Feindes.

Fragen wir nach der Kraft, welche den beiden Kiefern der deutschen Zange ihr Gewicht und ihre gemeinsame Wirkung gab, so müssen wir jenen gewaltigen mittelalterlichen Aufbruch des deutschen Volkes nach dem Osten herausstellen. Mit

seinem Versickern gegen Ende des 14. Jahrhunderts verloren die deutschen Bastionen die Kraft des Zusammenwirkens. Es ist natürlich, daß ein solches erst dann wieder möglich wurde, als eine neue deutsche politische Kraft sie in ihr Schwerfeld einzubeziehen begann: der brandenburgisch-preußische Staat. Seine Politik zwischen den Großmächten Schweden und Polen vermochte trotz aller sonstigen Erfolge die erwünschte Landverbindung zwischen den beiden Hauptteilen des Staates nicht zu schaffen. Sie rückte erst in den Bereich der Möglichkeit, nachdem Friedrich der Große Schlesien erobert und behauptet hatte. Nun übernahm dieses Land in preußischer Hand die alte mittelalterliche Funktion Böhmens, dessen politisches Vorfeld es bisher ja auch gewesen war: es bildete den südlichen Kiefer der nunmehr „preußischen Zange" nach Osten. Ihre erste Wirkung war die Rückgewinnung Westpreußens, die weitere die Erwerbung jener großen Gebiete aus den polnischen Teilungen, welche die klaffende Zange bis weit über die Spannweite ihrer Kiefer füllte, um nach dem napoleonischen Zwischenspiel auf ein auch vom völkischen Gesichtspunkt aus mögliches Maß zurückgeführt zu werden. Dann ruhte die preußisch-deutsche Ostgrenze fast 100 Jahre lang im Windschatten der deutschen und europäischen Ereignisse, zuerst bewahrt durch die preußisch-russische Freundschaft, schließlich aber aufs stärkste gestützt durch das Bündnis des neuen deutschen Reiches mit der österreichisch-ungarischen Monarchie, welches vom Blickpunkt des Preußenlandes aus gesehen dessen mittelalterliches Zusammenwirken nicht nur mit der „Zitadelle Europas", sondern auch mit Ungarn und seinem Vorfeld diesseits des Karpathenkammes (Galizien) sicherstellte und im Weltkrieg auch militärisch bewährte.

So nimmt es nicht Wunder, daß der Zusammenbruch der deutschen Stellung in Mitteleuropa nach dem Weltkrieg gerade an der Ostfront am härtesten in Erscheinung trat: die Schaffung des polnischen Korridors trennte das dem Reich verbliebene Preußenland vom Rumpf des Reiches und Schlesien verlor einen Großteil seiner wirtschaftlichen Kraft; die wesentlich auf deutscher Leistung beruhende österreichisch-ungarische Monarchie wurde zerschlagen und ihr bisheriges Glied Böhmen wandelte völlig seine Funktion: es wurde der Kopf eines neuen Staatsgebildes, der Tschechoslowakei, dessen politische Lebensaufgabe es sein sollte, *der* Pfahl im deutschen Fleisch zu sein. Ein englischer Politiker sprach diese Tatsache in den bezeichnenden Worten aus, der Haupterfolg des Weltkrieges bestehe darin, daß der Schützengraben Deutschlands von den Karpathen auf den Böhmerwald zurückverlegt worden sei. Auf dieser Tatsache beruht aber auch die fürchterliche Vereinsamung, welche die Lage des abgetrennten Preußenlandes in den 14 Jahren deutscher Nachkriegsschwäche kennzeichnet.

Heute ist diese Schwäche überwunden. Die Kraft einer neuen geschichtlichen Epoche, die Idee des Volkes, hat im Nationalsozialismus die bisher einzeln und verzweifelt um ihren Bestand ringenden Teile aller deutschen Fronten mit neuem Leben und neuen Aufgaben als Glieder des großen Volkskörpers erfüllt. Heute steht das Preußenland als wohlbewehrtes Bollwerk gesichert da, während vor kurzen Wochen die Brüder der südlichen Ostmark vom Größten unter ihnen wieder in die Gemeinschaft des Reiches zurückgeführt worden sind. Die Tage der unmittelbaren Gegenwart aber lenken die Blicke aller Deutschen und besonders die der Ostmärker nach Böhmen, wo Millionen von Volksgenossen in schwerstem Kampf um ihre Selbstbehauptung stehen. Wir wissen aus der Geschichte um die entscheidende Bedeutung dieses Kampffeldes für die Stellung des deutschen Volkes und Reiches überhaupt.

Inhalt

Widmung III

Das Städtische Museum in Elbing und sein Leiter. Von Oberbürgermeister H. Woelk, Elbing V

Die Mitarbeiter XII

*

Die Tiefe in der Frischen Nehrung. Von Erich Keyser, Danzig-Oliva. Mit 3 Tafeln 1

Die jüngsten natürlichen Anlandungen im Mündungsgebiet des Elbingflusses. Von Traugott Müller, Elbing. Mit 1 Tafel 16

Die Funde des Elbinger Kreises im Prussia-Museum. Von Otto Kleemann, Königsberg. Mit 2 Textabbildungen und 2 Tafeln 23

Gebänderte Feuersteingeräte aus Ostpreußen. Von Wilhelm Gaerte, Königsberg. Mit einer Karte 34

Mattenabdrücke auf jungsteinzeitlichen Tongeräten von Succase, Kr. Elbing. Von Gertrud Raschke, Ratibor. Mit 1 Textabb. und 1 Tafel 39

Neue Schmuckschilde der frühen Bronzezeit. Von Otto-Friedrich Gandert, Berlin. Mit 1 Textabbildung und 2 Tafeln 45

Ein bronzezeitlicher Vogeltutulus aus Schweden. Von Birger Nerman, Stockholm. Mit 1 Tafel 52

Die Entstehung einer ostbaltischen Tüllenbeilform. Von Eduard Sturms, Riga. Mit 1 Tafel 54

Ein Ringanhänger mit Vogelfiguren aus Masuren. Von Martha Schmiedehelm, Dorpat/Tartu. Mit 1 Tafel 57

Einige Steinkistenfunde aus dem Kreise Bütow in Pommern. Von Wilhelm Petzsch, Greifswald. Mit 1 Textabbildung und 2 Tafeln . 61

Ein frühgermanisches Wohnhaus in Lärchwalde, Kr. Elbing. Ein Wiederherstellungsversuch. Von Paul Bielefeldt, Elbing. Mit 2 Taf. 68

Das Volkstum früheisenzeitlicher Burgen an der germanisch-baltischen Völkergrenze. Von Werner Radig, Elbing. Mit 4 Textabbildungen und 2 Tafeln 72

Zur burgundischen Eisenschmiedekunst des 1. Jahrhunderts v. d. Ztr. Von Dietrich Bohnsack, Königsberg. Mit 1 Tafel 85

Ostgermanische Gräber bei Mechenthin am Unterlauf der Persante im Kreise Kolberg-Körlin. Von Otto Dibbelt, Kolberg. Mit 1 Tafel . . 92

Das Gräberfeld Braunswalde-Willenberg, Kr. Marienburg. Von Alfred Ruppelt, Marienburg. Mit 1 Tafel 97

Ein Knochenkamm mit Hakenkreuz-Darstellung aus Elbing-Neustädterfeld. Von Reinhard Schindler, Danzig. Mit 1 Textabbildung . 101

Ein gotisch-gepisches Gräberfeld in Elbing-Scharnhorststraße. Von Werner Neugebauer, Elbing. Mit 3 Textabbildungen und 2 Tafeln . 104

Töpferöfen der Großgermanenzeit am Parlettensee bei Stuhm. Von Waldemar Heym, Marienwerder. Mit 1 Textabbildung und 3 Tafeln 115

Die Waffenfunde aus der Warnow bei Schwaan, Mecklenburg. Von Julius Becker, Rostock. Mit 5 Tafeln 124

Toneimer als Kultgefäße in ostgermanischen Gräbern. Von Franz Pfützenreiter, Beuthen. Mit 1 Tafel 144

Die Pfahlbrücken des Burgwalles bei Kl. Ludwigsdorf, Kr. Rosenberg (Westpr.). Von Wolfgang La Baume, Danzig. Mit 6 Textabbildungen und 2 Tafeln 147

Die „Schwedenschanze" von Kringitten, Kr. Fischhausen. Von Carl Engel, Riga. Mit 2 Textabbildungen und 4 Tafeln 156

Ein Figuren-Grabstein in Elbing. Von Bernhard Schmid, Marienburg. Mit 3 Textabbildungen 165

Zur Baugeschichte der St. Nikolaipfarrkirche in Elbing. Von Hans Schmauch, Marienburg 170

Gr. Montau. Bäuerliche Personen- und Familienkunde im 14. Jahrhundert. Von Christian Krollmann, Königsberg 176

Rheinisches Steinzeug in Elbinger Bodenfunden. Von Helene Neugebauer, Elbing. Mit 2 Textabbildungen und 2 Tafeln 186

Die Schwedenschanze bei Neuhof. Von Gustav Aßmann, Elbing. Mit 1 Tafel 208

Friedrich der Große und die Elbinger Kaufleute. Nach einem Bericht von 1773 an die Kramerzunft. Von Helene Deppner, Elbing . . 214

Aus dem Betrieb und Haushalt eines Alt-Elbinger Fabrikanten. Ein Kauf- und Leibrentenkontrakt von 1799. Von Otto Erwin Frentzel, Elbing 217

Johanne Satori-Neumann. Ein Elbinger Frauenleben aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Bruno Th. Satori-Neumann, Berlin. Mit 1 Tafel 227

Fischereigeräte in Kahlberg-Liep mit besonderer Berücksichtigung der Sackfischerei. Von Karoline Krüger, Kahlberg. Mit 11 Textabbildungen 255

Tracht und Bügeltanz auf der Elbinger Höhe vor 100 Jahren. Nach zwei zeitgenössischen Bildern. Von Hanns Bauer, Elbing. Mit 2 Taf. 279

Denkmalspflege und Stadtplanung in Elbing. Von Leonhard Schulze, Elbing. Mit 2 Tafeln 288

Die Anfänge des Städtischen Museums in Elbing. Von Hugo Abs, Elbing 294

Preußenland und Böhmen. Eine geschichtliche Skizze ihrer politischen Beziehungen. Von Heinrich Wolfrum, Elbing 316

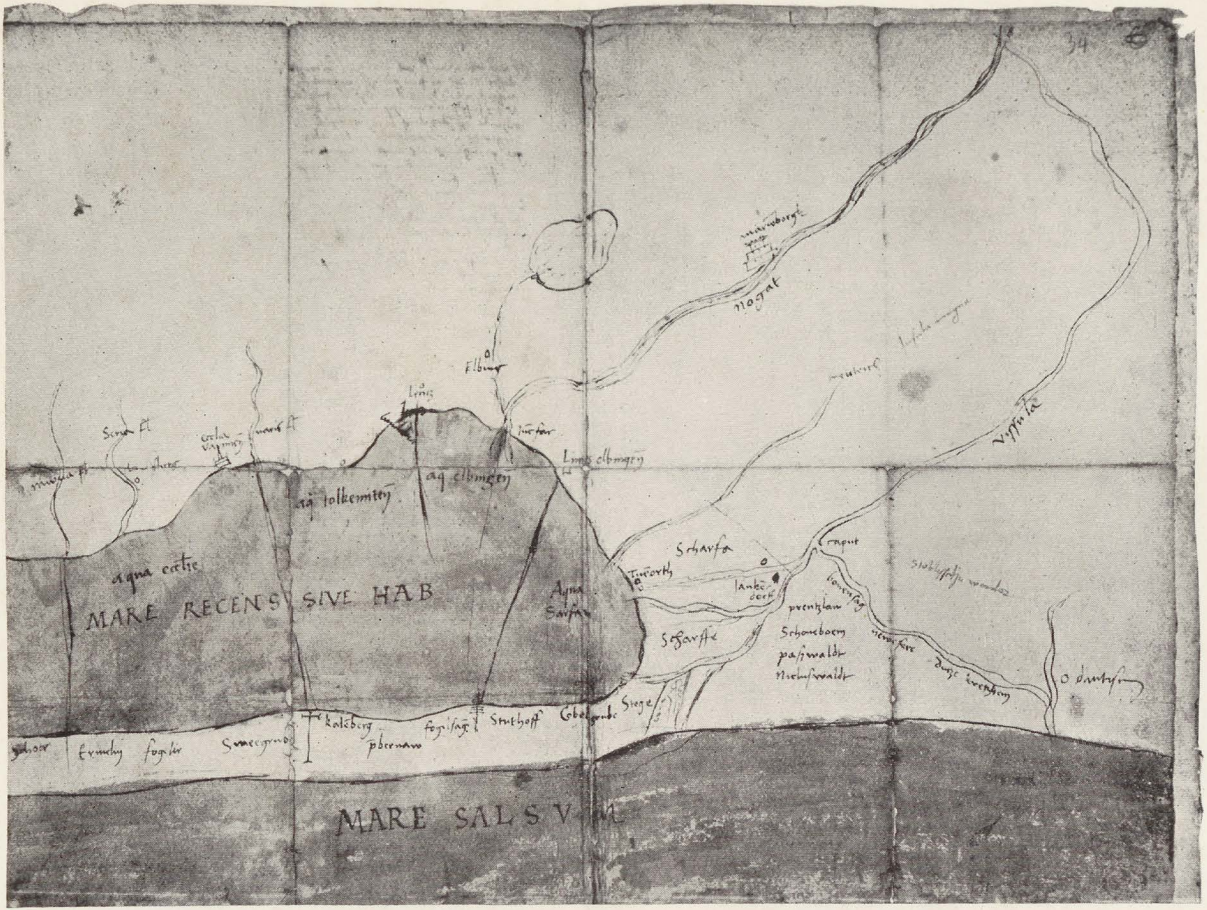
Inhaltsverzeichnis 321

105007

105.007

Biblioteka Publiczna w ELBLĄGU

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA



Der südwestliche Teil des Frischen Haffes

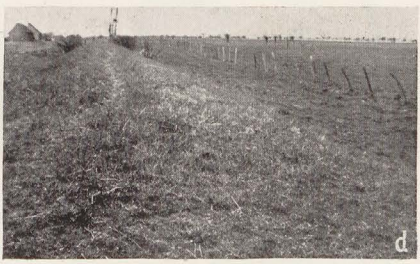
Federzeichnung aus dem Anfang des 16. Jahrhdts. Staatsarchiv Danzig (300 PK III 646)

Das Frische Haff und die Nehrung

Federzeichnung aus dem Anfang des 16. Jahrhdts. Staatsarchiv Danzig (300 PK III 645)

Der nordöstliche Teil des Frischen Haffes

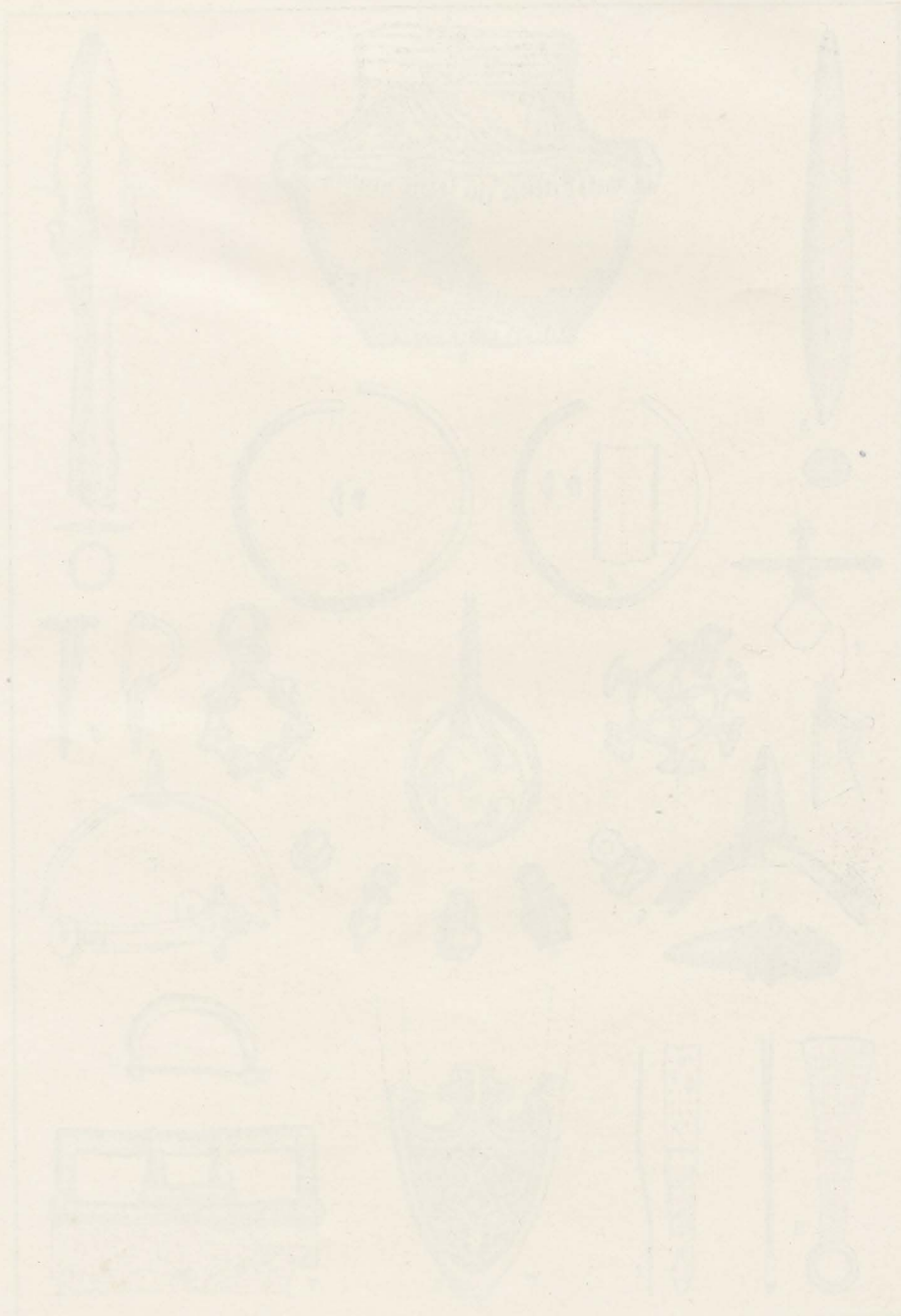
Kolor. Zeichnung aus dem Anfang des 17. Jahrhdts. Staatsarchiv Danzig (300 PK IV 140)

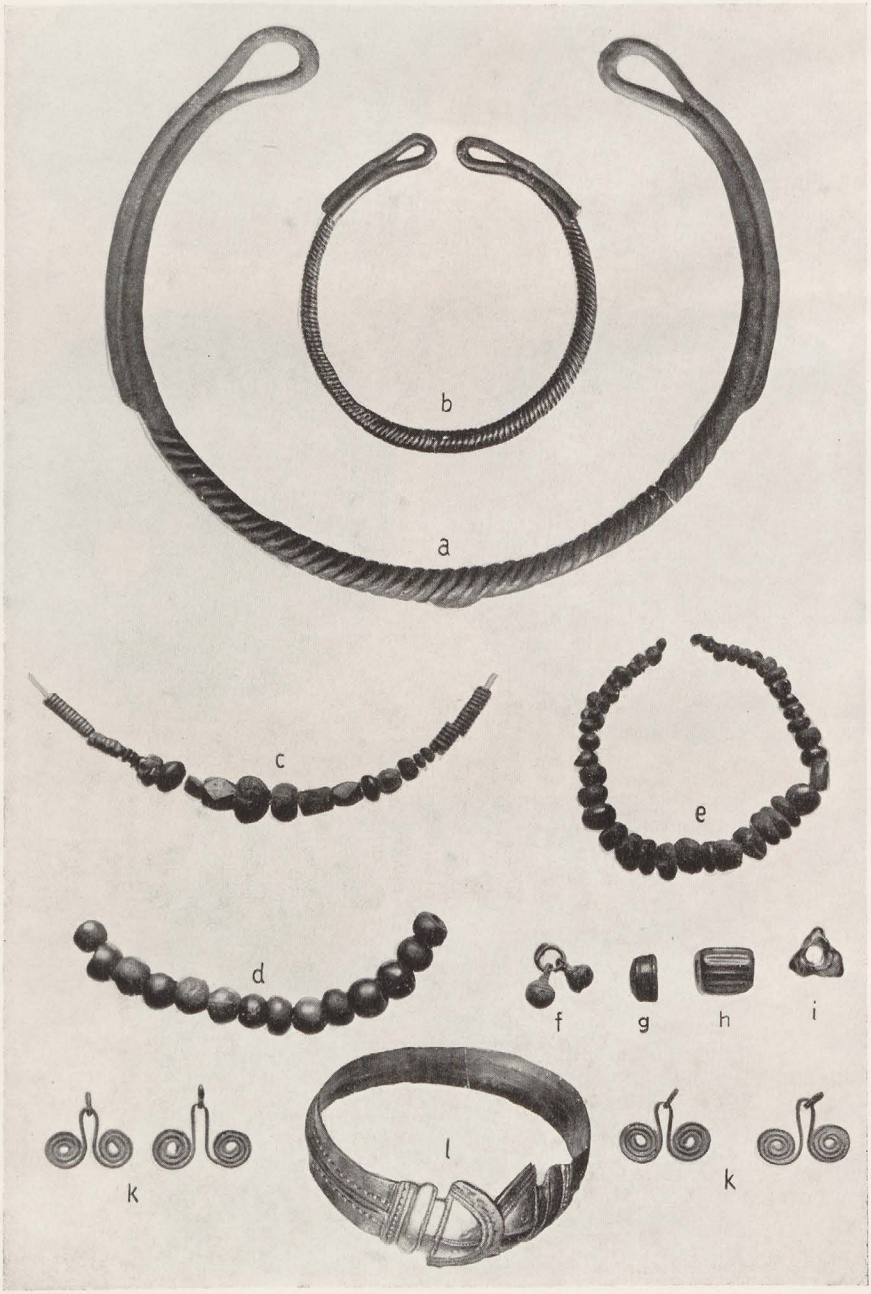


a Aufschlüsse auf der NO-Ecke, Vertiefung mit Wasser angefüllt, im Hintergrund Gehöft von Kaminski; b Paludinenbänke am Profil der N-Böschung; c Vorgelagertes Wiesengelände; d Deich nach Westen gesehen, im linken Hintergrunde Dornbusch; e und f Schneckenbänke mit darüberliegenden humösen Sanden und darunterliegenden gelben Quarzsanden

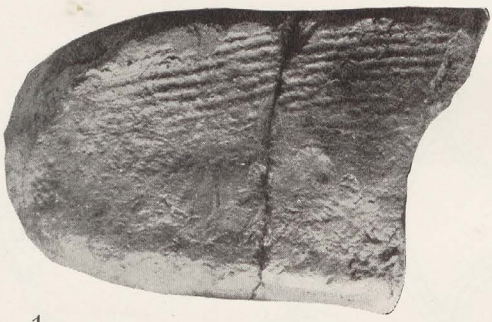
Zu Dr. Müller, Die jüngsten natürlichen Anlandungen

a Abrau, Kr. Tuchel; b Wiek-Luiſenthal, Kr. Elbing; c, f, h—p, r, w Meislatein, Kr. Elbing; d, e, g Grunau-Höhe, Kr. Elbing; q Belſchwitz, Kr. Roſenberg; s—v Podwitz, Kr. Kulm. Etwa ½ nat. Gr. (w ⅔ nat. Gr.).





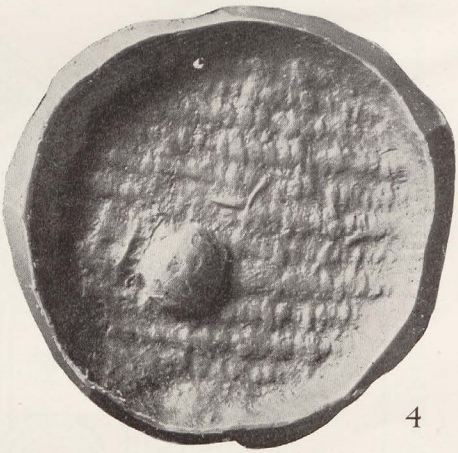
a Wöklitz, Kr. Elbing; b Schöneberg, Kr. Marienburg; c—k Meislatein, Kr. Elbing; l Grunau-Höhe, Kr. Elbing. — Etwa ½ nat. Gr. (b etwa ¼ nat. Gr.).



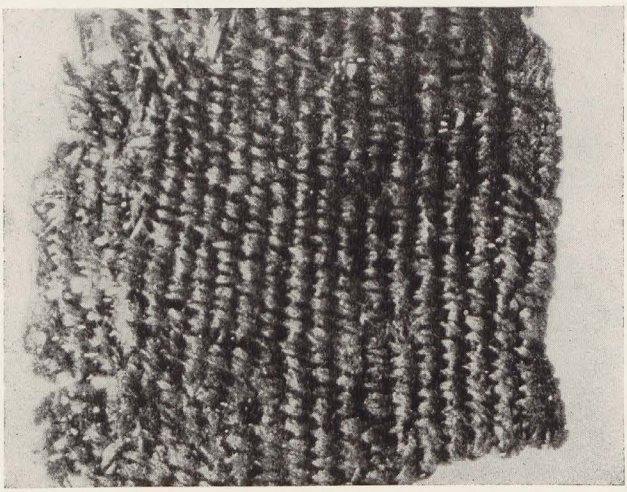
1

2

3

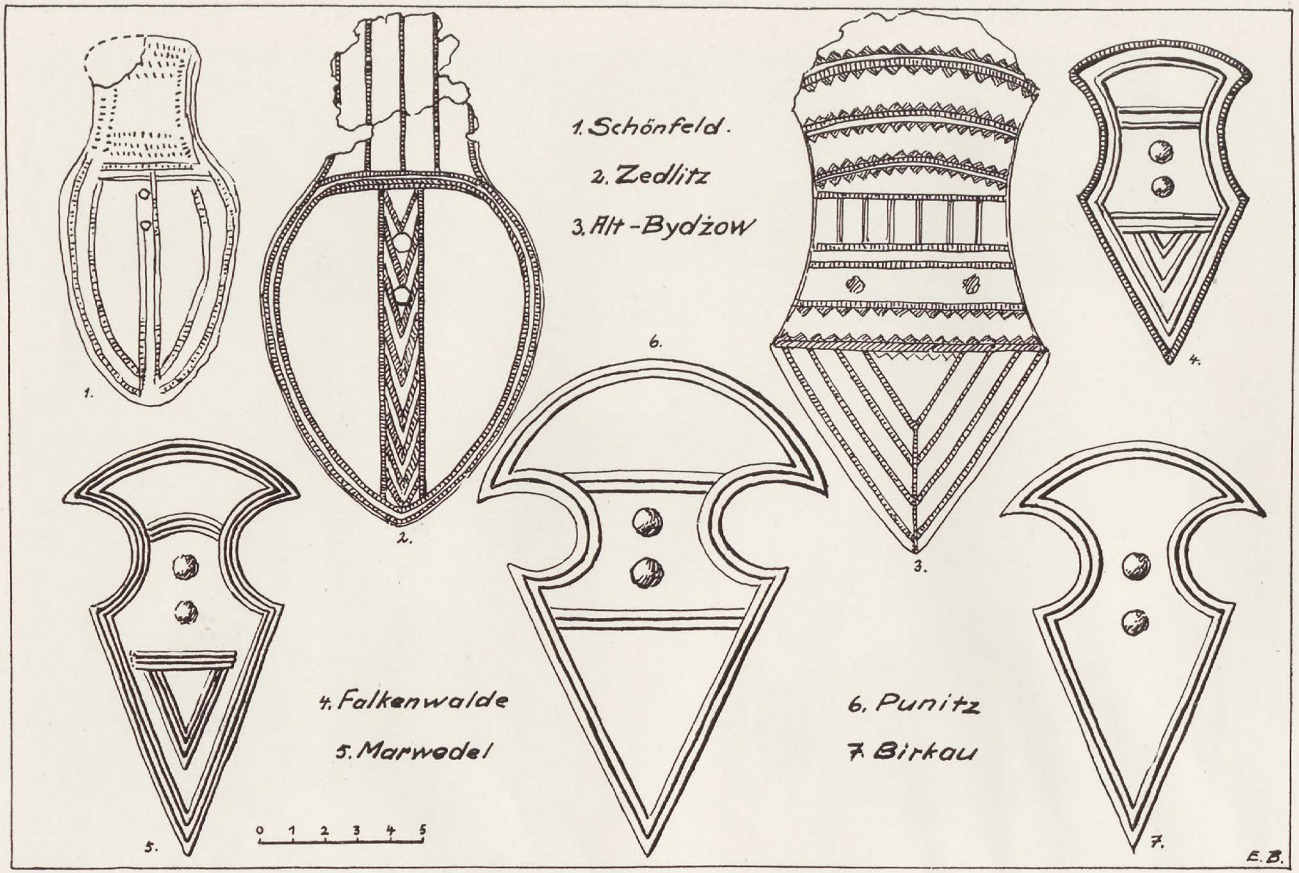


4

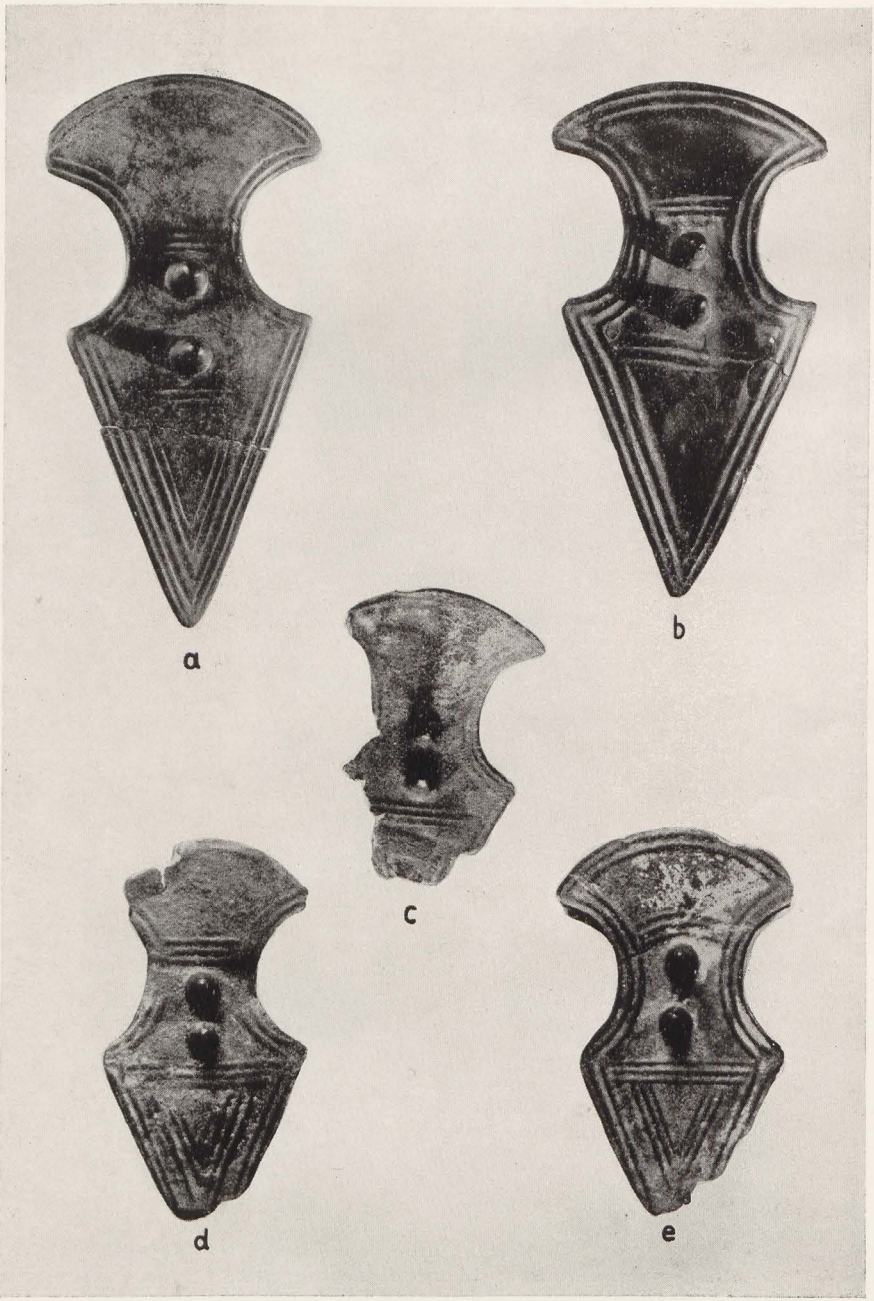


5

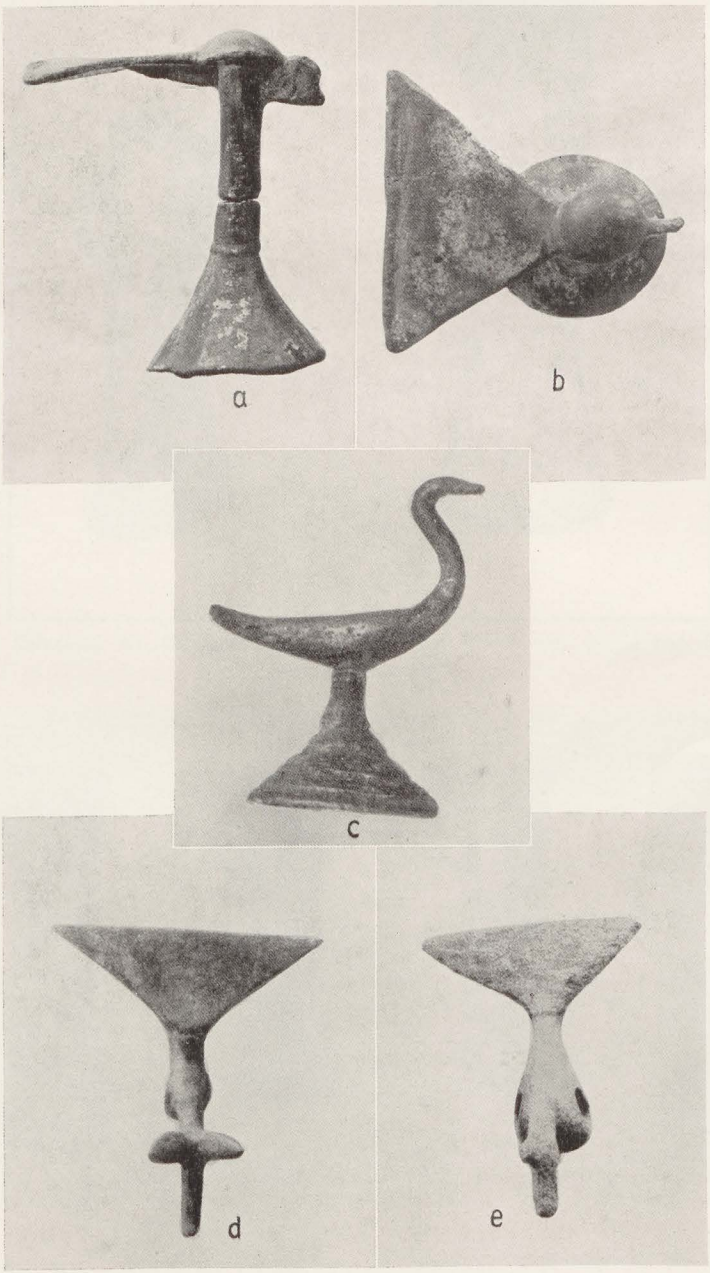
Succaſe, Kr. Elbing: Bootförmiges Gefäß (1) und Netzſenker (2) mit Geflechtabdrücken in Zwirnbindung; Netzſenker (3) mit Geflechtabdruck in Zwirnbindung und davon der Plaſtilinabdruck (4). — Niederwil Kt. Thurgau, Schweiz (Landesmuſ. Zürich) nach Vogt: Teilanſicht einer viereckigen Taſche (5) in Zwirnflechterei. — Nr. 1, 2 ½ nat. Gr., Nr. 3, 4, 5 1/1 nat. Gr.



Die Entwicklung der frühbronzezeitlichen Schmuckschilde

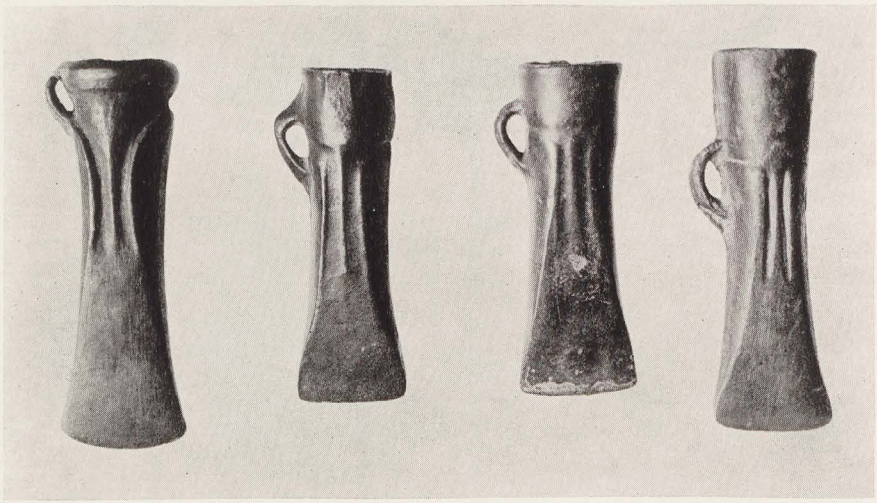


a Brandenburg-Plauerhof; b Phöben, Kr. Zauch-Belzig; c—e Groß-Schenkenberg, Kr. Herzogtum Lauenburg. — ½ nat. Gr.



a, b Prov. Blekinge, Schweden; c Vietgeſt bei Güſtrow, Mecklenburg; d, e Koban, Kaukaſus.
$^1/_1$ nat. Gr.

1. Skandau, Kr. Gerdauen; 2. Kirpehnen, Kr. Fischhausen. — ½ nat. Gr. (nach Bezzenberger)

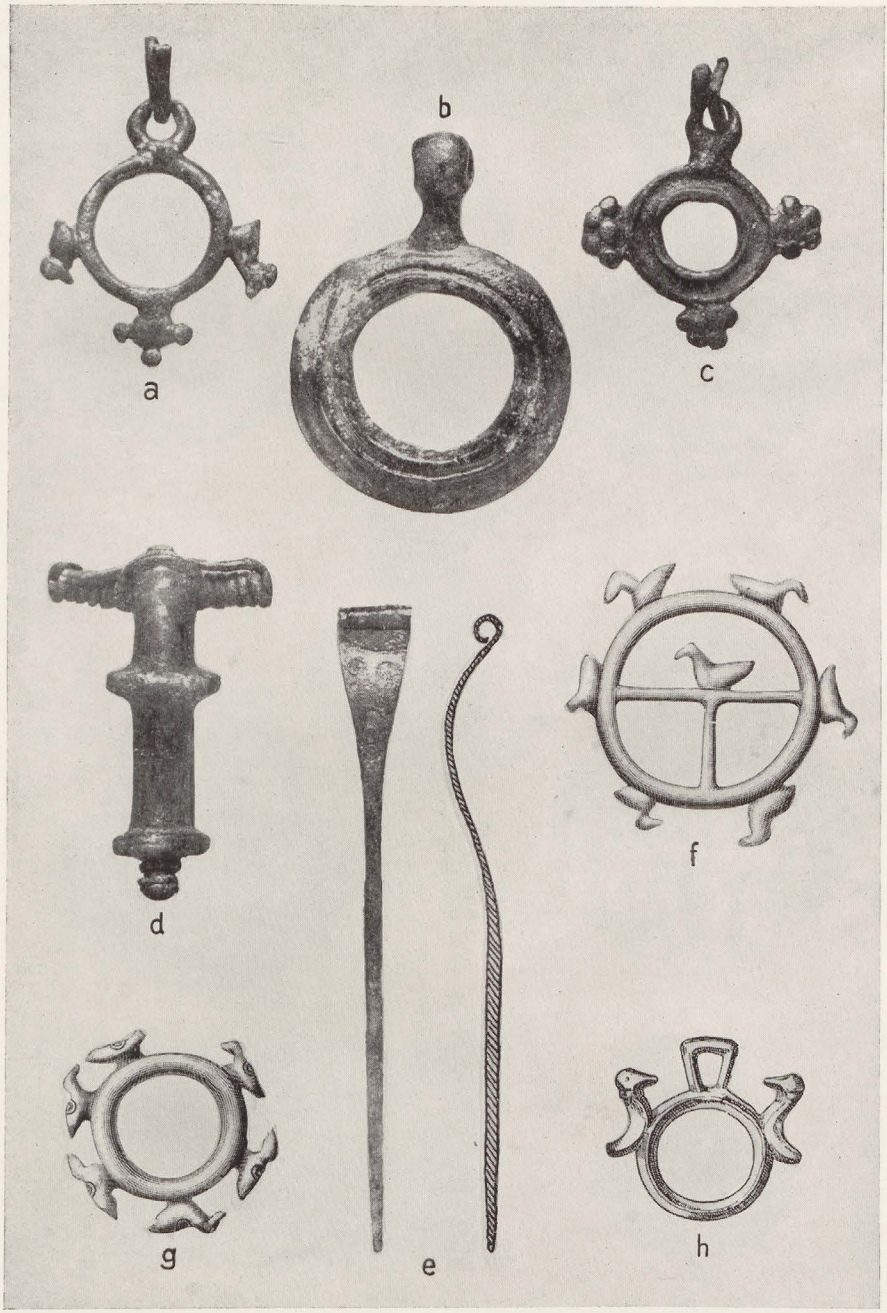


3

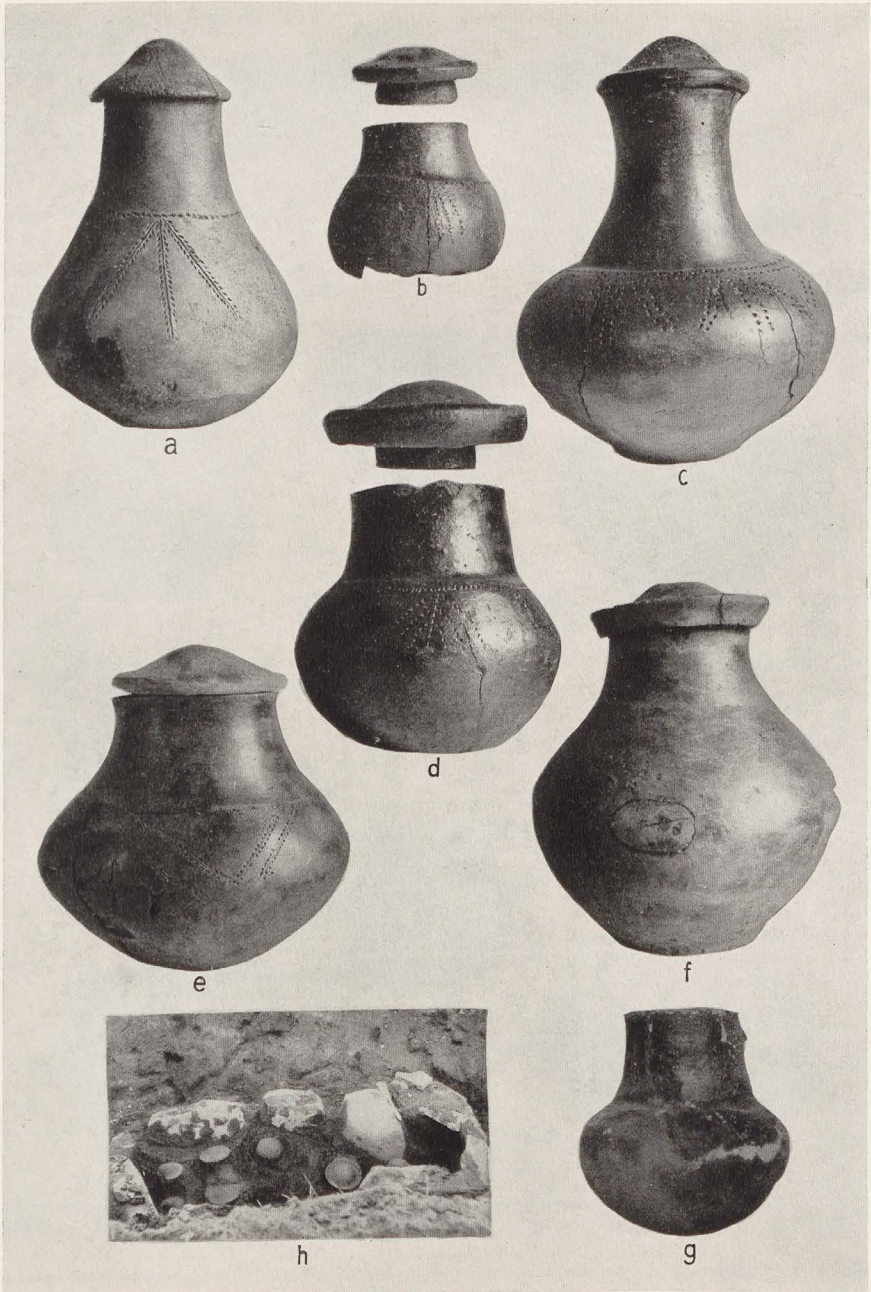
a b c d

3. a Czierspienten; b Allenstein; c Wosnitzen, Kr. Sensburg; d Sausgörken, Kr. Sensburg. Etwa $^2/_3$ nat. Gr.

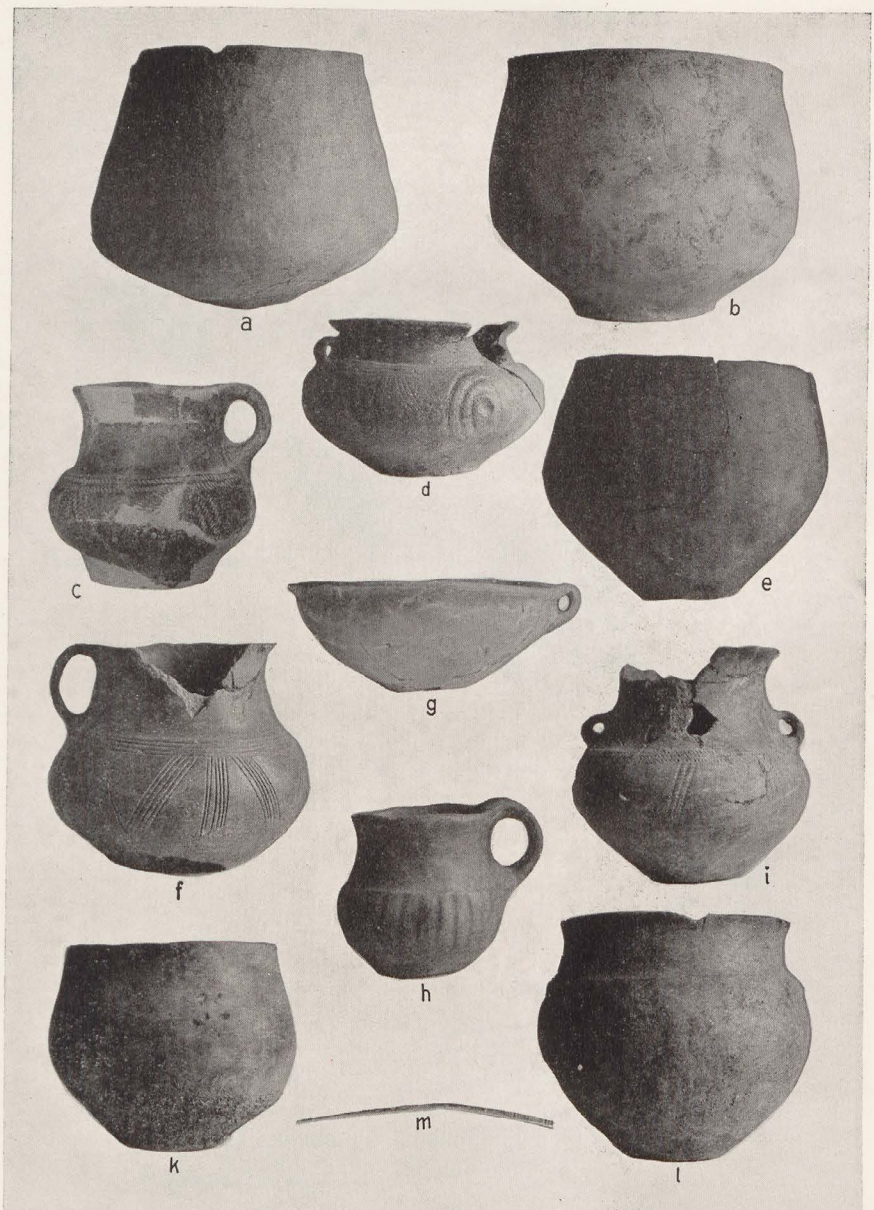
Zu E. Šturms, Die Entstehung einer ostbaltischen Tüllenbeilform



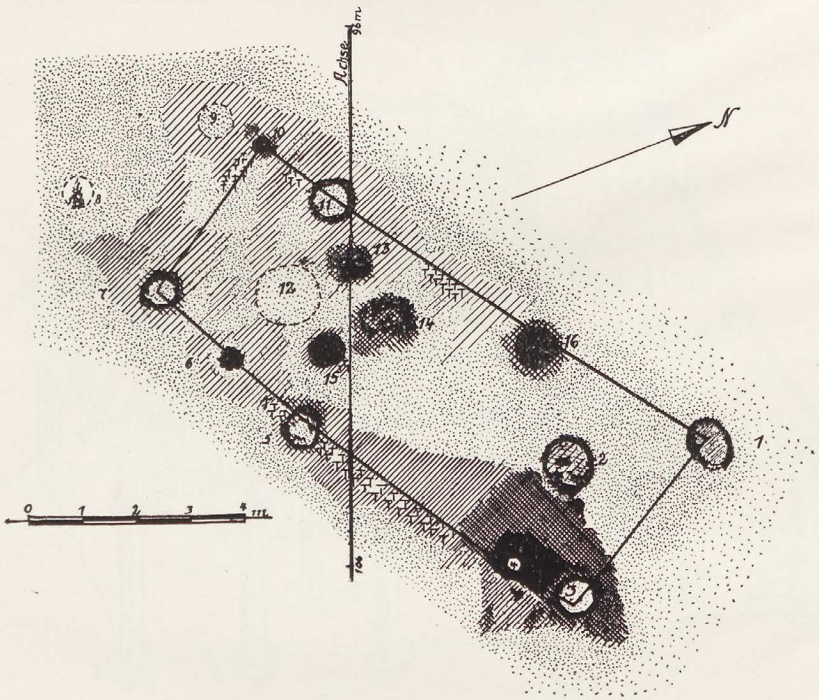
a—e Haaszneu, Kr. Treuburg; f, g Caſaletto, Norditalien (nach Montelius); h Cſúny, Ungarn (nach Hampel). — a—e 9/10 nat. Gr.; f, g ½ nat. Gr.; h 2/3 nat. Gr.



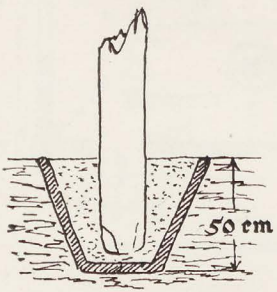
Struſſow, Kr. Bütow: a = Nr. 1; b = Nr. 3; c = Nr. 2; d = Nr. 5; e = Nr. 4; f = Nr. 8; g = Nr. 6; h Steinkiſte mit Grabgefäßen. — Gefäße etwa 1/6 nat. Größe.



Guſtkow, Kr. Bütow: a = Nr. 2; b = Nr. 3; c = Nr. 6; d = Nr. 4; e = Nr. 1; f = Nr. 5. Polſchen, Kr. Bütow: g = Nr. 4; h = Nr. 5; i = Nr. 3; k = Nr. 1; l = Nr. 2; m Bronzenadel. — Gefäße a, b, d, e etwa 1/6 nat. Größe; c, f etwa 1/3 nat. Gr.; i, k, l etwa 1/6 nat. Gr.; g etwa 1/3, h etwa ½ nat. Gr.

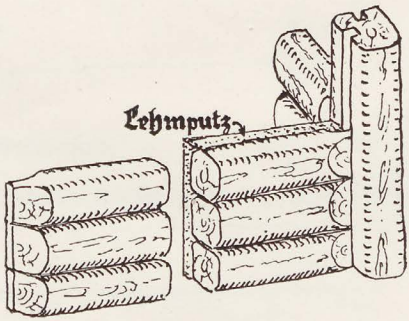


a. Lärchwalde, Kr. Elbing: Hausplan nach W. Neugebauer



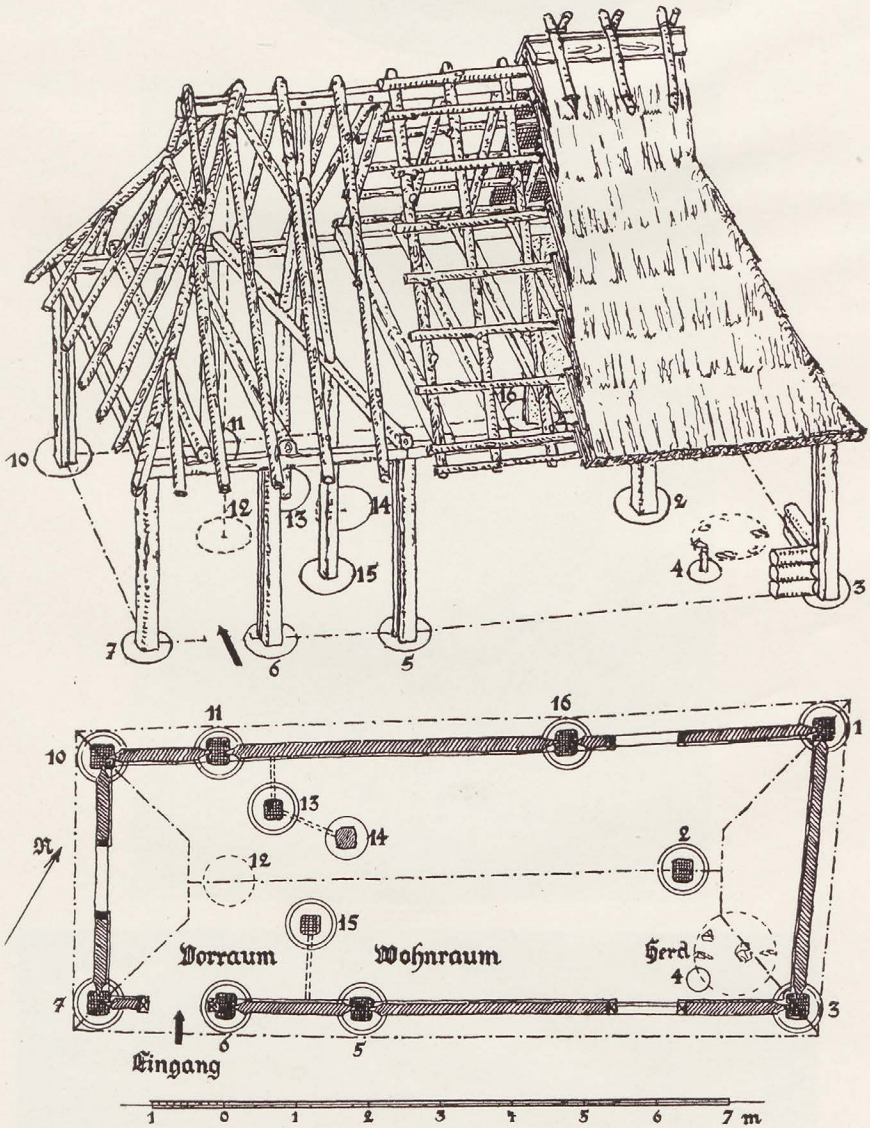
Pfostengrube

b. Querschnitt



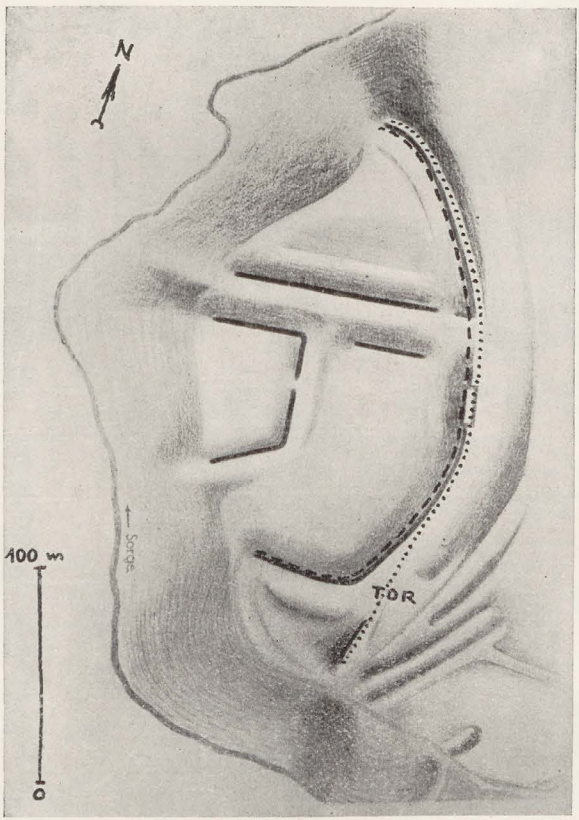
Wandausbildung

c. Wiederherstellung der Wand

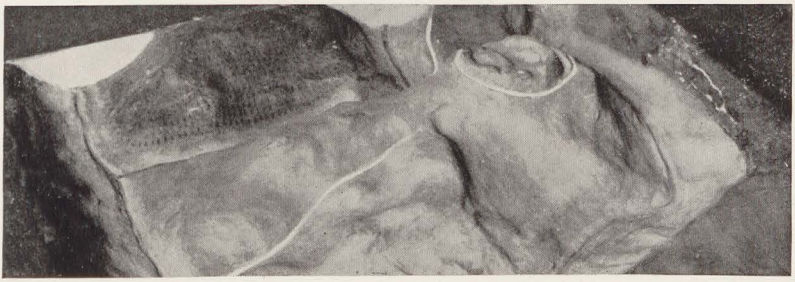


Lärchwalde, Kr. Elbing: a (oben) Wiederherstellung; b (unten) Wiederhergestellter Hausplan

a

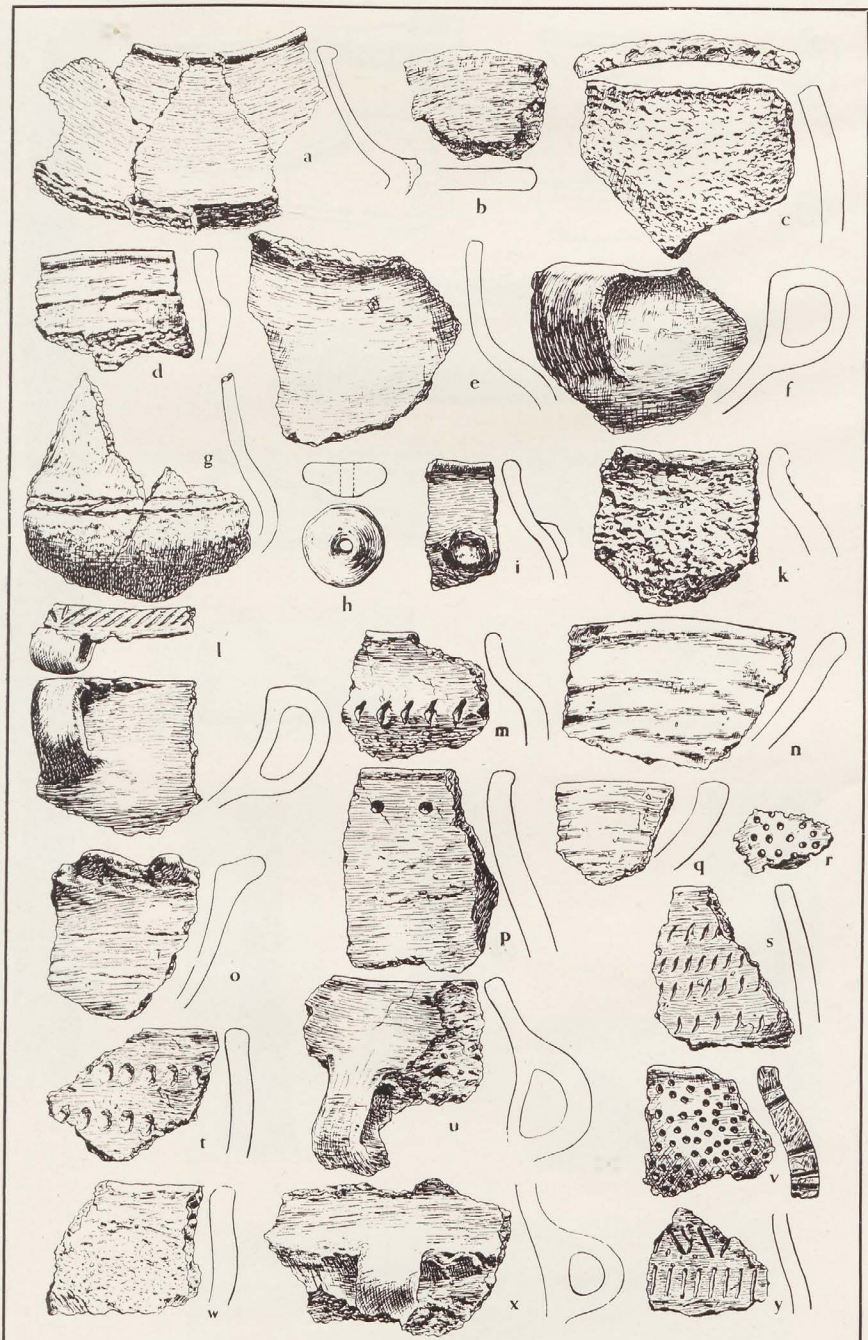


b

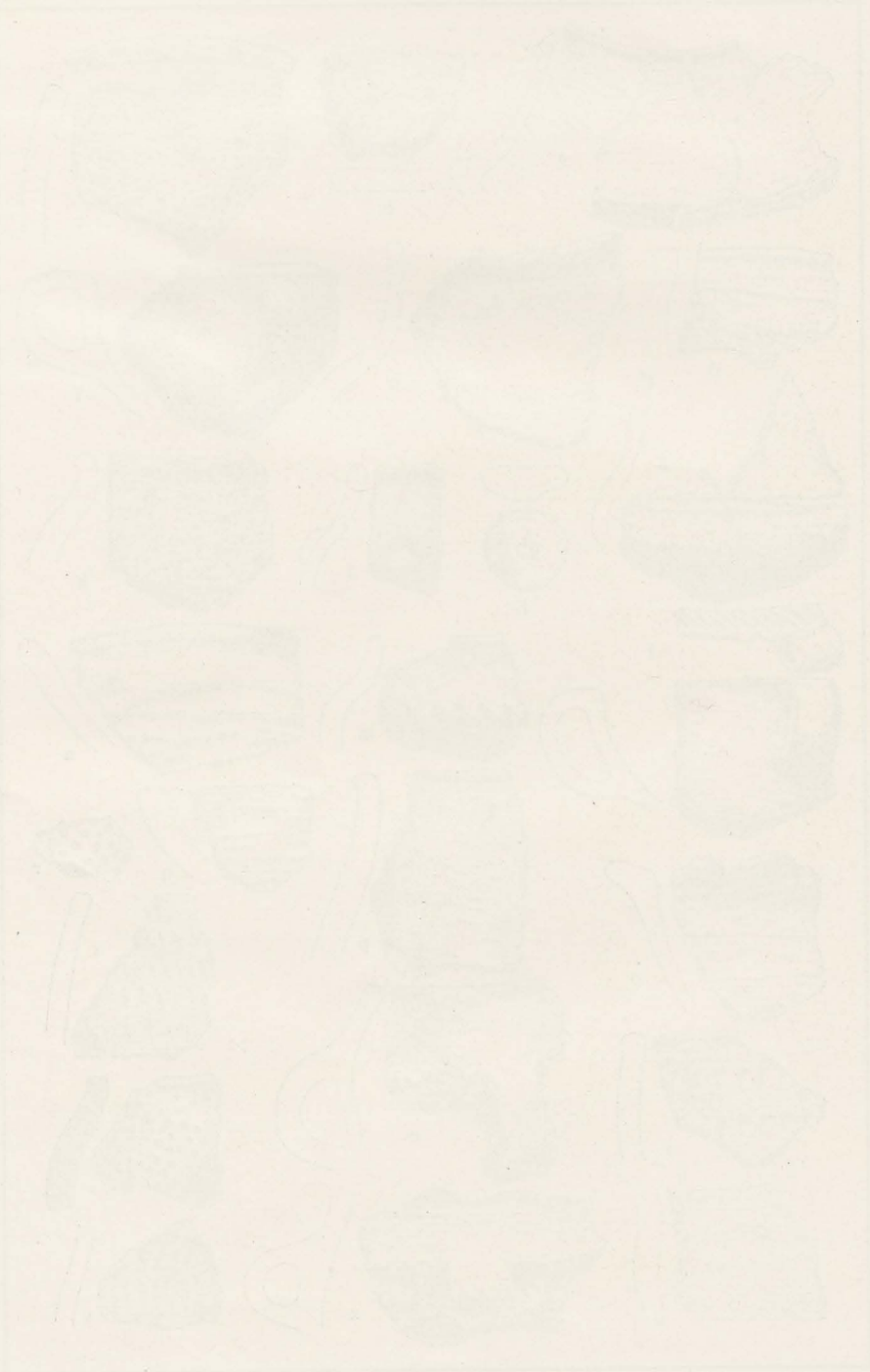


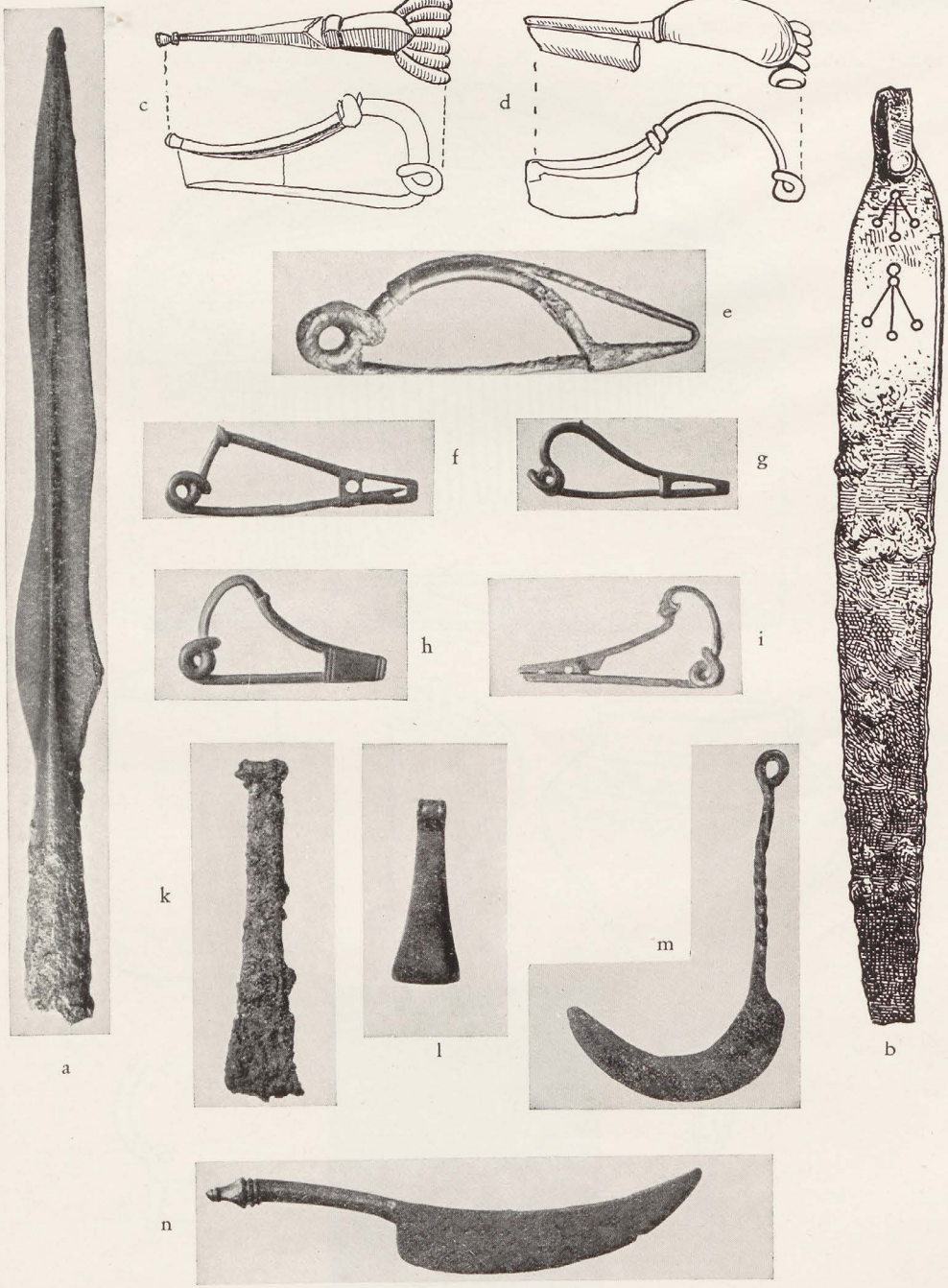
c

a Alt-Chriſtburg, Schloßberg: Schale. — b Alt-Chriſtburg: Plan vom Schloßberg nach W. v. Seefeld (····· früheiſenzeitlich, — — — — — altpreußiſch, ——— ordenszeitlich). Aus Germanenerbe, Curt Kabitzſch, Leipzig. — c Lenzen, Kr. Elbing: Großer Hünenberg von der Haffſeite; Modell von R. Dorr im Städt. Muſeum Elbing (phot. K. Koy).

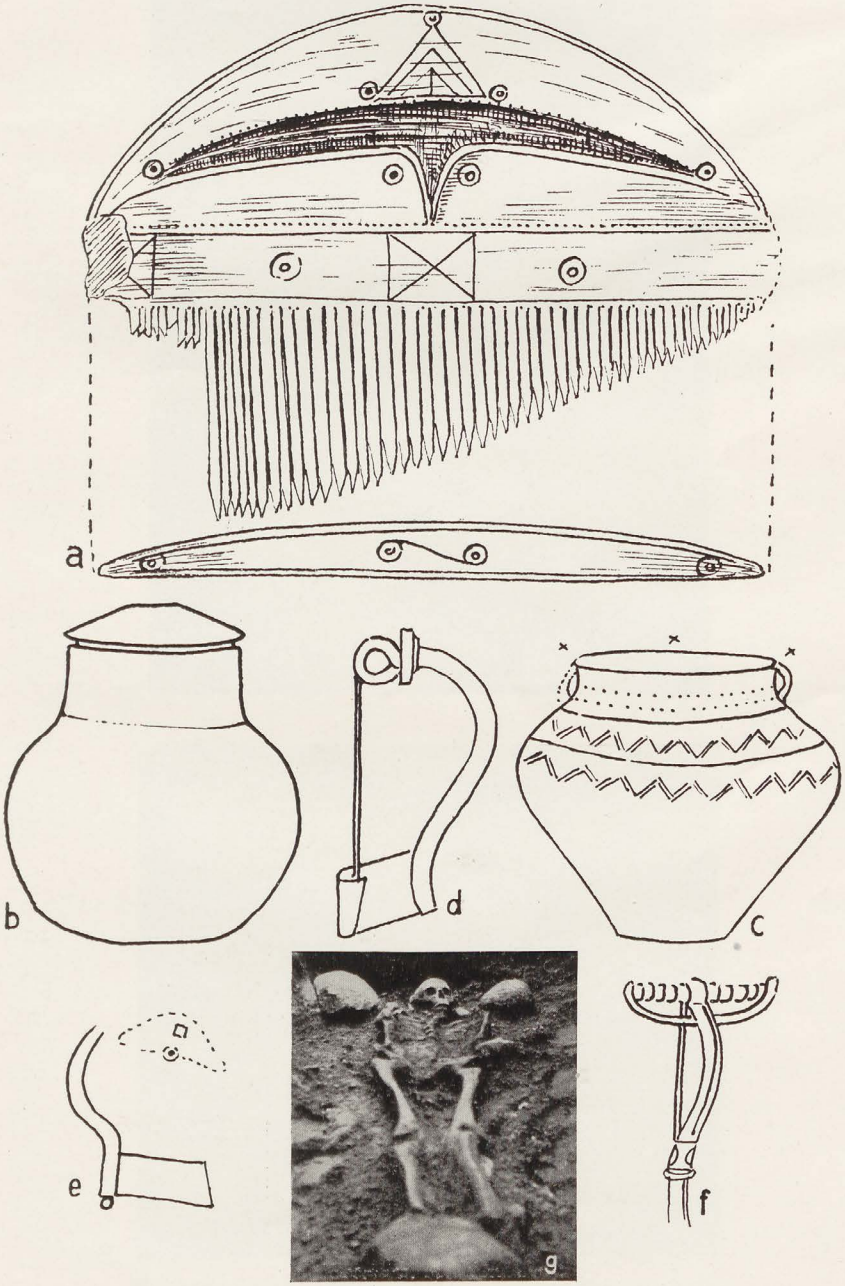


Lenzen, Kr. Elbing, Großer Hünenberg: a = 1537; b, c = 1075 n; d = 3970,9; e = 1360; f = 1075, k; g = 1075 a; h = 3970,2; i = 3970,10; k = 3970,9. — Tolkemit, Kr. Elbing, Tolkemita: l = 4435,21; m = 4402,6; n = 3932,78; o = 4402,5; p = 4435,2; q = 3970,9; r = 3932,78; s = 4435,9; t = 3932,15; u = 4435,34; v = 3932,8; w = 3932,78; x = 4402,5; y = 4435,1. — a 1/6 nat. Gr.; b—y 1/3 nat. Größe. — (Zeichn. v. H. Kionke.)

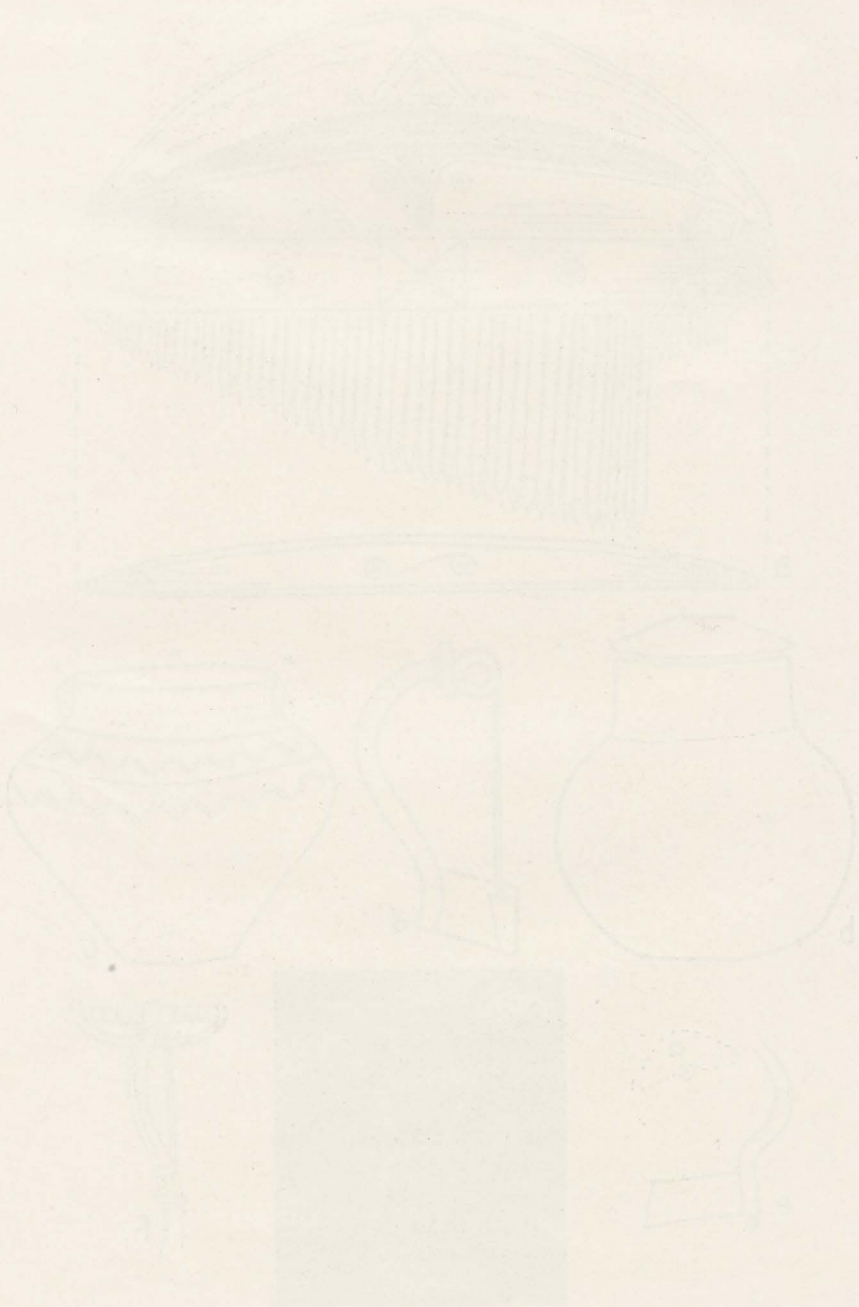




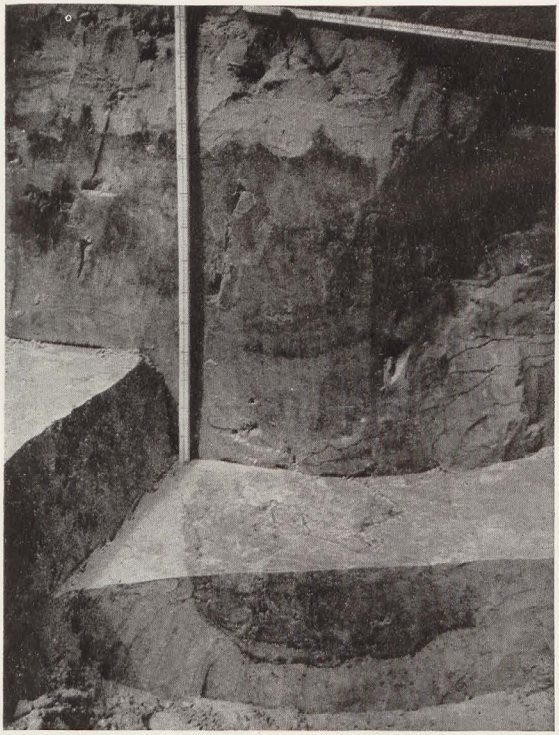
a, k, l, n Schönwarling, Kr. Danz. Höhe; b, m Alt-Warschow, Kr. Schlawe; c Kulm; d Forst Neuhaus (Rahmhütte), Kr. Soldin; e, f Praust, Kr. Danz. Höhe; g Rondsen, Kr. Graudenz; h Willenberg, Kr. Marienburg; i Neuguth, Kr. Kulm. — a etwa ½, b, k, l, n ½; c, d, h, m $^2/_3$, i $^2/_5$, e, f $^4/_5$ nat. Gr.



Mechenthin, Kr. Kolberg/Körlin: a, c—g aus den ersten Jahrhunderten nach d. Ztr.; b früheisenzeitlich.



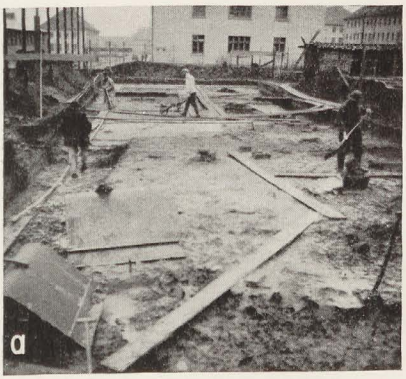
a

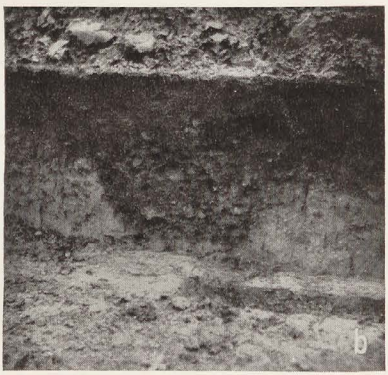


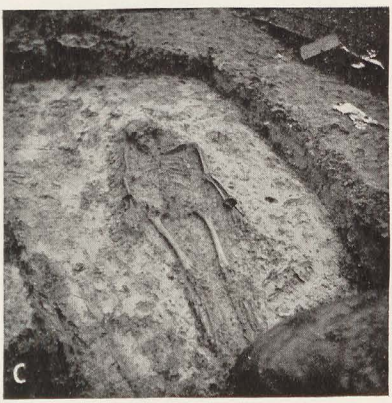
b

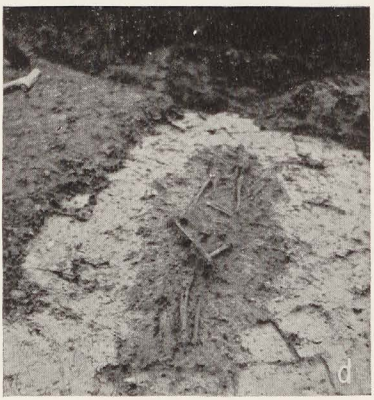
Braunswalde-Willenberg, Kr. Marienburg

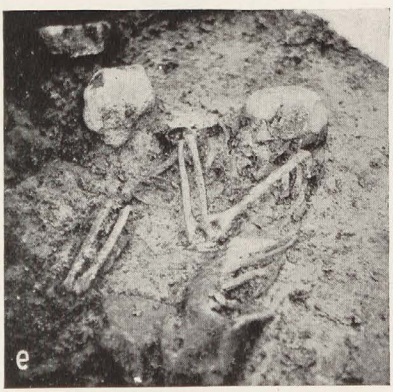
a. Im hellen Sande ist deutlich das waagerecht und senkrecht durchschnittene Skelettbrett zu erkennen. — b. Das frühgermanische Steinpackungsgrab ist z. T. zerstört. Zwischen Grab und Meßplatte der dunkle Boden des Skelettgrabes.

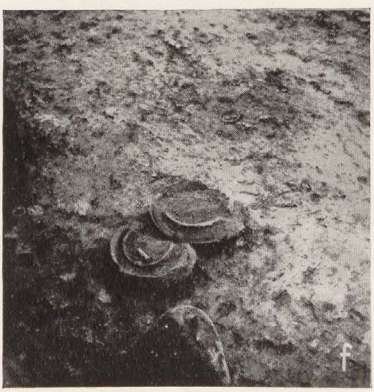






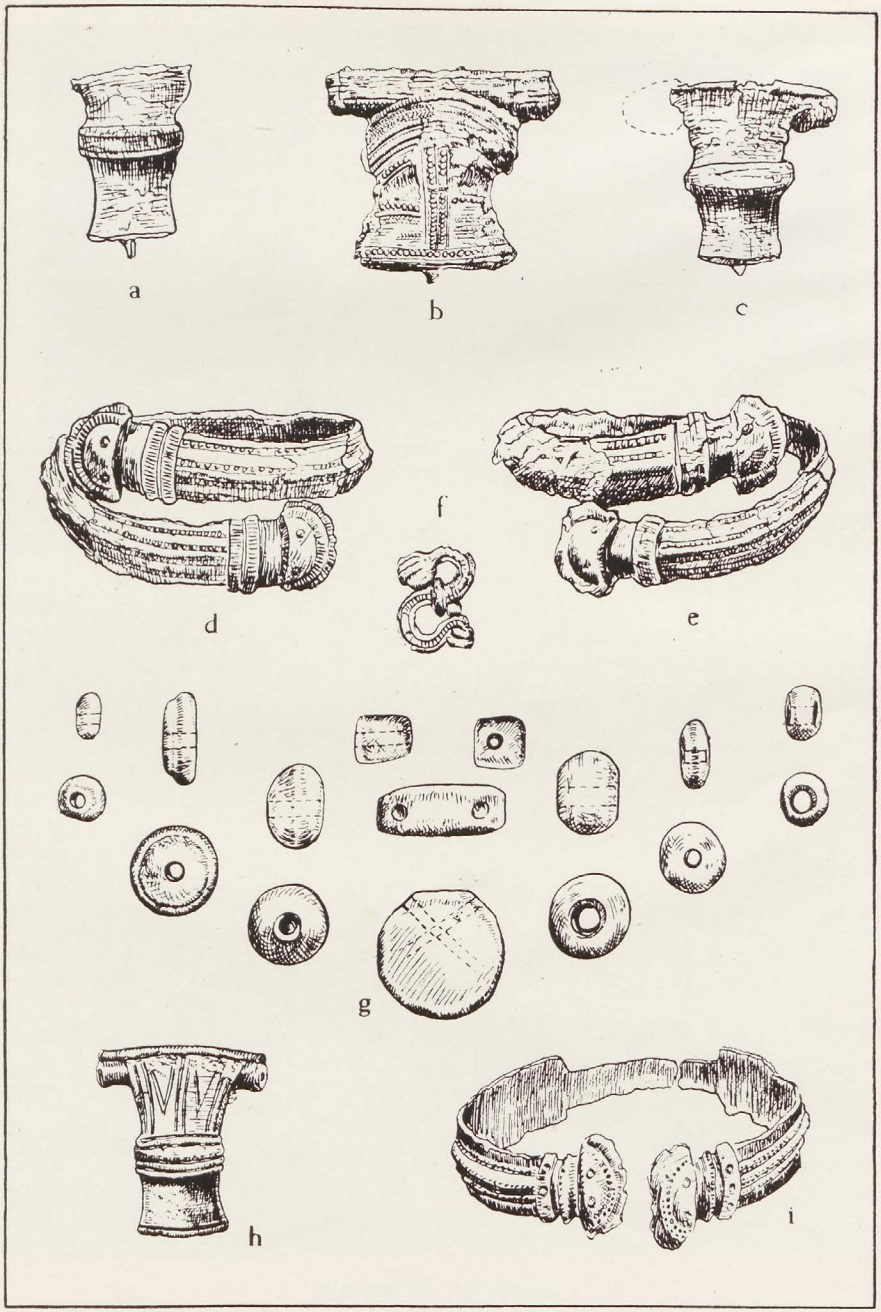




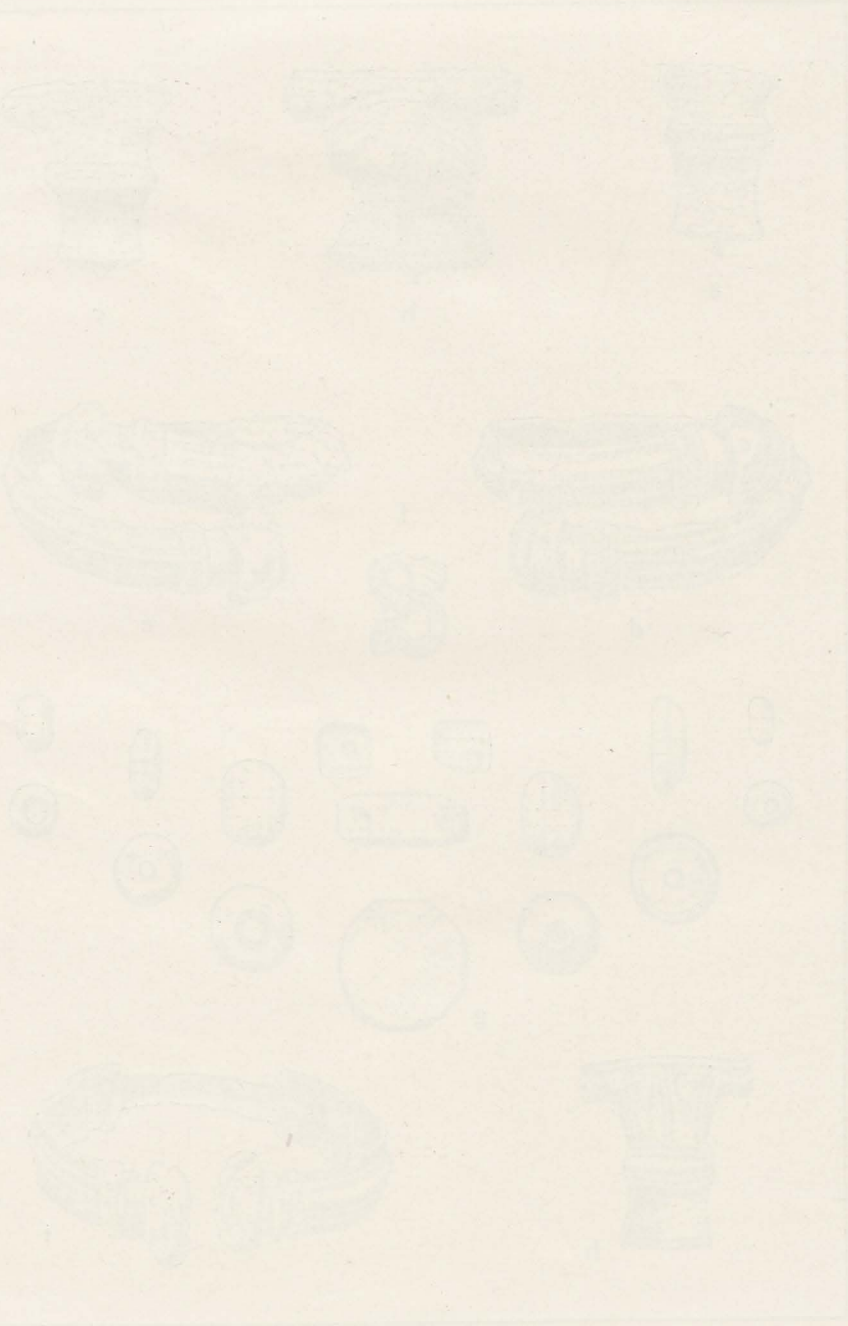


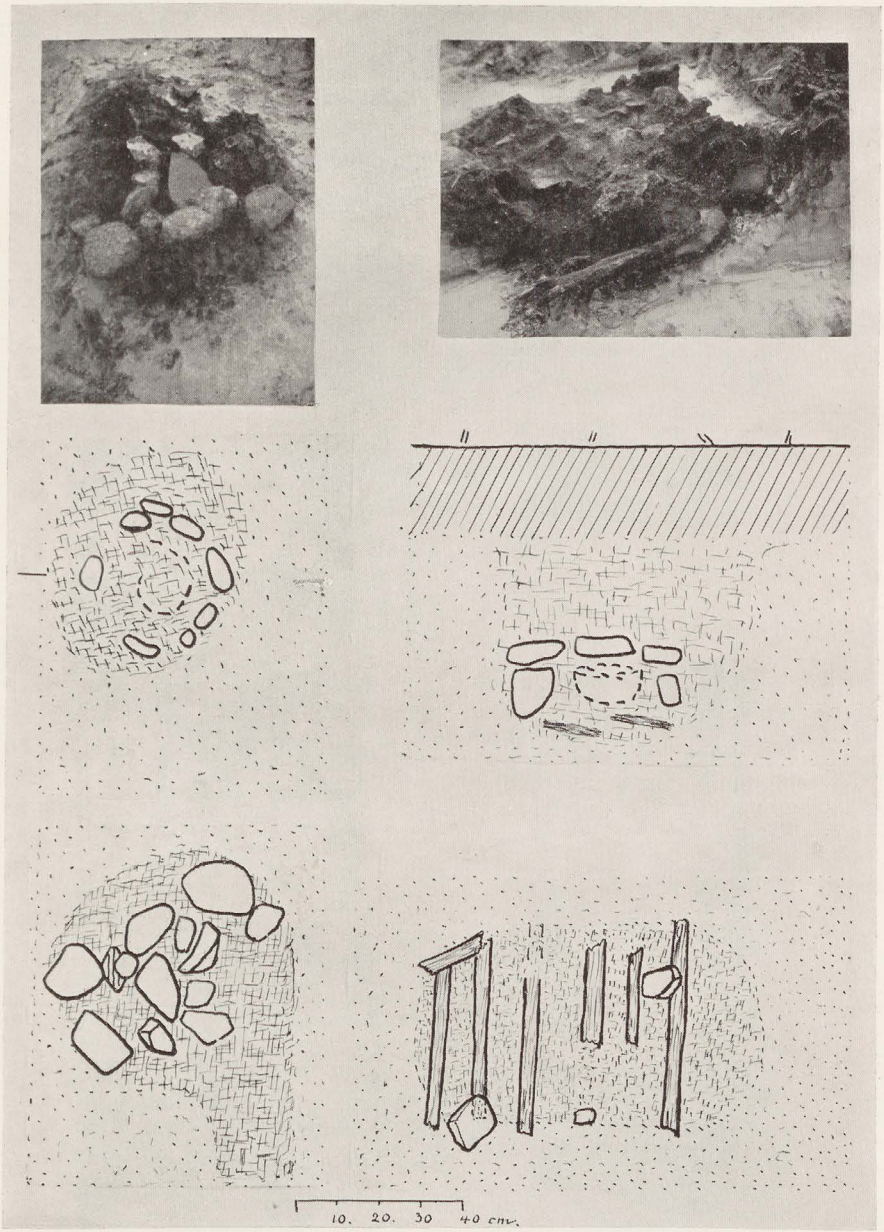
Elbing-Scharnhorststraße

a Baugrube Müller I; vorn der untersuchte Teil des Gräberfeldes; b Stelle 416 c; c Stelle 415; d Stelle 417 b; e Stelle 442; f Stelle 401 a, b (Urnen), c Brandgrube (rechts hinten).



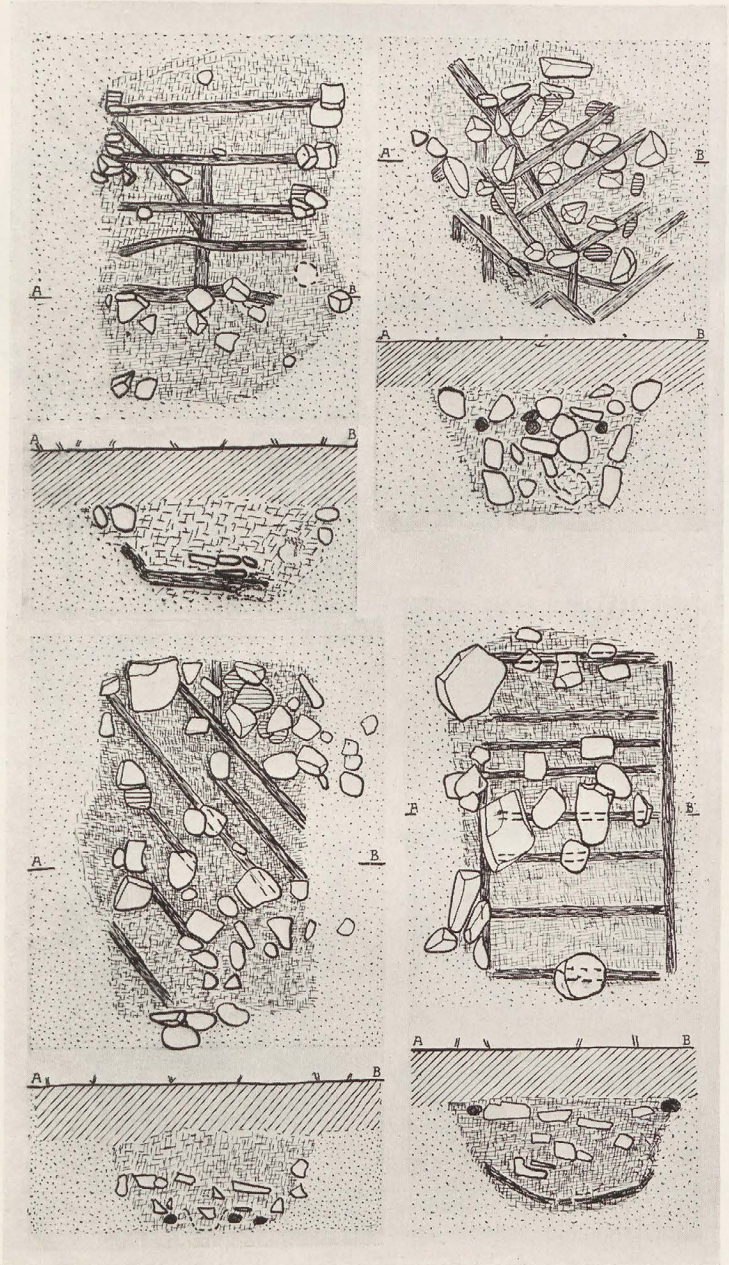
Elbing-Scharnhorststraße
a—g Fundstelle 442; h—i Fundstelle 415. — ¾ nat. Gr. (Zeichnung: H. Kionke).





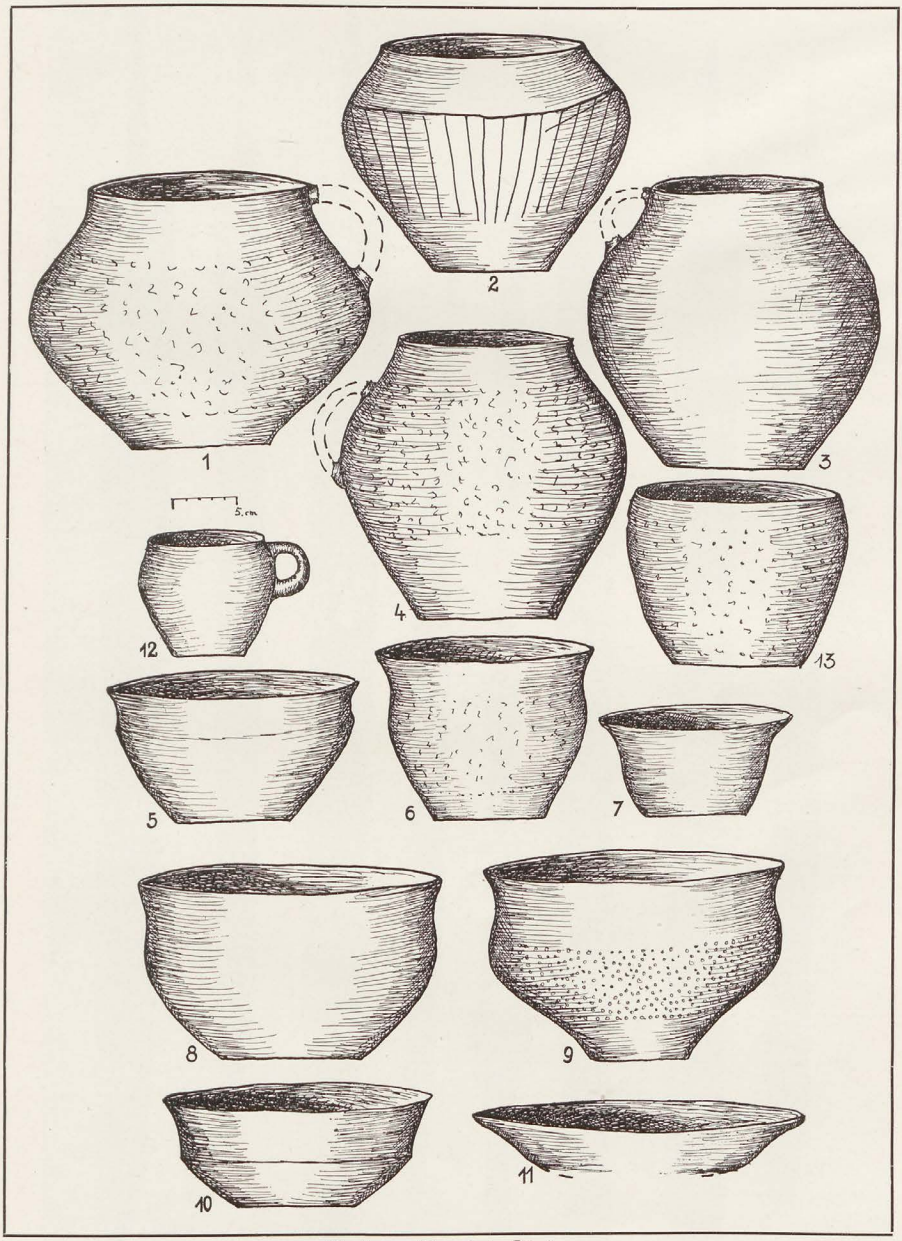
Parletten-See bei Stuhm

a Oberfläche von Ofen 5; b Schnitt durch die Kammer des Ofens 5 bei — 55 cm; c Schnitt durch die Steinpackung bei — 45 cm; d Profil des Ofens 5; e Ofen 8, Aufsicht mit Knüppel auf einem Gefäß; f Ofen 13.

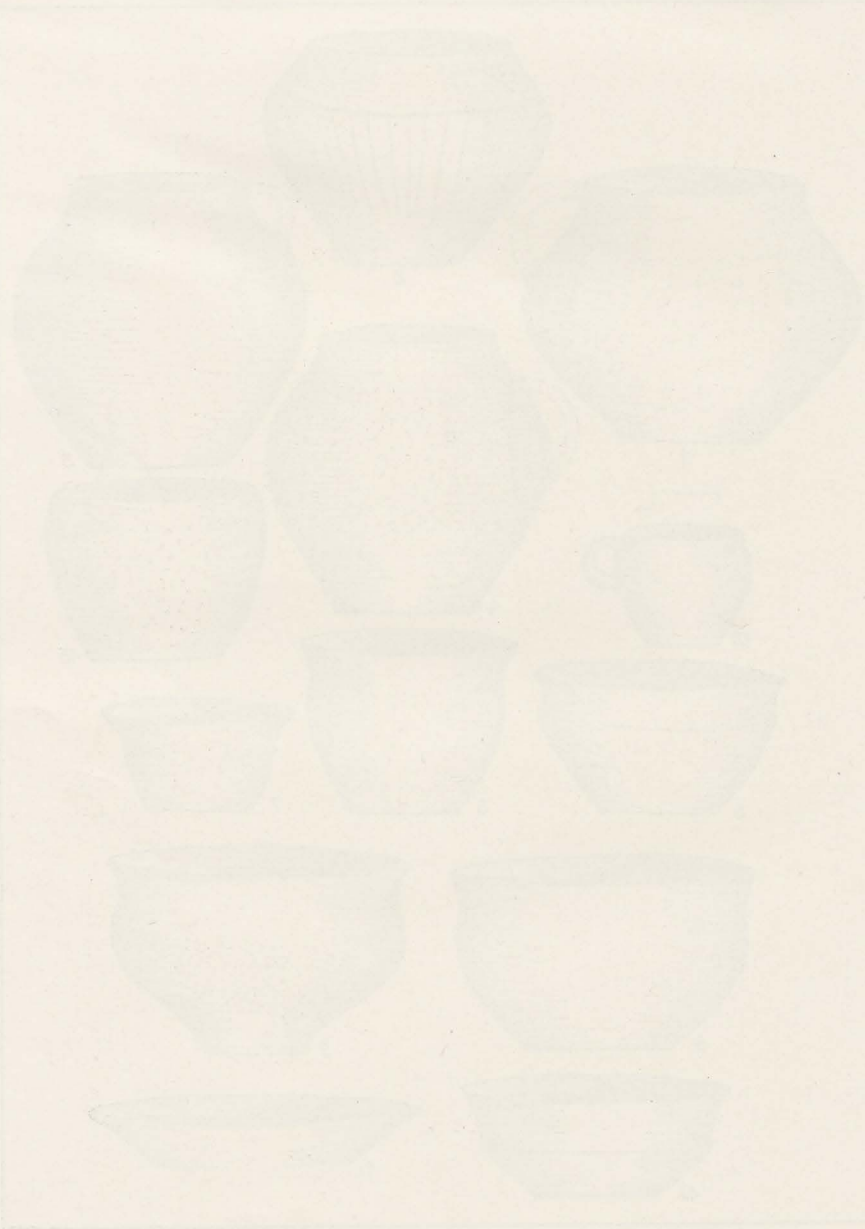


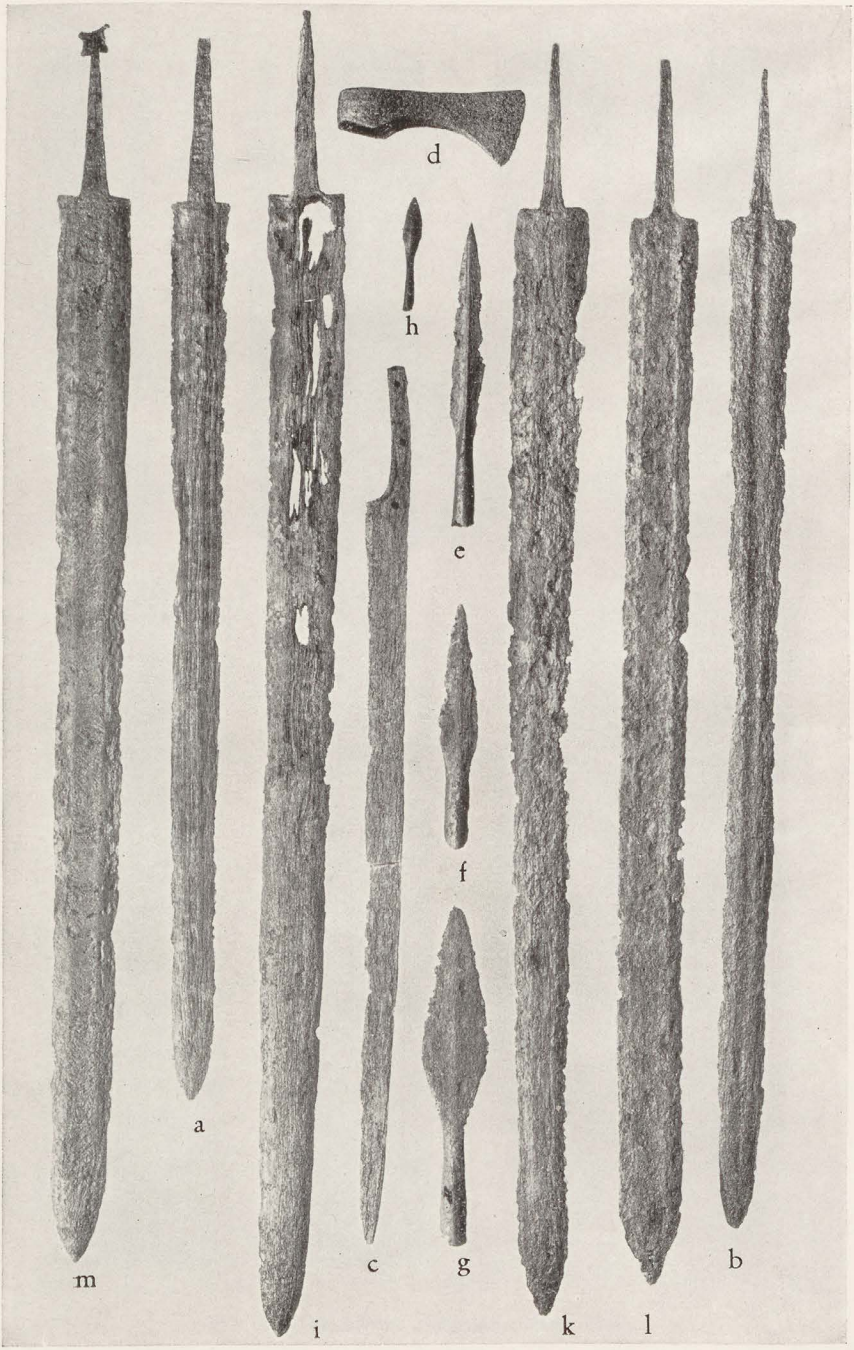
Parletten-See bei Stuhm

a Ofen 8 (Aufsicht und Querschnitt); b Ofen 9; c Ofen 11; d Ofen 12. — Maßstab etwa 1:25

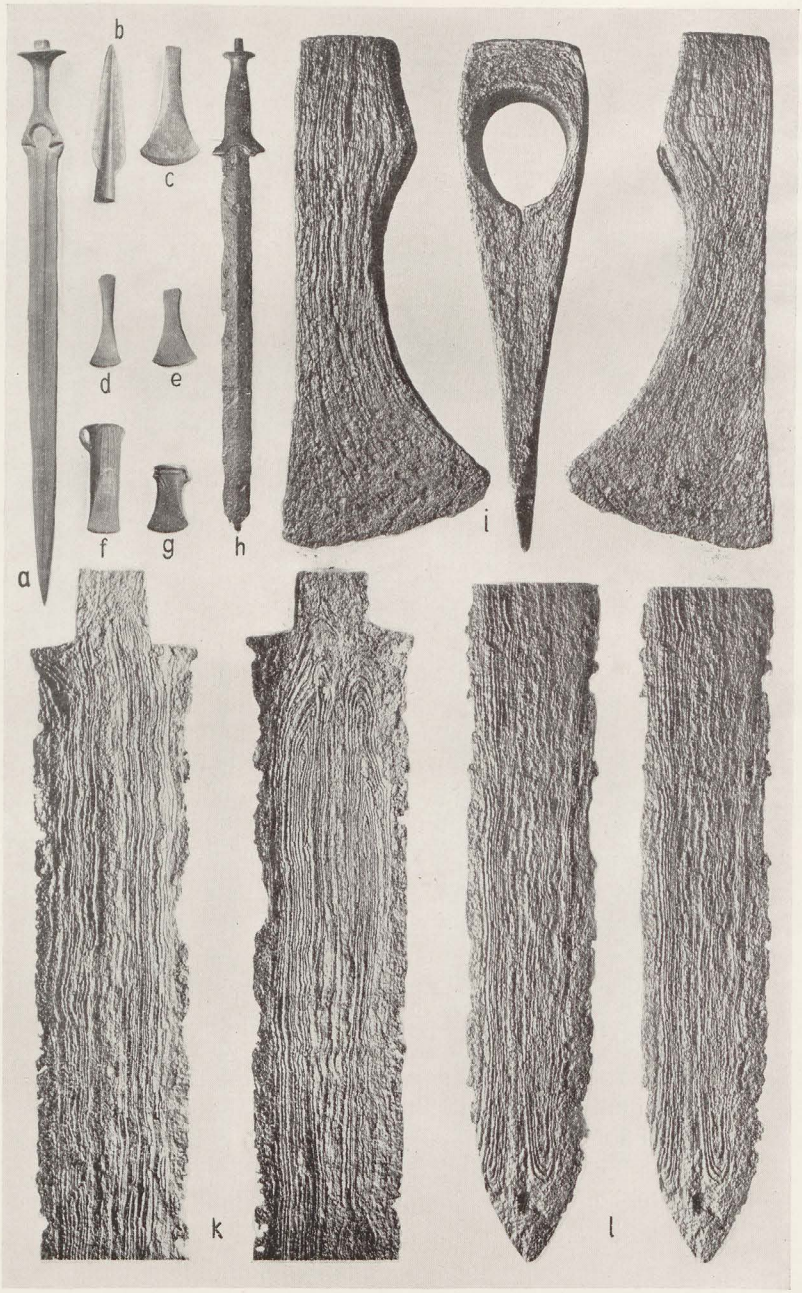


Parletten-See bei Stuhm
1—13 Tonware aus den Töpferöfen.



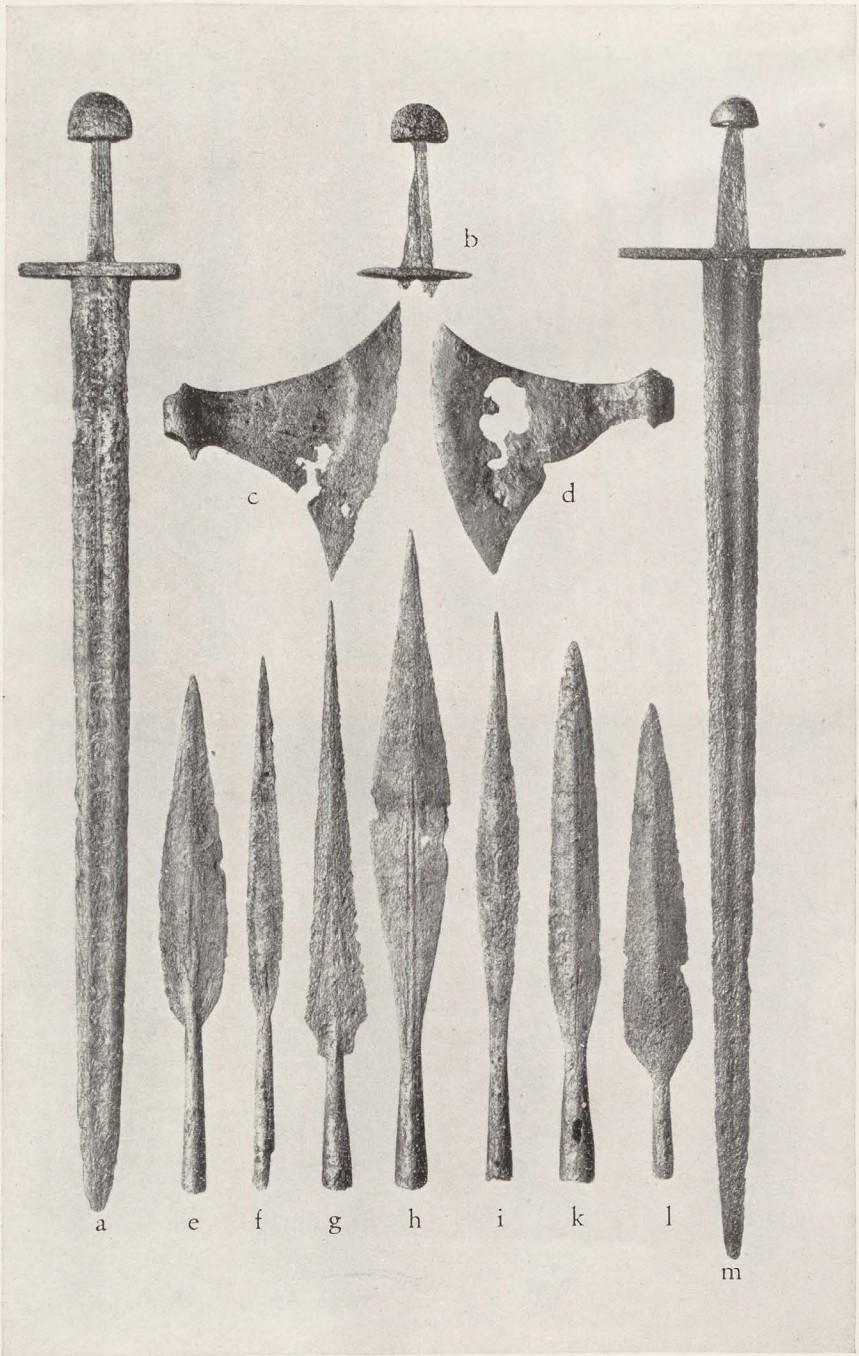


Aus der Warnow bei Schwaan (Mecklenburg)
Waffen der Großgermanen- und Völkerwanderungszeit. 1/5 nat. Gr.



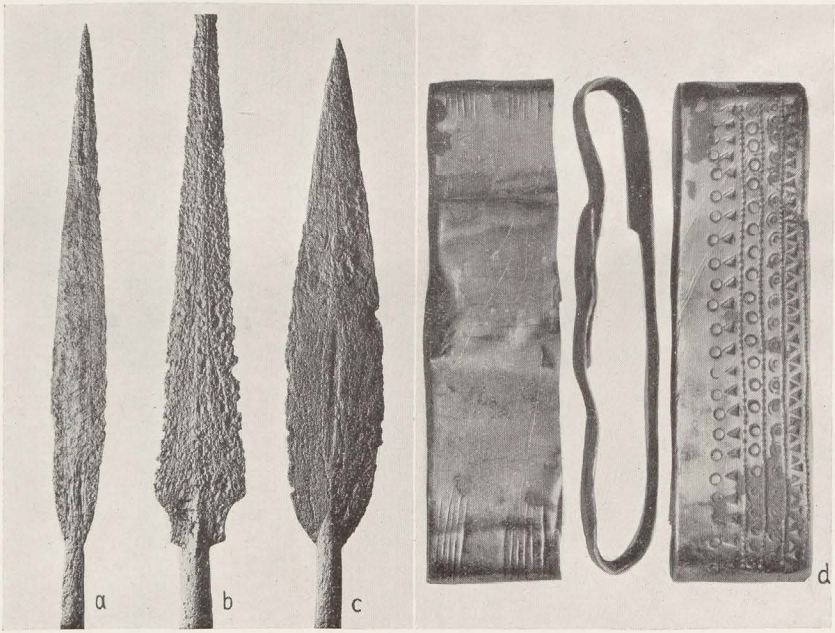
Aus der Warnow bei Schwaan (Mecklenburg)

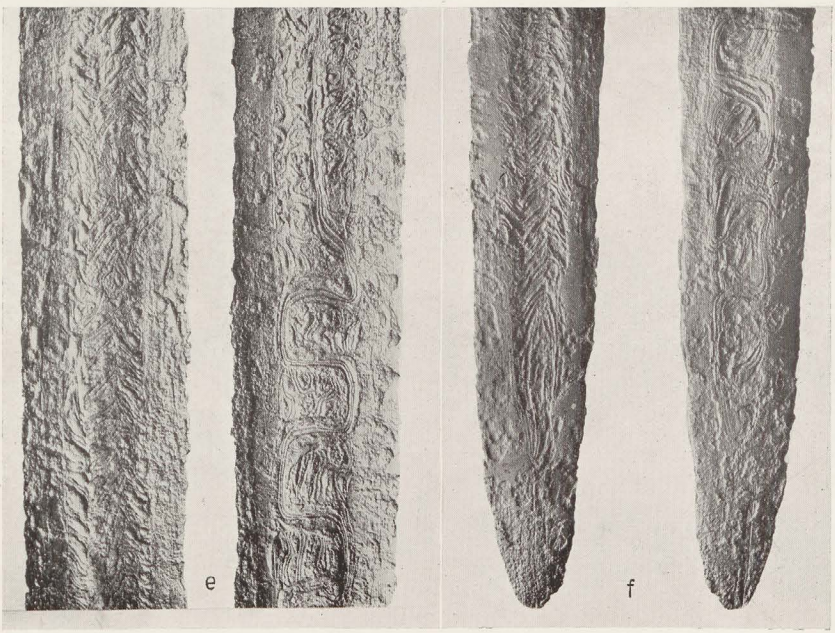
a—h Funde aus der Urgermanenzeit. a—e, g = etwa 1/8, f = etwa 1/6, h = über 1/7, i Axt der Großgermanenzeit, fast ½. k und l Schwert der Großgermanenzeit mit Drahteinlage, fast ½.



Aus der Warnow bei Schwaan (Mecklenburg)
a—l Waffen der Wikingerzeit. m Invokationsschwert des 13. bis 14. Jhdts. Alles 1/5 nat. Gr.

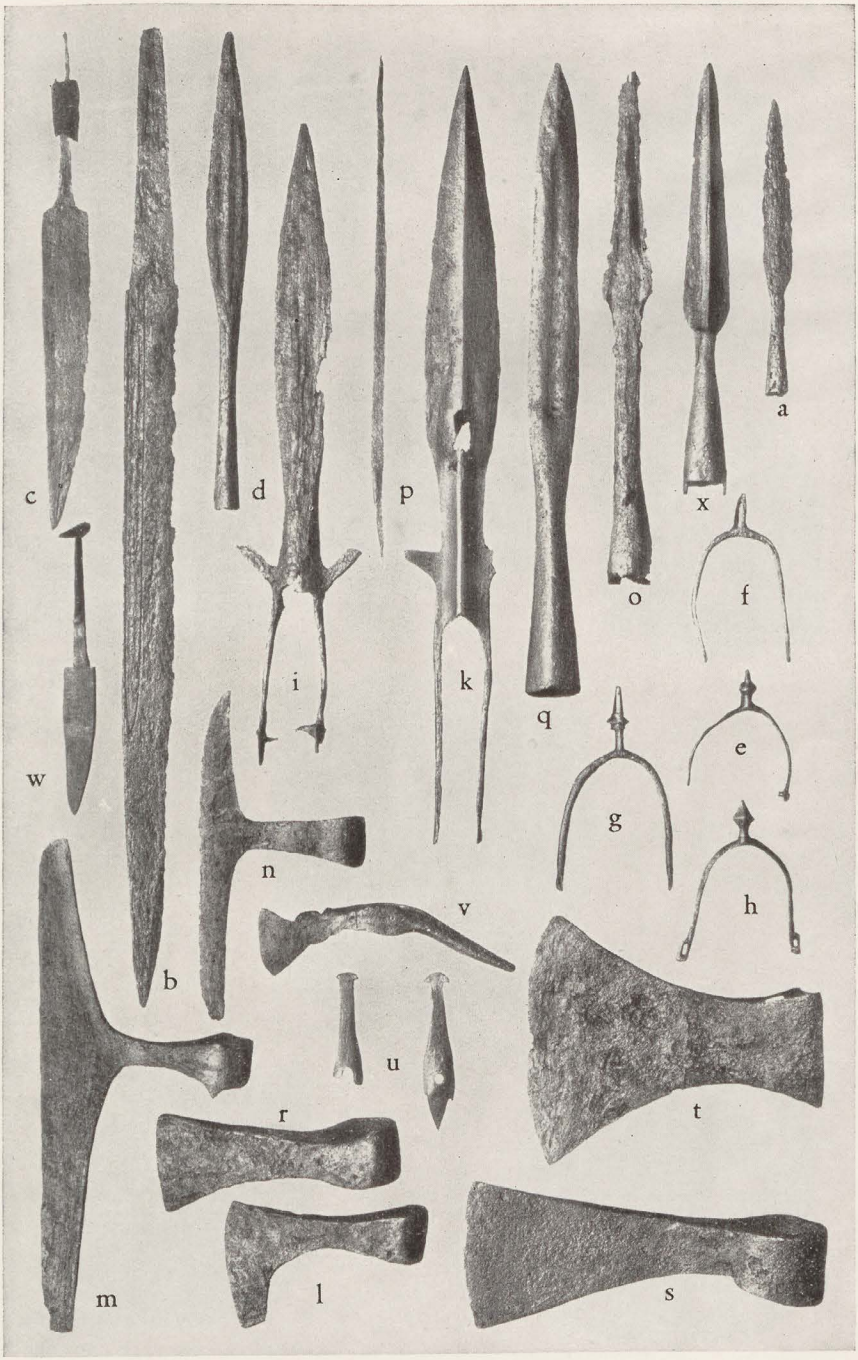
Zu J. Becker, Die Waffenfunde in der Warnow.





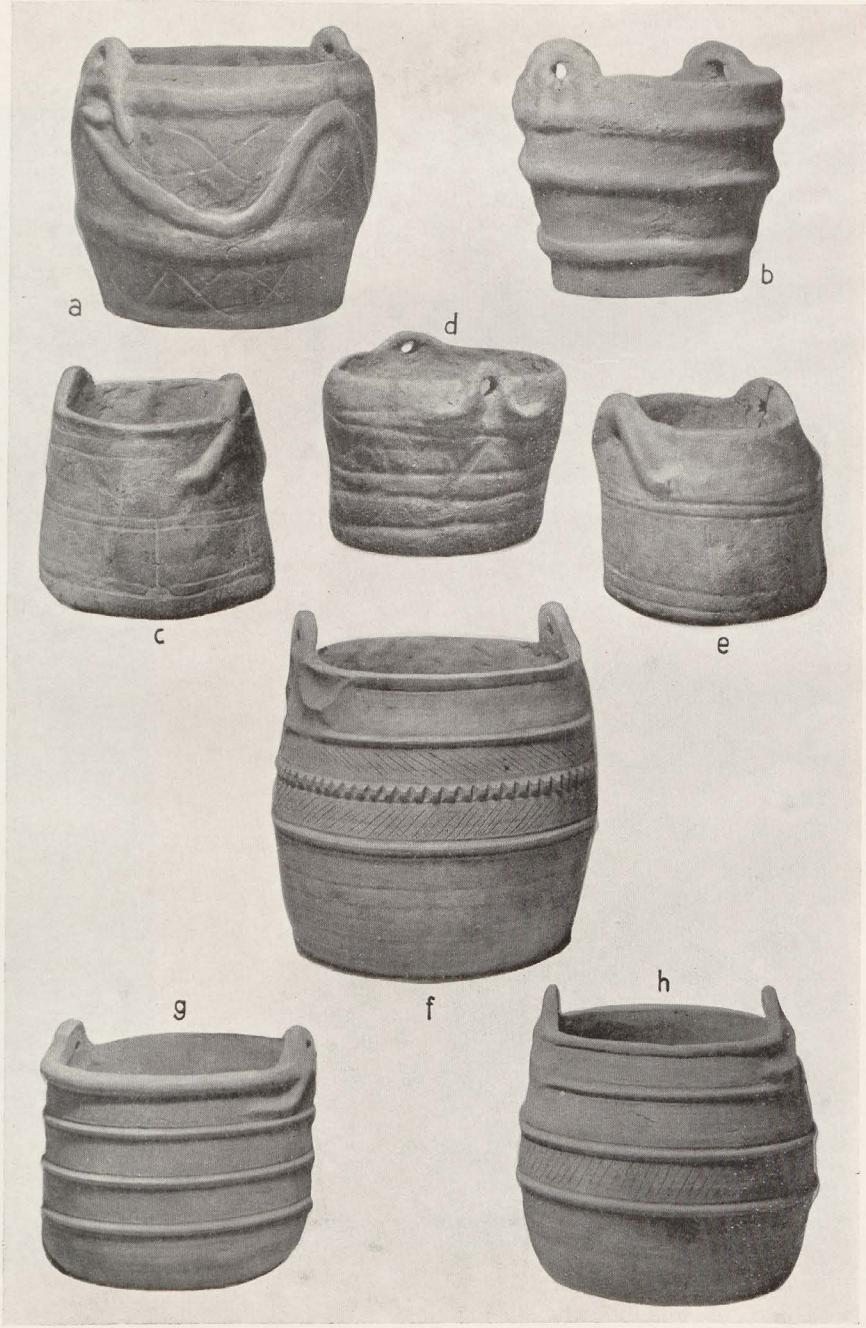
Aus der Warnow bei Schwaan (Mecklenburg)

a—c Lanzenspitzen der Wikingerzeit; d Scheidenmundblech der Völkerwanderungszeit; e—f Wurmbunte Klinge der Wikingerzeit. — a—c ½ nat. Gr.; d 1/1 nat. Gr.; e—f über ½ nat. Gr.



Aus der Warnow bei Schwaan (Mecklenburg)
Waffen und Geräte aus der Völkerwanderungszeit, der Wikingerzeit, dem Mitteltalter und der Neuzeit. Alles $^1/_5$ nat. Gr.

Zu J. Becker, Die Waffenfunde in der Warnow.

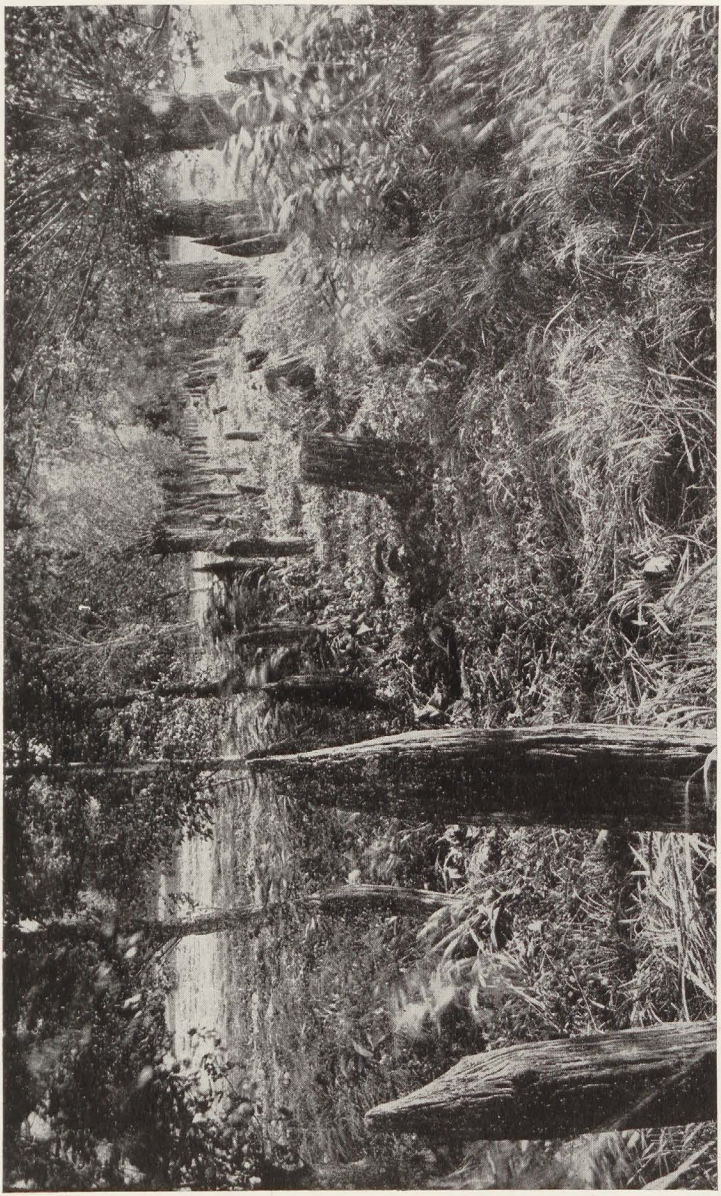


Staatsforſt Guttentag, Kr. Guttentag O/S
a—e Urſtücke; f—h Nachbildungen. — 1/1 nat. Gr.

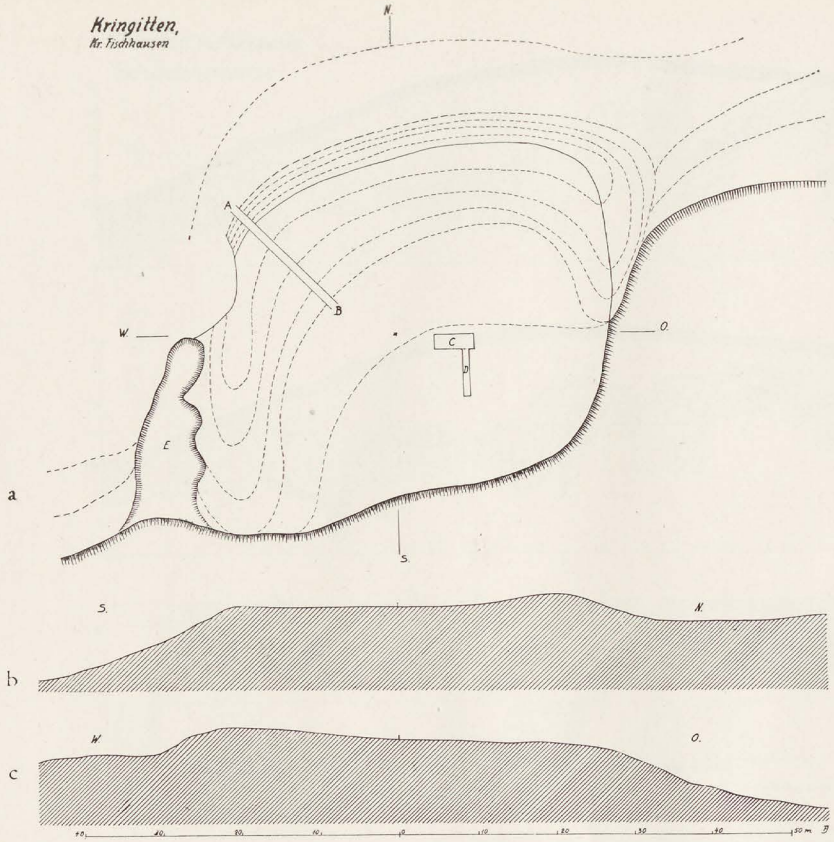
Die Pfahlbrücken bei Kl. Ludwigsdorf, Kr. Rosenberg.
a: Brücke I.

b: Reste der Brücke II.

Nach Aufnahmen von Dr. Rud. Hermann † (1909).

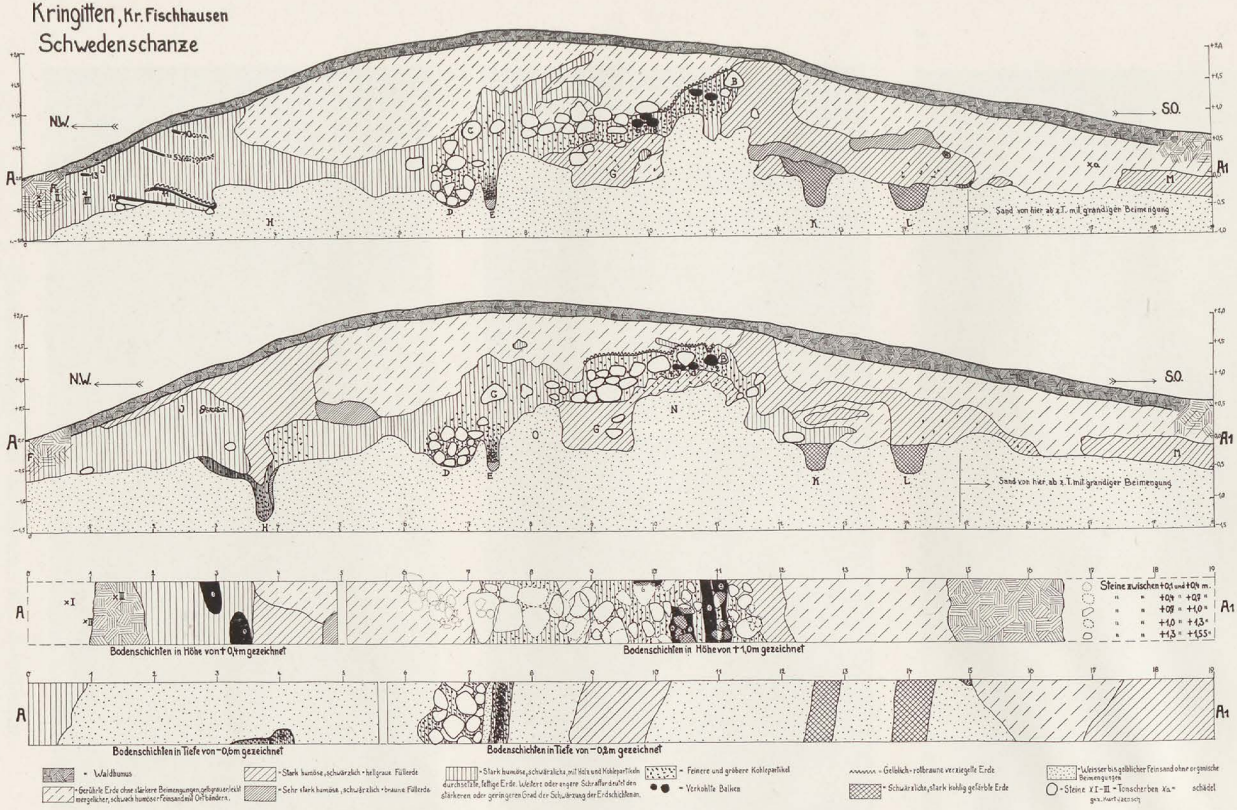


Die Pfahlbrücken bei Kl. Ludwigsdorf, Kr. Rosenberg.
Die Pfähle der Brücke I.
Nach Aufnahmen von Dr. Rud. Hermann † (1909).



Schwedenschanze von Kringitten, Kr. Fischhausen

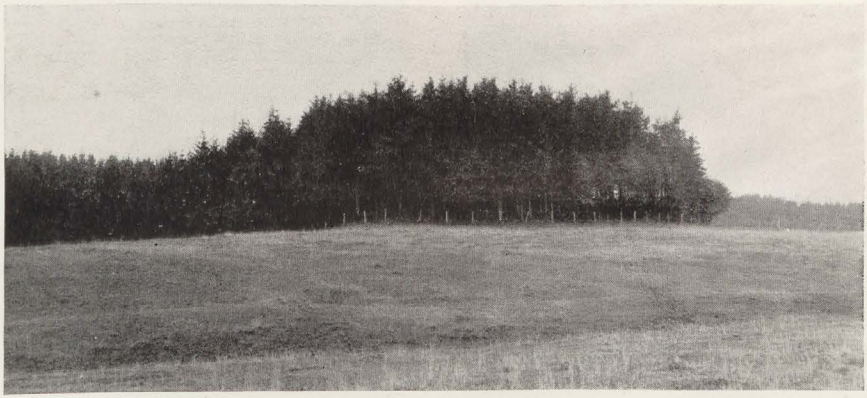
a) Grundriß. Die Ränder des Stirnwalles und des Steilhanges zur Bachschlucht sind besonders hervorgehoben. A B = Schnittgraben durch den Wall. C D = Suchgräben im Innenraum. E = Alte Sandgrube. N—S und O—W bezeichnen die Linien der Profile Taf. XXXV, b, c. — b: Nord-Süd-Profil. — c: Ost-West-Profil. — d: Die Scherbenfunde I—III aus der äußeren Wallböschung des Schnittgrabens. $^2/_3$ nat. Gr.



Schwedenschanze von Kringitten, Kr. Fischhausen

a: Profil an der Nordost-Wand des Grabenschnittes. — b: Profil an der Südwest-Wand des Grabenschnittes. (Spiegelbild.) — c: Planum-Aufsicht des Grabenschnittes in der Höhe zwischen + 0,8 und + 1,4 m. — d: Planum-Aufsicht des Grabenschnittes, zwischen 0 und 5 m S. O. in — 60 cm, zwischen 5 und 19 m S. O. in — 20 cm Tiefe gezeichnet.

a

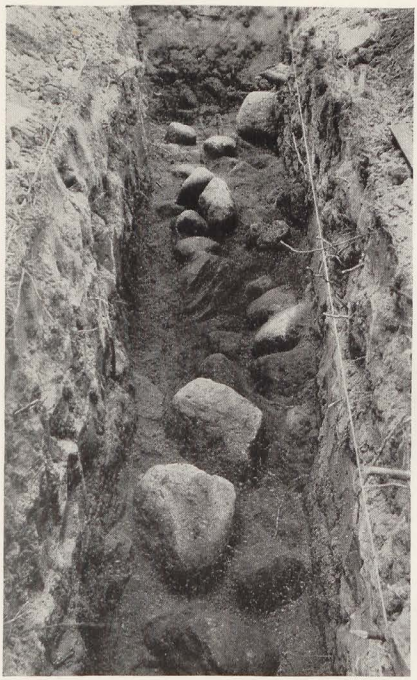


b

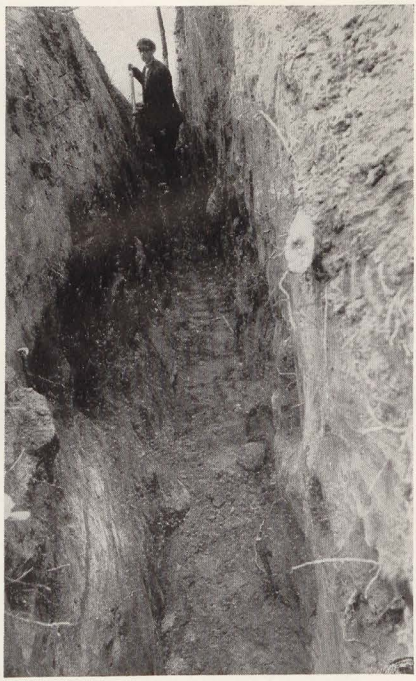
c

Schwedenschanze von Kringitten, Kr. Fischhausen

a: Gesamtansicht von Südosten. — b: Gesamtansicht von der Südwestecke aus. Blick in den Innenraum mit der flach ansteigenden inneren Wallböschung. — c: Äußere Wallböschung mit Grabendurchstich an der Nordwest-Ecke.

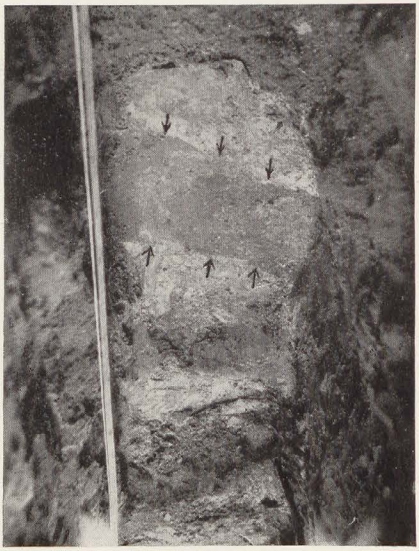


a



b

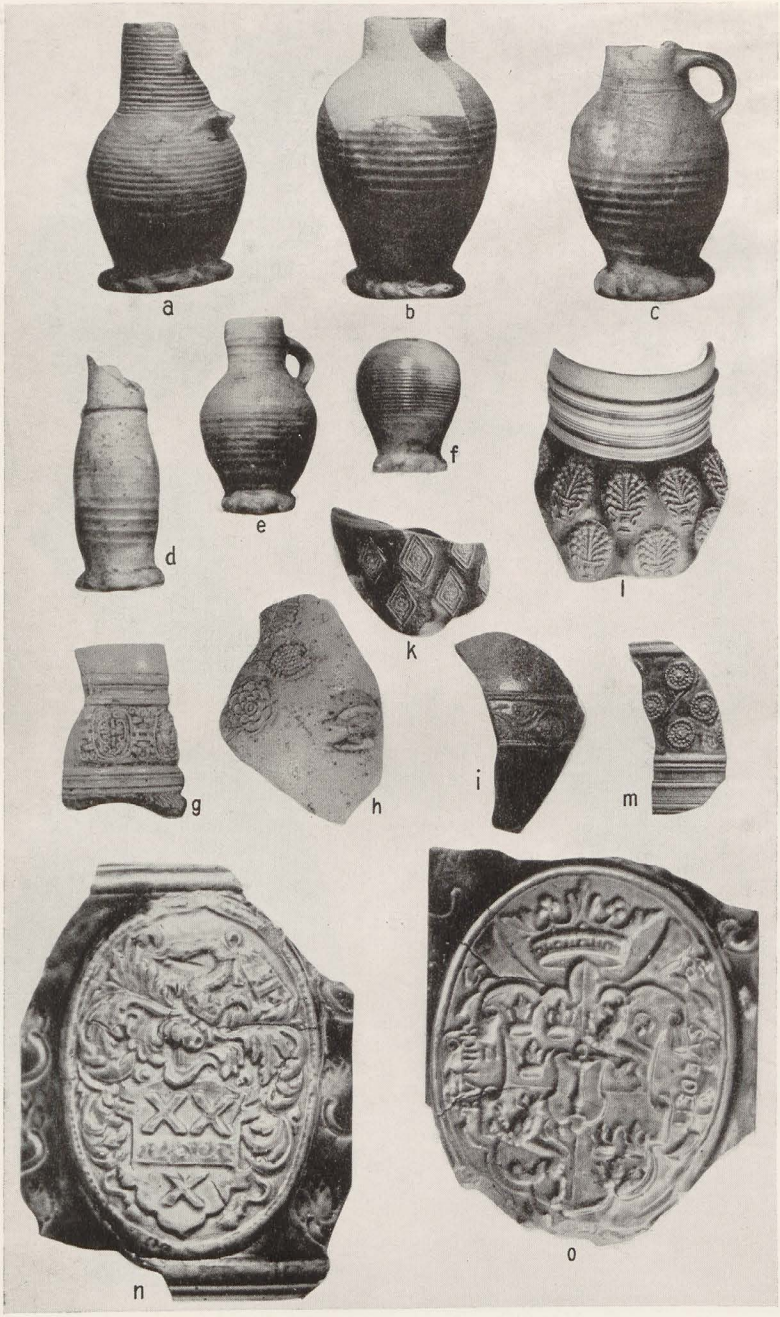
c



d

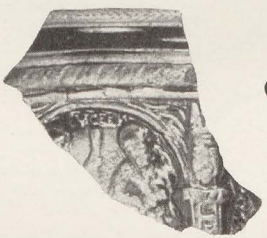
Schwedenschanze von Kringitten, Kr. Fischhausen

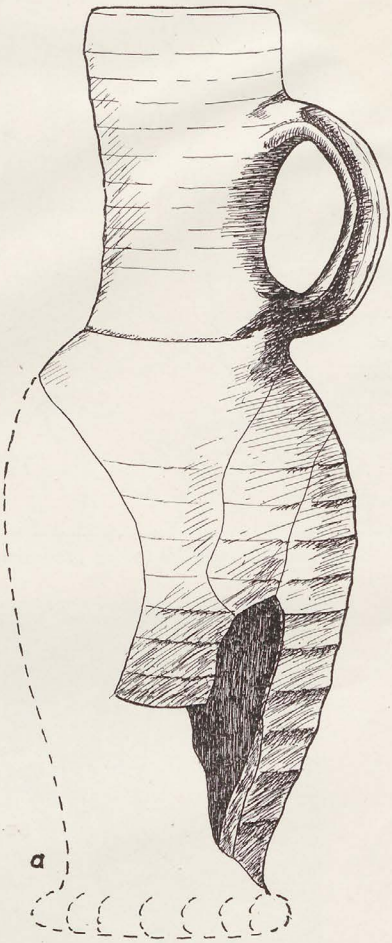
a: Blick in den Grabenschnitt mit der freigelegten Steinpackung CB von Nordwesten her. — b: Blick in den ausgetieften Grabenschnitt von Südosten her. An der linken Grabenwand ist deutlich die mit Holz, Kohlen und Steinen durchsetzte schwärzliche Humusschicht ECB kenntlich. Links im Vordergrund die Schlichtstreifen der Sandrampe N. — c: Die Kohlestreifen der äußeren Absturzschicht HJ (durch Pfeile bezeichnet) in der Nordost-Wand des Grabenschnittes bei 1 m S. O. — d: Der Graben E (durch Pfeile bezeichnet), auf dem Boden des Profilschnittes in — 40 cm aufgenommen.



Stadtgebiet Elbing

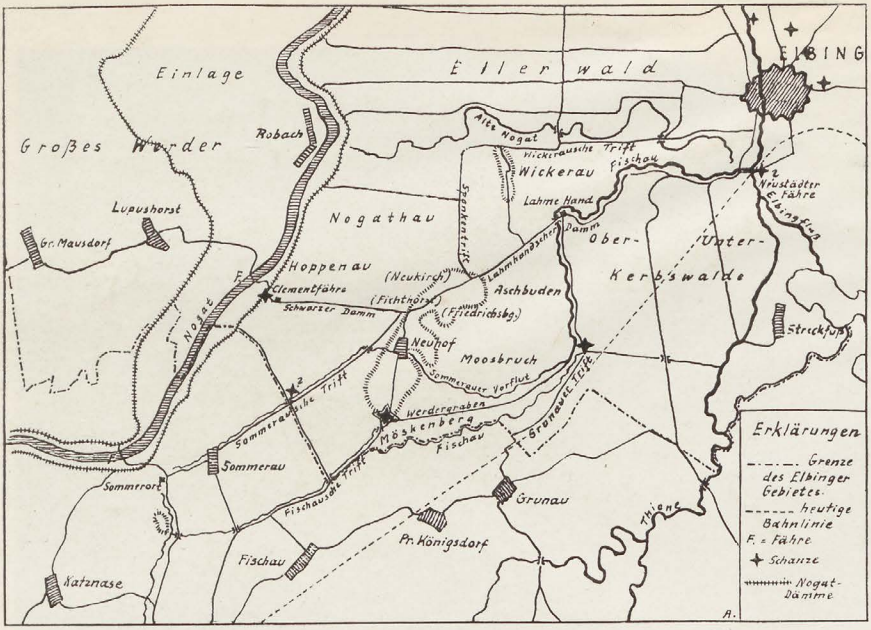
a, b, g, i, l—o Ordensschloß Elbing; c, d, f Kaufhaus am Elbing; e Hohe Brücke; h Neustädtische Wallstraße; k Dreierkertor. — a—f 1/6 nat. Gr., g—m 1/3 nat. Gr., n, o etwa 3/5 nat. Gr.



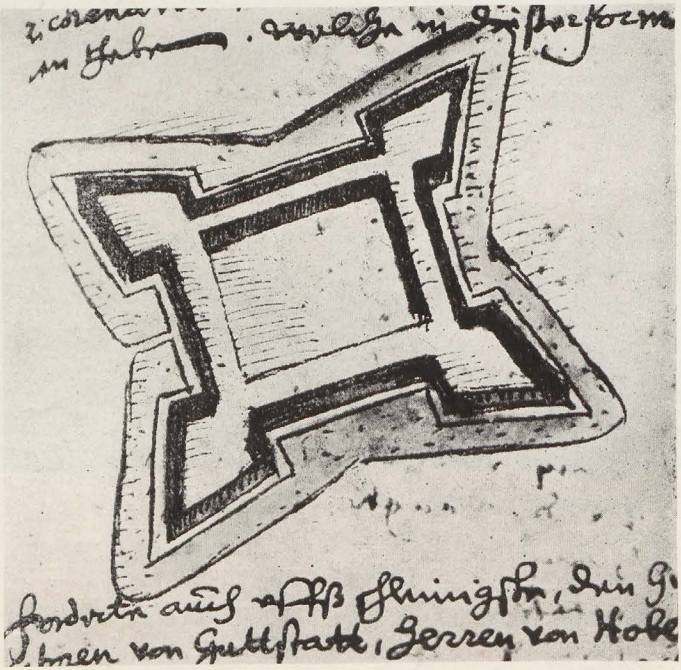


a, c Ordensschloß
b, d Dreierkertor
— a etwa ½ nat. Gr.;
b—c etwa ¾ nat. Gr.

Stadtgebiet Elbing



a. Lageplan der Schanzen von 1613 und 1629 in der Elbinger Niederung

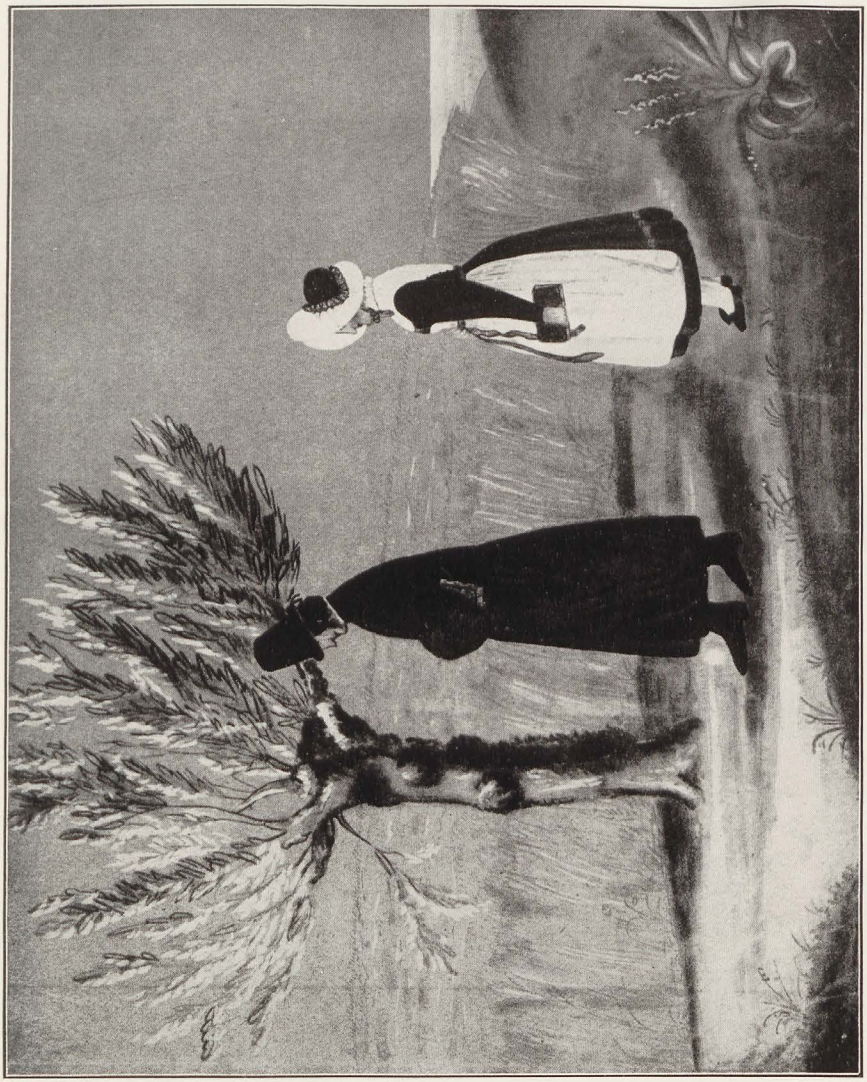


b. Neuhöfer Schanze von 1629. Zeichnung von Israel Hoppe. Or. im Stadtarchiv Elbing

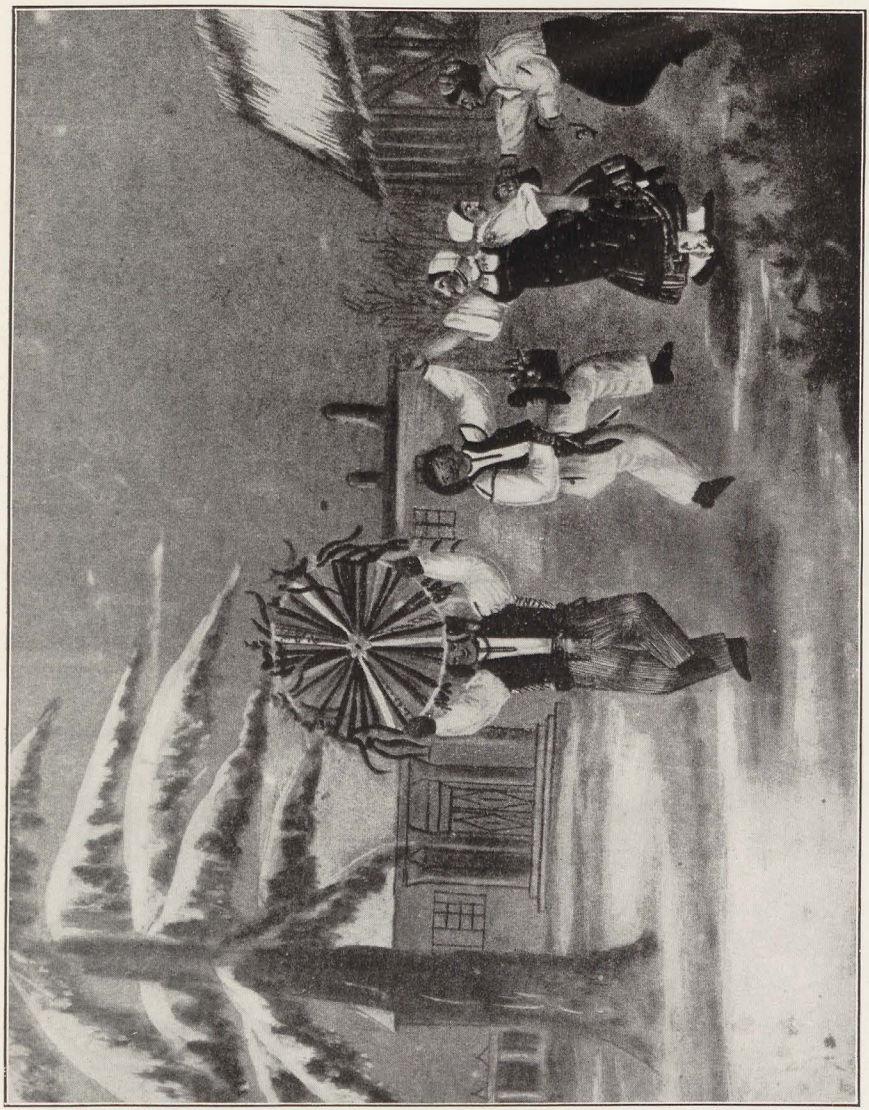
Zu G. Aßmann, Schwedenschanze bei Neuhof

Johanne Satori-Neumann, geborene Hiepe,
Patrizierin zu Elbing
(1786—1863)

(Nach dem Ölgemälde von Joseph Weiß senior, Elbing 1837.)



Auf dem Kirchgang. Bauer und Bäuerin von der Elbinger Höhe
Aquarell, etwa 1840. Prussia-Museum Königsberg



Bügeltanz an Fastnacht auf der Elbinger Höhe

Aquarell, etwa 1840. Prussia-Museum Königsberg

Schmiedestraße 10, Elbing

Heilig-Geist-Straße 17/18, Elbing